

Württembergisch Franken

Herausgegeben vom
Historischen Verein für Württembergisch Franken

Band 101

Schwäbisch Hall

2017

Schriftleitung

Herta Beutter, Gerhard Fritz,
Jörg Brehmer, Herbert Kohl und Armin Panter

ISSN 0084-3067

© Historischer Verein für Württembergisch Franken
Kontaktadresse: Herta Beutter, Keckenhof (Hällisch-Fränkisches Museum),
74523 Schwäbisch Hall,

E-Mail: Herta.Beutter@schwaebischhall.de

Für den Inhalt einschließlich der Abbildungen zeichnen die Verfasser verantwortlich.

Gesamtherstellung: Gulde Druck, Tübingen

Inhalt

Rolf S c h w e i z e r: Einige Beobachtungen zur hochmittelalterlichen Geschichte der Kumburg. Vortrag auf der Kumburg am 11. Juni 2016 anlässlich der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins für Württembergisch Franken	7
Stefan G. H o l z: Organisation und Verwaltung einer gräflichen Residenz in der Mitte des 16. Jahrhunderts. Die Hausordnung des Schlosses Langenburg von 1568	17
Jost W e y e r: Der Stuttgarter Baumeister Georg Stegle (ca. 1548–1598) und Schloss Weikersheim	37
Helmut N e u m a i e r: <i>Wie sich hin und wieder etlich Kriegs-Gewerbe er(z)eugete</i> . Die Landesdefension eines mindermächtigen Reichsstandes im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges – die Grafschaft Hohenlohe	69
Matthias O h m: Verborgten im Dreißigjährigen Krieg – der Münzfund von Buchenbach	89
Walther L u d w i g und Hellmar W e b e r: Johann Friedrich Beyschlags Dissertation von 1734 über das fossile Elfenbein von Schwäbisch Hall	99
Ulrich F r ö h n e r: Von der Schwierigkeit, ein Territorium zu konstituieren und zu behaupten. Der Streit zwischen Comburg und Hohenlohe um die Vorherrschaft über das Dorf Mistlau Teil 2: von 1788 bis 1802	127
Lena Stephanie G r ü n e r: Ein Papiertapetenfragment der Manufaktur Dufour. Zur Rekonstruktion eines verlorenen Dekorationsensembles von Schloss Kirchberg an der Jagst	157
Dietrich B l e h e r: Johann Friedrich Mayer – der „Gypsapostel“ als Pfarrer und Prediger in Kupferzell	191
Daniel K u h n: Vom Wesen des Krieges. Das Gefecht bei Tauberbischofsheim und der Deutsche Krieg von 1866 im nördlichen Württemberg	201
Philippe A l e x a n d r e: Theodor Rohleder (1864–1942), der Pfarrer von Haßfelden. Zur tragischen Entwicklung eines Pazifisten	245
Christoph B i t t e l: Von der „Zeitschrift“ zum „Jahrbuch“: 100 Bände „Württembergisch Franken“	279

Neue Bücher	337
Nachrufe	
Tobias Bär / Herta Beutter: Rolf Werner (17. Oktober 1933 – 25. Februar 2017)	357
Antonia von Alten: Fürst Friedrich Karl zu Hohenlohe- Waldenburg-Schillingsfürst ä.L. (19. Juni 1933 – 6. Juni 2017)	359
Mitteilungen des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und des Hällisch-Fränkischen Museums für das Jahr 2016	363
Orts- und Personenregister	371
Autoren und Mitarbeiter des Bandes	386
Richtlinien für die Gestaltung von Typoskripten	387
Abkürzungsverzeichnis	391



*Vorige Seite: Schrein des Marienretabels aus der Kirche in Rieden
(G. Westheim, Landkreis Schwäbisch Hall)
1440/1450, Eiche und Nussbaum geschnitzt, farbig gefasst, Löwen oder Brüssel
(Foto: Jürgen Weller, Schwäbisch Hall)*

Wie Chronisten berichten, soll im ausgehenden Mittelalter unweit des Dorfes Rieden ein tönernes Reliquienkreuz gefunden worden sein, das den Ort zu einer beliebten Wallfahrt werden ließ. Für die in Massen herbeiströmenden Gläubigen errichtete die Reichsstadt Hall 1436 eine repräsentative Kirche und stattete diese u. a. mit dem kostbaren flandrischen Marienretabel aus.

Der Schrein mit der erhöhten Mitte zeigt Szenen aus dem Marienleben: Vom Betrachter links beginnend ist die Vermählung Marias und Josefs dargestellt, in der Mitte die Geburt Christi und rechts die Anbetung der Hl. Drei Könige; unter dem Gesprenge des Auszugs ist in einem Wolkenkranz als Halbfigur der segnende Gottvater mit der Weltkugel in der Linken wiedergegeben.

2017 erhielt das Hällisch-Fränkische Museum den Altaraufsatz vom Landesmuseum Württemberg in Stuttgart als Leihgabe.

Die Riedener Kirchengemeinde hatte das Kunstwerk 1877 unter dem Zwang, das Kirchengebäude und dessen Ausstattung vor dem Verfall zu schützen, an die Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart (das heutige Landesmuseum Württemberg) verkaufen müssen.

Der Ausschnitt zeigt die Geburt Christi. Die Skulptur des neugeborenen Kindes fehlt. Das Original war schon vor 1877 entwendet und von der Kirchengemeinde durch eine Nachbildung ersetzt worden, die später ebenfalls gestohlen wurde (Wolfgang Deutsch in: Rieden 1290–1990. 1990, S. 69).

Einige Beobachtungen zur hochmittelalterlichen Geschichte der Kumburg¹

Vortrag auf der Kumburg am 11. Juni 2016 anlässlich
der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins
für Württembergisch Franken

VON ROLF SCHWEIZER²

Im Juni 1965 hat mich der damalige Leiter des Amtes für mittelalterliche Bodendenkmalpflege, Günther Fehring, auf die Kumburg gerufen, um die Freilegung der wenige Tage zuvor von Eduard Krüger entdeckten Krypta unter dem Ostchor zu begleiten. Unsere Tätigkeiten waren an den Fortgang der Erneuerungsarbeiten des zuständigen Hochbauamtes gekoppelt, finanziell wie zeitlich, und deshalb auch öfters wochenlang unterbrochen. Diese Arbeit wurde mit der Ämterreform der 1970er Jahre beendet, und sie erstreckte sich schrittweise vom Ostchor der Kirche bis hin zum westlichen Kirchturm. Seither sind 50 Jahre vergangen und es gibt außer dem Vortragenden nur noch einen Zeitzeugen, welcher täglich dabei war, Herrn Bruno Schwenger. Die Kumburg verbindet uns beide seit mehr als einem halben Jahrhundert.³

Vor wenigen Wochen war ich mit meinem Freund Gerhard Fritz im Gespräch unter anderem über die Kumburg. Er meinte: „Solange du alles noch geordnet im Kopf hast, solltest du darüber öffentlich reden“. In der Tat könnte man noch

1 Im Folgenden wurde der Vortragscharakter des Textes grundsätzlich beibehalten, der Text allerdings durch einige Literaturhinweise ergänzt.

2 Zur allgemeinen mittelalterlichen Geschichte der Kumburg: Rainer *Joß*: Kloster Kumburg im Mittelalter (FWFr 4). Sigmaringen ²1987 (z. T. ausführlicher: ¹1971) sowie *ders.*: Bemerkungen zur Bau- und Patroziengeschichte der Kumburg. In: WFr 65 (1981), S. 109–112; Fritz *Arens*: Das Rätsel der Sechseckkapelle auf Großkumburg. In: ebd., S. 51–100; Hans Joachim *von Brockhausen*: Zum Ritterfresko in der Sechseckkapelle auf Groß-Kumburg. In: ebd., S. 101–108; Horst *Wengerter*: Der romanische Kapitelsaal auf Großkumburg. Untersuchungen nach der ehemaligen Größe, Form und Ausstattung des 12. Jahrhunderts. In: ebd., S. 113–128; Hanna *Hien*: Das Kloster Kumburg im Mittelalter. Monastisches Leben am Rande der fränkischen Klosterlandschaft. In: WFr 95 (2011), S. 7–24.

3 Zu den Ausgrabungen ist seinerzeit nur ein Vorbericht erschienen: Günter P. *Fehring* / Rolf *Schweizer*: Großkumburg. Der romanische Gründungsbau der Klosterkirche und seine Geschichte. In: WFr 56 (1972), S. 5–29. Noch einmal mit der Materie befasst hat sich Ulrike *Plate*: Ein Forschungsbericht zur Geschichte der Großkumburg. In: WFr 78 (1994), S. 7–36, vgl. das Bild von der Brunnenkapelle S. 35.

vieles über die damalige Grabung erzählen. So habe ich beschlossen, heute eigentlich nur über den Stifter und die ersten 25 Jahre seiner Klostergründung zu sprechen.

Der „Bebauungsplan“: Die Ideen des Grafen Burkhard und deren Verwirklichung von 1075 bis zu seinem Tod

Seit der Untersuchung seiner sterblichen Reste (1948/50) wissen wir: Graf Burkhard lebte als Behinderter schwerkrank auf der Burg. Rückgratverkrümmungen, Gicht und Rheuma zeichneten seinen Körper. Diese Beschwerden jedoch scheinen seinen Geist und sein Tun nicht beschränkt, eher beflügelt zu haben. Die Sorgen um das Seelenheil der ganzen Familie führten zur Idee, auf den Platz der stolzen Burg ein Kloster zu stellen. War dieser Mann ein weitsichtiger Denker und Ideengeber oder war er ein Phantast? Hatte er einen Stab fähigster Leute um sich geschart, um die Gedanken in Taten umzusetzen? Allein aus dem Baubestand der alten Klosteranlage, die uns weitgehend erhalten geblieben ist, lassen sich die kühnen, fast wahnwitzigen Ideen Burkhardts erkennen, zugleich aber auch die technischen Fähigkeiten erahnen, was die Realisierung dieses Bebauungsplanes angeht.

Das neue Kloster soll auf dem von Ost nach West gerichteten, langgestreckt schmalen Felsgelände der Burg, und zwar in streng axialer Symmetrie errichtet werden. Dabei neigt man den real existierenden Halsgraben zwischen Vor- und Hauptburg. Genau über diesem Einschnitt sollte, so die Pläne, das Querhaus der Kirche errichtet werden. Ebenso soll jene schmale Felsplatte im Westen, welche für Kreuzgang und Klausurgebäude in der Breite nicht ausreicht, durch ein nördlich angefügtes, außerhalb des Felsens zu erstellendes, auf tiefer liegendem Gelände errichtetes Gebäude „passend“ gemacht werden, denn nur auf diese Weise ließ sich jene vom Stifter geforderte Idee einer durchgehenden Ost-West-Achse für die gesamte Anlage realisieren.

Die Wasserzuleitung

Allerdings, was bisher völlig außer Acht gelassen wurde, viel wichtiger noch als ein noch so perfekter Bebauungsplan, ist die Frage: Wie wird das zukünftige Kloster mit dem notwendigen Wasser versorgt? Ohne Wasser kein Kloster!

Sicher war Graf Burkhard als langjähriger Burgherr nicht nur Idealist, Denker und Förderer, sondern genug Realist, um zu wissen, dass die alte Wasserversorgung mittels Ziehbrunnen bzw. Zisternen für das von ihm geplante Kloster unzureichend sein wird. Deshalb war die Schaffung einer leistungsstarken Wasserversorgung noch **vor** Baubeginn zu planen und sogar zu realisieren. Die Quellhorizonte am gegenüberliegenden Hessentaler Hang liegen hoch genug.

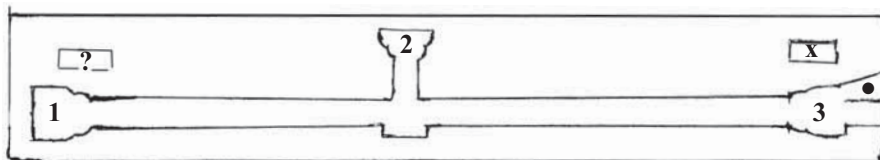


*Gussform der Wasserleitung, heute auf der Comburg befindlich
(Bild: Christian Schweizer)*

Allerdings, um durch das Tal zu kommen, benötigt man eine Leitung aus Röhren, die dem nötigen Druck standhalten. Wer vermochte damals, vor 900 Jahren, ein derartiges, technisch realisierbares Bauwerk zu planen und herzustellen? Offensichtlich lösten Burkhard's Spezialisten diese Aufgabe, denn im Untergeschoss des Westturmes soll ein funktionsfähiger Brunnen existent gewesen sein, dessen Abflussrinne 1964 von Eduard Krüger, quer durch den Kreuzgarten führend und in eine dortige Zisterne mündend, freigelegt worden war.

In den 1930er Jahren hatten Mitarbeiter des Denkmalamtes schon einmal nach dem Brunnen im Untergeschoss des Turmes gesucht. Ihren uns vorliegenden Notizen zufolge war aber das Unternehmen erfolglos. Sie stießen auf den „gewachsenen Fels“ und brachen die Arbeiten ab. Dies mag vielleicht der Grund dafür gewesen sein, dass Eduard Krüger in den 40er Jahren bei seinen Grabungen im südlichen Bereich des östlichen Kreuzgangflügels die Suche nach dem Brunnen nicht nochmal aufgenommen hat. Krügers Notizen und Pläne von damals standen uns zur Verfügung.

Nun aber zu jenen uns 1965 gestellten Aufgaben: Wir räumten die in der Barockzeit verfallene Krypta aus und sammelten dabei viele interessante Erkenntnisse, welche allein einen Vortrag wert wären. Die bedeutendsten Funde aus dem Füllschutt waren jedoch die Reste von farbig gefassten Chorschranken aus Stuck – die ältesten, die wir kennen (jetzt zu sehen im Landesmuseum Württemberg in Stuttgart). Desweiteren konnten wir später an der Südwand des Querhauses, also jetzt in der Wintersakristei, die Gestaltung der Außenfassaden der romanischen Kirche erkunden und dort sichtbar belassen. Außerdem konnten wir den nördlichen Bereich des östlichen Kreuzgangflügels untersuchen und damit Krügers Befunde von 1940/42 aus dem gegenüberliegenden, südlichen Bereich bestätigen.



*Zeichnung der Gussform der Wasserleitung auf der Comburg:
Eine Hälfte der Gussform mit Formschloss x.
1: Endmuffe, 2: Abzweigmuffe, 3: Obere Muffe mit Einfüllöffnung •
(Bild: Rolf Schweizer)*

Der östliche Kreuzgangflügel verlief über Stufen tiefer gelegt unter dem westlichen Hauptaltar bzw. dessen Aufgang hindurch, und man konnte über Stufen von unten aus in die geistlichen Räume des westlichen Kirchenbereichs gehen. An der tiefsten Stelle lag der Zugang ins Brunnenhaus im Untergeschoss des Turmes. Hatte diese Tieferlegung des Brunnens und des östlichen Kreuzgangflügels vor 900 Jahren vielleicht sogar seinen Grund in den Druckverhältnissen der Wasserversorgung? Das kann möglicherweise durch ingenieurmäßige Untersuchungen geklärt werden.

Mit seinen abschnittswisen Tieferlegungen ist in seiner Machart dieser östliche Kreuzgangflügel schon allein ein bauliches Unikum, aber er wurde allerdings noch übertroffen durch jene beiden nach Süden und nach Norden weiterführenden Fortsätze. Nach Süden wurde dadurch das Ostende des großen Vikarienbaues, der Kapitelsaal, erschlossen, und nach Norden erreichte damit der Gang eine Kapelle am östlichen Abschluss, des sog. Adelmanbaus. Dort ist das große Ostfenster dieser Kapelle noch vorhanden. Der ehemalige, um vier Stufen tiefer liegende Raum der Johanneskapelle dient jetzt als Treppenhaus. Seine Säulengalerie, wie jene im Kapitelsaal, existierte ehemals auch hier. Die Symmetrie der Kreuzgang-Anlage ist bis auf diesen bedauerlichen barockzeitlichen Eingriff bis heute existent.

Nach all diesen Erkenntnissen fehlte nur noch der Brunnen, und wir hegten Zweifel an den Angaben unserer Vorgänger aus den 1930er Jahren. Allerdings erkannten wir jenen 1930 vermeintlich erschlossenen, „anstehenden“ Fels als ortsfremden Keupersandstein, also nicht als den tatsächlich anstehenden Muschelkalkfels, auf dem das Turmfundament ruht.

Der Brunnen

Wir legten den Sandsteinblock frei, der sich dann als unterstes Brunnenbecken zu erkennen gab. Dieses schalenartig bearbeitete runde Werkstück kann seiner Größe wegen nur zeitgleich mit dem Fundament des Turmes eingebaut worden sein. Im Zentrum des Bodenbeckens scheint ein Brunnenstock gestanden zu ha-



*Brunnenkapelle (Bild: Michael Greiner [Red.]:
Die Comburgen bei Schwäbisch Hall. Stuttgart 2010)*

ben und eine Abflusssrinne führt nach Westen hinaus in den Kreuzgarten. Von Nordosten her erfolgte die Wasserzufuhr ehemals über Leitungsrohre, deren Trasse mit rinnenartig ausgehöhlten Lagersteinen sichtbar wurde. Offensichtlich führte vom Brunnen aus eine abzweigende Leitung nach Nordwesten, hinüber zur Küche bzw. zur Abtei. Die Frage, die sich nun stellte, war: Wie mögen die Rohre dieser Druckleitung vor 900 Jahren ausgesehen haben und aus welchem Material waren diese wie gestaltet? Eine Wasserleitung von mehr als einem Kilometer Länge, die durch das Tal auf den Berg zu führen war, ist für die damalige Zeit ein technisches Meister- und Wunderwerk. Ihre Rohre aus Ton zu fertigen und zu brennen oder sie als hölzerne Deichelleitung zu bauen, war wegen des Druckes, der auf dieser Leitung lag, wohl undenkbar. Völlig utopisch aber schien uns nach unserem damaligen Kenntnisstand eine Leitung aus bronzenen Röhren. So etwas gab es doch seinerzeit noch gar nicht – ganz zu schweigen von den Kosten des Metalls!

Spätestens in barocker Zeit wurde unsere Leitung abgebaut. Mit dem Bau der neuen Kirche wurde auch der Brunnen im Untergeschoss des Westturmes aufgegeben. Könnten dort aber noch irgendwelche Reste von den Röhren zu finden sein? Beim aufmerksamen Untersuchen der Abbruchschicht konnten drei Objekte als Hinweis auf die verlorene Leitung gefunden werden: Erstens ein etwa daumengroßes Bruchstück von der Seitenwand einer bronzenen Röhre mit ca. 7–10 mm Wandstärke; dann ein in Schichten abgelagertes Stück Kalksinter, ca.

50 mm, das aus einer solchen Röhre stammen und uns Auskunft geben könnte über den inneren Durchmesser der Leitungsrohre. Drittens kamen im Abstand von jeweils ca. 1,8 m drei Reste von verklopften Bleischnüren zutage, welche mit der Technik des Abdichtens der Anschlussstellen in Verbindung zu bringen sind. Von jetzt ab waren wir uns bewusst: Die Kumburg birgt die Reste einer technisch einzigartigen Versorgungsanlage, nämlich einer Druckleitung aus Bronze und das aus der Zeit vor 900 Jahren. Gibt es Beispiele dafür anderen Ortes? Wer konnte dafür die notwendigen Kenntnisse haben und wie sollten die Rohre aus Metall dafür gefertigt worden sein? Fragen über Fragen! Die einschlägigen Handbücher zur Wasserversorgung im Allgemeinen und zu Wasserleitungen im Besonderen während des Mittelalters und der Frühen Neuzeit befassen sich durchweg mit späteren Zeiten und nicht mit dem 11. Jahrhundert.⁴ Es gibt aber eine lange nach unserer Grabung erschienene, exzellente Einzelstudie aus dem Jahr 1991, die sich intensiv mit der Wasserversorgung im Mittelalter im Allgemeinen und in Klöstern im Besonderen beschäftigt.⁵

Dann rief man uns anfangs der 1970er Jahre nochmals in den Bereich des Ostchores. Dort beabsichtigte das Bauamt, für die ausgelagerten sterblichen Reste der beiden Dekane, zunächst des Dekans Ulrich zu Guttenberg (als seinerzeitigem Bauherren) und dann des Dekans zu Erthal, neue Gräfte anzulegen, wozu ein Platz westlich der Krypta und nördlich der Mittelachse vorgesehen war. Wie zu erwarten, konnten auch dort im Füllschutt weitere Chorschrankenfragmente gefunden werden, und in der Mittelachse entdeckten wir eines der alten Stiftergräber. Die Grabstätte lag, verfüllt mit barockem Abbruchschutt, ohne Abdeckplatte vor uns.

4 Günter *Bayerl*: Historische Wasserversorgung. Bemerkungen zum Verhältnis von Technik, Mensch und Gesellschaft. In: Ulrich *Troitzsch* / Gabriele *Wohlauf* (Hg.): Technikgeschichte. Historische Beiträge und neuere Ansätze (Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft 319). Frankfurt/M. 1980, S. 180–221; *Bayerl* nennt als älteste Leitungen solche aus dem 15. Jahrhundert. Das gleichzeitig erschienene, seinerzeit vieldiskutierte Werk von Jean *Gimpel*: Die industrielle Revolution des Mittelalters. Zürich, München 1980, S. 39 ff und 44 ff nennt zwar den seit dem 11. Jahrhundert aufblühenden Metallbergbau, geht aber auf Spezialprobleme wie eventuelle frühe Wasserleitungen aber nicht ein. – Auch ansonsten wird, was mittelalterliche Metallverarbeitung angeht, in den Handbüchern und Überblickswerken das 11. Jahrhundert weitgehend ausgeblendet. Der Schwerpunkt liegt auf späteren Jahrhunderten, vgl. die von verschiedenen Autoren verfassten Metallkapitel bei Uta *Lindgren* (Hg.): Europäische Technik im Mittelalter. 800 bis 1400. Tradition und Innovation. Berlin 1996, S. 137–220; und das Metallkapitel bei Günter *Bayerl*: Technik in Mittelalter und Früher Neuzeit. Darmstadt 2013, S. 135–162; Sven *Hauschke*: Das Metallhandwerk. Eisen-, zinn- und kupferverarbeitende Gewerbe. In: Christine *Sauer* (Hg.): Handwerk im Mittelalter. Darmstadt 2012, S. 57–70. Die Archäometallurgie hat dagegen ihren Schwerpunkt auf weiter zurückliegenden Epochen und beschäftigt sich jedenfalls nicht mit bronzenen Wasserleitungen, vgl. Paul D. *Craddock*: Early Metal Mining and Production. Edinburgh 1995; Christian *Strahm*: *Helvetia Archaeologica* 25 (1997), S. 2–39.

5 *Frontinus-Gesellschaft* (Hg.): Die Wasserversorgung im Mittelalter (Geschichte der Wasserversorgung 4). Mainz 1991. Zu Klöstern insbesondere, knapp: Klaus *Grewe*: Wasserversorgung und -entsorgung im Mittelalter. In: ebd., S. 11–88, hier insbesondere 32–48; zu Klöstern ausführlich: Clemens *Kosch*: Wasserbaueinrichtungen in hochmittelalterlichen Konventanlagen Mitteleuropas. In: ebd., S. 89–148; vgl. auch: C. James *Bond*: Mittelalterliche Wasserversorgung in England und Wales. In: ebd., S. 149–184; Paul *Benoit* / Monique *Wabont*: Mittelalterliche Wasserversorgung in Frankreich. Eine Fallstudie: Die Zisterzienser. In: ebd., S. 185–228.

Das Stiftergrab im Ostchor und sein Bezug zur Wasserleitung

Ein steinerner Sarg im Boden war aus plattenartigen Sandsteinen zusammengesetzt. Sorgfältigst wurde der Füllschutt nach Spuren eines des darin begrabenen Stifters durchsucht. Um 1220/30 sind, wie bekannt, die Gebeine der vier Stifterpersönlichkeiten aus ihren Grabstätten geborgen und, je nach Person geordnet, in die bekannte steinerne Tumba übertragen worden. Die uns gestellte Frage lautete: Welcher der vier Männer lag hier und können wir dies nach 900 Jahren noch klären? Wir konnten es noch! Im steinernen Sarg fanden sich kleine Skelett-Teile, welche sich einwandfrei dem Skelett des Grafen Burkhard zuordnen ließen, so z. B. fehlte der gefundene verknöcherte Kehlknorpel nur bei seinem Skelett. Also hatten wir das Grab des eigentlichen Stifters gefunden, und in der Folge wurde später die Tumba im Chor genau über dieser Grablege aufgestellt. Der Graf starb als Mitglied des Klosterkonvents, also als einfacher Mönch, im Jahr 1096/97.

Vielmehr allerdings als nur das Grab des Stifters wurde die Grabstätte selbst zu einem historisch, technischen, archäologischen Kleinod, denn als südliche Seitenwand des steinernen Sarges – also rechtsseitig entlang des darin ehemals Bestatteten – war ganz gezielt ein spezieller Stein eingebaut, der meines Erachtens explizit dafür gedacht war, der Nachwelt die Genialität des Stifters zu vermitteln. Der Stein sollte zeigen, welcher außergewöhnlicher Mensch hier begraben lag. Was erzählt uns dieses Werkstück? Es berichtet uns vom Fortschritt der handwerklichen Kunst und Technik damaliger Zeit. Der Stein war als Metallgussform perfekt zugerichtet worden und bildete zusammen mit einer zweiten spiegelbildlich gearbeiteten, jedoch verlorenen Hälfte eine Gussform für etwa 2 m lange Bronzeröhren.⁶ Die vorliegende Form wurde nach mehrfachem Ge-

6 Zur Wasserleitung auf der Komburg allgemein: Clemens *Kosch*: Klausurquadrant, Westchorturm und Brunnenstube der Großcomburg. Ein Beitrag zur Erforschung axialer Konventsanlagen des Hochmittelalters. In: *WFr* 65 (1981), S. 5–50, insbesondere S. 48 f. die Fotos und Lagepläne von Brunnen und Wasserleitung; *ders.*: Die Wasserleitung vom Ende des 11. Jahrhunderts im ehemaligen Kloster Großcomburg. In: *Frontinus-Gesellschaft* (wie Anm. 5), S. 237–243 (mit zahlreichen Abbildungen und Plänen). *Kosch* geht davon aus, dass die Wasserleitung einen Laufbrunnen speiste. Sie muss – nach dem Prinzip der kommunizierenden Röhren – von einer weit außerhalb des Klosters liegenden Quelle gespeist worden sein, die höher lag als ihr Brunnenbecken auf der Komburg. *Kosch* geht – anders als die Ausgräber – davon aus, dass es sich bei der Platte im Grab Burkhardts nicht um eine Gussform handelt, weil die Gusskanäle fehlen. Vielmehr handle es sich bei der Platte um eine „Umhüllung der Wasserleitung“, die dann aber nicht wie vorgesehen zum Einsatz kam, sondern „ausgesondert worden“ sei. Die Deutung *Koschs* erklärt indessen nicht die hitzebedingte rote und schwarze Verfärbung der Platte. Gusskanäle könnten in der anderen – nicht erhaltenen – Gegengussplatte vorhanden gewesen sein. – *Kosch* verweist ferner auf die zwischenzeitlich ausgegrabene Wasserleitung des Klosters Hirsau, die große Ähnlichkeiten mit der Wasserleitung der Komburg aufweist. Er vermutet in Hirsau sogar denselben Mäzen wie auf der Komburg, nämlich der Mainzer Bürger Wignand von Kastell, der als Mönch auf der Komburg starb und zusammen mit Graf Burkhard, dessen Bruder Graf Heinrich, dem ersten Abt, in der Stiftertumba begraben wurde. Vgl. zu Hirsau: Otto *Teschauer*: Archäologische Beobachtungen zur Wasserversorgung des Klosters Hirsau im Mittelalter. In: *Frontinus-Gesellschaft* (wie Anm. 5), S. 244–257.

brauch ausgemustert. Die Spuren der Gießvorgänge sind als schwarze Rußflächen genauso zu erkennen, wie auch der Stein sich von der Hitze des Metalls rot verfärbt hat. Letztendlich sind nach mehreren Güssen die scharfen Steinkanten abgesplittert und damit war die Form unbrauchbar geworden. Das vorliegende Werkstück diente allerdings nicht zum Guss nur einfacher Röhren, sondern aus ihm wurden solche mit zusätzlichen Abzweigmuffen oder sogar mit Abstellhahn gefertigt. Alle diese Röhren endeten mit einer Steckmuffe und wurden wohl nach dem Zusammenfügen mit Hanf bzw. Werg abgedichtet und danach mit Bleikordeln verklopft.⁷ Das gefundene Werkstück gilt als einzigartig und ordnet sich, was die Kunstfertigkeit, handwerkliches Können und den technischen Fortschritt auf der Kumburg anbetrifft, mit in die vielfältigen Meisterleistungen ein, wie Chorschranken, Malerei (Wand und Buch), Metall (Antependien und Kronleuchter), Orgelbau und nun auch Metallguss. Unser Objekt ist der Beleg dafür, dass all dies vor Ort, auf der und um die Kumburg, vor 900 Jahren geleistet worden ist.

Letztlich ist es den Ausgräbern und Archäologen vor 50 Jahren mehr als schwer gefallen, diese einzigartige Grabstätte Burkhardts zu „plündern“. Die Gussform, die zweifellos als besondere Grabbeigabe gedacht war, wurde, ihrer Bedeutung wegen, aus dem Grab genommen, um sie der Forschung anschließend zur Verfügung zu stellen. Es war gewiss nicht gedacht, dieses kulturgeschichtlich, technische Werkstück vergessen und völlig falsch deklariert auf der Kumburg zum „Dauerschlaf“ einzumotten.

Diese Form gehört in die Hand einer Forschungsstätte und die Wasserleitung und Brunnentechnik der Kumburg gehört in die Hände zuständiger Ingenieure z. B. (Stadtwerke Hall) Wasser- und Leitungsbautechnik. Meinen Vortrag möchte ich allerdings nicht beenden, ohne diese müßige Frage zu stellen: Hat der Stiftergraf seine Grabstätte schon vor oder mit der Weihe der Kirche 1088, also zu Lebzeiten, anlegen lassen, was nicht abwegig wäre? Und demnach hätte er gezielt auf den Einbau der Gussform Wert gelegt, um damit zu zeigen, dass hier ein Zentrum von Wissenschaft und Kunst entstehen wird. Gerade dieser Stein könnte als Indiz dafür gedeutet werden. Den Stifter möchte ich, 920 Jahre nach

7 *Kosch* 1981 (wie Anm. 6) und *ders.* 1991 (wie Anm. 5 bzw. 6) stellt die Deutung der Gussform als solche in Abrede und gibt dafür den Hinweis auf jene gefundenen Leitungs-Lagersteine, mit welchen er die Gussform gleichsetzt. Diese in situ gefundenen Lagersteine sind aber rechteckige Quader mit grob ausgehauener Mittellängsrinne, in welche die Röhren meines Erachtens sorgsam auf Sand bzw. Lehm gelegt waren. Dass es sich bei der gefundenen Formhälfte tatsächlich aber um eine diffizil gearbeitete Gießform handelt, zeigt sich jedoch deutlich an der Anbringung von zwei sog. „Formschlössern“, die ein Verschieben der beiden Formteile verhindert haben. Außerdem ist unsere Gussformhälfte oben, unten und wegen des eingebauten Abzweigstutzens auch seitlich mit abgeschlossenem Muffen-Ende als Schlussplatte versehen. Der Hinweis von *Kosch* auf fehlende Luftkanäle ist hinfällig, da die beiden Formhälften auf die Länge sicher nicht miteinander genau geschlossen haben. Sie wurden zum Guss mit Lehm z. T. abgedichtet. Zum Schluss besitzt die Form noch einen am oberen Ende angebrachten Einguss-Stutzen, den *Kosch* gar nicht erwähnt. Die Technik des Gießens von dünnwandigen Röhren mit verlorenem Innenkern mag von zuständigen Spezialisten zu lösen sein.

seinem Tod, als genialen Zeitgenossen bezeichnen. Die Mannschaft, die ihn umgab, bildete noch weitere 150 Jahre lang einen Kondensationspunkt von Kunst und Können.

Anschließend an das Referat fand eine Begehung des Bereichs östlicher Kreuzgang – Kapitelsaal – Kirche – Adelmanbau mit Blick in den Brunnen statt, bevor es – zurück in der Kirche – zur Wintersakristei, Krypta mit dem Ort der früheren Grablege Guttenberg/Erthal und dann zur Tumba und zur neuen Grablege Guttenberg/Erthal ging. Den Abschluss bildete der Gang zur neuen Dekanei mit dem Löwen und der Physiologus-Geschichte, der als Seelmessenkapelle gedeuteten Sechseck-Kapelle und zuletzt zur Gussform der Wasserleitung in der alten Dekanei.

Organisation und Verwaltung einer gräflichen Residenz in der Mitte des 16. Jahrhunderts

Die Hausordnung des Schlosses Langenburg von 1568

VON STEFAN G. HOLZ

Residenzen adliger Herrschaftsträger zogen seit den 1970er-Jahren starkes Forschungsinteresse auf sich.¹ Der vorliegende Aufsatz reiht sich mit einem regionalgeschichtlichen Beitrag zu den Residenzen der Grafen von Hohenlohe in diese Forschungstradition ein. Im Zentrum steht die Hausordnung des Schlosses Langenburg aus dem Jahr 1568. Sie wurde im Namen Graf Ludwig Casimirs von Hohenlohe-Langenburg (1517–1568) ausgestellt.² Die Hausordnung (Schlossordnung) erlaubt einen Einblick in das Zusammenleben der Menschen (administrative Funktionsträger, Handwerker, Knechte etc.) im Haus (Schloss oder Burg) sowie deren Rechte und Pflichten.³ Doch nicht nur die normativ geregelten alltäglichen Abläufe einer frühneuzeitlichen Residenz⁴ werden in der Hausordnung greifbar. Auch die administrative Struktur der häuslichen Herrschaft wird fassbar.

1 Zur Residenzenforschung beispielhaft Jan *Hirschbiegel* (Hg.): 25 Jahre Residenzenforschung. 1985–2010. Eine Bibliographie (Mitteilungen der Residenzen-Kommission. Sonderheft 13). Kiel 2010; Werner *Paravicini*: Getane Arbeit, künftige Arbeit: Fünfundzwanzig Jahre Residenzen-Kommission. In: Jan *Hirschbiegel*, *ders.*, Jörg *Wettlaufer* (Hg.): Städtisches Bürgertum und Hofgesellschaft. Kulturen integrativer und konkurrierender Beziehungen in Residenz- und Hauptstädten vom 14. bis ins 19. Jahrhundert (Residenzenforschung 25). Ostfildern 2011, S. 11–22; Oliver *Auge*: Von der Residenz zum Hof...und zurück? Die Residenzforschung im Rahmen der württembergischen Landesgeschichte. In: Dieter R. *Bauer*, Dieter *Mertens*, Wilfried *Setzler* (Hg.): Netzwerk Landesgeschichte. Gedenkschrift für Sönke Lorenz (Tübinger Bausteine für Landesgeschichte 21). Ostfildern 2013, S. 55–70.

2 Überliefert im HZA, La 5. Archiv Langenburg, Gemeinschaftliches Archiv Langenburg, Bü 197 [im Folgenden: HZA, La 5, Bü 197].

3 Das Mittelalter und die Frühe Neuzeit unterschieden sprachlich nicht zwischen Burg und Schloss. Ab dem 16. Jahrhundert wird das Wort Burg im Deutschen zunehmend durch Schloss ersetzt, vgl. Herwig *Ebner*: Art. Burg. B. Terminologie. In: Lexikon des Mittelalters. München, Zürich 1983, Bd. 2, Sp. 962–965. Da Langenburg sowohl in der Quelle als auch in der Forschung als Schloss angesprochen wird, wird im Folgenden hauptsächlich diese Bezeichnung verwendet. Auf Burg wird nur dann zurückgegriffen, wenn der Kontext es bedingt (z. B. in Bezug auf den Burgvogt). Das Wort Haus lässt sich zweifach deuten. Zum einen als gängiges mittelalterliches Synonym für Burg. Zum anderen aber auch als ein Konzept von jenem Ort, an welchem Menschen zusammen wohnten und arbeiteten, eine Gemeinschaft formten, dazu Gerhard *Köbler*: Art. Haus. In: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Berlin ²2011, Bd. 2, Sp. 788–791.

4 Zur Residenz beispielhaft Birgit *Studt*: Art. Residenz. In: Lexikon des Mittelalters. München, Zürich 1995, Bd. 7, Sp. 756 f.

Die Hausordnung umfasst Bestimmungen zu den einzelnen Funktionsträgern und ihren Aufgaben, zu den Sicherheitsvorkehrungen sowie zur Versorgung der Residenz mit Lebensmitteln. Die Analyse der Hausordnung wirft nicht nur ein Schlaglicht auf die hohenlohische Residenzenlandschaft des 16. Jahrhunderts, sondern trägt darüber hinaus ganz allgemein zum besseren Verständnis nichtfürstlicher Residenzenorganisation und -verwaltung am Beginn der Neuzeit bei.

Die hohenlohische Residenzenlandschaft gehörte zu den vielfältigsten im Alten Reich.⁵ Das Handbuch „Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich“ verzeichnet insgesamt neun Orte mit Residenzfunktion.⁶ Eine Ausweitung des Untersuchungszeitraums auf die Frühe Neuzeit fördert bis zu 13 Residenzen zutage.⁷ Zu den prominentesten Residenzen gehörte Langenburg. Schloss und Stadt Langenburg waren nach dem Eintreten des edelfreien Geschlechts von Langenburg in den deutschen Orden seit 1232/35 in der Hand der Hohenloher Herren. Für mehr als 300 Jahre sollte Langenburg Amts- und Wítwensitz bleiben. Obwohl Langenburg bereits vor Graf Wolfgang II. (1546–1610) ein wichtiger Ort mit Residenzfunktion war, nutzte er das Schloss erstmals zwischen 1575 und 1587 als Hauptresidenz. Mit dem Tod des Grafen machten seine Söhne Langenburg schließlich zur dauerhaften Residenz.⁸

Die Ausdehnung der pragmatischen Schriftlichkeit auf die verschiedensten Bereiche des Alltags im Verlauf des Spätmittelalters ließ auch im Kontext der herrschaftlichen Burg neue Quellenarten entstehen. Besonders prominent sind Rech-

5 Karl Schumm: Die Residenzen in Hohenlohe. In: ZWL 25 (1966), S. 26*–32*; Kurt Andermann: Art. Hohenlohe. In: Werner Paravicini (Hg.): Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Teilbd. 1: Grafen und Herren (Residenzenforschung 15,4). Ostfildern 2012, S. 603–621; Ders.: Viele Herren – viele Schlösser. Residenzstädte im Hohenlohischen. In: Ders., Jan Hirschbiegel, Werner Paravicini (Hg.): In der Residenzstadt. Funktionen, Medien, Formen bürgerlicher und höfischer Repräsentation. 1. Atelier der neuen Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen veranstaltet mit dem Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, 20.–22. September 2013 (Residenzenforschung. N.F.: Stadt und Hof 1). Ostfildern 2014, S. 35–48.

6 Andermann: Hohenlohe (wie Anm. 5), S. 608–621.

7 Schumm: Residenzen (wie Anm. 5), S. 26*; Andermann: Viele Herren (wie Anm. 5), S. 38 f.

8 Zu diesem und vorangegangenen Andermann: Hohenlohe (wie Anm. 5), S. 611. Zum Schloss Langenburg vor 1650 vgl. OAB Gerabronn. Bearb. von Christian Ludwig Fromm. Hg. von dem Königlich statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart, Tübingen 1847, S. 291–301; Steffen Doerstling: Das Schloß Langenburg in Hohenlohe. In: WFr 43 (1959), S. 5–51; Gerhard Taddey: Neue Forschungen zur Baugeschichte von Schloß Langenburg. In: WFr 63 (1979), S. 13–46; Stadt Langenburg, Stadt Schrozberg (Stadtteil Bartenstein) (Ortskernatlas Baden-Württemberg 1,12). Hg. von Ulrike Plate. Stuttgart 1996; Der Landkreis Schwäbisch Hall. Baden-Württemberg – LB. Bearb. von der Abteilung Landesforschung und Landesbeschreibung des Landesarchivs Baden-Württemberg. Hg. vom Landesarchiv Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Schwäbisch Hall. 2 Bde. Ostfildern 2005, Bd. 2, S. 67–72.

nungen,⁹ Inventare,¹⁰ Schadenslisten¹¹ sowie Bauakten.¹² Burgenordnungen sind im Vergleich zu den genannten Quellen eher selten überliefert.¹³ Eine Erklärung für die rare Überlieferungslage der Burgenordnungen findet man in der Quellengattung, zu der sie zu rechnen sind.¹⁴ Hausordnungen sind dem Feld der Hofordnungen zuzurechnen.¹⁵ Hofordnungen legten fest, „(1) welche Ämter es in seiner [Herren] Haushaltung gibt, (2) wer sie innehaben soll, (3) mit welchem Gefolge bzw. mit welcher Entlohnung sie zu versehen sind, (4) was zu tun ist und (5) in welcher Form dies zu geschehen hat.“¹⁶ Die Hausordnung (Schlossordnung) teilt zwar nicht alle Charakteristika dieser Definition der Hofordnungen, doch beinhaltet sie die wesentlichen Elemente. Der Ordnungs- und Regelungsbedarf des adeligen Herrschaftsbereichs weitete sich seit dem Spät-

9 Beispielhaft Mark *Mersiowsky*: Zentrale Funktionen der spätmittelalterlichen Burg im Spiegel von Rechnungen. In: Hartmut *Hofrichter*, Barbara *Schock-Werner* (Hg.): Zentrale Funktionen der Burg. Wissenschaftliches Kolloquium des Wissenschaftlichen Beirats der Deutschen Burgenvereinigung Wartburg/Eisenach 1996 (Veröffentlichungen der Deutschen Burgenvereinigung. B: 6). Braubach 2001, S. 13–24.

10 Beispielhaft Jens *Friedhoff*: Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Burginventare. In: Georg-Ulrich *Großmann*, Hans *Otomeyer* (Hg.): Die Burg. Wissenschaftlicher Begleitband zur Ausstellung „Burg und Herrschaft“ und „Mythos Burg“. Deutsches Historisches Museum, Berlin 25. Juni – 24. Oktober 2010. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg 8. Juli – 7. November 2010. Publikation der Beiträge des Symposions „Die Burg“ auf der Wartburg, 19.–22. März 2009, in Zusammenarbeit mit der Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern. Dresden 2010, S. 188–195; Christopher *Herrmann*: Burginventare in Süddeutschland und Tirol vom 14.–17. Jahrhundert. In: Hermann *Ehmer* (Hg.): Burgen im Spiegel der historischen Überlieferung (Oberrheinische Studien 13). Sigmaringen 1996, S. 77–104; Rolf *Übel*: Burginventare in der Pfalz. Zum Stand der Erforschung hochmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Burginventare. In: Jürgen *Keddigkeit* (Hg.): Burgen, Schlösser, feste Häuser. Wohnen, Wehren und Wirtschaften auf Adelssitzen in der Pfalz und im Elsaß. Kaiserslautern 1997, S. 143–152; Kurt *Andermann*: Die Inventare der bischöflich speyerischen Burgen und Schlösser von 1464/65. In: Mitteilungen des Historischen Vereins der Pfalz 85 (1987), S. 133–176.

11 Beispielhaft Hermann *Ehmer*: Schadeninventare fränkischer Burgen aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts (Schweinsberg 1437, Bartenstein 1443). In: *Ders.* (Hg.): Burgen im Spiegel der historischen Überlieferung (Oberrheinische Studien 13). Sigmaringen 1996, S. 77–105.

12 Beispielhaft Jens *Friedhoff*: Die frühneuzeitliche Baugeschichte der Burg Gleiberg im Spiegel von Rechnungen und Bauakten. In: Nassauische Annalen 121 (2010), S. 1–27.

13 Rolf *Übel*: Die Burgordnung von Neuscharfeneck aus dem Jahr 1577. In: Jürgen *Keddigkeit*, Roland *Paul*, Jens *Stöcker*, Alexander *Thon* (Hg.): Vestigiis Historiae Palatinae. Festschrift für Karl Scherer zum 65. Geburtstag (Beiträge zur pfälzischen Geschichte 20). Kaiserslautern 2002, S. 43–51, hier 43.

14 Dieser Eindruck entsteht bei der Durchsicht der einschlägigen Archivfindbücher, Editionen und Wörterbücher, vgl. hierzu beispielhaft Quellen zur Geschichte der Stadt Kulmbach und der Plassenburg. Hg. von Christian *Meyer*. München 1895, S. 89 (Schlossordnung für die Plassenburg 1545); *Übel*: Burgordnung (wie Anm. 13) (Burgordnung von 1577); Art. Schloßordnung. In: Deutsches Rechtswörterbuch. Weimar 2009–2013, Bd. 12, Sp. 859 (einziger Nachweis aus dem Jahr 1545).

15 Zu Hofordnungen allgemein Karl-Heinz *Ahrens*: Art. Hofordnung. In: Lexikon des Mittelalters. München, Zürich 1990, Bd. 4, Sp. 74–76; Ellen *Widder*: Art. Hofordnungen. In: Werner *Paravicini* (Hg.): Höfe und Residenzen im spätmittelalterlichen Reich. Hof und Schrift (Residenzenforschung 15,3). Ostfildern 2007, S. 391–407; Michael *Scholz*: Art. Hofordnungen. In: Handwörterbuch zur deutschen Rechtsgeschichte. Berlin 2011, Bd. 2, Sp. 1095–1097.

16 *Widder*: Hofordnungen (wie Anm. 15), S. 391.

mittelalter, vom Hof ausgehend, auf alle Felder des Alltags aus und griff im 16. Jahrhundert schließlich auf die mit dem Hof untrennbar verbundene Residenz aus.¹⁷ Bis in die Frühe Neuzeit war die alltägliche Organisation der Herrschaftssitze (Haushalt) vermutlich mündlich geregelt. Erst im Zuge der Durchdringung des Alltags mittels pragmatischer Schriftlichkeit ab dem 14. Jahrhundert wurden diese mündlichen Regelungen zunehmend verschriftlicht.¹⁸ Dieser Verschriftlichungsprozess der Herrschaft und des Alltags mündete schließlich im 16. Jahrhundert in den Burg- und Schlossordnungen (Hausordnungen).

Die Hausordnung des Schlosses Langenburg ist in Form eines Papierlibells im HZA Neuenstein überliefert. Sie ist in ein Pergamentblatt (Koperteinband) eines Gesangbuchs aus dem 15. Jahrhundert eingebunden. Das Libell besteht aus insgesamt sechs Doppelbögen, die zwischen fol. 6 v und 7 r mit einer Hanfschnur an fünf Stellen zusammengebunden wurden. Der innere Rand der Fußseite des Libells weist eine kleine Brandbeschädigung auf, die auf den ersten Seiten zu Materialverlust führte. Während der Text auf fol. 1 r-12 r von einer Hand geschrieben wurde, und eine Einheit bildet (Hausordnung), ist nach Leerseiten (fol. 12 v-13 v) auf fol. 14 r-v von einer zweiten Hand des ausgehenden 16. Jahrhunderts eine kurze Anordnung über das Sturmmläuten eingefügt. Sie steht aufgrund ihres normativen Charakters einer landesherrlichen Anordnung sowie ihres sich auf die Sicherheit beziehenden Inhalts in direkter Verbindung zur Hausordnung.¹⁹ Alle Texte sind in Frühneuhochdeutsch verfasst. Die Papierbögen (Folio-Format) wurden auf der linken Seite gefaltet, um einen Rand zu erzeugen (ca. 50 mm).²⁰ Ein regelmäßiger rechter Rand wurde nicht angelegt, ist jedoch durch die unregelmäßig verlaufenden Abschlüsse des Schriftspiegels vorhanden (ca. 10–20 mm). Die Initialen der Textabsätze, zumeist *Item*, wurden als Gliederungselemente vom Schreiber ausgestaltet. Die Überschriften der einzelnen Abschnitte sind hinter den Haupttext eingerückt (ca. 15–20 mm) und die ersten drei Seiten des Haupttexts (fol. 2 r-3 r) der Hausordnung in den Rändern mit arabischen Ziffern durchnummeriert (1–3).

17 Damit war die adelige Residenz (Burg) Teil des regelungsbedürftigen adligen Haushalts, der als administratives Organ wiederum untrennbar mit dem Hof verbunden war. Vgl. zum Zusammenhang zwischen Hof und Haushalt für Westeuropa im Spätmittelalter mit der wesentlichen Forschung Malcolm Vale: *The Princely Court. Medieval Courts and Culture in North-West Europe*. Oxford 2001, S. 15–33.

18 Zur Ausweitung der pragmatischen Schriftlichkeit im Reich immer noch grundlegend Hans Patze: *Neue Typen des Geschäftsschriftgutes im 14. Jahrhundert*. In: *Ders.* (Hg.): *Der deutsche Territorialstaat im 14. Jahrhundert (Vorträge und Forschungen 13–14)*. 2 Bde. Sigmaringen 1970, Bd. 1, S. 9–64.

19 Vgl. HZA, La 5, Bü 197, fol. 13r: *Wie man zu sturmlawten soll, und vom sturmschiesen*.

20 Fol. 1 wurde dreifach mit Bleistift liniert. Zusätzlich dazu wurde jede Seite mittig gefaltet, um einen weiteren Orientierungspunkt für das Layout zu erzeugen.

Bei der Hausordnung handelt es sich um ein normatives Schriftstück der Verwaltung, das für den internen Verwaltungsgebrauch bestimmt war. Sie wurde im letzten Regierungsjahr Graf Ludwig Casimirs von Hohenlohe-Langenburg 1568 erlassen.²¹ Ein genaues Tagesdatum fehlt, lediglich der Titel *Haußordnung des schloß Lanngenburg 1568* auf fol. 1 r gibt das Entstehungsjahr an.²² Die Ordnung ist nach Funktionsträgern bzw. Aufgaben in insgesamt zehn Abschnitte unterteilt.²³ Diese zeitgenössische Einteilung der Kapitel wird in der hiesigen Darstellung im Wesentlichen beibehalten. Die Ordnung setzt mit dem wichtigsten Amtsträger auf der Burg, dem Burgvogt, ein.²⁴ Oberste Prämisse der Bestimmung war, dass der Burgvogt Oberbefehlshaber über die Residenz sein sollte und alle übrigen Amts- und Funktionsträger unter seinem Befehl standen.²⁵ Durch seine Amtsfunktion als Aufseher des Schlosses oblag ihm auch die Rechenschaftspflicht gegenüber seinem Herrn. Er musste ein Register über alle Einnahmen und Ausgaben der Naturalien im Schloss führen und eine Jahresrechnung darüber anfertigen.²⁶ Neben der Rechenschaftspflicht sollte sich der Burgvogt darüber hinaus streng an die vorliegende Ordnung halten und jede eingehende Anweisung mit der Hausordnung auf Konformität abgleichen.²⁷ Inso-

21 Ob die Zusatzanordnung über das Sturmkläuten (fol. 14 r-14 v) ebenfalls im Jahr 1568 erlassen wurde, geht aus dem Schriftstück nicht hervor, kann jedoch aufgrund der Schrift als eher unwahrscheinlich gelten. Sie wurde wohl gegen Ende des 16. Jahrhunderts angelegt.

22 Ein weiterer Titel wurde auf der Einbandrückseite angebracht. Er stammt wohl aus der Zeit um 1600, ähnlich wie die hinzugefügte Ordnung über das Sturmkläuten: *Alte Langenburgische Haußordnung*.

23 HZA, La 5, Bü 197, fol. 3 r: [1] *Vom burgkvogt*, fol. 4 r: [2] *Wie sich thorwarther und wechter im schloß halten sollen*, fol. 6 r: [3] *Ordnung wie casten- und melbcammer sollen versehnn werden*, fol. 7 v: [4] *Wie kellerei soll versehen werden*, fol. 8 v: [5] *Kilian kochen versehung*, fol. 9 v: [6] *Ordnung mit dem dienstbrodt*, fol. 10 r: [7] *Von außgebung dienstbrodts*, fol. 10 v: [8] *Von außwendigen dienstfarthen, auf welche man tisen wein und fuetter gibt*, fol. 11 v: [9] *Wie bender und ander handtwercksleuthe, so in schloß arbeiten, gehalten werden*, fol. 12 r: [10] *Vom schmidt und wagen werckh ins schloß*.

24 Zur Vogtei und dem Amt des Vogtes gibt es eine fast unüberschaubare Anzahl an Literatur, beispielsweise Adolf *Waas*: *Vogtei und Bede in der deutschen Kaiserzeit*. 2 Bde. Berlin, Merseburg 1917–1923; Hans *Patze*: *Die Entstehung der Landesherrschaft in Thüringen*. I. Teil (Mitteldeutsche Forschungen 22). Graz, Köln 1962, S. 380–404; Otto *Brunner*: *Land und Herrschaft. Grundfragen der territorialen Verfassungsgeschichte Österreichs im Mittelalter*. ND. Darmstadt 1973, S. 303–327; Folker *Reichert*: *Landesherrschaft, Adel und Vogtei. Zur Vorgeschichte des spätmittelalterlichen Ständestaates im Herzogtum Österreich* (Beihefte zum Archiv für Kulturgeschichte 23). Köln, Wien 1985; Hans-Joachim *Schmidt*: *Art. Vogt, Vogtei*. In: *Lexikon des Mittelalters*. München, Zürich 1997, Bd. 8, Sp. 1811–1814; Christian *Hesse*: *Amtsträger der Fürsten im spätmittelalterlichen Reich. Die Funktionsebenen der lokalen Verwaltung in Bayern-Landshut, Hessen, Sachsen und Württemberg 1350–1515* (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 70). Göttingen 2005, S. 118–122, 129–135, 176–179, 299–303.

25 HZA, La 5, Bü 197, fol. 2 r. Nicht nur für die Menschen im Schloss, sondern auch für die Tiere und das dazugehörige Futter war der Burgvogt verantwortlich, vgl. ebd.

26 Ebd., fol. 2 r-3 r. Über die Jahresabrechnung der Naturalien hinaus musste der Burgvogt dem Schultheisen über dessen ins Schloss gelieferte Geld- und Naturalabgaben mittels Urkundenausstellung quittieren.

27 Ebd., 2 v.

fern bildete die Hausordnung nicht nur die normative Grundlage für die Funktionsträger der Burg, sondern auch für jene außerhalb der Burg stehenden weisungsbefugten Personen, die den Funktionsträgern der Burg Anweisungen erteilen wollten. Die Gewalt des Burgvogts über die Burg wird besonders in der letzten Anordnung deutlich. Hierin werden ihm die Schlüssel der Burg übereignet. Damit verbunden war die Bestimmung, dass er sich so häufig wie möglich im Schloss aufhalten sollte und seinem Herrn immer dann Bescheid geben musste, wenn er das Schloss verlassen wollte.²⁸ Dies verdeutlicht nicht zuletzt den Versuch des Landesherrn, seine Amtsträger so genau wie möglich kontrollieren zu können. Der Landesherr wollte die Kontrolle über alle Vorgänge und Personen auf dem Schloss sicherstellen.²⁹

Noch umfassender als der Abschnitt über den Burgvogt fällt derjenige über das Wachpersonal aus. Nicht weil dessen Aufgabenspektrum umfassender gewesen wäre als das des Vogts, sondern allein wegen der Genauigkeit und Detailfülle der Angaben. So wird in der Ordnung exakt angegeben, welchen Wachgang die jeweiligen Wächter zu gehen hatten, durch welche Fenster sie blicken sollten und wann sie wie Alarmgeben bzw. mit den anderen über ihre Schelle kommunizieren sollten.³⁰ Diese Konzentration auf Details lässt auf zweierlei schließen. Zum einen auf ein hohes Sicherheitsbedürfnis der Zeitgenossen und ganz besonders des Burgherren, zum anderen auf die Gewissheit, dass die Aufgaben durch die Funktionsträger ordnungsgemäß durchgeführt werden würden. Je höher die Detailfülle, desto eher würden sich die Funktionsträger daran halten. Die Bestimmungen des Wachpersonals lassen erneut auf die möglichst tiefreichende Kontrolle des Burgherrn gegenüber den Funktionsträgern schließen.³¹ Das Wachpersonal war in insgesamt vier Gruppen eingeteilt. Eine Tag- und eine Nachtwache, mit jeweils einer Ober- und einer Unterwache. Die Unterteilung orientierte sich an der Architektur der Burg, nach welcher der eine Wachzug in den oberen, der andere in den unteren Geschossen patrouillierte.³² Die Wächter waren, wie alle anderen Funktionsträger der Burg, dem Burgvogt unterstellt. Sie mussten selbigen vorab um Genehmigung fragen, bevor sie Personen durch das Tor ließen. Morgens nach der Nachtwache mussten sie außerdem so lange im Schloss verbleiben, bis der Burgvogt das Schloss öffnete.³³ Anders als beim Vogt waren bei den Wächtern erstmals auch Strafandrohungen für das nicht korrekte

28 Ebd., fol. 3 r.

29 Ob er dies im Endeffekt auch hatte, ist fraglich. Hier werden die Grenzen einer normativen Quelle wie der Hausordnung deutlich, die die Konsequenzen der Anordnungen und ihre Umsetzung nicht aufzeigen.

30 HZA, La 5, Bü 197, fol. 3 v-4 v.

31 Zur Sicherheit in der Frühen Neuzeit beispielsweise Christoph *Kampmann*, Ulrich *Niggemann* (Hg.): *Sicherheit in der Frühen Neuzeit. Norm – Praxis – Repräsentation* (Frühneuzeit-Impulse 2). Köln u. a. 2013.

32 HZA, La 5, Bü 197 fol. 3 v.

33 Ebd., fol. 4 r.

Ausführen der Anordnungen vermerkt.³⁴ Der Zugriff des Burgherrn auf seine Funktionsträger wurde damit monetär untermauert.

Der nächste und für den Alltag des Schlosses äußerst wichtige Funktionsträger war der Koch (fol. 7 v-8 r). Seine Zuständigkeiten und Autoritäten werden in der Ordnung, ähnlich wie bei Burgvogt und Wächter, genau festgehalten. Dem Koch Kilian, der als einziger Funktionsträger mit Namen angesprochen wird, werden Schlüssel und damit die Aufsicht über die Küche wie auch die Vorratskammern für Fleisch, Hafer, Obst und Kraut sowie die Speisekammer zugesprochen.³⁵ Ferner ist er zum größten Teil für die Beschaffung der für die Lebensmittelversorgung des Schlosses benötigten Naturalien verantwortlich.³⁶ Da der Koch im Wesentlichen Herr über die zu verbrauchenden Naturalien und Speisen war, lag es überdies in seinem Aufgabenfeld, alle übrigen Funktionsträger des Schlosses mit den ihnen zustehenden Naturalien und Speisen zu versorgen. Über alle diese Einkäufe und Abgaben musste der Koch Rechnung führen und damit schriftlich Rechenschaft ablegen.³⁷

Nach dem Vogt, den Wächtern und dem Koch werden in der Hausordnung als internes Personal keine weiteren Funktionsträger besprochen. Die Ordnung behandelt nun eine Reihe von Personen, die für das Alltagsleben auf der Burg wichtig waren, die jedoch nicht direkt dem Grafen unterstellt waren oder auf der Burg wohnten, sondern zumeist aus der Stadt (Langenburg) oder dem Umland stammten. Diese Anstellung externer Kräfte zeigt die wirtschaftliche Bedeutung landesherrlicher Burgen und Residenzen im Alten Reich.³⁸ Die herrschaftliche Burg war wirtschaftlicher Motor des Umlands. Im Fall der Hohenlohischen Residenz Langenburg regelte die Hausordnung die Anstellung und Versorgung der Handwerksleute sowie der Schmiede und Wagner.³⁹ Aus den Bestimmungen über die Entlohnung der Fuhr- und Handwerksleute können darüber hinaus wichtige Informationen zur Versorgung der Burg mit Baumaterialien gewonnen werden.⁴⁰ Die Aufzählung der Handwerksleute führt zur Frage, warum Schmiede und Wagner eigens behandelt und nicht den übrigen Handwerkern zugerechnet wurden, da die Ordnung festhält, dass der *burgvogt ein auffmercken daruff habenn, auff tas jedesmals mit schmiden und wagnern unterschiedliche orden-*

34 Ebd., fol. 3 r.

35 Ebd., fol. 7 v.

36 Die Hausordnung nennt insgesamt elf Ausgangsprodukte, um welche sich der Koch zu kümmern habe, ebd.: Schmalz, Erbsen, Fleisch, Linsen, Wildbret, Mehl, Fisch, Getreide (Roggen), Salz, Essig, Kraut, Obst und Gerste = alle wesentlichen Gemüse-, Obst- und Fleischsorten wohl mit Ausnahme teurer Gewürze außer Salz.

37 Ebd.

38 Dazu beispielhaft Gabriel *Zeilinger*: Herrnspeise und Hofversorgung – Der Heidelberger Hof um 1500 als Haushaltsbetrieb. In: Gerhard *Fouquet*, Jan *Hirschbiegel*, Werner *Paravicini* (Hg.): Hofwirtschaft. Ein ökonomischer Blick auf Hof und Residenz in Spätmittelalter und Früher Neuzeit. 10. Symposium der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Gottorf/Schleswig, 23.–26. September 2006 (Residenzenforschung 21). Ostfildern 2008, S. 475–486.

39 HZA, La 5, Bü 197, fol. 10 v-11 r.

40 Ebd., fol. 9 r.

liche *abrechnung*⁴¹ zu machen. Zwei mögliche Erklärungsansätze scheinen plausibel. Zum einen ein ökonomischer, zum anderen ein alltagsrelevanter. Der ökonomische bezieht sich darauf, dass Schmiede und Wagner im Gegensatz zu den meisten anderen Handwerkern mit großen Mengen an teuren Materialien (Metallen) arbeiteten, die die Kosten für den Hof schnell in die Höhe treiben konnten. Der alltagsrelevante zielt wiederum auf die Bedeutung des Pferdes als Transportmittel und Prestigeobjekt.⁴² Ohne das Pferd und ohne den Wagen funktionierte die frühneuzeitliche Gesellschaft nicht. Dies, gepaart mit dem ökonomischen Gewicht der beiden Handwerke, mag eine Erklärung sein, warum sie als einzige unter den Handwerkern in der Ordnung einen Sonderposten zugesprochen bekamen.

Regelungen nichtpersonaler Natur finden sich in der Hausordnung für die Mehlkammer, den Kasten, den Weinkeller sowie das Dienstbrot.⁴³ Letzteres stand in engem Zusammenhang mit den Funktionsträgern auf der Burg, war es doch Teil der Naturalienentlohnung.⁴⁴ Die wichtigsten Regelungen bezüglich des Dienstbrottes waren ökonomischer Natur. Erstens sollte es neben dem eigentlichen Brot gebacken werden, zweitens sollten aus einem Malter Korn nicht weniger als 50 Laibe Brot gewonnen werden.⁴⁵ Das gesamte Brot, ob nun als Besoldung oder Armenspeisung, wurde vom Burgvogt ausgegeben und sollte von ihm in einer Spezialrechnung schriftlich festgehalten werden.⁴⁶ Auch dieser Punkt verdeutlicht, dass es dem Grafen im Wesentlichen darum ging, seine Ausgaben und den Verbrauch an Getreide so gering wie möglich zu halten und alles kontrollier- und nachvollziehbar zu machen. Untrennbar mit dem Dienstbrot verbunden waren Mehlkammer und Kasten.⁴⁷ Auch bei den Regelungen für den Fruchtkasten zeigt sich die ökonomische Seite der Hofhaltung. Alles musste vom Burgvogt fein säuberlich in Jahresrechnungen verzeichnet werden.⁴⁸ Einen Unterschied zu anderen Befugnissen des Burgvogts stellten die Mehlkammerregelungen dar. Denn hier besaß nicht allein der Burgvogt Zugang in Form eines Schlüssels, sondern

41 Ebd., fol. 11 r.

42 Beispielhaft Dieter *Hägerrmann*: Pferd. Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. In: Lexikon des Mittelalters. München, Zürich 1993, Bd. 6, Sp. 2029 f.; Magdalena *Bayreuther*: Pferde und Fürsten. Repräsentative Reitkunst und Pferdehaltung an fränkischen Höfen (1600–1800) (Stadt und Region in der Vormoderne 1). Würzburg 2014; Bernard *Andenmatten*, Agostino *Paravicini Bagliani*, Eva *Pibiri* (Hg.): Le cheval dans la culture médiévale (Micrologus' Library 69). Florenz 2015.

43 Auch wenn diese auf den ersten Blick nichtpersonaler Natur waren, zeigt sich in den Bestimmungen zumeist eine starke personale Komponente. So kann aus den Bestimmungen bezüglich des Dienstbrottes herausgelesen werden, wie die Burg mit Baumaterialien versorgt wurde.

44 Das Dienstbrot wurde als Entlohnung für sämtliche Hand- und Spanndienste ausgegeben, vgl. Art. Dienstbrot, in: DRW, Weimar 1935, Bd. 2, Sp. 885.

45 HZA, La 5, Bü 197, fol. 8 v.

46 Ebd.

47 Der Kasten diente zur Lagerung des Ausgangsmaterials (Korn), während die Mehlkammer selbstredend das Endprodukt (Mehl) aufbewahrte.

48 HZA, La 5, Bü 197, fol. 5 r-6 r. Die ökonomische Ausrichtung der Bestimmungen gipfelt in der Anweisung, selbst aus dem Müll noch nützliches zu gewinnen, ebd., fol. 8 r.

auch der Burgknecht. Ferner konnte der eine die Mehlkammer nicht ohne den anderen betreten.⁴⁹ Wie wichtig die Naturalabgaben waren, zeigt sich nicht nur in der Zugangsregelung zum Aufbewahrungsort, sondern auch darin, dass kein Getreide ohne Wissen und Befehl des Grafen bzw. seines Bevollmächtigten ausgegeben werden durfte.⁵⁰ Was für die Getreidesorten genau geregelt wurde, fand auch beim Wein in den unterschiedlichen Weinkellern seinen Niederschlag. So gab es auf Schloss Langenburg nicht nur einen, sondern mindestens zwei Weinkeller, die unterschiedlichen Zwecken dienten. Zum einen den *Opferkeller* für jenen Wein, der an Geistliche sowie als Entlohnung für Hand- und Spanndienste ausgegeben wurde.⁵¹ Zum anderen mehrere, nicht näher spezifizierte Weinkeller für die Versorgung der Schlossbewohner.⁵² Der Unterschied zwischen dem ersten Weinkeller und letzterem lag in der Zugangsberechtigung. Den Opferkeller konnte lediglich der als *Bruder* bezeichnete Geistliche betreten, während die übrigen Keller mit zwei Schlössern gesichert waren und sich Burgvogt und Geistlicher den Zutritt gegenseitig gewähren mussten.⁵³ Alle Ausgaben die Weinkeller betreffend mussten erneut dem Grafen mitgeteilt bzw. auf Befehl desselben erfolgen.⁵⁴ Hier hatte der Burgvogt keine eigenständige Autorität.

Die Hausordnung (Schlossordnung) kam im Alten Reich erst im Zuge des 16. Jahrhunderts auf. Sie ist Zeugnis eines gesteigerten Interesses der Landesherrn nach herrschaftlicher Durchdringung mit und Regelung des Alltags durch Schrift.⁵⁵ Es war dem Hohenloher Grafen ein Anliegen, die vorab mündlich festgehaltenen Aufgaben und Verpflichtungen der einzelnen Amtsträger in der landesherrlichen Residenz schriftlich festzuhalten, und somit klare Kompetenzverhältnisse sowie Zuständigkeitsbereiche zu schaffen. Darüber hinaus zeigt die Hausordnung das Interesse des Grafen, den Alltag erfassbar, aufschreibbar, ferner verrechenbar zu machen. Alle Einnahmen und Ausgaben, ob nun monetärer oder natürlicher Art, mussten genauestens aufgeschrieben und dem Grafen in Jahresrechnungen vorgelegt werden. Dies ermöglichte ihm nicht nur eine ökonomische, sondern viel wichtiger, eine personale Kontrolle der Funktionsträger. Neben diesen herrschaftlich-administrativen Erkenntnissen macht die Hausordnung das (Zusammen)Leben in einer Residenz im 16. Jahrhundert nachvollziehbar.

49 Ebd., fol. 5 r.

50 Ebd., fol. 5 v.

51 Ebd., fol. 6 v.

52 Ebd. Aus dem folgenden Passus muss geschlossen werden, dass es mehr als nur einen weiteren Keller gab.

53 Ebd.

54 Ebd., fol. 6 v-7 r.

55 Zeugnis über des Bestrebens des Landesherrn nach Kontrolle und Beherrschbarkeit des Alltags sowie seiner Untertanen legen auch die zahllosen Nennungen der Abrechnung der einzelnen Funktionsträger in der Hausordnung ab.

Durch ihren normativen Charakter sind Hausordnungen zwar keine direkte Quelle für den frühneuzeitlichen Alltag. Nichtsdestoweniger zeigen sie beispielsweise auf, in welchen Bereichen des Alltags Regelungsbedarf bestand. Dieser Regelungsbedarf konnte entweder auf der zeitgenössischen Mentalität fußen – Kontrolle der Funktionsträger und Ökonomie sowie Sicherheitsbedürfnis – oder ein Spiegelbild der bestehenden oder von Seiten der Verwaltung vorhergesehenen Konflikte und Probleme innerhalb der Residenz sein. Hausordnungen sind damit in erster Linie Zeugnis der herrschaftlichen Durchdringung des Alltags mittels Schriftlichkeit sowie der Organisation und Verwaltung herrschaftlicher Residenzen in der Frühen Neuzeit.

Edition (HZA La 5, Bü 197)⁵⁶

[fol. 1 r]

Haußordnung des schloß / Langenburg / 1568 /

[fol. 2 r]

Des wolgebornen hern hern Ludwigen⁵⁷ / Casimirs, graven von Hohenloe und / hern zw Langenburgs et cetera meins ge- / nedigen hern ordnung uber die hauß- / haltung und versehung des schloß / Langenburg. /

Vom burgkvogt /

Erstlichen und zum vordersten soll ein burgkvogt der ober- / bevelchhaber uber das gantz haws, und alle versehung / desselbigen sein, wie ungevarlichen hernachvolget: /

Zimblichen das under seinem bevelch sein sollen baider / koch, back, thorwarther, warther, magdt, hirten, und alles / gesindt, so ihns hausgehörig, was er sie zue jederzeit von / meines genedigen herren nutz wegen heißen und / inen bevelchen wurd. Das sie demselbigen gehor- / samblichen und gethrewlich folgen und nachkommen / sollen, also das ihr keiner fur sich selbs seines aigen / wilens und gefallens in seiner versehung hand- / len soll, auserhalben was dem koch etlichermasen / (als hernach unterschiedlichen begriffen) in sonder- / hait bevolhen. /

⁵⁶ Editionsrichtlinien nach Walter *Heinemeyer*: Richtlinien für die Edition von Quellen zur neueren deutschen Geschichte. In: *Ders.* (Hg.): Richtlinien für die Edition landesgeschichtlicher Quellen. Hannover, Marburg ²2000, S. 27–39. Da die Vorlage bereits eine Interpunktion aufweist, wird auf eine moderne Interpunktion verzichtet. Abweichend von Heinemeyers Richtlinien wird zur Platzersparnis das Zeilenende jeweils durch einen nicht im Original vorkommenden Schrägstrich / markiert.

⁵⁷ Das ‚L‘ von ‚Ludwigen‘ wurde über der Zeile, über dem ‚u‘ geschrieben.

Item ein burgkvogt soll mitsambt haußknecht, beckhern / und bender, cästen, melbkamer, und keller ver- / sehen und auch meinem gnedigen hern jär- / lich umb alles innemen unnd außgebens, / was sich das gantz jhar zuetregt am fruchten, melb, / brodt und wein durch ein ordenlich register /

[fol. 2v]

erberer richtige jarrechnung thun, inmasen wie her- / nach under der titeln derselbigen vorsehung under- / schiedlichen vermeldet./

Item ein burgkvogt soll mit der fuetterung und dem / schlossviehe, das hirdt und maigt ordenlich und rath- / sam darmit umbgehen, ain vleisigs aufsehen / und derwegen hoofschruren herngarten und / grafswaidt umbs schloss, under seinem bevelch haben. / Das von solchem sonst niemandt, wer er sei, kain / mit nutzung haben soll, sonder dasselbig allein / ine meins gnedigen heren haushaltung und nutz / gewendt werden, und in sonderhait sein hausfraue / mitsambt der alten barben täglichem vleisigs auf- / sehen auf das viehehaus haben. Das hierdt und / maigt vertrewlich und reith mit der milch und sonst / andern dingen handeln und umbgehen. Es soll / auch bompel milch umb zimblich gelt (wie vor- / mals) verkauft und verrechnet, des- / gleichen das molcken zue underhaltung meins ge- / nedigen hern schwein gebraucht werden. /

Item und sonst gemeindklich mit allen dingen der / haushaltung soll er zue jederzeit meines gnedigen / herrn nutz bedencken und suchen, und sonderlich / mit ernst und vleis, ob der nachgeschriebenen haus- / ordnung halten, und was ihme auch jederzeit / an sonderlichen bevelhen und ordnungen ge- / geben werden, demselbigen gethreuelichen / nachsetzen. /

[fol. 3 r]

Item was schultheis durchs jhar an gult, hüner, kersen / und andern dingen antworthen oder sonst durch ihne / ihns schloss erkaufft wurd, und in sonderhait was am / bauekosten bestunden und taglohn ausgehen wurd, / soll burgkvogt allwegen einem schulthais uhrkunt / daruber geben, in masen wie bisher auch beschehen / und gehalten worden. /

Item ein burgkvogt soll sich aus dem schloss uberlandt / zue raisen nicht begeben thue, meins gnedigen hern / wissen und erlaubnus bis ein ufseher an seine / statt geordnet. Er soll sich auch sonst so vil muglichen / im schloss holen und finden lassen. /

Item er soll vleisig ob der wach (wie hernach folgen / wurd), desgleichen auch gute ordnung mit dem / auf- und zuschliesen halten und dasselbig all- / wegen zue rechter zeit thun, auch nachts. Die schlüssel / in seiner gewarsam haben. /

Wie sich thorwarther und wechter / im schloß halten sollen /

Erstlichen, das ir kainer, niemandt (so nit ins schloss / gehörig) one vorwissen und bevelch des burgkvogts ins / schloss inlaßen, noch ainig thor oder thier offen, / deßglichen auch ihr keiner fur sich selbsen ohne vor- / wissen und er-

*laubnus des burgkvogts aus dem / schloss weiter nicht, dan bis auf die eusern
bircken / hinaus zugehen macht haben soll, bei meins ge- / nedigen hern straf. /*

[fol. 3 v]

*Item an welchen zue jederzeit, die vor wach sein wurd, / die sollen dich von
stunden nach dem nachtessen / auf ihre wach verfuengen, und ihre schellen rueh-
ren, / darvil man wissen möge, das sie auf der wach sein / und dann volgendts
jeder alle stund dreimal seine / genug thun, und die schellen ruehren, auch
allwegen / die stundt, so es schleidt ausschreiden. /*

*Item die wechter auf der obern wach sollen gerings /herumb gehen und bei dem
luginslandt an / demselbigen nehsten laden darbei schreihen und / dieselben
schellen ruren. /*

*Item sie sollen auch allwegen auf demselbigen thurn / gen und gegen dem lin-
denstamen und der / cantzlei zue denselbigen laden hinaussehen und / vleisig
hören, was sie sehen oder hören möchten. /*

*Item dezgleichen sollen sie auch auf den Regenbacher / thurn gehen und an
denselbigen laden auf alle ort / hinaus gehen dem thor, lindenstamen und / Re-
genbach hinab vleisig aussehen und hören. /*

*Item es sollen auch die wechter aufm lindenstammen / alle genug herfur bis ans
Regenbacher thurn thon / und gleicher gestalt, auf die drei ort hinaus sehen /
und ein vleisigs aufmercken haben. /*

*Item dergleichen sollen die undern wechter bei der cantzlei / an allen orten auf
irer wach vleisig aussehen und / ein gut aufmercken haben, ihn masen wie /*

[fol. 4 r]

hirob bei den andern wachen vermeldet. /

*Item und wo ihr dem wechter einer oder mehr (sonder- / lichen, die auf dem
lindenstammen und die auf / der undern wach bei der cantzlei) etwas ver- /
mercken schon oder hören wurden, der soll solichs / dem obern wechter von
stund an antzaigen. Der es / alsdann dem nechsten one allen verzueg dem pur-
gk- / vogt zu wissen thun soll. /*

*Item die nachwechter sollen ihre nachwach und in sonder- / hait gegen tage
treulichen und vleisig wachen und / sich mit ihren gengen, schellen ruhren,
schreihen und / ausschri aller masen verhallten wie hievor bei / der vorwach
vermeldet ist./*

*Item zu keiner soll morgens von der wach gehen, / biss der burgkvogt auf-
schlousen lost. /*

*Item welcher wechter es sei in der vor oder nach wach, / nicht recht wachen, und
der ordnung, wie die hie bevor / angetzeigt ist, nicht gehorsamblich nachkom-
men weurde, / denselbigen farlessigen wechter sollen die andern / wechter je-
desmals dem burgkvogt zue morgens an- / tzeigen, darmit der oder dieselbigen
ungeho- / samen abgeschafft und gestrafft werden mögen. Und /wo die andern*

*wechter solichs verschweigen und / nit antzaigen wurden, sollen sie gleicher-
masen / mit ernust taruber gestraft werden. /*

*Item wann der burgkvogt, es sei zue abendts, auch ihn / der nacht, oder mor-
gents leuten wurde, so soll /*

[fol. 4 v]

*ime ein jeder wechter mit seiner schellen anthwort / geben, auf das man wissen
und vermercken / möge, ob die wechter trewlich und vleisig wachen, / wie sie zu
thun schuldig. /*

*Item die zwern wechter, so under dem thor sein sollen, / des tags stetigs darbei
pleiben und one des burgk- / vogts vorwissen und erlaubnus ihr keiner tar- / von
gehen. Nemblichen der thorwarter stetigs in / der thorstuben bei den fenster
gegen Bechlingen hinab / achtung haben, und so der burgkvogt ainem dar- /
von erlauben, oder der thorwart zu einen zum / burgkvogt schicken wurde, so
soll er nach vericht- / ung der sachen dem nechsten one einigs hinder sich /
halten widerumb zum thor an sein ort sich ver- / fuegn. /*

*Item welchem haim zu sein behausung oder aber / sonst etwan uber soldt ihn
andere herschafft / erlaubt wurd, soll er sich auf die bestimpten zeit vor /
nachts widerumb ihns schloss then, und uber nacht / nicht auspleiben, bei meins
gnedigen herren / straff. /*

*Item es soll der thorwarter und andere, so under das /thor beschaiden sein,
deßgleichen auch kain andern / diener, kein brodt, es sei wenig oder vil, ohne
des / burgkvogts vorwissen und erlaubnus / hienausgeben. /*

Und sollen also sonst gemeinlich in alle andere vorig /

[fol. 5 r]

*zue jedertzeit irem bevelch, auch truwen und aiden / gethrewlichen nachkom-
men, darmit das haws sicher- / lich bewacht und versehen werde, wie die not-
turft / ervordert und inen alls gethruwen wechtern ge- / zimbt und geburt. /*

Ordnung wie casten und melb- / camer sollen versehen werden /

*Casten und melbcammer sollen durchaus zweifach be- / schlossen werden.
Denn ainen thail solcher beeder / beschliesung burgkvogt, den andern gegent-
hail haus- / knecht bei handen haben. Also das ihr keiner der / ort, weder in
innemen noch außgeben, ohne / den andern etwas handeln soll. /*

*Item alle fruchten, so durchs gantz jahr auf den casten / geantwort werden,
wenn wannen und woher / dieselben kommen, soll durch vogt und hausknecht /
empfangen und vogt dasselbig jedesmals orden- / lich und unterschiedlich auf-
schriben, darmit / dieselbigen in ein richtige rechnung mögen ge- / pracht und
allwegen auf das Oringer malter / gerechnet werden. /*

*Desglichen auch soll alles ausgeben an fruchten durchs / gantz jar, jedes under
sein titil, wie dieselben / in der jarrechnungen ordenlich nacheinander / gehört*

aufgeschrieben und zue Oringer malter ge- / rechnet, darmit in den jarrechnungen allwegen /

[fol. 5 v]

*gute unterschiedliche richtigkait möge befunden / werden. /
Kain frucht soll one meines gnedigen herren vorwissen / und bevelch, oder derjenigen, denen es ire gnaden / jedesmals bvelhen verkauft werden. Was dann / seine gnaden oder dero bevelchhaber darunder be- / velchen, dem soll mit guter ordnung nachge- / setzt, daruber alsbaldt unterschiedliche verzaichnus, / wie vil malter getraidts nach gulden zoll gerechnet, / ein register uber solichs gemacht und meinem ge- / nedigen herrn zuehanden geanthwort, auch dem burg- / vogt ein gegenregister gelassen werden, auf das / zue zeit der ziel verordnung beschehen möge, wer solchs / innemen und verrechnen soll. /
Item was durchs jar an fruchten vermahlen wurd, / soll allwegen malterweis mit Oringer mes / in die muelen. Jedem müller unterschiedlich inge- / satzt und nachvolgends das melb gleicher gestalt / alterweis aus der mülen auf den casten, / und was tan an melb verbacken, oder aber / gen Newenstein und andere ort gefurth, all- / wegen vom casten widerumb gemessen, auch / wie vil jedes malter melbs, so alhie verbacken / wurd, laib gibt vermerckt und solchs jedes an / sein ordentlichs ort wochenlich geschriben, / und dann alles zue einer unterschiedlichen / jharrechnung getzogen werden. /*

[fol. 6 r]

*Item gleicher gestalt soll es auch mit dem hundtas / malen gehalten, dasselbig jedesmals in die / mueln und wider heraus. Desgleichen auch / wohin und an welchen ort dasselbig nachvolgendts / verpraucht wurd gemessen und tann / allwegen ordentlich ausgeschriben und jerlich / verrechnet werden. /
Item dem haber, so durchs jhar verfuhtert wurd, soll / vom habercasten herab auf die futherung mit / Oringer malter und tan das futter durch / den hausknecht (teth niemandts nichts ohne / wissen und bevelch des vogts) ausgemessen / und täglichen aufgeschrieben, wenn und / wohin jedesmals fuether gegeben, darmit / dasselbig in der jarrechnung mitgebracht / werde.*

[fol. 6 v]

Wie kellerei soll versehen / werden /

Erstlichen und dieweil der täglich cost abgeschafft und / ein sonder sein selbs aigne haushaltung und / costen widerumb in fleckhen (wie von jharn / auch geweßen) haben soll. Demnach die / versehenung der kellerei nachvolgender gestalt an- / gerichtet, nemblichen tas etlicher gezehnter wein / in das opfelkellerlin in sonderhait gelegt werden, / wenn denselben wein soll man turchs jhar den / pfarrhern und andern dienern ihrer lohnwein / dezglichen den bawern auf die außwendigen / dienstfarten iren wein. Item was an wein ver- / füllt, auch umb Gottes willen geben, und / anders, so sich durchs jahr zutregt, außgeben, das-

selbig / alles soll mit des vogts wissen geschehen, und / dann durch den vogt allwegen unterschiedlichen / aufgeschrieben und in ein richtige jahrrechnung / gestellt werden, wie zuvor der beschaidt ist. Und / disem keller soll der bruder allein beschliesen. /

Die andern keller aber sonst alle sollen mit guten / schloßen zwifach beschloßen. Der ain teil solcher schlußel / dem burgvogt, der andern theil dem bruder be- / volhen. Also das ihr kainer one den andern fur / sich allein ihn dieselbigen keller handeln möge, / sonder allwegen beede miteinander ein vleysigs / aufsehen haben und sollen auch dieselben be- / schlossen keller alle (wie ein jeder erstmals belegt wurde) /

[fol. 7 r]

gantz gelassen und nit zervent, noch aus dem- / selbigen etwas genommen werden, one meines / gnedigen heren vorwissen und bevelch. /

Item jährlich nach beschehener jarrechnung soll all- / wegen widermals ein neue kellerverzeichnis / uber die wein, wie vil vass mit wein in einem / jeden keller ligen, und was derselben vass / jedes halten thue, gemacht werden. /

Item mit verkaufung weins soll es aller masen / gehalten werden, wie hievor bei dem frucht ver- / kaufen vermeldet ist. /

Der banwein soll auch zue jederzeit auf die kirchweien / oder sonst im jar mit meins gnedigen heren / wissen und bevelch gelegt und bei seinen / gnaden jedesmals unterschiedlicher beschaidts erhalt / werden, wie tas furder banwein kaufswais, / oder die mas zum bannwein wol gegeben / und gleichermaßen ein unterschiedliche jhar- / rechnung daruber gemacht werden. /

[fol. 7 v]

Kilian kochen versehung /

Er soll haben die schlüssel zue den kuchen, fleischgewelb, / speiskammer, auch zue dem gemach under dem haber- / casten (ta man ops und kraut innen behelt), der- / gleichen zue der vischgrueben, an welichen orten er / under seiner beschliesung bewaren und haben / soll, als nemblichen / schmaltz erbis / fleisch linsen / wildtpreth burgmelb / visch korn / saltz essig / gersten /

Und was mehr dergleichen kuchenspeis sein moge / soll ihme alles mit uerkunth wurden sein, ver- / warung geanthwort werden. Darvon er dem /vogt und ander knechten wes einem jeden zue / seiner jharbesoldung an solicher kuchenspeis zusteet, / all quottember sein angepürlichen theil geben, / und wes er also den dienern irer besoldung / geben, dergleichen auch sonst durchs jhar zue / meins gnedigen heren, oder der rāth anwesen, / in die kuchen verprauchen und auch was er jedes / mals geen hove schicken wurde, solchs alles in / ein ordenliche unterschiedliche jharrechnung in- / nemens und außgebens sollen, dan daruber richtige / rechnung thun. /

[fol. 8 r]

Item was durchs gantz jar an schmaltz vom schloss- / viehe alhie vetzeugt, soll er jedesmals, so dasselbig aus- / gelassen, von der keesmagdt empfangen, in / Orinen auf das gewicht einschlagen und tasselbig / in richtiger, ordenlicher jarrechnung mitpringen. /

Item der kutter soll nochmals allwegen auf das ge- / nauest wider außgesotten und zue meins ge- / nedigen heren nutz gewendet werden. /

Item was turch schultheis jedesmals an kuchenspeis / ins schloss erkaufft wurd, es sei an fleisch, schmaltz, / saltz, gewürtz, ops und andern dingen, soll er / allwegen dem schultheis uhrkundt taruber / geben, darmit solches in jarrechnungen / ordenlich mitpracht werden. /

[fol. 8 v]

Ordnung mit dem dienstbrodt /

Item das dienstbrodt soll sonderlichen gebacken und all- / wegen von einem Oringer malter melbs weniger / nicht, tan 50 laiblin gemacht werden. /

Item wann dienst vorhanden, soll der landtknecht / oder derjenig so zum dienst leuten verordnet, jedes- / mals dem burgkvogt einkerben täglich, wievil ter- / selben seindt pringen. Darauf ihr jhe vier personen / ein laiblin brods sollgegeben und turch den burg- / vogt wochenlich angeschrieben, auf tas solchs auch in / ein jarrechnung gepracht werden. /

Dergleichen soll es auch was an dienstbrodt gen Det- / ingen, oder an andere außwendige ort geholt / wurd gehalten und allwegen tarbei ver- / stendigt, an was gebeue oder arbit solch brodt / geprauch und also gleichermaßen ihn ein / unterschidliche jharrechnung gezogen werden. /

Item was denn armen leuthen an brodt aus / dem schloss umb Gottes willen turchs jahr ge- / geben wurd, das soll auch wochenlich vertzaichnet, / und in ein jharrechnung gestellt werden. /

[fol. 9 r]

Von außgebung dienstbrodts /

Item auf die handtdienst, so sich auf einen gantzen tag / erstrecken, gibt man all tag jedem dienst man zwei / stuck brodts. Der ist jedes ein viertel eins dienst laib- / lins, nemlich eines zue mittentag, das andere nachts / zum feirabendt, welche dienst sich aber zue halben tagen / enden, gibt man nur ein stuck. /

Dergleichen wurd es gehalten mit den bawren, so mit / iren mohnen, diennn, das auf alle inwendig / amptsdiensten, als acker gehen, mist ausfuren, / haikorn, habern und omath infüren, auch in brenn- / bawholtz und raiffarten. Item was durchs jhar / an ziegel, kalckh und backenstain von der ziegelhütten, / auch sandt und stain, so man bawet gefurt, und / wes sich sonst weiters fur solch zufellig dienst in- / wendig ampts zutragen, gibt man auf jede mohn, / so ein gantzen tag ferth ein gantz tienstliblin, nemlich / ein halbs zue mittentag, und tas

ander halbtheil / nachts zum feirabendt. Welche aber nur zu halben / tagen fahren, gibt man nit mehr als ein halbs / laiblin. /

[fol. 9 v]

Von außwendign dienstfarthen, / auf welche man disen wein / und fuetter gibt
Item in den dienstfarthen, so von Neuenstain, Weickers- / haim, Schrotzburg, Ingelfingen, oder andern ausswendigen / orten hierher gen Langenburg beschehen, es sei mit frucht, / wein oder andern dingen, denselbigen bawern gibt man / nachts alhie bei dem wierth tas trucken, essen als / suppen unt brei oder gemües umb ein benant / gelt. Und aus dem schloss gibt man auf jeden / wagen ein mas wein und zwei furter meßlin / haberns, auch ain zimblichs buschele hai, aus der / herrn scheurn. Und welche also ubernacht pleiben / müeßen, denn gibt man morgens jeder ihr / suppen und brei und auf jeden wagen 0,5 maß / wein. Und nachdem es sich aber bißweilen zutregt, / das etlich solicher dienstfarthen etwas zeitlichtes tags / alhie ankommen, das sie nit ubernacht pleiben, / denselbigen gibt man ihr essen und wein, wie obge- / melt, aber zum furter nur ein meßlin habern. /

Item bawern, so von Langenburg drucht, habern, melb, / hundtaß, briter, latten oder andern ting gen Neuwen- / stein furen gibt man, so sie alhie aufladen jedem / wagen ein maß wein, ein halb laiblin brodts, und / ein furter meßlin mit habern. /

Item dergleichenn wurdt es auch mit inen gehalten, /

[fol. 10 r]

so sie wein geen Kirchberg oder sonst ander ding von / Langenburg uberlandt füren. /

Item bauern, so briter und latten auf den welden holen / und gen Langeburg füren, den gibt man, so sie hie- / her kommen, bei dem wirth ihr trucken bauern / mal, wie obgemelt. Und tan aus dem schloss / auf jeden wagen ein mas wein und ein furter / meßlin habern. /

[fol. 10 v]

Wie bender und ander handtwercckhs- / leuthe, so im schloß arbeiten, gehalten / werden /

So frembde bender im schloss, es sei zue raifschneiden / oder binden durchs jar gebraucht werden, denselbigen / gibt man tas trucken essen, bei dem wirth umb / benant gelt, und aus dem schloss gibt man ihr / jedem ein halb mas weins ubers essen. Man gibt / inen auch das ander brodt im schloss und auf ihr sehs / ungevarlich zwo maß wein zue solichem under / brodt. /

Dergleichen wurdt es auch sonst mit andern / handtwerccksleuthen, so im schloss umbs taglohn / arbeiten gehalten. /

[fol. 11 r]

Vom schmidt- und wagen- / werckh ins schloß /

Item was schmidt und wagner durchs jar ins schloss / arbeiten, soll burgvogt ein aufmercken daruf / haben, auf tas jedesmals⁵⁸ mit schmiden und wagnern under- / schiedliche ordenliche abrechnung beschehen möge. /

[Leerseiten, fol. 11 v-12 v, danach von zweiter Hand]

[fol. 13 r]

Wie man zu sturmleuten / soll, und vom sturmschiessen /

Item so man zu sturmleuten will, so sollen / alle glocken miteinander angezogen, und / drey mal uffeinander geschweindt zusammen / geschlagen werden. Der hauptmann soll in einem / jetlichen dorf, ein solcher beschaidt, durch ein / gemaindt gemacht werden, das man den / kirchschlüssel one einigen verzorckh gehalten möge. /

Item sobaldt das man zu Langenburg zu sturm- / schüest, und zu sturmleud, so soll man in andern / kirchen im ampt, gantz eilendts uff der / huß stipfen zu sturmleuten. /

Und uff solch sturmschiessen und sturmleuten, sollen / alle underthonen und inwoner eins jetlicheen / fleckens, uff der huß stapfen, und ausplicken / zusammenlauf, und weiters beschaidts / gewarten, es soll auch alßbaldt ein jetlicher fleck / sich deßhalben eines verorzneten platz ver- / gleichen, wohin sie sollen zusammenlaufen. /

Nun will aber auch von nöten sein, das mit solchen / sturmschiessen, und sturmleuten, auch ein / anzaigung habe, ob es frües noch oder nachelb / sey, derhalben so soll ein yedtlichen diesen under- / schiedt merken. /

[fol. 13v]

Erstlich so es ein nach eill sein wurt, oder das man sonst / andern sachen haben mit bewerter handt / auf sein muste, so wurt man drey oder eine / schuß geschwindt uffeinander thon, wie vormals / der brauch gewesen ist. Auch alzbaldt zu sturm / geleut worden, da soll man dann auch außwonds / allent haben, im ampt wie vor stedt, das sturm- / leuten unverzuglich angehen lassen, und / darauf ein yertlichen stuckh, mit iren verordenten / und gesetzten wehrn, zusammenlaufen, und so, / das geschrey oder beschaidt, uchs alßbaldt in ein / flecken

58 Überscrieben: Würde es aber früher, und beveruß betreffen, so / soll ein jetlicher wissen, dz man zehen, zwölf / oder mehr schüß die ain bavarde zal haben / würt lassen, da soll dann ein yedtlich so die / beveruß augenscheinlich wers, alß das man dz / fruer vor augen sehe, gantz eilendts mit was (zu) / geschir zu laufen, welcher fleckh aber die beveruß / nit sehen könnndt, und doch am schiessen ver- / merkte, das es früwers nochwersdieselbigen / sollen in aller eil, mit wasser geschieren / auf Langenburg zu laufen, kompt inen / das beschaidt und wegen, es sollen sie dann / selbigen folgen. /

Es sollen auch die uff den weylern und amtzen / höfen im ampt, so zihen sturmschiessen und / sturmleuten, jedesmals am nechstens / zu eilen, unvertzüglic biß inen beschaidt würt.

kompt, wohin sie volgen, oder daz sie thun / sollen, so sollen sie one allen verzuck mit / bewerther handt uff Langenburg zueilen, und / alle die berittene pfundt haben, die sollen / geritten komen bey der herrschaft straf. /

Der Stuttgarter Baumeister Georg Stegle (ca. 1548–1598) und Schloss Weikersheim

VON JOST WEYER

Georg Stegle gehört zusammen mit Georg Beer, Blasius Berwart und Elias Gunzenhäuser zu den bekannteren Baumeistern am Hof Herzog Ludwigs von Württemberg in Stuttgart, zu denen als berühmtester Heinrich Schickhardt zählt, der unter Ludwigs Nachfolger Friedrich der maßgebende Baumeister wurde. Über Stegles Leben und Werk gibt es an verschiedenen Stellen Informationen, wobei als wichtigste Quellen das „Neue Württembergische Dienerbuch“¹ und die „Renaissance im Herzogtum Württemberg“ von Fleischhauer² zu nennen sind. Hier sollen die Einzelinformationen zu einem wohl immer noch lückenhaften Gesamtbild zusammengefasst werden.

Ein zweiter Gesichtspunkt betrifft die Bedeutung, die Stegle für die Konzipierung des Baus von Schloss Weikersheim hatte. Obwohl von einem Autor gründlich recherchiert, wurden die zutreffenden Ergebnisse von einigen anderen Autoren ignoriert und Stegles Verdienste anderen Baumeistern zugesprochen. Diese Fehldeutungen haben auch Eingang in den offiziellen Schlossführer von Schloss Weikersheim gefunden. Entdeckungen aus neuester Zeit sollen den wahren Sachverhalt klären.

Stegle im Dienst der Herzöge von Württemberg

Georg Stegle (auch Steglin) wurde um 1548 in Drackenstein (Schwäbische Alb, heute Kreis Göppingen) geboren. Er wird von 1564 bis 1596 als Kammerdiener bezeichnet, stand also schon zur Zeit von Herzog Christoph (1515–1568, reg. seit 1550) im württembergischen Dienst. 1581 wird er zum ersten Mal Baumeister genannt. 1584, 1593 und 1597/98 fungierte er als Bau- oder Holzverwalter. Die längste Zeit seiner beruflichen Tätigkeit fällt in die Regierungszeit von Herzog Ludwig von Württemberg (1554–1593, reg. seit 1568). Stegle heiratete 1575 oder 1576. 1598 starb er in Stuttgart.³

1 Walther *Pfeilsticker*: Neues Württembergisches Dienerbuch. Bd. 1. Stuttgart 1957, § 278 und 1944.

2 Werner *Fleischhauer*: Renaissance im Herzogtum Württemberg. Stuttgart [1971], S. 80 ff. (dort fälschlich Jakob Stegle).

3 *Pfeilsticker* (wie Anm. 1).

Als Herzog Ludwig regierte, war sein Vetter Friedrich (1557–1608) Graf von Mömpelgard, der dann nach Ludwigs Tod 1593 als Herzog Friedrich I. von Württemberg sein Nachfolger wurde. Friedrich war ein baulustiger Herrscher, hatte aber als Graf nicht genügend finanzielle Mittel zur Verfügung. Im Dezember 1581 schrieb er an Ludwig, dass er Stegles Dienste für seine Bauten in Mömpelgard benötige, da dieser „derselben Gelegenheit nunmehr allein Bericht und Erfahrung angenommen hat“. Erst auf langes Bitten schickte er Stegle im Juni und Juli 1582 nach Mömpelgard, da er bei ihm an einem großen Werk zu arbeiten habe.

Ludwig hatte für Friedrichs Aktivitäten auf architektonischem Gebiet wenig Verständnis und beurlaubte Stegle und seine anderen Baumeister nur für kurze Zeit und konkrete Vorhaben, deren Dringlichkeit Friedrich nachweisen musste. In den Jahren 1583 und 1585 wurde Stegle noch einmal nach Mömpelgard beurlaubt, dann aber nicht mehr, trotz weiterer Bitten des Grafen. Die schnelle Beurlaubung Anfang 1585 kam dadurch zustande, dass unterhalb von Schloss Mömpelgard die herrschaftliche Scheune einschließlich der Futtermittelvorräte abgebrannt war. Welche Tätigkeiten Stegle im Detail in Mömpelgard ausführte, geht aus den Akten nicht hervor, ebenso wenig, an welchen Bauvorhaben er unter Ludwig beteiligt war. Man weiß nur aus anderen Quellen, dass er 1574 für Herzog Wilhelm V. von Bayern einen Abriss des Stuttgarter Lustgartens machte und 1588 auf dem Hohenasperg zu tun hatte.⁴

Im Jahr 1593 starb Herzog Ludwig, und nun standen seinem Vetter Friedrich als Herzog wesentlich größere Geldbeträge zur Realisierung seiner Bauvorhaben zur Verfügung. Im Sommer 1596 schickte Friedrich seinen Leibarzt, den schweizerischen Arzt und Botaniker Jean Bauhin, nach Boll in der Nähe von Göppingen, um über die Heilkraft der dortigen Quellen ein fachmännisches Urteil abzugeben. Friedrich hatte kurz vorher diese Quellen fassen lassen und Schickhardt mit der Errichtung eines Badhauses und der Anlage eines Parks beauftragt, was zwischen 1595 und 1597 geschah. Die Gestaltung des Parks von Bad Boll lag in den Händen von Stegle, unterstützt von zwei Gärtnern aus Göppingen und Stuttgart und zahlreichen Hilfskräften, beraten von Bauhin. Es wurde ein Lustgarten im Stil der Renaissance, wobei sich unter den Zierpflanzen auch die aus Amerika eingeführten Tabak- und Kartoffelstauden befanden.⁵

Die „Anhaltische Heimführung“

Im Jahr 1571 heirateten Ludwigs Schwester Eleonora, geborene Herzogin von Württemberg, und Joachim Ernst, Fürst von Anhalt. Die Hochzeit wurde Anfang

4 *Fleischhauer* (wie Anm. 2), S. 73, 80 ff. Paul *Sauer*: Herzog Friedrich I. von Württemberg 1557–1608. Ungestümer Reformator und weltgewandter Autokrat. München 2003, S. 69, 86 f.

5 *Fleischhauer* (wie Anm. 2), S. 315; *Sauer* (wie Anm. 4), S. 229 f.

Mai in Dessau gefeiert, wohin die Braut von Stuttgart über zahlreiche Zwischenstationen geleitet wurde. Sie wurde begleitet von Herzogin Anna Maria von Württemberg, Gemahlin des 1568 verstorbenen Herzogs Christoph und Mutter von Eleonora und Ludwig, und von ihrem Bruder Ludwig, der damals noch unverheiratet war. In ihrem Gefolge befand sich auch Georg Stegle, der damals etwa dreiundzwanzig Jahre alt war. Er verfasste ein ausführliches Reisetagebuch mit dem Kurztitel „Anhaltische Heimführung“, in dem alle Stationen auf der Hin- und Rückreise beschrieben sind.⁶ Den Bericht widmete er dem Bräutigam, Joachim Ernst von Anhalt. Gegenüber dem Titelblatt ist zu lesen: *Euer Fürstlichen Gnaden unndertheniger, williger Georg Stegle, Furstlicher Wurtembergischer Diener.*

Stegle war für alles interessiert, was ihm auf der Reise begegnete, berichtete über die Städte mit ihren Bauwerken und natürlich auch ausführlich über die Hochzeitsfeierlichkeiten. Besondere Aufmerksamkeit widmete er den Schlössern und den damit zusammenhängenden Gartenanlagen – den „Lustgärten“ und „Lusthäusern“. Ausführlich beschreibt er die Schlösser in Kassel, Weimar und Arnstadt.

Vom Schloss in Kassel sagt er: *Dis Schloß ist gar zierlich in die Viereckh gebauet*, mit einer Wendeltreppe in jeder Ecke. Unten im Schloss befanden sich die Wirtschaftsräume, mitten im Hof stand ein Röhrenbrunnen. Im Schloss gab es unter anderem einen langen, gewölbten Saal, 181 Schuh lang, 38 Schuh breit, einen zweiten großen Saal zum Empfang hochgestellter Persönlichkeiten, ein fürstliches Gemach für den Landgrafen Wilhelm von Hessen mit einem großen Wandbild eines Elefanten, *vil herliche Furstengemach sambt dem Frauenzimmer, welche mit schönem Mahlwerckh und künstlicher Schreinerarbeit geziert seindt*, und zwei besonders schöne, von ihm ausführlich beschriebene Gemächer. Er erwähnt auch das Schließsystem mit einem Schlüssel für jede Tür und einem Hauptschlüssel. Etwas entfernt vom Schloss, getrennt durch die Fulda, lag ein Lustgarten mit einem Lusthaus. Der Garten war *lustig gebauet mit welschen Compartamenta*, in denen sich viele schöne Pflanzen und wohlriechende Kräuter befanden. Das viereckige, von einer Altane umgebene Lusthaus enthielt oben einen Saal, dessen Wände und Decke ausgemalt waren.⁷

Das Schloss in Weimar hatte einen großen Hof mit einem Röhrenbrunnen. Im Schloss befanden sich große Säle und Fürstengemächer. Die schöne Hofkapelle war mit zwei Emporen übereinander und einer stattlichen Orgel versehen. An das Schloss grenzte ein Lustgarten, durch den die Ilmenau floss, mit Obstbäumen und schönen Pflanzen. In diesem Garten befand sich ein *gewaltigs Lusthaus mit einem viereckheten Garten, alles uff die französische Manier*. In dem von

6 Georg Stegle: *Herrn Joachim Ernsten Fürsten zu Anhalt mit Herzogin Eleonoren, geboren zu Württemberg, Haimbführung. Uff was Örtter man im Hin- und Widerraisen zukommen, sampt einer Verzeichnus der Personen und Pferd, so zu Dessau erschinen, beschriben durch Georg Steglin. 1571* (Der ursprüngliche Titel lautete „Anhaltische Haimbführung“). HStA Stuttgart G 54 Bü 4.

7 Ebd., Bl. 13^a–16^b.

einer Galerie umgebenen Lusthaus gab es neben anderen Räumlichkeiten *einen schönen Sal uff die welsche Art*.⁸

Das Schloss in Arnstadt war *gar nach welscher oder französischer Manier mit schönen Erckern und Gengen im Schloß* versehen. Es hatte einen viereckigen Hof, und an jeder Ecke befand sich wie in Kassel eine Wendeltreppe. Das Schloss war in- und auswendig mit schönen Malereien verziert und hatte herrliche Säle. Stegle glaubte nicht, dass es in Deutschland ein schöneres Grafenschloss gebe, und dasselbe sagte er auch von dem angrenzenden sehr großen Garten. Dieser wurde von einem Bach durchflossen, der sich teilte und wieder vereinigte, und auf der dadurch gebildeten Insel stand ein schönes Lusthaus. In dem Garten befand sich neben einem Vogelhaus, dem Gärtnerhaus und anderen Gebäuden auch der eigentliche, in *gevierde Compartementa* unterteilte Lustgarten mit schönen Pflanzen und Hecken dazwischen.⁹

Sicher sammelte Stegle auf dieser Reise, die zwei Monate dauerte, wichtige Erfahrungen für seine Tätigkeit als Baumeister. Von Bedeutung ist auch, dass er mit den neueren, von Frankreich ausgehenden Strömungen in Berührung kam, was Ausdrücke wie „nach welscher oder französischer Manier“ belegen. Sein größtes Projekt wurde später das unter Wolfgang von Hohenlohe erbaute Schloss Weikersheim.

Graf Wolfgang von Hohenlohe in Langenburg

Graf Wolfgang II. von Hohenlohe wurde 1546 in der hohenlohischen Residenz Waldenburg geboren. Sein Vater war Graf Ludwig Casimir von Hohenlohe, seine Mutter, Gräfin Anna, eine geborene Gräfin von Solms-Laubach. Als Zwölfjähriger besuchte er zusammen mit seinem älteren Bruder Albrecht für zwei Jahre die Universität Tübingen, begab sich dann zu einem zweijährigen Studienaufenthalt nach Paris und war schließlich in Wien mehrere Jahre im kaiserlichen Dienst tätig. Von Wien aus nahm er auch an einem Feldzug gegen die Türken in Ungarn teil. Nach seiner Rückkehr in die Heimat nach Neuenstein vermählte er sich mit Magdalena, Gräfin von Nassau-Katzenelnbogen, einer Schwester Wilhelms von Oranien.

Als Wolfgangs Vater 1568 starb, übernahm für die nächste Zeit Gräfin Anna mit ihren beiden ältesten Söhnen Albrecht und Wolfgang die Regierung. 1573 wurde nach langen Beratungen eine Assignationsteilung vorgenommen. Albrecht bekam den Landesteil Weikersheim, Wolfgang den Teil Langenburg. 1574 bezog Wolfgang mit seiner Familie seine Residenz in Langenburg. Albrecht verunglückte im November 1575 bei einem Turnier tödlich, das in Stuttgart anlässlich der Vermählung von Herzog Ludwig mit Dorothea Ursula, Markgräfin von Ba-

8 Ebd., Bl. 41^a–42^b.

9 Ebd., Bl. 43^a–45^a.

den, veranstaltet wurde; sein Turniergegner war Joachim Ernst von Anhalt.¹⁰ Mit seiner Mutter einigte sich Wolfgang über die Aufteilung des Erbes und erhielt Schloss und Amt Weikersheim zur provisorischen Verwaltung.

Im April 1582 begannen die Vorbereitungen für eine definitive Landesteilung zwischen Wolfgang und seinen Brüdern Philipp und Friedrich, die im Juni 1586 im Saal der Weikersheimer Wasserburg vollzogen wurde. Durchs Los erhielt Wolfgang den Landesteil Weikersheim, Philipp Neuenstein und Friedrich Langenburg. Im März 1587 verlegte Wolfgang seine Residenz von Langenburg nach Weikersheim.¹¹ Er starb 1610 in Weikersheim.

Am 13. Juni 1575 wandte sich Wolfgang an den in Ypern geborenen Baumeister Georg Robin (Robyn), der seit dem 28. Februar dieses Jahres im Dienst des Kurfürsten von Mainz stand.¹² Wolfgang bat ihn, am 24. Juni nach Langenburg zu kommen, da er dort einen Neubau errichten wollte und Robin die hierfür notwendigen „Bausachen“ besichtigen sollte. Robin antwortete, dass er zu dem angegebenen Termin nicht kommen könne, da er in Mainz im Auftrag des Kurfürsten zwei größere Bauten begonnen habe – es handelte sich um die Kanzlei und die St. Gangolfkirche. Der Kurfürst habe aber erlaubt, dass er in etwa sechs Wochen kommen könne. Offenbar war Robin dann im Laufe des Sommers in Langenburg, vermaß die alte Anlage und entwarf eine neue Planung, obwohl dies nicht aktenmäßig belegt ist.

Wolfgang zog auch einen anderen Baumeister, Ulrich Unsinnig, zu Rate, der gerade Bauarbeiten auf der Burg Tierberg ausführte. Er kam zweimal nach Langenburg und machte Verbesserungsvorschläge zu dem Entwurf von Robin. Am 20. Januar 1576 schickte Wolfgang den „ganzen Abriss“ an Robin. Die Ausarbeitung des Entwurfs sollte der Langenburger Schreiner Geselle Thomas Fendrich übernehmen, der in Wolfgangs Dienst stand. Er schickte Fendrich zu Robin in die Lehre, der ihn in allem, was mit dem Bauwesen zusammenhängt, unterrichten sollte. Am 1. Februar 1576 schrieb Fendrich aus Mainz an Wolfgang, dass er von Robin sehr freundlich aufgenommen worden sei.

In Mainz hatte Fendrich von Robin auch den Auftrag, ein Modell („aufrechte Visierung“) aus Holz für den geplanten Neubau von Schloss Langenburg anzufertigen. Wolfgang bat Robin, dass Fendrich die Arbeit an dem Modell mit aller Sorgfalt ausführen solle. Das Modell war zu Ostern noch nicht fertig. Fendrich erklärte die Verzögerung in einem Brief an Wolfgang damit, dass der Kurfürst für die Kanzlei und die St. Gangolfkirche ein Modell aus Holz wünschte und

10 Adolf Fischer: Geschichte des Hauses Hohenlohe. 2. Teil, 1. Hälfte. Stuttgart 1868, S. 94–97.

11 Jost Weyer: Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die Alchemie. Alchemistische Studien in Schloß Weikersheim 1587–1610 (FWFr 39). Sigmaringen 1992, S. 23 f.

12 Max H. von Freeden: Zum Leben und Werk des Baumeisters Georg Robin. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 11 (1943–1944), S. 28–43. – Die meisten der von ihm im Hohenlohe-Zentralarchiv ausgewerteten Archivalien haben heute die Signaturen We 50 Bü D 6b (Tätigkeiten des kurfürstlich mainzischen Baumeisters Georg Robin in Langenburg) und We 50 Bü D 6c (Arbeiten des Schreiners Thomas Fendrich aus Mainz in Langenburg).

dass Robin Fendrich mit dessen Anfertigung beauftragt hatte. Es dauerte dann aber doch noch einige Monate mit der Fertigstellung. Ende September wurde das große Schlossmodell mit dem Schiff nach Miltenberg transportiert und von dort mit dem Wagen über Land nach Langenburg, begleitet von Fendrich und Robins Stiefsohn.

Wolfgang, der sich in dieser Zeit bei Herzog Ludwig aufgehalten hatte, bedankte sich nach seiner Rückkehr nach Langenburg in einem Brief vom 11. Oktober bei Robin.¹³ Das Modell sei zu seiner vollen Zufriedenheit ausgefallen. Nach der Frage der angefallenen Kosten kommt er auf ein anderes Thema zu sprechen. Er wolle nicht verbergen, dass *sich zwischen uns unnd unsern jungen Gebrüdern allerhandt Verenderung zugetragen. Derowegen und weil wir noch nicht eigentlichs wissen, an welchem Ort wir unnsere beständige Hoffhaltung anrichten werden, seindt wir nicht bedacht, innerhalb zweyen Jaren an unnnßerm Bau anfahren zu lassen.* Er benötige daher den Schreiner in dieser Zeit nicht, sondern er könne noch im kurfürstlichen Dienst bleiben.

Die zitierte Stelle spiegelt die Tatsache wider, dass nach dem Tod seines Bruders Albrecht am 16. November 1575 eine neue Situation eingetreten war. Wolfgang hatte Schloss und Amt Weikersheim zur provisorischen Verwaltung erhalten, und er konnte sich ausrechnen, dass es über kurz oder lang mit seinen Brüdern Philipp und Friedrich zu einer Erbeinigung kommen musste. Erst dann würde er wissen, welcher Ort seine endgültige Residenz sein werde. Folglich unterblieben in den nächsten Jahren alle größeren Bauarbeiten, und es wurde nur das ausgeführt, was unbedingt nötig war. Dazu gehörten einige Wirtschaftsgebäude und Ställe, eine Kinderstube, ein Glockenturm, der Archivraum, zwei Pulvertürme und ein etwas größerer Bau.¹⁴

Graf Wolfgangs Pläne für den Bau von Schloss Weikersheim

Am 3. Juli 1583 teilte Wolfgang seiner in Neuenstein lebenden Mutter Anna brieflich mit, dass er nicht nur in Langenburg, sondern auch in Weikersheim zu bauen gedenke.¹⁵ Dieser neue Gedanke ist zweifellos darauf zurückzuführen, dass 1582 die Vorbereitungen für eine definitive Landesteilung begonnen hatten, wobei Wolfgang noch nicht wissen konnte, ob er Weikersheim als endgültige Residenz erhalten würde. Der entsprechende Abschnitt in dem Brief lautet: *Nachdeme die Notturfft erfordern thut, nicht allein alhie im Schloß Langenburg, sonder auch zue Weickhersheim zue bauen, habe ich den Sachen nachgedacht und befinde, daß nicht hinderslich, wan man solcher Beu zu Weickhers-*

13 HZA We 50 Bü D 6b.

14 Gerhard *Taddey*: Neue Forschungen zur Baugeschichte von Schloß Langenburg. In: WFr 63 (1979), S. 13–46.

15 HZA We 50 Bü D 12.

heim durch einen Werckhmeister besichtigen und dieselbe in ein Visirung stellen und fassen liesse.

Er habe, so schreibt Wolfgang, an den Baumeister Georg Robin gedacht, der mit solchen Dingen gut vertraut sei. Er meine, dass man mit dem Rat der Baumeister und solchen Visierungen sich viele Unkosten und Mühe ersparen könne, und wollte den Rat seiner Mutter hierzu wissen. Ein Kanzlist vermerkte, dass der Brief nicht abgeschickt, sondern bei einem Besuch in Langenburg mündlich besprochen worden sei und seine Mutter damit einverstanden war.

Am 19. Juli wandte sich Wolfgang an den Kurfürsten von Mainz und bat um Beurlaubung von Robin.¹⁶ Er habe sich entschlossen, in seiner Grafschaft und der seiner Brüder *in etlichen [...] Schlosser und Heusern allerhandt Beue ins Werckh zu richten*. Ähnlich knapp fällt die Bezeichnung des Bauvorhabens in dem Brief aus, den Wolfgang noch am selben Tag an Robin schrieb.¹⁷ Er habe vor, *etliche Beu in unser Graveschafft Heusern ins Werckh richten und ufbauen [...] zu lassen*. Robin schrieb am 30. September, dass er erst in vierzehn Tagen nach Langenburg kommen könne, musste aber Anfang November mitteilen, dass ihm wegen eigener Arbeiten erst jetzt ein Kommen möglich sei. Da Wolfgang aber wegen Erbschaftsangelegenheiten nach Arnstadt reisen musste, wurde in diesem Jahr nichts mehr aus einem Treffen.¹⁸ Die Korrespondenz zwischen Wolfgang und Robin bricht dann für drei Jahre ab, so dass Robin auch später nicht nach Langenburg oder Weikersheim gekommen ist. Arnstadt ist übrigens derselbe Ort, dessen teilweise „nach welscher oder französischer Manier“ gestaltetes Schloss Stegle in seiner „Anhaltischen Heimführung“ in so leuchtenden Farben beschrieben hatte.

Etwa um diese Zeit, spätestens aber mit der Landesteilung im Jahr 1586, muss Wolfgang konkretere Ideen über den Bau von Schloss Weikersheim entwickelt haben. Eine seiner beiden Grundideen ist die, dass der Grundriss des Schlosses die Form eines gleichseitigen Dreiecks haben sollte. Das Herzstück dieser Schlossanlage – und dies ist die zweite Grundidee – sollte ein großer Saal mit einer freitragenden Decke bilden. Ob auch die Ideen von Gängen oder Korridoren mit davon abgehenden Räumen und von einer großen zweiläufigen Stein-
treppe auf ihn zurückgehen, bleibt offen.

An dieser Stelle muss auf zwei grundlegende Veröffentlichungen von Walther-Gerd Fleck über die Baugeschichte von Schloss Weikersheim hingewiesen werden. In seiner Dissertation, von der ein maschinenschriftliches Exemplar in der Universitätsbibliothek Tübingen aufbewahrt ist, untersucht er die Thematik an Hand des Quellenmaterials ausführlich und bringt bei strittigen Fragen die Beweise.¹⁹ In seiner Monographie über dieses Thema, durch zahlreiche Zeichnun-

16 Ebd. We 50 Bü D 6b.

17 Ebd.

18 *Von Freeden* (wie Anm. 12), S. 37.

19 Walther-Gerd *Fleck*: Das Schloß Weikersheim. Seine Baugeschichte und seine Stellung inner-

gen illustriert, fasst er die Ergebnisse zusammen und verweist in den Fußnoten immer wieder auf den ausführlichen Text in der Dissertation.²⁰ In beiden Veröffentlichungen widmet er sich auch der Schlossbaukunst jener Zeit, als Schloss Weikersheim entstand.

Wichtige Impulse für den Schlossbau im 16. Jahrhundert gingen von Italien und Frankreich aus. Entsprechend dem Streben der Renaissance nach Regelmäßigkeit experimentierten die Architekturtheoretiker in ihren Schriften außer den üblichen Rechtecken und Quadraten auch mit ungewöhnlichen geometrischen Grundrissen. Die wohl bedeutendste dieser Veröffentlichungen ist das Werk „D'Architecture“ von Jacques I. Androuet Du Cerceau (1559), das auch die Zeichnung eines Schlosses mit dreieckigem Grundriss enthält.²¹ In Frankreich gab es auch einige konkrete Beispiele für Schlösser mit dreieckigem Grundriss: Poitiers, Mehun-sur-Yèvre und Rambouillet.²²

Der wichtigste Raum eines Renaissanceschlusses war der große Saal. Von Bedeutung war die Raumwirkung, d. h. das Verhältnis von Länge, Breite und Höhe. Viele der Säle gingen über nur ein Stockwerk und machten deshalb einen gedrückten Raumeindruck. Bei einigen Schlössern lag der große Saal dezentral, bei anderen nahm er einen ganzen Flügel des Schlosses ein, und bei einer dritten Gruppe lag der Saal im Hauptflügel, nahm diesen aber nicht ganz ein.²³ Die Idee eines Saales in den Ausmaßen, wie er später geplant und realisiert wurde, mit einer freitragenden Decke war etwas Außergewöhnliches.

Wolfgang war, wie viele seiner fürstlichen Zeitgenossen, ein baufreudiger Herrscher und wollte hinter ihnen nicht zurückstehen. Ein Beleg hierfür ist sein Bücherverzeichnis, das er in Langenburg anfertigen ließ, wahrscheinlich im Jahr 1586, als der Umzug nach Weikersheim bevorstand.²⁴ Es enthält eine Rubrik mit etwa 25 Bänden über Architektur, Perspektive, Geometrie, Sonnenuhren, Gebäudemessung, Feldmessung, Feld- und Gartenbau. Unter den Titeln zur Architektur findet man auch das Werk „De Architectura Jacobi Andronetij [sic] du Cerceau opus“, was bisher von keinem Autor beachtet wurde.²⁵ Es ist die lateinische Version des „Livre D'Architecture“ von Du Cerceau, die im selben Jahr wie

halb der Schloßbaukunst des 16. und des frühen 17. Jahrhunderts. Diss. phil. (maschinenschriftlich). Tübingen 1952.

20 Walther-Gerd *Fleck*: Schloß Weikersheim und die hohenlohischen Schlösser der Renaissance (Tübinger Forschungen zur Kunstgeschichte 8). Tübingen 1954.

21 Jacques *Androuet Du Cerceau*: Livre D'Architecture De Jaqves Androvet du Cerceau. Contenant les plans & dessaings de cinquante bastimens tous differens ... Paris 1559. – Second Livre d'Architecture. 1561. – [Troisieme] Livre d'Architecture. 1582.

22 *Fleck* (wie Anm. 20), S. 23 f.

23 Ebd., S. 25 f.

24 Verzeichnis der Bücher in Wolfgangs von Hohenlohe Bibliothek in Langenburg, undatiert, wahrscheinlich 1586. HZA Gemeinschaftliches Archiv 75, Bd. J 1.

25 Bücherverzeichnis (wie Anm. 24), S. 53.

die französische Ausgabe erschien.²⁶ Auf Grund dieses Befundes liegt die Folgerung nahe, dass Wolfgang durch das Werk von Du Cerceau zu der Idee einer Dreiecksanlage angeregt wurde. Schloss Rambouillet hatte er während seines Studienaufenthalts in Paris mit Sicherheit kennengelernt. Auch sonst hatte Wolfgang als junger Mann und später auf seinen Reisen, wie man annehmen darf, manche Schlösser gesehen und dabei Anregungen für den eigenen Schlossbau gesammelt.

Wolfgang von Hohenlohe war einer der bedeutendsten Herrscher aus dem Geschlecht der Hohenlohe und seinen fürstlichen Kollegen mit einem größeren Territorium durchaus ebenbürtig. Auch das später im Rittersaal verwirklichte Bildprogramm mit dem Eingangsportal, dem Prunkkamin und der Ahnentafel²⁷ sowie den Deckenbildern²⁸ lässt erkennen, dass dahinter eine markante Persönlichkeit stand. Unter diesen Voraussetzungen ist es nicht denknotwendig, dass Wolfgang durch einen Baumeister auf die Idee einer Dreiecksanlage gebracht wurde, zumal die Anregung durch das Werk von Du Cerceau wahrscheinlich gemacht wurde.

Am 3. Juni 1586 fand im Saal der alten Weikersheimer Burg der offizielle Akt der definitiven Landesteilung statt. Die Namen der drei Teilgrafschaften wurden auf Zettel geschrieben, die Zettel zusammengefaltet, verschlossen und in einen Hut gelegt. Ein vierzehnjähriger Junge aus Weikersheim zog für jeden der drei Brüder die Lose, und so kam Weikersheim an Wolfgang, Neuenstein an Philipp und Langenburg an Friedrich.

Auf diese Entscheidung muss Wolfgang schon ungeduldig gewartet haben – endlich konnte er seine Bauvorhaben verwirklichen. Am 16. Juli schrieb er an Robin, dass ihm vor kurzem durch Erbteilung mit seinen Brüdern unter anderem *das Hauß und Amt Weickhersheim* zugefallen sei und es nun nötig sei, dort und an anderen Stellen zu bauen.²⁹ Er wolle *solchen Bau gern ordentlich abgerissen und in ein Visirung gebracht haben*. Am 28. Juli teilte er dem Kurfürsten von Mainz mit, dass er vorhabe, *einen nothwendigen Bau an meinem Schloß Weickhersheim demnechst kunfftigen Sommer vorzunhemen*, und bat den Kurfürsten, Robin wegen eines Gutachtens für „etliche Tage“ zu beurlauben.³⁰ Eine Antwort kam weder von Robin noch vom Kurfürsten, da Robin längerfristig mit dem Schlossbau in Höchst beschäftigt war.³¹

26 Jacques *Androuet Du Cerceau*: De Architectvra Jacobi Androvetii Opus. Quo descriptae sunt aedificiorum quinquaginta planè dissimilium ichnographiae ... Paris 1559.

27 Jürgen *Kniep*: „Gott gibt Glück“. Graf Wolfgang II. von Hohenlohe und die politisch-religiöse Symbolik im Rittersaal von Schloss Weikersheim. In: WFr 89 (2005), S. 39–74.

28 Jakob *Käpplinger*: Die Jagd als Spiegel der Gesellschaft. Bemerkungen zum Raumprogramm des Rittersaals in Schloss Weikersheim. In: WFr 95 (2011), S. 73–93.

29 HZA We 50 Bü D 6b.

30 Ebd.

31 *Von Freeden* (wie Anm. 12), S. 37.

Wolfgang wandte sich daraufhin am 22. November an Stegle, mit dem er wegen anderer Bauvorhaben schon seit 1583 in Kontakt gestanden hatte, und bat ihn, zu einem Gespräch *von unser vorhabenden Baues Sachen* am 8. Januar nach Langenburg zu kommen.³² Eine Beurlaubung von Stegle durch seinen Dienstherrn versprach Erfolg, da Wolfgang und Ludwig von Württemberg befreundet waren, sich wiederholt in Stuttgart trafen und auf der Schwäbischen Alb oder im Schönbuch gemeinsam auf die Hirschjagd gingen. Die guten Beziehungen zwischen den Häusern Württemberg und Hohenlohe demonstriert auch das zentrale Deckenbild im Rittersaal. Dort ist die Jagd auf den weißen Hirsch dargestellt, und im Hintergrund sieht man die Burg Württemberg in der Nähe von Stuttgart, den Stammsitz der Herzöge von Württemberg.³³

Über die Korrespondenz von Wolfgang mit Stegle und Ludwig betreffs Schloss Weikersheim hat Fleck ausführlich berichtet.³⁴ Die 25 Briefe handeln von Bitten um das Kommen, Vertröstungen, später Anmahnungen Ludwigs und Bitten Wolfgangs um Verlängerung seines Aufenthalts in Weikersheim. Hier sollen nur die Briefe näher untersucht werden, in denen etwas über Wolfgangs Bauvorhaben und speziell über die Bauzeichnungen und das Modell ausgesagt wird. Am 14. März 1587 verlegte Wolfgang seine Residenz von Langenburg nach Weikersheim, so dass alle weitere Korrespondenz von dorthier kam oder dorthin ging. Am 26. Mai beauftragte er den Zimmermeister Lienhard Niebel als Baumeister mit dem Umbau des Beamtenbaus, damit Wolfgang mit seiner Familie einigermaßen standesgemäß untergebracht war und die Verwaltungs- und Regierungsgeschäfte ausgeführt werden konnten. Dies war bereits Anfang 1588 der Fall.³⁵

Am 12. Januar 1588 schrieb Wolfgang an Stegle, dass er vorhabe, *einen Hauptbau ze thun*, und bat ihn, sich in Stuttgart nach einem guten Zimmermann für das Hängewerk umzusehen.³⁶ Der „Hauptbau“ war der spätere Saalbau, und das Hängewerk war für die freitragende Decke des Saales bestimmt. Stegle empfahl Jacob Saltzmann als Zimmermann und schickte dessen Risse, da dieser nicht selbst kommen konnte. Am 30. Januar erinnerte Wolfgang Stegle daran, dass er mit Einverständnis des Herzogs in 14 Tagen nach Weikersheim kommen solle, da *wir dan jetzo euer zue Raissung einer Visierung gantz nothwendig weren*.³⁷ Stegle antwortete am 12. Februar, dass er wegen eines nötigen Baus auf dem Hohenasperg keinen Urlaub erhalten habe.³⁸ In diesem Brief schickte er auch die erwähnten Risse von Saltzmann. Er unterschrieb – wie auch in den anderen Brie-

32 HZA We 50 Bü D 6e.

33 Walther-Gerd Fleck: Eine Darstellung der Burg Württemberg in Schloß Weikersheim. In: ZWLG 49 (1990), S. 437–440.

34 Fleck (wie Anm. 19), S. 46 f.

35 Ebd., S. 44 f.

36 HZA (wie Anm. 32).

37 Ebd.

38 Ebd.

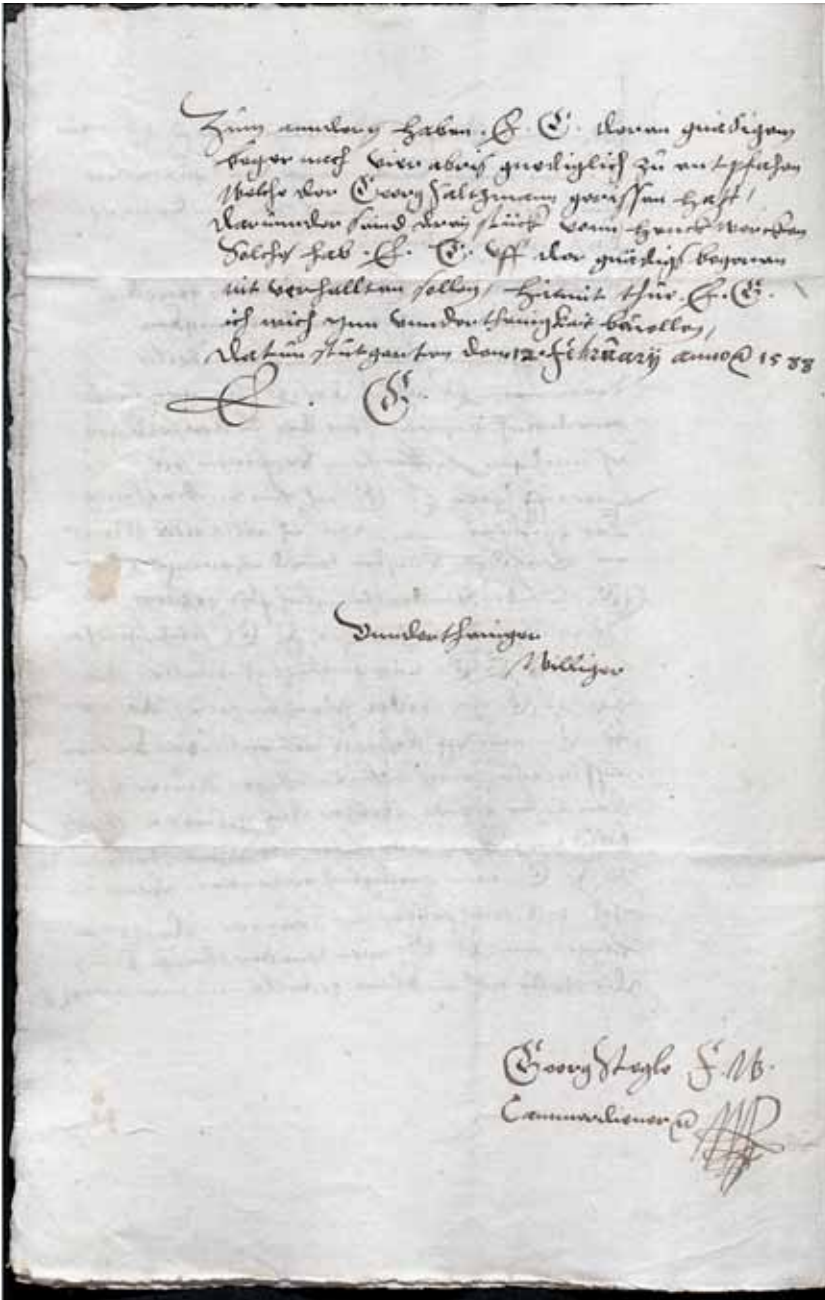


Abb. 1 Seite aus einem Brief von Georg Stegle an Wolfgang von Hohenlohe mit Stegles Unterschrift (Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein)

fen – mit „Georg Stegle, Fürstlich Württembergischer Cammerdiener“ – Kammerdiener hier kein Lakai, sondern ein Ehrentitel.³⁹

Stegle zur Anfertigung von Bauzeichnungen und einem Modell in Weikersheim

Am 3. August 1588 war es endlich so weit: An diesem Tag machte sich Stegle von Stuttgart auf den Weg nach Weikersheim, versehen mit der Bitte von Ludwig, Stegle nicht so lange aufzuhalten.⁴⁰ Sein Aufenthalt in Weikersheim betrug dann, was keiner der drei voraussehen konnte, sieben Monate. In dieser Zeit fertigte Stegle die Bauzeichnungen und das Modell des Schlosses an. Da weder die Pläne noch das Modell heute noch vorhanden sind und es über die Gespräche zwischen Wolfgang und Stegle über den Bau selbstverständlich keine Aufzeichnungen gibt, müssen die Ergebnisse indirekt aus anderen Quellen abgeleitet werden.

Es handelte sich um einen völligen Neubau, in den von der alten Burg nur der Bergfried einbezogen werden sollte. Der Grundriss, der sich rekonstruieren ließ, war ein gleichseitiges Dreieck mit abgeplatteten Ecken.⁴¹ Dominierend war der große Saal in der Mitte der einen Dreiecksseite. Der einzige Schmuck des Schlosses nach außen hin waren einige Ziergiebel. In den beiden anderen Seiten des Dreiecks befanden sich Gänge, von denen die Räume abgingen, mit Fenstern zum Schlossinnenhof hin.

Dass die Ideen des dreieckigen Grundrisses und des großen Saales mit der freitragenden Decke von Wolfgang ausgingen, kann als gesichert gelten. Sonst aber ist nicht mehr zu ermitteln, welche Anregungen von Wolfgang und welche von Stegle kamen. Fleischhauer schreibt: *Stegles Fähigkeiten und damit auch seine Einwirkung auf den bedeutenden Weikersheimer Bau sollen nicht unterschätzt werden.*⁴² Anregungen und Vorbilder hatte er durch die Bauten seiner Kollegen von der Stuttgarter Bauschule. Die Giebel haben ihr Vorbild in den von Blasius Berwart entworfenen Giebeln des Ansbacher Schlosses. Das Hängewerk über dem Saal wurde in der Bauphase von Elias Gunzenhäuser entworfen, der einige Jahre vorher das Stuttgarter Neue Lusthaus mit einem großen Hängewerk versehen hatte. Vorbild für die zweiläufige Steintreppe war zweifellos die Reittreppe im Stuttgarter Alten Schloss. Dies war eine Neuerung, denn auch in der Renaissance noch war es üblich, die Stockwerke durch Wendeltreppen zu verbinden.⁴³ Eine andere wichtige Neuerung, die Gänge mit davon abgehenden Räumen, dürfte Stegle bei der „Anhaltischen Heimführung“ – wenn die Interpretation mit

39 Siehe Abb. 1.

40 HZA (wie Anm. 32).

41 Siehe Abb. 2.

42 *Fleischhauer* (wie Anm. 2), S. 81.

43 *Fleck* (wie Anm. 20), S. 12 f., 18–41.

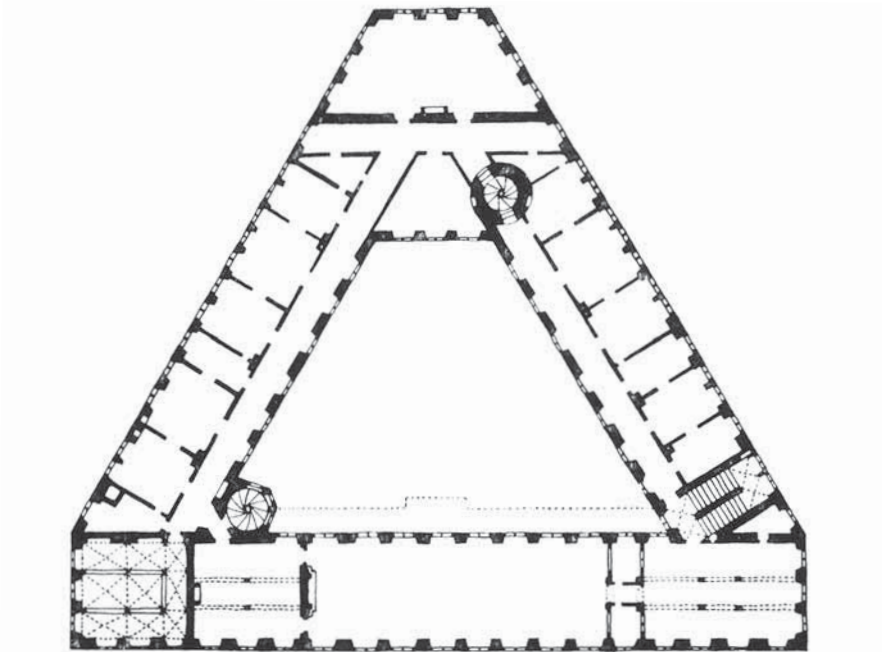


Abb. 2 Schloss Weikersheim, Grundriss des 1. Stockwerks nach dem Plan von Georg Stegle (Zeichnung: Walther-Gerd Fleck, Stuttgart)

den „Gängen“ zutrifft – in Schloss Arnstadt kennengelernt haben, das auch Wolfgang bekannt war.

Was das Aussehen des Schlossmodells betrifft, so lassen sich aus der Korrespondenz von Wolfgang mit Robin und Fendrich über das Modell von Schloss Langenburg ein paar Informationen entnehmen.⁴⁴ Es musste ein besonderes Holz sein, das zurechtgesägt und mit dem Hobel bearbeitet wurde. Am 8. Februar 1576 schrieb Wolfgang an Fendrich nach Mainz: *Auch wollest die Thor unnd Fenster, wie die gehauen werden sollen, alles schnitzeln und zum fleißigsten machen.*⁴⁵ Das Modell muss also so groß gewesen sein, dass er eine feine Herausarbeitung der Türen und Fenster verlangen konnte. In einem Schreiben vom 10. März wandte er sich an Robin.⁴⁶ Er solle darauf achten, dass bei der von Fendrich ausgeführten „aufgerichteten Visierung“ *auch die Stein- unnd Holtzwerckh allerdings mit dem Mahlen unnd Anstreichenn, wie sie sein sollen, zugerichtet werde.* Es wurden also die Stein- und Holzteile des vorgesehenen

44 Von Freeden (wie Anm. 12), S. 32 f.

45 HZA We 50 Bü D 6c.

46 Ebd., Bü D 6b.

Neubaus in den entsprechenden Farben koloriert. Anschließend wurden die Einzelteile des Modells aufgerichtet und verleimt.

Einige sehr spärliche Informationen über das Modell enthält die Korrespondenz, die Wolfgang mit Ludwig während der Anwesenheit von Stegle in Weikersheim führte. Am 25. September 1588 – also etwa anderthalb Monate nach Stegles Ankunft – teilte Wolfgang mit, dass er nicht geglaubt habe, *daß die Sachen und Visirung* so lange gedauert hätten.⁴⁷ *Demnach aber er mir das vorhabende Werckh ufrecht in Holtz zue machen in der Arbeit*, was noch etwa drei Wochen dauern könne, bitte er um weitere Beurlaubung. Am 7. März 1589 konnte Wolfgang endlich mitteilen, dass Stegle die Arbeit *zue Verfertigung meiner Visirung* beendet habe, und dankte Ludwig für dessen Beurlaubung über eine so lange Zeitspanne.⁴⁸

Die Bedeutung der Rolle von Stegle bei der Bauplanung von Schloss Weikersheim wurde von Freeden in Frage gestellt.⁴⁹ Er konnte sich offenbar nicht vorstellen, dass die Baupläne für Schloss Weikersheim mit ihren teils außergewöhnlichen Ideen von Stegle stammten, sondern betrachtete Robin als den Urheber, der zweifellos der bedeutendere Baumeister war. Seine Argumente hierfür sind ausgesprochen schwach begründet. Auf Grund der Tatsache, dass sich Robin später in einem Brief über die Qualifikation von Meister Gilg, den Vorgänger von Niebel als Baumeister, negativ äußerte, folgerte er, dass Robin doch noch nach Weikersheim gekommen sei und die Entwürfe für den Neubau skizziert habe. Dabei war Robin wegen des Schlossbaus in Höchst noch 1587 nicht abkömmlich, und in der Korrespondenz Wolfgangs mit Robin fehlt jeder Hinweis auf einen solchen Aufenthalt. Freeden aber schreibt, dass die Bauarbeiten 1595 *nach dem Plan Robins und dem Modell Stegles* begannen.

Diese Interpretation übernahm auch Fleischhauer in seinem Werk über die Renaissance im Herzogtum Württemberg.⁵⁰ Er schrieb: Stegles Pläne und Modell beruhten sicherlich im wesentlichen auf den Ideen von Robin. Max Hermann von Freeden (1913–2001), Direktor des Mainfränkischen Museums in Würzburg, war ein angesehener Kunsthistoriker. Es gab keinen Grund, seine Aussagen an den Quellen noch einmal nachzuprüfen. Verhängnisvoll wirkte sich aus, dass Freeden auch die ersten Auflagen des Schlossführers Weikersheim verfasste. So liest man beispielsweise in der 4. Auflage von 1954 die folgenden Sätze: „Der kurmainzische Baumeister Georg Robin [..] entwarf den Plan für ein großes Renaissanceschloß. [...] Hofschreiner Stegle aus Stuttgart fertigte danach an Ort und Stelle das Modell in Holz und Gips“.⁵¹ Er degradierte also Stegle zum Hofschreiner, ohne einen Beleg dafür zu haben, und machte ihn damit zum rein ausführenden Organ, der nichts mit der Planung zu tun hatte. Auch

47 Ebd., Bü D 6e.

48 Ebd.

49 *Von Freeden* (wie Anm. 12), S. 38 ff.

50 *Fleischhauer* (wie Anm. 2), S. 81.

51 Max H. v. *Freeden*: Schloss Weikersheim. München und Berlin 1954, S. 2.

als später andere Autoren den Schlossführer verfassten, übernahmen sie Freedens Interpretation. So schreibt Merten in der 4. Neuauflage von 1984: „[Robin] legte auch wirklich einen höchst originellen Entwurf vor: auf dem Grundriß eines gleichseitigen Dreiecks sollte das neue Schloß [...] entstehen“. Und einige Zeilen weiter: „[...] der württembergische Hofschreiner Stegle, der das Modell hergestellt hatte [...]“.⁵² Das gedruckte Werk von Fleck über Schloss Weikersheim wird zwar in der Bibliographie aller Auflagen des Schlossführers aufgeführt, aber seine Interpretation wird nicht erwähnt, geschweige denn akzeptiert. Diese Situation hat sich bis auf den heutigen Tag nicht geändert.

In gewisser Beziehung hatte Freedens ja mit seinen Zweifeln Recht, ob die Idee des dreieckigen Grundrisses von Stegle stammte, aber er zog daraus die falschen Schlüsse. Fleck führte die Baupläne für Schloss Weikersheim auf Stegle zurück und belegte dies, soweit es quellenmäßig möglich war. Dennoch hatte auch Fleck seine Bedenken. In der Schlusszusammenfassung seiner Monographie sagt er, dass Stegle gewiss ein befähigter Meister war, der neben den Großen seiner Zeit und Umgebung ebenbürtig arbeitete. Er fährt dann fort: *Trotzdem scheint damit die Entstehung eines Bauprojektes von solch einmaliger und zukunftsweisender Gestaltung noch nicht hinreichend erklärt. Dies ist nur möglich durch die berechtigte Annahme, der Bauherr Graf Wolfgang II. von Hohenlohe, Herr zu Langenburg, habe selbst maßgebenden Anteil an der Planung gehabt und wohl hauptsächlich die neuen Grundideen beigesteuert.*⁵³ Diese Annahme von Fleck wurde nun durch den Nachweis von Du Cerceaus Werk über die Architektur in Wolfgangs Bibliothek bestätigt.

Der Bau von Schloss Weikersheim

Die Bauarbeiten für Schloss Weikersheim begannen erst im Frühjahr 1595. Vorher – von 1587 bis 1593 – wurden Baumaterialien für den Neubau geliefert und gestapelt: Holz, Bruchsteine, Ziegelsteine und Dachziegel. Für die Bauphase fehlen wichtige Akten, doch lässt sich der Ablauf aus den noch vorhandenen Archivalien und dem heutigen Baubestand rekonstruieren. Fleck hat dies alles in seiner Dissertation ausführlich beschrieben und belegt⁵⁴ und in seiner Monographie stark verkürzt dargestellt.⁵⁵

Hier soll zuerst die Korrespondenz Wolfgangs mit den Handwerkern und Baumeistern erörtert werden, dann der Verlauf der Bauarbeiten, obwohl beides zeitlich parallel liegt. Die Korrespondenz betrifft in erster Linie die Suche nach einem fähigen Baumeister für die Beaufsichtigung und Leitung der Bauarbeiten.

⁵² Klaus Merten: Schloß Weikersheim. München und Berlin ⁴1984. S. 4.

⁵³ Fleck (wie Anm. 20), S. 41.

⁵⁴ Fleck (wie Anm. 19), S. 48–63.

⁵⁵ Fleck (wie Anm. 20), S. 10 ff.

Das Fazit war, dass Wolfgang keinen Erfolg damit hatte, für den Neubau einen ständigen Baumeister zu gewinnen. Stattdessen standen ihm als führende Kräfte der Maurermeister Jacob Kauffmann aus Herzberg in Thüringen und der Steinmetzmeister Servatius Körber aus Bonn zur Verfügung. Am 1. Juni 1595 machte Wolfgang in einem Vertrag Kauffmann zum Aufseher über die am Bau tätigen Maurer und Tagelöhner.⁵⁶ Er war dann fast vierzig Jahre als Bauaufseher und Baumeister im hohenlohischen Dienst.⁵⁷

Aus der Korrespondenz sollen nur diejenigen Schriftstücke ausgewählt werden, die Aussagen über die Baupläne und den Stand der Bauarbeiten gestatten. Zwei Schreiben mit wichtigen Informationen wurden am 18. Juni 1595 verfasst. Bei dem einen Dokument handelt es sich um einen Brief, den Wolfgang an den im württembergischen Dienst stehenden Zimmermann und Baumeister Elias Gunzenhäuser nach Stuttgart schrieb.⁵⁸ Er bat ihn um die Empfehlung eines guten Meisters für das Hängewerk über dem großen Saal. Wolfgang schreibt: [...] *das wir alhier an unserm Schloß einen großen Hauptbau zu dreyen Seitten, jede besonder ungevehr 250 Schuch lang, zu füern vorhabens, darein ein Saal, 23 Schuch hoch, über 100 Schuch lang und 40 Schuch breit, alles ohne Seulen, und auf solchen Saal drey unterschiedliche Kornschüttungen kommen sollen. Der Passus zu dreyen Seitten, jede besonder ungevehr 250 Schuch lang* ist in dem Briefentwurf, um den es sich hier handelt, gestrichen.

Dies war der Zeitpunkt, an dem Stegles Entwurf eines idealen Dreiecks mit der Realität konfrontiert wurde. Vielleicht aus praktischen Erwägungen heraus wurde sein Entwurf nur teilweise verwirklicht.⁵⁹ Die Information über die Dreiecksanlage mit der Maßangabe – übrigens bisher die einzige quellenmäßig belegte Angabe Wolfgangs hierzu – wurde gestrichen, weil sie obsolet geworden war. Stattdessen gab er für den großen Saal schon die neuen Maße an. Fleck berechnete daraus, dass der Saal mehr als 30 m lang, 12 m breit und 6,9 m hoch war, wobei er 1 Schuh = 30 cm setzte⁶⁰. Für die tatsächlichen Dimensionen des Saales ermittelte er durch Messung, dass er 36,4 m lang, 11,7 m breit und 8,25 m hoch ist.⁶¹ Vergleicht man den heutigen Grundriss mit dem von Stegle, dann hätte die Länge des ursprünglichen Saals bei identischer Breite 41,8 m betragen. Der heutige Saal ist also um $41,8 \text{ m} - 36,4 \text{ m} = 5,4 \text{ m}$ in seiner Länge kürzer als der von Stegle geplante.

In seinem Brief hatte Wolfgang geschrieben, dass er bereit sei, einen solchen Meister, der auch etwas von dem Hängewerk verstehe, als Baumeister fest anzustellen. Gunzenhäuser war selbst daran interessiert, aber ein Vertrag kam wegen zu hoher finanzieller Forderungen nicht zustande. Er war in der zweiten Julihalf-

56 HZA We 50 Bü D 61.

57 *Taddey* (wie Anm. 14), S. 26, 29 f.

58 HZA We 50 Bü D 6 f.

59 Siehe Abb. 3 und 4.

60 *Fleck* (wie Anm. 20), S. 11.

61 *Fleck* (wie Anm. 19), S. 20.

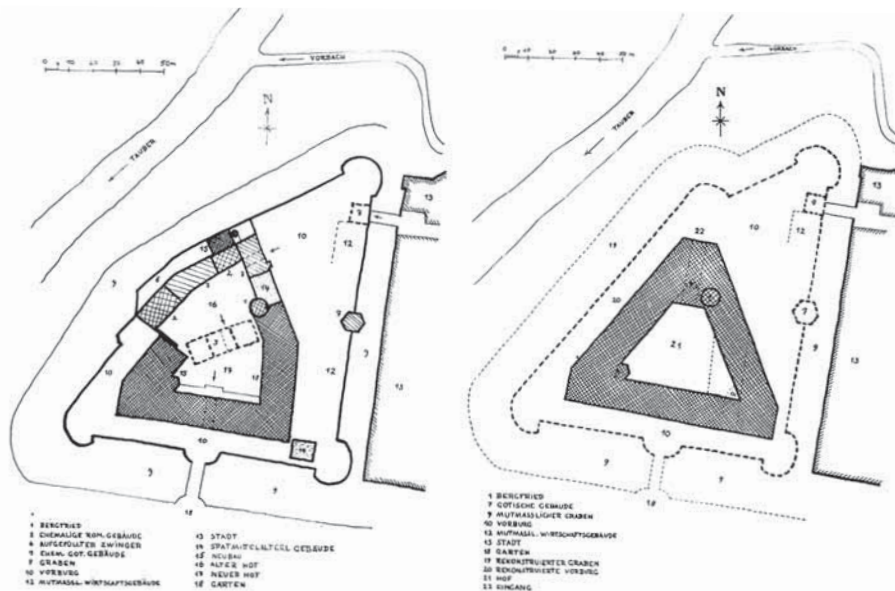


Abb. 3 und 4 Schloss Weikersheim, Bauzustand um 1610. –
 Schloss Weikersheim nach dem Plan von Georg Stegle
 (Zeichnung: Walther-Gerd Fleck, Stuttgart)

te für ein paar Tage in Weikersheim. In dieser Zeit wird er die Bauzeichnungen für das Hängewerk angefertigt haben, auch wenn dies nirgends dokumentiert ist. In den Bauphasen, als das Dach über den verschiedenen Gebäudeteilen aufgeschlagen wurde, war Gunzenhäuser als Baumeister von Herzog Ludwig nicht abkömmlich, so dass Wolfgang Zimmerleute die Arbeiten allein ausführten.⁶² Das zweite Dokument vom 18. Juni betrifft ein Schreiben von Wolfgang an Wolfgang Beringer, der als Baumeister im Dienst des Fürstbischofs von Würzburg stand.⁶³ Aus diesem Brief soll ein längerer Abschnitt zitiert werden, da er ein lebhaftes Bild von Wolfgangs Situation in dieser Bauphase vermittelt. Er schreibt: [...] daß wir unsers bewußten Baus nachgedacht und nochmals gern ein gantze vollkommene Visierung über den gantzen Bau, wie er allerdings werden solle, gehaben wolttten, uff daß wir uns jedesmals darinnen nach gnugsamer Notturfft ersehen und allenthalben unser Meinung erwegen mögen. Sinte mal wir solches Zuthun nit alle Zeit Gelegenheit haben, noch erst uff das Uffmessen waritten können und wir allerley Gedancken haben, wie wir es gern an ainem und dem andern Ort machen wolttten. Wan wir dan die Visierung nit gantz haben, sonder jedesmals nur das Stück, wie es vorgenommen wird, als

62 Ebd., S. 53 f., 56.

63 HZA We 50 Bü D 6h.

anitzo geschihet, so verliern wir inn Mangel dessen und von wegen ander Geschefften unsere Gedancken, darumb wir hernacher gern viel geben wolttten, daß wir es in der Visirung gemerckt hetten.

Da die Bauarbeiten um diese Zeit im vollen Gang waren und es erhebliche Abweichungen von Stegles Dreiecksplan gab, mussten immer wieder neue Bauzeichnungen angefertigt werden. Bei den vielen einzelnen Visierungen drohte der große Zusammenhang verloren zu gehen. Daher bat Wolfgang um die Anfertigung einer *Visierung über den gantzen Bau*, der den neuen Gegebenheiten entsprach. Der Text zeigt auch Wolfgangs Engagement bei der Planung. Er ließ es nicht nur bei der grundsätzlichen Abweichung von Stegles Plan, sondern kümmerte sich um jedes Detail. In der augenblicklichen Situation ohne einen Gesamtplan müsse er seine Gedanken immer wieder darauf konzentrieren, welche Ideen er im Einzelfall für den Neubau habe.

Ostern (20. April) 1595 hatte Wolfgang mit Beringer in Weikersheim einen Vertrag aufgesetzt, in dem er zum Baumeister für den *alhier angefangenen neuen Bau* bestellt wurde.⁶⁴ Da er als Baumeister bei dem Fürstbischof von Würzburg, Julius Echter von Mespelbrunn, fest angestellt war, brauchte er mit dessen Einwilligung nur dann nach Weikersheim zu kommen, wenn es notwendig war. Nach mehreren Bittbriefen kam Beringer endlich im August nach Weikersheim und blieb dort maximal vier Wochen. Mit Sicherheit fertigte er in dieser Zeit die dringend benötigten Zeichnungen des gesamten Neubaus an, die dem heutigen Bauzustand in den meisten Teilen ähnlich gewesen sein dürften. Im September wurde die Bestellung auf Beringers Wunsch aufgehoben.⁶⁵

Die Bauarbeiten an dem im Frühjahr 1595 begonnenen Schlossbau schritten rasch voran. Zur besseren Veranschaulichung des im folgenden Beschriebenen sei auf den Grundriss hingewiesen, der den Bauzustand im Jahr 1610, dem Todesjahr Wolfgangs, zeigt.⁶⁶ Links oben befindet sich der Beamtenbau, rechtwinklig daran anschließend der Prinzessinnenbau. Dann folgt vom ehemaligen Bergfried an mit einem Knick der Langenburger Bau, der mit der Reittreppe endet. Die Basis des Grundrisses bildet der Saalbau mit dem Rittersaal und der Schlosskapelle. Links schließt sich im Winkel der Küchenbau an, in der Ecke der Treppenturm mit Wendeltreppe.⁶⁷ Stegles Plan mit einem dreieckigen Grundriss ist noch im oberen Teil des Langenburger Baus, im Saalbau und Küchenbau zu erkennen.

Der erste Bauabschnitt betraf den Langenburger Bau. Er wurde, wie gesagt, im Frühjahr 1595 begonnen und war im Juni 1596 im Rohbau fertig und unter Dach gebracht. Im Februar 1597 wurde mit dem Innenausbau begonnen, der wohl noch im selben Jahr beendet war. Der zweite Bauabschnitt umfasste die Reittreppe-

64 Ebd.

65 *Fleck* (wie Anm. 19), S. 49 ff.

66 Siehe Abb. 5.

67 Die Bezeichnungen für diese Teile des Schlosses stammen alle aus späterer Zeit.

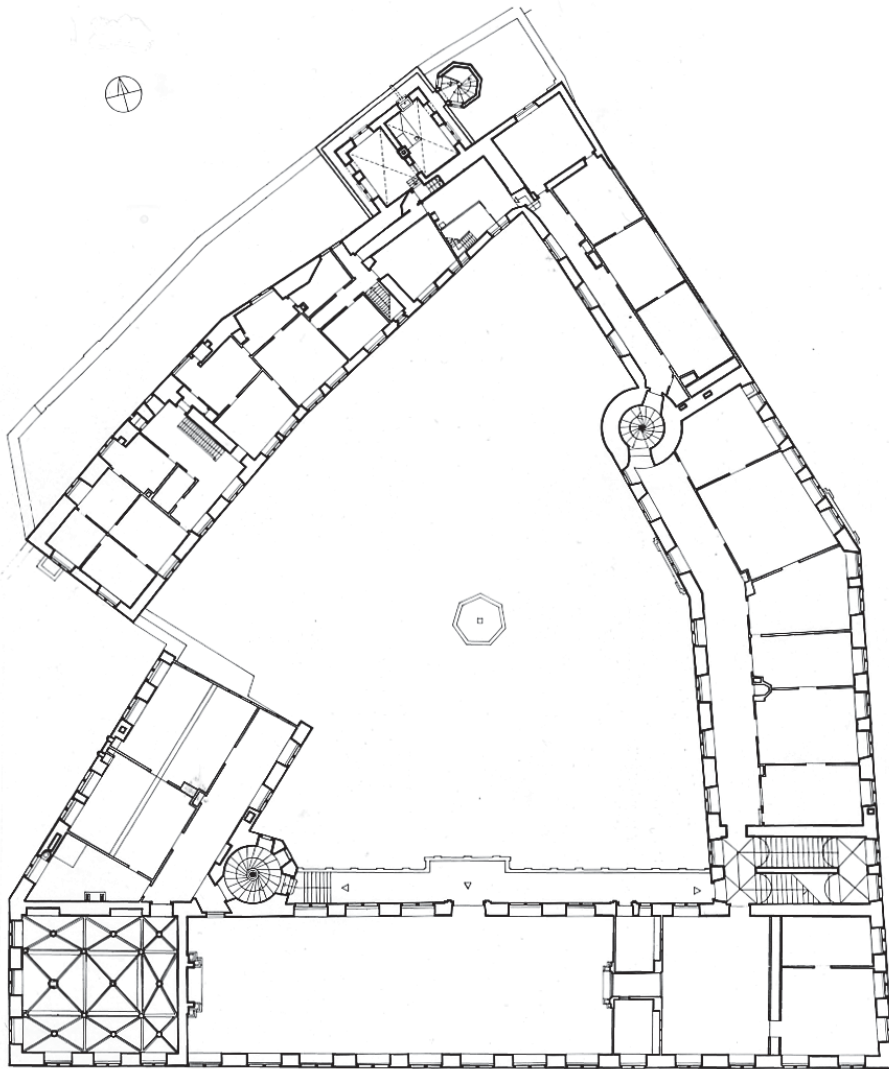


Abb. 5 Schloss Weikersheim, Grundriss des 1. Stockwerks, Bauzustand um 1610 (Zeichnung: Walther-Gerd Fleck, Stuttgart)

pe, den Saalbau, den Küchenbau und den Treppenturm. Die Fundierungsarbeiten für die Reittreppe wurden im Mai 1595 begonnen, für die übrigen Teile im Jahr 1596. Im Spätsommer 1597 war der gesamte weitere Bau von der Reittreppe bis zum Küchenbau im Rohbau fertig. Als letzte Rohbauarbeit wurde im Sommer 1598 das Hängewerk über dem Saalbau und der Reittreppe aufgeschlagen. Das Dach erhielten beide Bauteile im Frühjahr 1600. Die sechs Giebel müssen je-

weils mit dem Rohbau, spätestens aber vor dem Aufschlagen des Daches versetzt worden sein.

Im September 1597 wurde mit dem Innenausbau des Küchenbaus begonnen, der kurz vorher sein Dach erhalten haben muss; 1598 wurde der Ausbau beendet. Der Innenausbau und die Inneneinrichtung des Schlosses erstreckten sich von 1600 noch bis 1605. Dies gilt insbesondere für den Rittersaal mit dem Eingangportal, dem Prunkkamin, der Ahnentafel, den Tierskulpturen und den Deckenbildern.⁶⁸

Im Jahr 1602 begannen die Vorarbeiten für eine Altane, die an die Außenfront des Rittersaals zur Hofseite hin angefügt werden sollte. Der Steinmetz Servatius Körber erhielt am 2. Januar dieses Jahres den Auftrag zur Anfertigung der hierfür benötigten Werkstücke.⁶⁹ Hierzu gehörten Pfeiler, Bögen, Platten unten im Hof und auf der Altane (*Gang*), eine Balustrade (*Gesims*), ein großes Rustikaportal, zwei kleinere Portale und drei Türgewände. Von diesem allem wird gesagt, er solle es *vermög der Visirung unnd verstochnen Gibs aufs schönst, sauberst und fleißigst machen*. Der *verstochnen Gibs* kann sich nur speziell auf das Gipsmodell der Altane bezogen haben, denn Stegles Modell der Gesamtanlage war aus Holz angefertigt. Ob das Gipsmodell noch von Stegle stammt, bleibt offen, denn es könnte ebensogut von den Kalkschneidern (Stuckateuren) angefertigt worden sein, die in dieser Zeit mit der künstlerischen Ausgestaltung der Räume beschäftigt waren. Noch weniger ist klar, wer die *Visirungen* gezeichnet hat, die in dem Vertrag mit Körber mehrfach erwähnt werden.

Am 22. Oktober 1603 wurde mit dem Maurer Jacob Kauffmann vertraglich vereinbart, dass er die Fundamente für die Altane legen sollte.⁷⁰ Außerdem mussten Mauern für die Portale nachträglich eingebrochen oder Türen versetzt werden, wodurch offensichtlich durch den Einbau des großen Portals ein großes Fenster des Saals dem Umbau zum Opfer fiel. Dies spricht eher dafür, dass die Altane nicht von Anfang an eingeplant war. Da die Werkstücke sicher inzwischen angefertigt waren, wurden sie gleich nach den Fundierungsarbeiten versetzt, so dass die Altane vielleicht noch in diesem Jahr fertiggestellt wurde. Im Anschluss daran oder parallel hierzu dürfte unter dem Rittersaal der Durchgang vom Innenhof zum Schlossgarten geschaffen worden sein, wodurch die wenige Jahre vorher errichtete neue Hofstube in zwei Teile zerlegt wurde. Die eigentliche Phase des Neubaus umfasst also acht Jahre, nämlich von 1595 bis 1603.

Mit dem Küchenbau endete der Neubau des Schlosses nach Stegles Plan. Es gibt keine Anhaltspunkte dafür, warum Wolfgang diese Idee nicht weiterverfolgte. Alle weiteren Bauarbeiten waren letzten Endes nur Provisorien. So wurde der Prinzessinnenbau in den Jahren 1602 und 1603 aufgestockt, zunächst nur ein, dann um zwei weitere Stockwerke, und ausgebaut. Durch die Aufstockungen lag der Prinzessinnenbau mit seiner Traufe in gleicher Höhe mit dem Langenburger

68 *Fleck* (wie Anm. 19), S. 54–58.

69 HZA We 50 Bü D 6k.

70 *Fleck* (wie Anm. 19), S. 58 f.

Bau, so dass der erstere in seinem Aussehen dem Neubau angeglichen wurde. Ferner wurde 1602 an der Rückseite des Beamtenbaus ein alchemistisches Laboratorium errichtet.⁷¹

Der „Langenburger Bau“

Mit dem Langenburger Bau hat es eine besondere Bewandnis, denn es wird bis auf den heutigen Tag die Ansicht vertreten, dass er erst etwa hundert Jahre später unter Graf Siegfried durch den Baumeister Paul Platz erbaut wurde. Fleck widmete dieser Frage in seiner Dissertation einen gesonderten Exkurs und wies anhand der Quellen ausführlich und eindeutig nach, dass dies nicht der Fall ist.⁷² In seiner Monographie schrieb er nur den einen Satz: „Die vorhandenen Bauakten zeigen klar, daß dieser erste Bauabschnitt der Langenburger Bau war und daß somit die seitherige Annahme, er sei erst 1679–83 gebaut worden, falsch ist.“⁷³ Er verwies aber in einer Fußnote ausdrücklich auf den ausführlichen Text in der Dissertation. Diesem Hinweis ist aber offensichtlich niemand nachgegangen, denn sonst würde man nicht noch heute die falschen Angaben im Weikersheimer Schlossführer vorfinden.

Bevor Flecks Untersuchungsergebnisse vorgestellt werden, soll auf die Ursachen und Auswirkungen dieser Fehlinterpretation eingegangen werden. Ausgangspunkt hierfür ist eine Veröffentlichung von Heuss aus dem Jahr 1937.⁷⁴ Er schreibt über Platz als Baumeister: „Doch ist auch der ganze Ostflügel zwischen Sonnenbau und Belfried aus einer Reihe gewichtiger Gründe mit Sicherheit auf ihn zurückzuführen.“ Diese Gründe sind: 1. ein Vertrag von Siegfried mit Platz vom März 1683 über einen „neuen großen Hauptbau“, der dem Saalbau an Höhe gleich, jedoch ohne Dachgiebel sein soll, 2. die Verzahnung von Langenburger und Saalbau, 3. die Anordnung der Räume an einem breiten Flur, die erst für den Frühbarock typisch sei, 4. die Jahreszahl 1689 (richtig ist 1680) an einer Kellertür des Langenburger Baus.

Diese Version machte sich auch Freeden in den ersten Auflagen des Weikersheimer Schlossführers zu eigen. Dort kann man die folgenden Sätze lesen: „Man begnügte sich mit dem Bau des mittleren Hauptflügels; auf den Ostflügel wurde zunächst verzichtet [...]“⁷⁵ und: Paul Platz hat [...] „den Ostflügel des Schlosses vom Saalbau bis zum Turm herübergeführt, ebenso hoch wie den ersteren, aber ohne Giebel.“⁷⁶ Die ersten Auflagen des Schlossführers enthalten noch keine Bi-

71 Ebd., S. 59–62.

72 Ebd., S. 168–179.

73 Fleck (wie Anm. 20), S. 10.

74 Hermann Heuss: Hohenloher Barock und Zopf. Öhringen 1937. S. 24, 26.

75 Von Freeden (wie Anm. 51), S. 2.

76 Ebd., S. 6.

bliographie, aber es ist als sicher anzunehmen, dass Freeden die Veröffentlichung von Heuss als Informationsquelle benutzte.

Als Merten die späteren Auflagen des Schlossführers verfasste, war er in seinen Formulierungen vorsichtiger. Er schreibt: „Der der Stadt zugekehrte Ostflügel (Langenburger Bau) 1595 zusammen mit dem Südflügel (Saaltrakt) begonnen. Wieweit der Flügel damals vollendet wurde, ob er 1634 bei der Verwüstung des Schlosses durch kaiserliche Truppen beschädigt wurde, ist bisher nicht völlig geklärt.“ Er zitiert auch zwei Inschriften über die Bauarbeiten von Paul Platz, auf die noch eingegangen werden soll, im vollen Wortlaut und bemerkt hierzu: „[sie] beziehen sich wenn nicht auf den Neubau, so doch auf den gründlichen Wiederaufbau und Umbau dieses Flügels.“⁷⁷ In seiner Bibliographie ist auch die Veröffentlichung von Heuss aufgeführt.

Die Bautätigkeit von Paul Platz soll jetzt näher untersucht werden. Hierzu wurden die Forschungsergebnisse von Fleck in dem erwähnten Exkurs verwertet sowie einige Originaldokumente, die auch Fleck behandelte. Unter Wolfgangs Nachfolger in Weikersheim, seinem Sohn Georg Friedrich, ruhten alle größeren Bauarbeiten am Schloss, zumal dieser im Dreißigjährigen Krieg mit der kaiserlichen Acht belegt wurde und sich um seiner Sicherheit willen nicht in Weikersheim aufhalten durfte. Als im August 1634 kaiserliche Truppen Stadt und Schloss Weikersheim plünderten, wurde vieles an Einrichtungsgegenständen geraubt oder zerschlagen, aber die Bausubstanz blieb verschont.

Eine umfangreichere Bautätigkeit am Schloss setzte erst wieder mit Wolfgangs Enkel Siegfried von Hohenlohe (1619–1684), einem Sohn seines Sohnes Kraft, ein. Nachdem er zunächst den Landesteil Neuenstein gemeinsam mit seinen Brüdern regiert hatte, erhielt er nach einer Landesteilung 1677 Weikersheim als Residenz. Siegfried hatte seit 1679 den Maurermeister Paul Platz als Baumeister in seinen Diensten, der vorher einige Jahre in Würzburg tätig gewesen war.

Die wichtigsten der von Platz ausgeführten Arbeiten betrafen die Gestaltung der Fläche vor dem Schloss zum Burggraben hin. Es wurde eine neue Brücke über den Graben zur Stadt hin angelegt, und der sechseckige, bereits existierende Turm des Torwards neben dieser Brücke erhielt eine Welsche Haube. 1679 wurde mit dem Bau eines Kellers auf dem Gelände des späteren südlichen Marstallflügels begonnen, der zu einem Drittel aus dem Erdboden herausragte.⁷⁸ Die Jahreszahl 1679 am Kellertor in der Durchfahrt des Marstallflügels stimmt mit dem Baubeginn überein.

Im Schlossinnenhof wurde der Gebäudeteil abgebrochen, der noch von der alten Burg stammte und seit Wolfgangs Zeit den Hof zerschnitt.⁷⁹ Durch den Langenburger Bau wurde ein Durchgang gebrochen, wodurch das Schloss einen neuen,

⁷⁷ Merten (wie Anm. 52), S. 10.

⁷⁸ Siehe Abb. 6. Der Saalbau befindet sich im Süden der Schlossanlage, der Langenburger Bau und der Marstall im Osten.

⁷⁹ Siehe Abb. 3.



Abb. 6 Schloss Weikersheim mit Marstall, Luftbild
(Foto: Robert Schuler, Weikersheim)

repräsentativen Zugang erhielt. Der Keller des Langenburger Baus wurde durch ein Kellertor mit der Jahreszahl 1680 von der Ostseite her zugänglich gemacht und der Bergfried mit einer neuen Haube versehen.

Am 23. März 1683 wurde zwischen Siegfried von Hohenlohe und Paul Platz ein Vertrag („Accord“) über bauliche Maßnahmen geschlossen. Von diesem Vertrag existiert ein Original, versehen mit Siegfrieds und Platz‘ Unterschriften und zwei Siegeln,⁸⁰ und eine Kopie.⁸¹ Im ersten Absatz dieses Vertrages wird ausgesagt, dass Platz seit seiner Bestallung als Baumeister vor vier Jahren schon viele Maurerarbeiten ausgeführt habe und dass jetzt *wegen des noch zu führen habenden neuen großen Hauptbaus* ein weiterer Vertrag aufgesetzt worden sei.

Der nächste Abschnitt beginnt mit den Worten: *Nachdeme an solchem Bau das untere Stockwerck neben dem von ihme gewölbtem Keller meistentheils stehet*, [...]. Dies ist der erwähnte Keller, mit dessen Bau 1679 begonnen wurde. Einige Zeilen weiter heißt es, er habe *solchen Bau dergestalt aufzuführen, daß er deme Saalbau in der Höhe gleich, doch ohne Tachgiebel* [sei].

80 HZA We 50 Bü D 186; hieraus wird im Folgenden zitiert.

81 Ebd., Bü D 13.

In einem anderen Abschnitt ist von der Anfertigung von vier Portalen die Rede. Zwei davon, als Hauptportale bezeichnet, sollten die Durchfahrt zwischen dem nördlichen und südlichen Flügel des Marstalls bilden, davon eines mit dem hohlohisch-pfälzischen Allianzwappen. Die anderen beiden Portale waren für die Durchfahrt durch den Langenburger Bau vorgesehen. Der nördliche Flügel des Marstalls muss bereits vorhanden gewesen sein, wird aber in dem Vertrag nicht ausdrücklich genannt. Im folgenden Abschnitt werden die beiden zugehörigen Kreuzgewölbe und die Giebel über den Portalen erwähnt.

Zusätzliche Informationen liefert ein undatiertes Anhang zu dem Vertrag, der nur von Fleck beachtet und ausgewertet wurde.⁸² Er betrifft die Menge der im Einzelnen benötigten Baumaterialien und beginnt mit den Worten: *Specificatio oder Überschlag des neuen Marstalls undt darauff setzenden Baus über den alten Schloßkeller [...]*. Aus dem Zusammenhang geht hervor, dass es sich um einen langgestreckten, dreigeschossigen Bau handelte. Fleck berechnete aus den angegebenen Daten die Länge und Breite des geplanten Gebäudes und kam auf 94,5 x 14 m, was mit der von ihm gemessenen Länge des südlichen Marstallflügels von 93 x 14 m recht gut übereinstimmt. Bei den Steinhauerarbeiten werden Quader für drei Ecken des Baus genannt. Die vierte Ecke bildete ein heute nicht mehr vorhandener Torturm, der zu einem Treppenturm umgebaut werden sollte.

Durch den Tod von Siegfried am 26. April 1684 kamen die Bauarbeiten zum Erliegen und wurden nur behelfsmäßig vollendet. Die vier Portale waren zu diesem Zeitpunkt angefertigt und wurden zusammen mit den Kreuzgewölben in den Durchfahrten zwischen den beiden Marstallflügeln und zum Schlossinnenhof eingebaut. Die Mauern des geplanten Hauptbaus wurden im Erdgeschoss nur noch so weit erhöht, dass sie in der Höhe dem anderen Marstallflügel gleichkamen. Der provisorische Charakter lässt sich auch an den Fenstergewänden ablesen, die zweifellos von dem Abbruch des Gebäudes im Schlossinnenhof stammten.

Zu den Verwirrungen um den Langenburger Bau haben zwei Inschriften in den Portalen beigetragen.⁸³ Die eine dieser beiden Inschriften befindet sich am inneren Portal des Langenburger Baus und lautet auszugsweise: *Anno 1683 ist von dem Hochgebornen Graffen und Herrn, Herrn Siegfrieden, [...] alß vormahln allhie regierend, [...] dieser Bau auffgeführt worden*. Formale architektonische und sachliche Gründe sprechen dafür, dass der Text nicht für diese Stelle vorgesehen war, sondern am geplanten Neubau angebracht werden sollte, der ja nicht zustandekam.

Die zweite Inschrift ist am inneren Portal des Marstallflügels angebracht: *Anno 1684 ist dieses mit sambt dem innern neuen Schloß und Thurmbau durch Herrn Paul Platz von Belfort, Baumeister in Würtzburg, gottlob glücklich vollführt*

82 Ebd.

83 Merten (wie Anm. 52), S. 10f. – Hier werden die beiden Inschriften zum ersten Mal im vollen Wortlaut zitiert, was auch in allen späteren Auflagen des Weikersheimer Schlossführers beibehalten wurde.

worden. Dass der Marstallflügel von Platz errichtet wurde, ist zutreffend, aber seine Verdienste um das eigentliche Schloss sind stark übertrieben. Sein Dienstherr war ja gestorben, und so hatte er bei der Formulierung freie Hand.

Nach diesen ausführlichen, aber notwendigen Erörterungen zum Beweis, dass der Langenburger Bau nicht von Paul Platz errichtet wurde, sollen noch einige Hinweise auf die Existenz dieses Baus zu Wolfgangs Zeit genannt werden, die aus der Bauphase stammen. Am 22. April 1595, als der Neubau gerade begonnen hatte, schickte Wolfgang den Steinmetz Servatius Körber zum Kloster Lichtenstern bei Löwenstein zur Besichtigung des dortigen neuen Kellers, weil, so schreibt er, [...] *wir einen Baue allhier zu führen vorhabends, darunder wir gerne einen guten kalten Keller gehaben wollten, unnd in solcher Höhe, darin mit gutem und notwendigem Raum ein Fass auf 15 Heilbronner Fuder haltend liegen könnte.* Mit diesem geplanten Keller kann aus räumlichen Gegebenheiten nur der Keller im Langenburger Bau gemeint sein.⁸⁴

Am 19. Juni dieses Jahres bat Wolfgang den Baumeister Beringer dringend darum, nach Weikersheim zu kommen, da der Neubau schon bis unter das erste Stockwerk fortgeschritten sei. Am 23. Mai 1596 wurde der Zimmermann Gunzenhäuser angemahnt, sich zum Aufschlagen des Dachstuhls nach Weikersheim zu begeben. Der Langenburger Bau war also zu diesem Zeitpunkt im Rohbau fertiggestellt und sollte sein Dach erhalten. Am 16. Juni teilte Wolfgang ihm mit, dass sein Kommen nicht mehr nötig sei, da inzwischen sein eigener Zimmermann diese Arbeit ausgeführt habe. Andernfalls hätten die Gemächer durch das lange Regenwetter Schaden genommen. Im Februar 1597 wurde, dokumentiert durch das Klaiben der Fußböden, mit dem Innenausbau des Langenburger Baus begonnen, der wohl noch im selben Jahr zu Ende ging.⁸⁵

Siegfrieds Nachfolger wurde einer seiner Neffen, Graf Carl Ludwig von Hohenlohe (1674–1756). Nachdem ihm im Mai 1708 nach einer Landesteilung durchs Los Weikersheim zugefallen war, bezog er im Januar 1709 seine Residenz. Sofort ging er daran, die nicht ausgebauten Innenräume des Langenburger Baus nach seinen eigenen Vorstellungen fertigzustellen, während er mit seiner Familie inzwischen den Beamtenbau bezog. Der Weikersheimer Kanzleidirektor Georg Tobias Pistorius schrieb in seiner Biographie des Grafen hierzu: *Nach dero solennen Einzug [...] haben Ihro Hochgräfliche Gnaden sogleich das hießige Schloß, und zwar den gantzen Flügel bey dem Eingang, so nur gestickt und geschliert gewesen, vollends verfertigen und meubliren laßen, [...].* Die Wände und Decken im ersten und zweiten Stockwerk waren also zu Wolfgangs Zeit gestickt und geklaibt, d. h. verputzt worden.⁸⁶

Auf einem Deckenbild im Rittersaal, das 1601–1602 von Balthasar Katzenberger gemalt wurde, ist im Hintergrund das kurz vorher erbaute Schloss Weikers-

84 Fleck (wie Anm. 19), S. 52.

85 Ebd., S. 50–56.

86 Carla Fandrey: Schloss Weikersheim. Neuaufl. Berlin und München 2010, S. 14 ff.

heim abgebildet. Hier ist der Langenburger Bau in derselben Weise wie der Saalbau mit drei Giebeln verziert. Dies entsprach offenbar dem Plan von Stegle, der auch für die dritte, nicht verwirklichte Seite drei Giebel vorgesehen haben muss. Wie sich an der heute noch unveränderten Dachkonstruktion nachprüfen lässt, blieb es bei dem einen, eigentlich zum Saalbau gehörenden Giebel.

Weitere Arbeiten Stegles für die Grafen von Hohenlohe

Die folgenden Ausführungen über die Mitwirkung von Stegle bei anderen Bauvorhaben der Grafen von Hohenlohe beruhen im Wesentlichen auf den Forschungsergebnissen von Fleck in seiner Dissertation⁸⁷ und seiner Monographie.⁸⁸ Bei den in der Dissertation angegebenen Quellen aus dem Hohenlohe-Zentralarchiv handelt es sich um die alten Signaturen. Nur in einigen wenigen Fällen soll die Originalliteratur herangezogen und ausgewertet werden.

Was die Bau- und Reparaturarbeiten an Schloss Langenburg betrifft, so sind die Quellen in Bezug auf Stegles Anteil nicht sehr reichhaltig. Nach Freedens versah Stegle 1576 den Garten am Südhang des Schlosses mit „Gängen“ und „Hütten“ nach dem Vorbild des Stuttgarter Lustgartens.⁸⁹ Die Korrespondenz zwischen Wolfgang und Stegle im Hohenlohe-Zentralarchiv beginnt mit dem Jahr 1583.⁹⁰ Nach Aussage von Fleck kam Stegle zwischen 1583 und 1586 öfter nach Langenburg. Er brachte Zeichnungen der Ecktürme des Stuttgarter Lusthauses und ein anderes Mal einen Auszug aus der württembergischen Bauordnung mit. Die letztere Aussage muss allerdings etwas korrigiert werden. Am 24. Juli 1585 schrieb Wolfgang an Stegle, er habe ihm *jungsten alhier zugesagt*, ihm einen Auszug aus der Stuttgarter Bauordnung zukommen zu lassen, der die Besoldung der Handwerker und Tagelöhner betraf.⁹¹ Aus der Formulierung *jungsten alhier* geht hervor, dass Stegle kurz vorher in Langenburg gewesen war. Er kam nicht erneut nach Langenburg, sondern schickte am 12. August einen Brief mit den erbetenen Unterlagen.⁹² Außer der Gartenanlage scheint nichts Wesentliches von Stegle gebaut worden zu sein, zumal ja wegen der bevorstehenden Erbteilung alle größeren Bauarbeiten unterblieben.⁹³

Geringfügige Bauarbeiten waren auch für Schloss Neuenstein geplant, wo Wolfgang Mutter Anna, Witwe von Ludwig Casimir von Hohenlohe, ihren Sitz hatte. In den Jahren zwischen 1583 und 1586 ließ sie von dem Baumeister Thomas Fendrich Pläne für einige Wirtschaftsgebäude im Vorhof des Schlosses entwer-

87 Fleck (wie Anm. 19).

88 Fleck (wie Anm. 20).

89 Von Freedens (wie Anm. 12), S. 35 (keine Quellenangabe); Fleischhauer (wie Anm. 2), S. 80.

90 HZA We 50 Bü D 6c.

91 Ebd. Bü D 1.

92 Ebd. Bü D 6c.

93 Fleck (wie Anm. 19), S. 95 f. HZA Archiv Weikersheim A X/2/2 (alte Signatur).

fen. Zur Beurteilung wurde Stegle herangezogen. Das muss im Mai 1586 gewesen sein, wie aus einem noch zu besprechenden Gutachten zum Schlossbau in Döttingen hervorgeht. Die geplanten Wirtschaftsgebäude wurden nicht gebaut.⁹⁴ Ausführlich ist über den Bau von Schloss Döttingen am Kocher zu berichten. Döttingen war Sitz eines hohenlohischen Amts. Bald nach 1580 wurde unter Wolfgang von Hohenlohe als Bauherrn mit dem Umbau der alten Wasserburg zu einem Schloss begonnen, was einem Neubau gleichkam; der Bau war Mitte 1587 beendet. Die Pläne fertigte Fendrich an, der auch die Bauaufsicht hatte. Seine Grundrisse sind erhalten geblieben und befinden sich im Hohenlohe-Zentralarchiv. Das Schloss hatte bescheidene Ausmaße, war dreigeschossig und umschloss mit drei Flügeln im Süden, Westen und Norden und einer hohen Schildmauer im Osten einen rechteckigen Hof.

In bautechnischer Hinsicht war Fendrichs Schlossbau keine Meisterleistung, denn es stellten sich gravierende Mängel heraus. Daher wurde Stegle nach Döttingen gebeten, um die entstandenen Schäden zu besichtigen. Stegle verfasste am 10. Mai 1586 ein ausführliches, sieben Seiten umfassendes Gutachten.⁹⁵ Dieses Gutachten ist das einzige noch erhaltene Dokument, das ihn als einen erfahrenen Baumeister ausweist. Es sollen daher längere Textabschnitte hieraus zitiert werden.⁹⁶

In der Einleitung zu seinem Gutachten schreibt Stegle an Wolfgang, dass er von ihm den Auftrag habe, *das ich inn dem Herabraisen nach Neuwenstein das Haus Dettingen am Kochen besichtigen unnd darüber mein unnderthenigen Bericht unnd Bedenckhen stellen soll*. Stegle sollte also auf dem Weg nach Neuenstein in Döttingen Station machen und war mit Sicherheit vorher in Langenburg, wo die Angelegenheit besprochen wurde. Die von ihm beobachteten Bauschäden fasste er in acht Punkten zusammen. Dann folgten in dem Gutachten seine Vorschläge zur Behebung dieser Schäden, soweit er nicht im ersten Teil darauf eingegangen war. Einige dieser Punkte sollen hier kurz behandelt werden.

Das Kellergewölbe hatte der Länge nach im Scheitel einen Riss, so dass der Kellerhals, d. h. der in den Keller hinunterführende überwölbte Gang, auf die Dauer keinen Bestand haben werde. *Ursach ist die, der Werckmaister, welcher denn Eingang oder Tür des Kellerhalls gehawen und versetzt hatt, ist dem nit fleyszig gewesen, das er die Bogenstück nit verclammert, auch die Eckquader nit zu Band eins umb das [andere] inn [das] rauhe Maurwerck hatt eintreffen lassen*. Zu der Altane über dem Kellerhals bemerkt er mit leicht ironischem Unterton: *Zudem so ist die Alltan uff dem Kellerhalls so fleyszig gemacht, das die Blatten gar hüpsch zusammengefiegt seind, dermassen, das einer einen Finger*

94 Ebd., S. 82f. HZA A X/2/10 (alte Signatur).

95 HZA We 50 Bü D 9.

96 Gelegentlich vorkommende offensichtliche Schreibfehler wurden verbessert, fehlende Wörter in eckigen Klammern ergänzt.

zwischen denn Fugen hineinstossen kann. Wan es regnet, so laufft das Wasser durch die Alltan unndt durch das Gewelb hindurch wie durch einen Laugensack. Die Kellerfenster waren so ungünstig angeordnet, dass der Keller im Sommer zu warm, im Winter zu kalt war. In der großen Küche verunzierte der über dem Herd angebrachte Schlot die ein Stockwerk höher gelegene Tafelstube. Stegle empfahl die Verlegung des Schlots von der Küche aus ins Freie. In den Räumen, die mit einem Kamin versehen waren, bestand Feuersgefahr, dann wo solche Cammin durch die Gebälck hinauff geführt seind, ist das Holtzwerck mit so liederlichen dinne Bretlein verdeckt, allso das sich zu besorgen ist, wann ettwa ein Camin ein wenig angehen sollte, so wurd das Holtzwerck leychtlich davon angezinndt. Daher dann ein grosser Schaden entspringen möchte.

Das größte Problem waren aber die einsturzgefährdeten Mauern des Westflügels: *Zum sechsten überhangen die Hauptwennnd inn den dreyen Stockwerck uff dem Keller. Die unnder Wannnd hanget gegen dem Hof hinein, die Wannnd im andern Stockwerck hanget hinein [...] gegen dem Bauw zuo, die Hauptwannnd des dritten Stocks hanget auch gegen dem Hof hinein. Desgleichen seind auch die Böden sampt denn Zwerch- oder Schiedwenden gegen dem Hof zu dermassen gesunken, das die Schreiner die Türbletter nit wol einrichten kennen. Sollten [sie] dan die Türbleter gar inn das Schregmas abschneyden, dardurch die Türen verderbt unnd zunichten gemacht wurden, dieweil solche Türbletter alle eingefasset seind. Ja, mann kan kein Bettladen oder Tüsch recht setzen noch stellen von wegen des, das die Böden so gar seer hangen, wie erst gemeldet. [...]*

Zum achten ist Not zu mercken, wie sich die Hauptmaur des Hauses gegen der Badstuben [...] weytt hinaus gethan hatt, das sie bei dem Eck, wo der Pfeyler stehet, umb aillf Zoll überhanget. Item bey dem heimlichen Gemach [...] überhanget solche Maur umb sechtzehen Zoll, zudem so hatt gemellte Maur keinen Fus oder Absatz. [...] Derwegen an dem Haus nichts erspriesslich sein kan.⁹⁷

In einem kurzen Absatz zwischen der Beschreibung der Schäden und den Vorschlägen zu ihrer Behebung betont Stegle, dass alles, was er hier geschrieben habe, *das ist niemand weder zu Neyd oder zur Verkleinerung geschehen, sonnder nur, wie der Augenschein laider gnugsam am Tag ist.*

Was die baufälligen Mauern des Westflügels betrifft, so beschreibt er zunächst die sonst in solchen Fällen üblichen Methoden, die aber hier nichts nützen würden: *Zum vierten würt droben inn dem sechsten unnd [...] achten Poncten weyttleufftig angezaigt, wie die Hauptwennnd unnd Hauptmaur des Hauses uff dem Keller hangen unnd überstehen, allso das auch zu besorgen ist, mann werde solchen Wenden unnd Gebälcken mit keinem Hebgeschür zu Hillf komen [...], inn Ansehung, das sich die drey Hauptwennnd (so gegen dem hofwerds seindt) eine sich herauss unnd die annder sich hinein beugt. Unnd ob mann gleych diesem Bauw mit Hebgeschüren wider auffheben wollte, so würt es nit wol sein kennen, dann sollte das öberste Gebälck, uff welchem der Dachstul ist, auch*

97 1 Zoll entspricht 2,375 cm.

wider inn die recht Höhe gezogen werden, wie es dan geschehen wurde, so ist es wol müglich, das die Hauptmaur bald inn dem Graben ligen würt. Inn Bedenckung, das solch Gebäck eines Thails uff der Hauptmaur ligt, welche Maur ann einem Ort sechzehen Zoll und amm anddern Ort umb aillf Zoll überhanget gegen dem Graben heraus, zudem ist sie mit dem vilfältigen Durchbrechen ser geschwecht worden. Das einzige, was Stegle in dieser Situation empfehlen konnte, war der Abbruch dieses Flügels bis auf den Erdboden und der Wiederaufbau mit besseren Methoden:

Derhalben ist auss jetz angezaigten Ursachen mein geringfieg[ig] unnderthenig Bedencken, das solche Maur vonn dem heimlichen Gemach an zu dem vordern Eck gegen dem Dorff durchab bis uff dem Keller dem Boden gleych, wie dann das Gebauw uff dem Keller auch hinweggebrochen werden muss bis herab uff denn Boden.

Für den Neubau der Mauern gibt er detaillierte Vorschläge: *Wann aber der Bauw uff dem Keller (wie erst gemeldt) abgebrochen würt, allsdann mag man vonn dem Graben nach Lenge des Kellers herauff dem Boden gleich vier Pfeyller füren, unnd wann die neuwe Maur wider anfahet auffzuführen, kann mann allsdann gedachte vier Pfeyler mit sampt der neuwen Mauren eines halben Stocks hoch auffüren, damit die Maur unnd die Pfeyller frey inn einander verfasst werden. Solche Pfeyler seind der Maur zugutem geordnet, sonnder auch, das sie dem Keller zu Hillf komen, damit die Strebmauren des Kellers nit weychen mügen. Es soll inn Sonnderhait auch ein starck Eckpfeyler ann das Eck gegen der Badstuben und gegen dem Dorff gesetzt werden, damit die allt unnd die neuw Maur verfasst werdt.*

Der letzte Satz bezieht sich darauf, dass der baufällige Westflügel das Mittelstück zwischen dem Süd- und Nordflügel bildete, die offenbar keine so gravierenden Bauschäden aufwiesen. Stegle machte im Anschluss an diese Ausführungen den Vorschlag, den Westflügel beim Wiederaufbau zum Hof hin zu verbreitern, *das mann die Gemecher etwas gemuttsamers darin ordnen möchte.* Die Reparaturen, insbesondere der Abriss und Wiederaufbau des Westflügels, wurden dann in der Weise ausgeführt, wie es Stegle vorgeschlagen hatte.⁹⁸

Stegles Gutachten ist das wichtigste Dokument aus seiner Feder, denn es zeigt seine Fähigkeit als Baumeister und lässt auch ein wenig von seiner Persönlichkeit erkennen. Er war mit der Technik des Bauens bis ins Detail wohlvertraut, kannte sich mit der Statik aus, achtete auf die praktischen Bedürfnisse und hatte Augenmaß in Bezug auf das Machbare und Notwendige. Auch der Brandschutz war ihm ein wichtiges Anliegen. Neben allen praktischen Aspekten hatte er auch Sinn für Ästhetisches, wenn er schreibt, dass die Heraufführung des Küchenschlotts durch die Tafelstube *der Tafelstuben ein Ungestallt geben württ* und daß man beim Neubau die Räume *etwas gemuttsamers* anordnen könne. Bereits in

98 *Fleck* (wie Anm. 19), S. 85 ff. HZA Archiv Weikersheim A X/2/6 (alte Signatur); *Fleck* (wie Anm. 20), S. 15.

der „Anhaltischen Heimführung“ hatte er bei der Besichtigung der Schlösser und Lustgärten oft die Bezeichnung „schön“, gelegentlich auch „zierlich“, „lustig“ oder „herrlich“ benutzt. Seine Beschreibung der undichten Altane ist vielleicht ein Anzeichen für einen versteckten Humor, und seine Aussage, dass er das Gutachten nicht aus Neid oder zur Herabsetzung von irgendjemand verfasst habe, könnte auf ein ausgleichendes Temperament hinweisen.

Spätestens seit diesem Gutachten wusste Wolfgang, dass er die Ausarbeitung seiner Idee einer dreieckigen Schlossanlage Stegle anvertrauen konnte. Knapp einen Monat später, nachdem Stegle am 10. Mai 1586 sein Gutachten verfasst hatte, nämlich am 3. Juni, fand der offizielle Akt der definitiven Landesteilung zwischen Wolfgang und seinen Brüdern statt, wobei er den Landesteil Weikersheim erhielt. Er wusste nun, dass er dort seine Baupläne verwirklichen konnte. Am 16. Juli wandte er sich an Robin und, da von dort keine Antwort kam, am 22. November an Stegle. Dies sei zur zeitlichen Einordnung des Gutachtens hier wiederholt.

Im Jahr 1590 begann Wolfgang mit dem Bau von Schloss Kirchberg an der Jagst, das die alte Burg ersetzen sollte. Es war als Witwensitz für Elisabeth, die Gemahlin von Wolfgangs 1590 verstorbenem Bruder Friedrich gedacht, der seit der Erbteilung auf Schloss Langenburg residiert hatte. Das Schloss liegt auf einer Bergzunge, die in das Jagsttal vorspringt. Zuerst mussten die Reste der alten Burg und einige Felspartien abgebrochen werden; anschließend wurde mit dem Bau des Südflügels und von zwei Basteien begonnen. In der Bauphase zwischen Abbruch und Neubau kam Stegle auf Initiative von Wolfgang im Juni 1591 von Stuttgart nach Kirchberg. Dort sollte er das nach den Plänen des Werkmeisters Michel Herwarth angefertigte Holzmodell des Schlosses beurteilen. Wahrscheinlich fertigte er bei diesem Aufenthalt Pläne zu den beiden, dem Südflügel vorgelegerten Basteien an. Im August war er noch einmal in Kirchberg und half beratend beim Anlegen der Basteien.

In den folgenden Jahren wurden der Südflügel und die anderen drei Flügel der rechteckigen Schlossanlage gebaut. Die Bauarbeiten dürften gegen Ende des Jahres 1596 beendet worden sein, denn aus einem Schreiben von Elisabeth von Hohenlohe im Mai 1597 geht hervor, dass sie Schloss Kirchberg seit einiger Zeit bezogen hatte.⁹⁹

Unter der Regierung von Georg Friedrich von Hohenlohe-Waldenburg wurde in den Jahren 1589 bis 1594 die Stadtkirche in Waldenburg an der Stelle einer Kapelle als Vorgängerbau neu errichtet. Der Entwurf hierfür stammt von Stegle.¹⁰⁰ Es handelte sich um eine dreischiffige Hallenkirche unter einem hohen Satteldach mit hohen Wänden und Fenstern, vier Strebepfeilern, einem polygonalen Chor im Osten und einem massiven quadratischen Turm im Westen. Dass hier

⁹⁹ *Fleck* (wie Anm. 19), S. 88–91. HZA Archiv Weikersheim A X/2/17 (alte Signatur); *Fleck* (wie Anm. 20), S. 15 f.

¹⁰⁰ HStA Stuttgart E 116, B.5 (alte Signatur). Zitiert nach *Fleischhauer* (wie Anm. 2), S. 81.

bei dem Neubau einer evangelischen Kirche mit ihren Erfordernissen als Predigtkirche weitgehend auf die Formen des spätgotischen Kirchenbaus zurückgegriffen wurde, könnte man als eine Anknüpfung an die mittelalterliche Tradition interpretieren. Im Detail lassen sich aber neben gotischen Formen auch solche der Renaissance nachweisen.¹⁰¹

Kurz vorher, nämlich von 1588 bis 1589, wurde unter der Bauherrschaft von Agathe von Hohenlohe-Waldenburg die evangelische Pfarrkirche in Pfedelbach erbaut. Agathe war die Witwe von Eberhard von Hohenlohe und hatte ihren Sitz in Pfedelbach, während ihr Sohn Georg Friedrich in Waldenburg residierte. Die Pfarrkirche hat bis ins Detail derartig große Ähnlichkeit mit der Stadtkirche in Waldenburg, dass Fleck mit ziemlicher Sicherheit davon überzeugt war, dass auch der Plan für die Pfedelbacher Kirche von Stegle stammt, auch wenn dies nicht quellenmäßig belegt ist.¹⁰²

Abschließend sollen Stegles Aufenthalte im Hohenlohischen in chronologischer Reihenfolge kurz zusammengefasst werden, soweit gesicherte Daten vorliegen. Im Frühjahr 1585 war Stegle wegen unbekannter Arbeiten in Langenburg. Im Frühjahr 1586 kam er auf Wolfgangs Bitte nach Döttingen, um die Bauschäden des Schlossneubaus zu beurteilen, und war vorher zweifellos zur Besprechung der Angelegenheit in Langenburg. Von Döttingen ging es zur Beurteilung von Bauplänen nach Neuenstein, wo er im Mai auch das Gutachten für Döttingen verfasste. Im Juni fand die definitive Landesteilung statt, wodurch Wolfgang den Landesteil Weikersheim erhielt, und im März 1587 verlegte Wolfgang seine Residenz von Langenburg nach Weikersheim.

Vom August 1588 bis März 1589 war Stegle in Weikersheim, um in Absprache mit Wolfgang Bauzeichnungen und ein Modell für den Schlossneubau anzufertigen. Wenn die Bauarbeiten für die Pfarrkirche in Pfedelbach 1588 begannen und für die Stadtkirche in Waldenburg 1589, dann müssten spätestens in diesen beiden Jahren Stegles Bauzeichnungen hierfür vorgelegen haben. Dies aber würde höchstwahrscheinlich in die Zeit von Stegles Aufenthalt in Weikersheim fallen. Es mag also sein, dass er von Weikersheim aus einen Abstecher nach Pfedelbach und Waldenburg machte, um mit der Bauherrin und dem Bauherrn das Bauvorhaben und deren spezielle Wünsche zu besprechen. Als letztes ist der Neubau von Schloss Kirchberg zu nennen; Bauherr war Wolfgang von Hohenlohe. Im Juni 1591 kam Stegle von Stuttgart nach Kirchberg und war im August noch einmal dort, beide Male in beratender Funktion. Vielleicht war er bei dieser Gelegenheit zum letzten Mal zu einem Gespräch in Weikersheim, wo er sein Modell der dreieckigen Schlossanlage vorfand, aber die Bauarbeiten noch nicht begonnen hatten.

101 Walther-Gerd *Fleck*: Waldenburg. Baugeschichte von Burg und Stadt (Europäische Burgen und Schlösser D 8). Braubach 2011, S. 54–66.

102 Walther-Gerd *Fleck*: Das Schloß Pfedelbach 1572–1988. In: WFr 77 (1993), S. 7–122, hier S. 39–42.

*Wie sich hin und wieder etlich Kriegs-Gewerbe
er(z)eugte*

Die Landesdefension eines mindermächtigen
Reichsstandes im Vorfeld des Dreißigjährigen Krieges
– die Grafschaft Hohenlohe

VON HELMUT NEUMAIER

„Die Geschichte des deutschen Reichs löste sich während der ersten Jahrzehnte nach dem Religionsfrieden mehr und mehr in eine Geschichte der feindlichen Parteien auf, in welche sich die Reichsstände nach dem Gegensatz der kirchlichen Bekenntnisse schieden“. Auch nach mehr als einem Jahrhundert der Forschung hat diese von Moriz Ritter getroffene Feststellung nichts von ihrer Richtigkeit eingebüßt.¹ Seine Besorgnis über die politische Entwicklung im Reich, für die er vorrangig konfessionelle Hardliner verantwortlich machte, brachte wenige Jahre vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges der Reichspfennigmeister Zacharias Geizkofler in einem Schreiben an Kardinal Melchior Khlesl vom 10. Juli 1614 zum Ausdruck:² *Unerwogen [...] politischer considerationen wollen sie mit dem Kopf durch die maur lauffen und den herren das gewißen so enge machen [...], daß sie auch ehender landt und leuth darüber in stich sehen wollen.* Der Angeschriebene, Vertreter einer Kompositionspolitik, gab an anderer Stelle zu bedenken, bei allem Eifer in Religionsdingen müsse das doch *cum scientia geschehen und kein furie sein.*³ Die Feststellungen beider, der eine Leiter der habsburgischen Politik, der andere aufmerksamer Beobachter mit Einblick in die Lage des Reiches, geben die in den Jahren vor dem Großen Krieg weit verbreitete Besorgnis wieder⁴. Spätestens seit der Wende vom 16. zum 17. Jahrhundert und endgültig nach 1608 hatten im Reich wechselseitiges Misstrau-

1 Moriz Ritter: Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges. Bd. 2. Stuttgart 1895, S. 3.

2 Zitiert nach Alexander Sigelen: ‚Dem ganzen Geschlecht nützlich und rühmlich‘. Reichspfennigmeister Zacharias Geizkofler zwischen Fürstendienst und Familienpolitik (VKfgL, Reihe B, 171), Stuttgart 2009, S. 271.

3 Heinz Angermeier: Politik, Religion und Reich bei Kardinal Melchior Khlesl. In: ZRG GA 101 (1993), S. 249–330, hier S. 261.

4 Volker Press: Kriege und Krisen. Deutschland 1600–1715 (Neue Deutsche Geschichte 5). München 1991, S. 166; Axel Gotthard: Strukturkonservativ oder aggressiv? Die geistlichen Kurfürsten und der Ausbruch des teutschen Konfessionskriegs. In: Winfried Schulze (Hg.): Friedliche Intentionen – Kriegerische Effekte (Studien zur Neueren Geschichte 1), S. 140–168, hier S. 147 f.

en und eine sich geradezu kontinuierlich steigende Kriegsfurcht Platz gegriffen. Zwar wird man die Unterlegung der Gründung von protestantischer Union und katholischer Liga mit einer ‚Krieg-in-Sicht‘-Folie mit einer gewissen Zurückhaltung bewerten müssen und schon gar nicht mündeten diese Vorgänge zwangsläufig im Krieg,⁵ doch ändert das nichts an dem Tatbestand eines krisenhaften Bewusstseins, welches die Kriegsgefahr in seinen Überlegungen nicht ausschloss.

Defensionen

Dieses Krisenbewusstsein fand sinnfälligen Ausdruck in der Errichtung von Festungen und dem Aufbau von Landesdefensionen. Nach den Raubzügen des Markgrafen Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach und dessen Niederkämpfung in der Schlacht von Sievershausen 1553⁶ beunruhigten zunächst nur noch der Kriegszug des Herzogs Erich II. von Braunschweig-Calenberg⁷ und die ebenso spektakuläre wie von den Zeitgenossen in ihrer Bedeutung überschätzte Einnahme Würzburgs durch Wilhelm von Grumbach⁸ das Reich. Beide Aktionen fanden 1563 ein rasches Ende, und mit dem Wormser Deputationstag im darauffolgenden Jahr wurde die Reichs-Exekutionsordnung von 1555 Verfassungswirklichkeit.⁹ Beunruhigt, doch zunächst noch nicht unmittelbar tangiert

5 Anton *Schindling*: Gab es eine Kurpfälzer Kriegsschuld? Die Pfalzgrafen bei Rhein und die Union 1608 bis 1622. In: *Ders./Albrecht Ernst* (Hg.): Union und Liga 1608/9. Konfessionelle Bündnisse im Reich – Weichenstellung zum Religionskrieg? (VKfgL, Reihe B 178). Stuttgart 2010, S. 301–332, hier S. 306 f.

6 Otto *Kneitz*: Albrecht Alcibiades. Markgraf von Kulmbach 1522–1557. Kulmbach ²1982; Bernhard *Sicken*: Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach. In: *Fränkische Lebensbilder* 6, 1975, S. 130–160; *Ders.*: Würzburg, seine Territorialnachbarn, der Fränkische Reichskreis und das Reich. In: Peter *Kolb*/Ernst-Günter *Krenig* (Hg.): *Unterfränkische Geschichte* 3. Würzburg 1995, S. 131–164, hier S. 147–158.

7 O. *Hagen*: Herzog-Erichsweg. In: *Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg* 11 (1902), S. 93–102; Klaus *Friedland*: Erich II. Herzog von Braunschweig-Lüneburg (Calenberg). In: *NDB*, Bd. 4, Berlin 1959, S. 584 f. Maximilian *Lanzinner*: Friedenssicherung und politische Einheit des Reiches unter Kaiser Maximilian II. (1564–1576) (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 45). Göttingen 1993, S. 24 f.

8 Friedrich *Ottloff*: *Geschichte der Grumbachischen Händel*. Bd. 1, Jena 1868, S. 66 f. u. 395–465; Volker *Press*: Wilhelm von Grumbach und die deutsche Adelskrise der 1560er Jahre. In: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 113 (1977), S. 396–431; Horst *Rabe*: *Reich und Glaubenspaltung. Deutschland 1500–1600* (Neue Deutsche Geschichte 4). München 1989, S. 311–313; Stefan W. *Römmelt*: Wilhelm von Grumbach (1503–1567). In: *Fränkische Lebensbilder* 21, 2007, S. 82 ff.; Helmut *Neumaier*: Albrecht von Rosenberg. Ein außergewöhnliches Adelsleben unter drei habsburgischen Kaisern. Münster 2011, S. 233 ff.

9 *Lanzinner* (wie Anm. 7), S. 21; Albrecht Pius *Luttenberger*: *Kurfürsten, Kaiser und Reich. Politische Führung und Friedenssicherung unter Ferdinand I. und Maximilian II.* (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 149). Mainz 1994, S. 317–336.

wurde das Reich durch die Religionskriege in Frankreich und den Aufstand der Niederlande gegen Spanien seit 1567.¹⁰

Je weiter aber das Jahrhundert voranschritt, umso mehr steigerte sich die Besorgnis im Innern. Die zunehmende Verhärtung der Konfessionsfronten führte zu den längst bekannten Erscheinungen des Magdeburger Sessionsstreites mit der Lähmung der Reichsjustiz als Folge, dem Vierklosterstreit und Kölner Krieg, dem Scheitern des Deputationstages zu Speyer am 28. Juli 1600/1601, der Exekution der Reichsstadt Donauwörth, der Sprengung des Regensburger Reichstags.¹¹ Die Gründung der Auhausener Union am 14. Mai 1608 und der Liga am 10. Juli des darauffolgenden Jahres¹² und dann die Krise am Niederrhein folgten. Angesichts der nach der Jahrhundertwende virulent werdenden konfessionellen und politischen Eskalation setzten denn verstärkte Anstrengungen zur Schaffung von Einrichtungen zur Landesverteidigung ein, ein Vorgang, der geradezu synchron zum Bau von Festungen verlief. Hier galt es neue Wege zu beschreiten, denn die traditionellen Söldnerheere hatten sich längst als kaum bezahlbar erwiesen und bildeten zugleich ein Risiko im Falle des verzögerten oder gar ausbleibenden Soldes. Der Sacco di Roma ist dafür ein schlagendes Beispiel.¹³ Nicht ohne Grund sprach der pfälzische Kuradministrator Johann Casimir noch viel später von den „30 pestilenzischen Angewohnheiten“ der Söldnerheere.¹⁴ Die Erfahrung war alles andere als neu, sodass es nicht wunder nimmt, dass das Problem der Landesverteidigung schon früher diskutiert worden ist.¹⁵ Erste Anregungen zur Abkehr vom Söldnerheer stammen bekanntlich von Nicolo Machiavelli, der in seiner ‚Dell‘ arte della guerra‘ 1521 die Schaffung von Streitkräften aus ausgewählten Untertanen propagierte.¹⁶ Wurde der ‚Principe‘ des Florentiners im Römisch-Deutschen Reich wegen der Aussagen zur Religion als Mittel der Politik einhellig abgelehnt,¹⁷ stießen die militärischen Vorstellungen durchaus auf Interesse.¹⁸ Nach Machiavelli war es Lazarus von Schwendi, der in seiner Denkschrift *Rathschlag wie sowol der Adl alß der gemeine man zue der*

10 Lanzinner, (wie Anm. 7), S. 77–92; Luttenberger (wie Anm. 7), S. 365 f.

11 Ausführlich Ritter (wie Anm. 1), Bd. 2; zusammenfassend Press (wie Anm. 4), S. 161–195.

12 Ernst / Schindling (wie Anm. 5).

13 Hier nur Rainer Brüning: Die Berichterstattung über die Schlacht von Pavia (1525), den Sacco di Roma (1527) und die Belagerung Wiens in zeitgenössischen Flugschriften. 2 Bde. Hamburg 1987.

14 Oskar Bezzel: Geschichte des kurpfälzischen Heeres (Geschichte des bayerischen Heeres VI). München 1925, S. 40 f.

15 Zusammenfassend Winfried Schulze: Die deutschen Landesdefensionen im 16. und 17. Jahrhundert. In: Johannes Kunisch (Hg.): Staatsverfassung und Heeresverfassung in der europäischen Geschichte der frühen Neuzeit (Historische Forschungen 28). Berlin 1986, S. 129–149, hier S. 130.

16 Helmut Schnitter: Volk und Landesdefension (Militärhistorische Studien 18). Berlin 1977, S. 66–69.

17 Als Beispiel nur Herzog Maximilian I. von Bayern; vgl. Dieter Albrecht: Maximilian I. von Bayern 1573–1651. München 1998, S. 182.

18 Schnitter (wie Anm. 16) S. 68.

Reiterey und Kriegswesen abgericht und Unterhalten werden soll dem Landesaufgebot das Wort redete.¹⁹

Um die Wende 16./17. Jahrhundert standen sich drei Organisationsformen gleichsam modellhaft gegenüber. Das klassische Söldnerheer blieb noch lange erhalten, wie sich dann im Dreißigjährigen Krieg erweisen sollte. Das althergebrachte Aufgebot der adligen Lehnsträger hielt sich vereinzelt bis in die Jahre nach dem Krieg. So wurde noch 1656 in Thüringen die Lehnsreiterei aufgeboten.²⁰ Dem Aufgebot des Lehnsadels stand als Novum die Landesdefension gegenüber, wie sie in den Niederlanden durch die sogenannte Oranische Heeresreform verwirklicht und von den Wetterauer Grafen auch theoretisch entwickelt wurde. Folgt man der Definition von Winfried Schulze²¹ handelte es sich – so wenigstens die Zielvorstellung – um „eine umfassende Organisation der bewaffneten Untertanen und der adeligen Reiterei in einem Territorium, wobei als besonderes Charakteristikum die militärische Ausbildung und Einübung eines qualifizierten Teils der Untertanen angesehen wird“.

Die geistige Grundlage legte Justus Lipsius mit seinem 1596 erschienenen Werk ‚*De militia romana*‘,²² worin er zum Teil wörtlich auf antike Schriftsteller zurückgriff.²³ Die hier niedergelegten Gedanken wie auch die römisch-stoische Weltanschauung wurden in den Niederlanden von den Oranieren aufgegriffen.²⁴ Der Calvinismus bildete gleichsam die Klammer um die von hier ausgehenden Neuerungen, die man, wenn auch nicht unwidersprochen, als „militärische Revolution“ bezeichnet hat.²⁵ Die Niederländische Bewegung, wie man sie nannte, stand in enger Beziehung zu den Bestrebungen der Wetterauischen Grafen. In seinem „Verteidigungsbuch für die Grafschaft Nassau“ von 1594/95 stellte Graf Johann VII. von Nassau-Siegen als die beiden wichtigsten Neuerungen der Landesdefension die Schaffung eines Heeres aus ausgewählten Landeskindern und

19 Eugen von *Frauenholz*: Lazarus von Schwendi. Hamburg 1939, S. 83–87.

20 Friedrich *Lütge*: Ritterpferde und Ritterpferdgelder in Thüringen im 16.–18. Jahrhundert. In: Zeitschrift des Vereins für thüringische Geschichte und Altertumskunde N.F. 34 (1940), S. 139–160; Rainer *Wohlfeil*: Adel und Heerwesen. In: Helmuth *Rössler* (Hg.): *Deutscher Adel 1555–1740*. Büdinger Vorträge 1964, II. Darmstadt 1965, S. 315–343, hier S. 319–321.

21 *Schulze* (wie Anm. 15), S. 129.

22 Gerhard *Oestreich*: Der römische Stoizismus und die oranische Heeresreform. In: *Ders.*: Geist und Gestalt des frühmodernen Staates. Berlin 1969, S. 11–34; Werner *Hahlweg*: Die Heeresreform der Oranier und das Kriegsbuch des Grafen Johann von Nassau-Siegen (Veröffentlichungen der Historischen Kommission für Nassau 20). Wiesbaden 1973, S. 12.

23 *Hahlweg* (wie Anm. 22), bes. S. 7.

24 Gerhard *Papke*: Von der Miliz zum stehenden Heer 1648–1789. Handbuch zur deutschen Militärgeschichte 1648–1939. Bd. 1, München 1975; *Hahlweg* (wie Anm. 22); *Schulze* (wie Anm. 15), S. 137.

25 *Hahlweg* (wie Anm. 22); Michael *Roberts*: *The Military Revolution*. Belfast 1956; Geoffrey *Parker*: „The Military Revolution“ – 1560–1660 – a Myth?. In: *Journal of Modern History* 48 (1976), S. 195–214; zuletzt Michael *Busch*: Der Bauer als Soldat. In: Ralf *Pröve* (Hg.): *Klio in Uniform? Köln-Weimar-Wien 1997*, S. 143–166, hier S. 145–150.

deren militärische Einübung heraus,²⁶ für Letzteres schuf er den Begriff „Drill“ (*Trillerey*).²⁷

Von dort strahlten diese Gedanken auf die Kurpfalz aus, wo sich Kuradministrator Johann Casimir (1583–1592) entschlossen zeigte, „mit eigenen Ochsen [zu] pflügen“.²⁸ Zahlreiche andere Territorialmächte machten sich den Gedanken der Landesdefension ebenfalls zu eigen.²⁹

Landesdefensionen im ‚reichischen‘³⁰ Raum

Nicht nur weltliche Obrigkeiten, sondern auch die geistlichen Fürsten sahen die Einrichtung von Landesdefensionen als Aufgabe. Leider ist von den Maßnahmen im Erzstift Mainz und im Hochstift Würzburg nur wenig bekannt. In ersterem ließ Erzbischof Johann Schweikhard von Cronberg um 1599 Musterungen vornehmen.³¹ Nach 1604 erfuhr der Landausschuss, wie er hier hieß, seine Gliederung in Rotten und Fähnlein, deren Kommandeure man aus dem Kreis der Schultheißen und Beamten wählte. Dagegen gab es keine Adelsaufgebote. 1619 lehnte der Erzbischof den Vorschlag des Domkapitels ab, den Adel des Rheingaus aufzubieten.³²

26 *Gerhard Oestreich*: Graf Johanns VII. Verteidigungsbuch für Nassau-Dillenburg 1595. In: *Ders.*: Geist und Gestalt, S. 311–355; *Hahlweg* (wie Anm. 22); Hideo *Shinpo*: Zur verfassungsgeschichtlichen Bedeutung des Landesdefensionswesens. In: *Zeitschrift für historische Forschung* 19/1 (1992), S. 341–358.

27 *Hahlweg* (wie Anm. 22), S. 29 f.; *Schulze* (wie Anm. 15), S. 142.

28 *Bezzel* (wie Anm. 14), S. 40/1.

29 Übersicht bei *Schnitter* (wie Anm. 16), S. 114–122. Hinzuweisen ist auf neue Untersuchungen zu Württemberg, deren Kenntnis Verf. Gerhard Fritz verdankt: Manfred *Scheck*: Von Schützen und Speißern. Das wehrhafte Vaihingen im Spiegel der Musterungslisten 1521–1633. In: *ZWLG* 52 (1993), S. 137–152; *Ders.*: Die Vaihinger Musterungslisten 1521–1633. Vaihingen ²1999; Otto-Günter *Lonhard*: Die Musterungslisten der Stadt Reutlingen (Südwestdeutsche Quellen zur Familien- und Wappenkunde 1). Stuttgart 1997; Jörg *Heinrich*/Martin *Klöpper*: Edition altwürttembergischer Musterungslisten. Bericht über ein fächerübergreifendes Forschungsprojekt. In: *Südwestdeutsche Blätter für Familien- und Wappenkunde* 23 (2001/2003), S. 45–59; Martin *Klöpper*: Musterungslisten des Amtes Waiblingen von 1521 bis 1608. Berlin 2006; Lisbeth *Zahawi*: Musterungslisten des Amtes Balingen von 1521 bis 1603. Berlin 2008; Kurt *Bihlmaier*: Die Musterungslisten des Amtes Winnenden von 1523 bis 1608. Berlin 2014; Reinhard *Mauz*: Wehrhafte Männer zu Denkendorf, Berkheim, Altdorf, dem Gotteshaus Denkendorf zugehörig: die Musterungslisten des Klosters Denkendorf im 16. Jahrhundert. Denkendorf 2014.

30 Das 1524 belegte Wort ‚reichisch‘, zum Reich gehörig; vgl. *Grimm*, DW 14, Sp. 592 hat insbesondere Heinrich von Treitschke abwertend gebraucht. Inzwischen wieder affirmativ verwendet, sind hier diejenigen minderächtigen Reichsstände gemeint, die sich mehr oder minder eng an das Kaiserhaus anlehnten.

31 Friedrich Peter *Kahlenberg*: Kurmainzische Verteidigungseinrichtungen und Baugeschichte der Festung Mainz im 17. und 18. Jahrhundert (Beiträge zur Geschichte der Stadt Mainz 19). Mainz 1963, S. 34 ff.; *Schnitter* (wie Anm. 16), S. 117.

32 *Wohlfeil* (wie Anm. 20), S. 320.

Wenig weiß man auch von Würzburg. Infolge des Jülichischen Erbfolgestreits lagerten von Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg geworbene Söldner auf hochstiftischem Gebiet. Als sie im März des Jahres 1610 immer noch nicht abgezogen waren, berief Bischof Julius Echter von Mespelbrunn eine Versammlung der Landstände nach Würzburg, die angesichts der Söldnerplage eine fünfjährige Steuer zum Ausbau der Landesverteidigung bewilligte.³³ Der Bischof nahm die Musterungen energisch in Angriff, wobei ihm kirchliche Feiertage die Möglichkeit boten, die Bewaffneten zusammenzuziehen. Ohne dass Genaueres bekannt wäre, lässt sich von diesen Terminen unschwer auf nicht gerade überschäumende Begeisterung der Ausschussangehörigen schließen.

Im Gegensatz zu den beiden geistlichen Territorien sind gerade im kurpfälzischen Amt Boxberg die Maßnahmen gut erforscht. Schon Amtmann Johann Philipp Landschad von Steinach ließ 1583 ein Musterungsregister des Centaufgebots anlegen.³⁴ Doch erst mit seinem Nachfolger Friedrich Husman von Namedy³⁵ setzten diesbezügliche Maßnahmen ein.³⁶ Das Bild sah einigermaßen ernüchternd aus: 207 Schützen, keine Langspieße, kurze Wehren, 26 Hellebarden, Federspieße, 4 Schlachtschwerter, 299 Klepel- und Knebelspieße sowie 4 Zimmerleute. Es fehlten sämtliche Chargen von den Hauptleuten über Feldweibel, Fähnriche, Spielleute und Feldschere. Husman gebot also über eine potentielle Truppe, doch eine Führungsebene musste erst geschaffen werden. *Sein übel bewehrt [...] tauget nicht viel zum Auszug*, lautete der Kommentar.

Husman zeigte sich entschlossen, eine kriegstaugliche Truppe zu formieren. Dies geschah mittels des von den Wetterauer Grafen entwickelten Exerzierens, dem die Aufgebotenen allerdings wenig Begeisterung entgegenbrachten. Von einer der Übungen ist überliefert, dass die Wehrmänner mit ihren Pferden Kanonen auf die Höhe hinter der Burg schleppten, *unnd darauf die armen leut inn der Ordnung den ganzen tag im feldt biß uf denn abendt one geßen unnd trunckh hin und her gejagt und geschlept als die hundert*. Nach Errichtung einer Wagenburg stellte Husman die Männer *uff beeden seiten gegen einander und alß mit iren weren und ließen sie gegen einander streiten und fechten [...] und wenig gefelt, das sie nit zum ernst grieffen und einander selbsten auffgerieben hetten*. Soweit die Quellen Auskunft geben, war es mit der Effektivität nicht gerade gut bestellt.

33 Götz Freiherr von Pölnitz: Julius Echter von Mespelbrunn. Fürstbischof von Würzburg und Herzog von Franken (1573–1617). München 1934, ND Aalen 1973, S. 611.

34 GLA Abt. 131/125.

35 Manfred Krebs: Die kurpfälzischen Dienerbücher 1476–1685. In: Mitteilungen der Oberrheinischen Historischen Kommission 1. Karlsruhe 1942, S. 73.

36 Karl Wolf: Von der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Kurpfalz um 1600. In: ZGO 50 (1937), S. 638–649; Schnitter (wie Anm. 16), S. 193; Helmut Neumaier: Bekenntnis und frühmoderner Staat. Calvinismus und Landesdefension im kurpfälzischen Amt Boxberg. In: Mannheimer Geschichtsblätter N.F. 8 (2001), S. 153–165.

Wenig weiß man vom Einsatz der Aufgebote. Was Mainz angeht, traf das Landaufgebot im Oberstift anscheinend auf keinen Gegner, dafür hatte es das Restitutionsedikt durchzusetzen. Ein in Altheim stationierter Landhauptmann namens Georg Barth erschien am 31. Mai 1629 mit 400 (wirklich so viele?) mit Musketen Bewaffneten im Rüdtschen Dorf Eberstadt und erzwang die Öffnung der Kirche, ein Vorgang, der sich am 23. September in Bödigheim wiederholte.³⁷ Für das Rosenbergsche Dorf Kupprichhausen lässt sich ein vom Zentsitz Königshofen ausgehendes Vorgehen erschließen.

Eine überraschende Wende nahmen die Maßnahmen zur Landesdefension im Hochstift. Bischof Johann Gottfried von Aschhausen verlangte von seinem Lehnsadel die Gestellung eines Ritterpferdes, d. h. das Erscheinen des Lehnsmannes oder eines Vertreters in voller Kriegsausrüstung.³⁸ Die Edelleute lehnten mit der Begründung ab, es sei ihnen in dieser Zeit nicht möglich, Pferde oder Diener zu stellen. Darauf bot der Bischof ihnen an, den Ritterdienst mit Geld abzuleisten. Am 27. Juni (alten Stils) 1621 traf man sich in Würzburg zu Verhandlungen, an denen der Bischof persönlich teilnahm. Man einigte sich auf einen Kompromiss: Die Edelleute erkannten sich grundsätzlich zur Leistung des Ritterdienstes schuldig, sahen sich jedoch zur Erfüllung der Verpflichtung außerstande. Der Aufruf sollte nur für den Ernstfall gelten, und wenn der Bischof dann einen oder mehr Rittmeister bestellt, würden die Edelleute das nötige *Anrittgeld* übernehmen. Ob dieser Ernstfall eintrat, entzieht sich der Kenntnis. Auf das Würzburger Vorgehen wird zurückzukommen sein.

Mehr weiß man wieder für das kurpfälzische Amt Boxberg.³⁹ Als nach der Schlacht am Weißen Berg die besiegte Armee des Grafen Mansfeld zurückflutete, folgten ihr ligistische Truppen. Zur Sicherung seiner rückwärtigen Verbindungslinie beorderte Tilly den Obristen Levin de Mortaigne mit zehn Fähnlein zu Fuß, drei Kompanien Reiter sowie zwei Kompanien kroatischer Reiter ins Amt Boxberg. Am 22. November 1621 schloss er Burg und Stadt ein. Für den damaligen Amtmann, Johann Christoph von Adelsheim, konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, dass es nur noch darum gehen konnte, ehrenvolle Kapitulationsbedingungen zu erreichen. Diese wurden ihm gewährt, doch sind die Begleitumstände mehr als ernüchternd gewesen. Während der Verhandlungen mit dem Oberst entnahm er den Gebärden seiner Wehrleute, dass sie sich über den für sie glücklichen Ausgang der Sache höchst erfreut zeigten. Die Mehrheit soll angesichts der Verhandlung sogar gelacht haben. Wie dem Amtmann dann berichtet wurde, hätten sich viele von ihnen vernehmen lassen, sie seien mit dem Ausgang der Sache zufrieden. Jetzt hätten sie einen Herrn, der sie beschützen

37 Ludwig [Graf] *Rüdt von Collenberg*, Materialien zur Geschichte der Rüden, Bd. 3 (o. J., masch. schr.; GLA 69 Rüdtschen von Collenberg, Akten Nr. 3659), S. 43–162.

38 HZA Ni B 37.

39 Karl *Hofmann*: Die Einnahme von Stadt, Burg und Amt Boxberg durch die Baiern im Jahre 1621. In: Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg und der rheinischen Pfalz 9 (1910), S. 88–106.

würde. Sein Fazit: Die Wehrmannen zeigten deutlich an, dass sie lieber ihre Waffen dem Sieger übergeben hatten, als sich gewehrt zu haben. Dem größten Teil seien die Kriegsübungen ohnehin *eine große Beschwehrung* gewesen.

Defensionsmaßnahmen eines Mindermächtigen: die Grafschaft Hohenlohe

Überblickt man die Zahl der bekannten Landesdefensionen, ist ein Befund alles andere als überraschend, nämlich dass es sich um Maßnahmen in größeren oder zumindest mittleren Territorien handelt. Mit der Grafschaft Hohenlohe jedoch richtet man den Blick auf einen mindermächtigen Reichsstand.⁴⁰ Inwieweit die hier zu beobachtenden Maßnahmen sich übertragen lassen, wird man von weiteren Forschungen erwarten. Jedenfalls liegt hier eine Parallele zum Hochstift Würzburg vor, mit dem Unterschied allerdings, dass in Hohenlohe das Aufgebot des Lehnsadels dem Ausschuss vorausging, während es sich in Würzburg umgekehrt verhielt.

In der Regierungszeit des Grafen Wolfgang II. (1575–1610)⁴¹ orientierte sich die Grafschaft sowohl am Stuttgarter Hof als auch an Westeuropa, doch ohne feste Bindungen einzugehen und den Kaiserhof außer Acht zu lassen.⁴² Bestand bei den fränkischen Grafen und mit ihnen auch dem Hohenlohe bis Anfang des Jahres 1610 der Wunsch zum Anschluss an die Auhausener Union, scheint deren Engagement am Niederrhein den Beitrittswunsch abgekühlt zu haben. Eine vergleichbare Haltung nahm die fränkische Reichsritterschaft ein, die zwar die Politik der Union genau verfolgte, doch sich ihren Werbungen entzog.⁴³ Es war das Bestreben sowohl der Reichsritterschaft als auch der fränkischen Reichsgrafen,

40 Zu diesem Begriff vgl. etwa Harm *Klueting*: Grafschaft und Großmacht. Mindermächtige Reichsstände unter dem Schutz des Reichs oder Schachfiguren im Wechselspiel von Großmachtinteressen: Der Weg der Grafschaft Tecklenburg vom gräflichen Territorium zur preußischen Provinz. In: *Historische Forschungen* 73, Berlin 2002, S. 103–131, hier bes. S. 105. – Zur Grafschaft Hohenlohe Adolf *Fischer*: *Geschichte des Fürstlichen Hauses Hohenlohe*, 3 Bde. Stuttgart 1866–1871, ND in 1 Bd. Gerabronn 1991; Karl *Weller*: *Geschichte des Hauses Hohenlohe*, 2 Bde., Stuttgart 1903–1912; Gerhard *Taddey*: Hohenlohe, in: *Handbuch der Baden-Württembergischen Geschichte*, 2. Stuttgart 1995, S. 381–388; Volker *Press*: Das Haus Hohenlohe in der Frühen Neuzeit. In: *Ders.: Adel im Alten Reich. Gesammelte Vorträge und Aufsätze*. Hg. von Franz *Brendle* u. Anton *Schindling* (Frühneuzeit-Forschungen 4). Tübingen 1998, S. 167–188.

41 Jost *Weyer*: Graf Wolfgang II. Hohenlohe und die Alchemie. Alchemistische Studien in Schloß Weikersheim 1587–1610 (FWFr 39). Sigmaringen 1992.

42 Dazu Ernst *Böhme*: Das fränkische Reichsgrafenkollegium im 16. und 17. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz 132). Stuttgart 1989, S. 39 und 242–250; Ferdinand *Magen*: Reichsgräfliche Politik in Franken. Zur Reichspolitik der Grafen von Hohenlohe am Vorabend und zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges (FWFr 10). Schwäbisch Hall 1975, S. 106–114.

43 Helmut *Neumaier*: „Daß wir kein anderes Haupt oder von Gott eingesetzte zeitliche Obrigkeit haben“. Ort Odenwald der fränkischen Reichsritterschaft von den Anfängen bis zum Dreißigjährigen Krieg (VKfGL, Reihe B 161). Stuttgart 2005, S. 224–227.

nicht den Unwillen des Kaisers auf sich zu ziehen und zu vermeiden, in irgendwelche Mächtekonflikte verwickelt zu werden. Das entthob Graf Wolfgang aber keineswegs der Notwendigkeit, Maßnahmen zum Schutz seines Landes zu treffen. Sie sind geradezu ein Seismograph für die Krisensituation im Reich.

Die erste Maßnahme, mit der Graf Wolfgang seine Lehnsleute aufforderte, sich bereitzuhalten, kennt man vom Juni 1583.⁴⁴ Er begründete, ihm seien Nachrichten zugekommen, *wie sich hin und wieder etlich Kriegs-Gewerbe er[z]uegte(!)*, Truppen zögen durch Franken, um sich am Rhein zu sammeln. Er wisse nicht, *wem sie zuestendig, oder was damit gemeinet*. Man weiß, um was es ging: Es war der Zuzug von Söldnern in das Erzstift Köln, wo sich die Auseinandersetzung zwischen dem depossedierten Erzbischof Gebhard Truchseß von Waldburg und dem von Kaiser und Papst favorisierten Ernst von Bayern abspielte.⁴⁵

Das Verzeichnis⁴⁶ umfasst die folgenden Edelleute, von denen die ersten vier mit vollständigem Namen, die anderen nur mit dem Geschlechternamen genannt sind: Hans Werner von Wollmershausen zu Amlishagen und Burleswagen, Friedrich von Crailsheim, Konrad von Ehenheim und Wollmersbach, Hans Ludwig von Seckendorff zu Sugenheim und Unterzenn; sodann Aschhausen, Adelman zu Adelmansfelden, Ellrichshausen, Fuchs von Dornheim, Fürbringer, Geyer, Gebattel, Dienheim, Grumbach, Gemmingen, Hund, Hessberg, Kröll, Kühdorf, Lentersheim. Leonrod, Maaßen, Lochinger, Leuzenbrunn, Morstein, Sützel, Rosenberg, Rinderbach, Stetten, Senfft, Schletz, Truchseß, Vellberg, Vestenberg, Zobel, Achbach(?), Schwäbisch Gmünd, Schwäbisch Hall, Groland zu Nürnberg, Sigginger zu Öhringen.

Der Kölner Krieg war gleichsam nur ein Vorbote des Kommenden geblieben. Am 17. Dezember 1607 hatte Bayern gegen Reichsrecht die Stadt Donauwörth eingenommen und sie sich in der Folgezeit einverleibt.⁴⁷ Am 15. Mai 1608 folgte in Auhausen die Unterzeichnung und Besiegelung der Bundesakte.⁴⁸ Diesmal lässt Graf Wolfgangs Ausschreiben vom 28. Mai 1608 deutliche Beunruhigung erkennen.⁴⁹ *Es ereignet sich an mehr orten gantz beschwerliche Unruhe und Kriegsempörung, daher Unserm Geliebten Vatterland allerhand gefahr scha-*

44 Christian Ernst *Hanßelmann*: Diplomatischer Beweiß, daß dem Hause Hohenlohe die Landeshoheit [...] nicht etwan in dem sogen. Interregno oder nach solchen Zeiten erst, zu theil worden, sondern demselben schon lang vorher zugestanden. Nürnberg 1751, Bd. I, S. 545 f. Nr. CCXXI-CCXXV.

45 Max *Lossen*: Der Kölnische Krieg. Bd. 1, Gotha 1882, Bd. 2, München-Leipzig 1897; *Ritter* (wie Anm. 1), Bd. 1, S. 573–645; Günther von *Lojewski*: Bayerns Weg nach Köln. Geschichte der bayerischen Bistumspolitik in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Bonn 1962; Franz *Bosbach*: Köln. Erzstift und Freie Reichsstadt. In: Anton *Schindling*/Walter *Ziegler*: Bd. 3: Der Nordwesten. Münster 1995, S. 59–84, hier S. 75 f.; Eike *Wolgast*: Hochstift und Reformation. Studien zur Geschichte der Reichskirche zwischen 1517 und 1648 (Beiträge zur Geschichte der Reichskirche in der Neuzeit 16). Stuttgart 1995, S. 290 ff.

46 *Hanßelmann* (wie Anm. 44), S. 545 f. Nr. CCXXII-CCXXV.

47 *Ritter* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 213–215, 221–223.

48 *Ernst/Schindling* (wie Anm. 5).

49 *Hanßelmann* (wie Anm. 44), S. 552 Nr. CCXXXVII.

den und und [!] nachtheil getrohet wird. Deßwegen einer jeden Christlichen Obrigkeit ein wachendt Auge zu haben, und nicht eben uf daßjenig allein, was im Werck zugegensondern auch darauß ferner ervolgen kan. Obwohl er in dieser Zeit mit niemand in Feindschaft lebt, gebührt es für den Fall Acht zu haben. Dahinter ist jedoch deutlich die Haltung des Angehörigen des fränkischen Reichsgrafenkollegiums zu verspüren, Zurückhaltung zu wahren und das Verhältnis zum Kaiser nicht zu belasten. Das Aufgebot ist im Anhang 1 zusammengestellt.⁵⁰

Es konnte Graf Wolfgang nicht im mindesten zweifelhaft sein, dass das Adelsaufgebot allein die ihm zuge dachte Aufgabe nicht zu erfüllen vermochte. Hier kamen ihm die familiären Beziehungen zu den Niederlanden zugute. Wolfgangs jüngerer Bruder Philipp (gest. 1606) kämpfte seit 1575 in den Niederlanden und heiratete 1595 Maria von Nassau, eine Schwester Wilhelms von Oranien.⁵¹ Es wäre mehr als verwunderlich, hätte Graf Wolfgang nicht Informationen über die oranische Heeresreform empfangen. Mit der 1609 erlassenen sogenannten Dienstgeld-Assekuration trat an die Stelle persönlicher Fronen ein allgemeines Dienstgeld. Sie regelte u. a. das Aufgebot der Untertanen,⁵² indem sie deren Verpflichtung, im Rahmen des Ausschusswesens sich zur Verteidigung der Grafenschaft bereitzuhalten, bekräftigte. Anders als im kurpfälzischen Amt Boxberg, wo Husman die Untertanen auch für den Auszug drillen wollte, waren ihnen in Hohenlohe nur defensive Aufgaben zuge dacht. Alle wehrfähigen und steuerzahlenden Männer hatten sich zu regelmäßigen Übungen einzufinden, wobei die Herrschaft die Kosten für Munition u. ä. übernahm.

Die nächste Aufmahnung datiert vom 1. Mai 1610,⁵³ die von konkreten Gefahren ausging. Gegenüber dem Jahr 1608 hätten sich die Zeiten „besorglicher und gefährlicher“ entwickelt, weshalb jeder Edelmann bei seinen Lehnspflichten sich mit „gebräuchlicher Rüstung“ in Bereitschaft zu halten hat. Das Ausschreiben ist auf dem Hintergrund der drohenden Kriegsgefahr am Niederrhein zu sehen. Nach dem Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich, Kleve und Berg samt den Grafschaften Mark und Ravensberg im Jahre 1609 hatte sich hier ein Erbstreit entwickelt, der eine besondere Brisanz durch die Lage im Schnittpunkt spanischer, französischer und niederländischer Interessen erhielt. Der drohende Kriegseintritt Frankreichs unterstreicht, dass hier ein Wetterwinkel entstanden war.⁵⁴

50 Ebd., S. 553–559.

51 *Fischer* (wie Anm. 40), Bd. 1, Stuttgart 1866, ND 1991, S. 127–166; P.L. *Müller*: s.v. Hohenlohe, Philipp, In: ADB 12 (1880), S. 693 f.

52 Frank *Kleinhagenbrock*: Die Grafenschaft Hohenlohe im Dreißigjährigen Krieg (VKfgL, Reihe B 153). Stuttgart 2003, S. 27–30.

53 *Hanßelmann* (wie Anm. 44), S. 559, Nr. CCXLVIII

54 *Ritter* (wie Anm. 1), Bd. 2, S. 283–335; *Press* (wie Anm. 4), S. 174–184; Heinz *Ollmann-Kösling*: Der Erbfolgestreit um Jülich-Kleve (1609–1614). Ein Vorspiel zum Dreißigjährigen Krieg. Regensburg 1996; Rolf-Achim *Mostert*: Der jülich-klevische Regiments- und Erbfolgestreit – ein Vorspiel zum Dreißigjährigen Krieg? In: Stefan *Ehrenpreis* (Hg.): Der Dreißigjährige Krieg im Herzogtum Berg und in seinen Nachbarregionen. Neustadt/Aisch 2002, S. 26–64.

Bekannt sind nur die folgenden Namen:⁵⁵

Wolf Christoph von Gebstattel

Hans Konrad von Wollmershausen

Cyriak von Rinckenberg (zu Rothenburg o. T.)

Albrecht von Dienheim der Ältere *mit einem tauglichen Pferd unnd Knecht sampt der Rüstung, wie man jeziger Zeit pflegt zu führen*

Hans Georg und Hans Ernst Zobel von Giebelstadt

Veit Asmus von Seckendorff, Pfleger zu Pottenstein, und Cordula für ihren Sohn

Ott Wilhelm von Gebstattel

Hansjörg von Rheimstein, Deutschordenskomtur zu *Murstadt* (Münnerstadt)

Abweichungen von den Bereitschaftserklärungen gab es nur zwei. Der Deutschordenskomtur Hansjörg von Rheimstein erklärte, als Ordensmann könne er nicht selbst erscheinen, wolle aber durch einen der Seinen der Verpflichtung nachkommen. Mit der Datierung seines Schreibens sowohl nach Julianischem als auch Gregorianischem Kalender, wobei er letztere Zahl (20./10. April) voranstellte, wies er höflich, doch unmissverständlich auf seine Konfession hin.

Hätte die Spitze des Ritterkantons Odenwald das Antwortschreiben der Cordula von Seckendorff zu Gesicht bekommen, hätte sie zweifellos bedenkliche Mienen aufgesetzt. Sie erklärte sich nämlich bereit, einen tauglichen reisigen Knecht mit Pferd zu stellen. *wie es vor Alters bey der löblichen gefreyten Ritterschafft Landts zu Franckhen herkommen.* Solche Formulierungen könnten leicht als Anzeichen von Landsässigkeit gedeutet werden.

Das Ausschreiben des Grafen Georg Friedrich als Lehenadministrator vom 12./22. Mai 1619 trug der realen politischen Situation Rechnung,⁵⁶ wonach sich im Reich und in *denen benachbarten provincien, von vielen unterschiedlichen Ortt, ganz beschwerliche Unruhen, Werbungen, Durchzüge und kriegsexpeditiones, je mehr und mehr erzeugen.* Hier liegt das bisher umfangreichste Verzeichnis vor, denn angesichts der virulenten Gefahren ließ der Graf einen jeden, der auch nur irgendetwas mit dem Lehenhof zu tun hatte, anschreiben (vgl. Anhang 2).⁵⁷

Die letzte Aufmahnung fand schon in der Frühphase des Dreißigjährigen Krieges statt. Am 30. April 1621 erging das Ausschreiben des Grafen Kraft (1582–1641) an die Lehnsleute.⁵⁸ Zwar bestehe aufgrund des zwischen dem Kaiser und dem Marquis Spinola getroffenen Akkord begründete Hoffnung auf Frieden.⁵⁹

55 *Hanßelmann* (wie Anm. 44), S. 559–563, Nr. CCXLIX–CCLIV..

56 Ebd., S. 564, Nr. CCVII.

57 Ebd., S. 564–567 Nr. CCLVIII–CCLXIV.

58 Ebd., II, Nürnberg 1757, Nr. CVII, S. 174 f.

59 Hier unterlag der Graf einem Irrtum insofern, als es sich um einen Vertrag zwischen der Union und dem Befehlshaber der spanischen Armee in der Unterpfalz handelt, wonach die Union auf jede weitere Unterstützung für den pfälzischen Kurfürsten verzichtet; vgl. Christoph *Kampmann*: Europa und das Reich im Dreißigjährigen Krieg. Stuttgart 2008, S. 44.

Ferner lebe auch die Grafschaft mit niemand in Feindschaft, doch da „die Zeit etwan geschwind Verenderung mit sich bringt“, hat man sich in Bereitschaft zu halten. Die Gefahr könnte ja wieder ausbrechen und die Grafschaft berühren, weshalb die Aufmahnung erfolgt, sich für den Notfall bereitzuhalten. Die Liste ist noch umfangreicher (vgl. Anhang 3).⁶⁰

Alle Aufgeborenen erklärten ihre Bereitschaft bis auf die beiden Hyso, die im Schreiben vom 13. Juni 1621 um Milderung baten. Sollten sie „wider Verhoffen“ zu Pferd erscheinen müssen, bitten sie, es bei einem Pferd bleiben zu lassen, weil Einkommen und Gefälle aus ihren geringen Lehen dürftig seien. Das muss kein Vorwand gewesen sein, eher dürfte sich hierin die Kriegswirklichkeit widerspiegeln.

Ergebnisse

Was erwartete Graf Wolfgang vom Aufgebot seiner Lehnsleute? Schaut man sich die Namen an, meint man zuerst einen Querschnitt durch Biedermanns „Geschlechts-Register [...] Ottenwald“ vor sich zu haben.⁶¹ Dann aber finden sich Namen und auch Institutionen, die mit den reichsritterschaftlichen Lehnsleuten nichts zu tun haben oder auch nicht dem Ort/Kanton Odenwald inkorporiert waren. Einige Namen mögen genügen. Letzteres gilt für die zum Kanton Rhön-Werra gehörenden Speßhardt, die mit einem Hof zu Unsleben (Lkr. Rhön-Grabfeld) belehnt waren.⁶² Sieht man die Erstgenannten an, so wurde die Reichsstadt Schwäbisch Gmünd wegen der Burg Werdau mit zugehörigem Bauhof,⁶³ Schwäbisch Hall wegen des dortigen Spitals zum Heiligen Geist angeschrieben, das mit einem Drittel am großen und kleinen Zehnten zu Geislingen am Kocher belehnt war.⁶⁴ Eine weitere geistliche Institution, das Stift Haug zu Würzburg, trug die Hälfte der Vogtei zu Versbach.⁶⁵ Wilhelm Heber, Rat zu Neuenstein, hatte die Einkünfte von einem Gut zu Tiefensall inne.⁶⁶ Die Brüder Hyso, offenbar Nachkommen des gräflichen Kanzlers Zacharias Hyso, waren mit einem Burgstall genannt Sulburg zu Obermünkheim belehnt.⁶⁷ Cyriakus von Rinkenbergr zu Rothenburg ob der Tauber trug zwei Teile am großen und kleinen Zehnten zu Hornau.⁶⁸ Um nur noch ein

60 *Hanßelmann* (wie Anm. 44), Bd. II, S. 178-Nr. CCXXIV, S. 587–599.

61 Johann Gottfried *Biedermann*: Geschlechts-Register Der Reichs Frey unmittelbaren Ritterschafft Landes zu Francken löblichen Orts Ottenwald. Kulmbach 1751, ND Neustadt/Aisch 2000.

62 HZA GA 20 Bd. 348, Lehnbuch des Grafen Wolfgang, fol. 244 und GA 20 Bd. 347 Lehenreverse bis 1620.

63 Ebd., fol. 388.

64 Ebd., fol. 382.

65 Ebd., fol. 370.

66 Ebd.

67 Ebd., fol. 364v.

68 Ebd., fol. 232.

Beispiel anzuführen, so hatte Seifried von Mühlen, Hofmeister zu Weikersheim, Besitz der erloschenen Sützel zu Unterbalbach inne.⁶⁹

Angesichts dieses Spektrums stellt sich zwangsläufig die Frage nach der Kampfkraft nicht weniger der Aufgebottenen und damit dem militärischen Wert des ganzen Aufgebots, wenn es denn wirklich zum Einsatz gekommen wäre.⁷⁰ Einen Lehnsmann aus dem weit entlegenen Grabfeld zum Schutz der Grafschaft herbeizutieren oder einen wohl nicht gerade kriegsgeübten gräflichen Beamten anzubieten, macht eigentlich nicht viel Sinn. Über die Qualitäten der unmittelbaren adligen Lehnsleute kann man nur spekulieren, doch hier dürften der Kampfkraft gewisse Grenzen gesetzt gewesen sein. Es besteht Einigkeit über den geringen militärischen Wert der Lehnsaufgebote.⁷¹ Graf Wolfgang war gewiss nicht so vermessen, weder seine im Rahmen der Dienstgeld-Assekuration anzubietenden Untertanen noch seine adligen Vasallen zum Kampf gegen feindliche Truppen einsetzen zu wollen. Das Ziel hat er in der Abwehr von Marodeuren, dem Durchzug von versprengten Scharen, ‚durchreisenden‘ Söldnern, die sich auf dem Weg zu einem Kriegsschauplatz befanden, gesehen, d. h. also in mehr polizeilichen Aufgaben. Unter den Untertanen hätten sich wahrscheinlich genügend taugliche Männer gefunden, die bei entsprechender Ausbildung dem gewachsen gewesen wären. Ohne Reiterei würde das jedoch eine stumpfe Waffe sein. Doch ob die berittenen Lehnsadligen kampfkraftige Kavalleristen abgegeben hätten, daran wird auch Graf Wolfgang seine Zweifel gehabt haben.

Hier ist der Blick auf die habsburgischen Lande zu richten. Angesichts der Türkengefahr wurde der Lehnsadel immer wieder aufgeboten, um stets nur den geringen militärischen Wert zu erfahren. Während des sogenannten Langen oder Rudolfinischen Türkenkriegs (1593–1606)⁷² kristallisierte sich zunehmend heraus, dass die Forderung nach persönlichem Zuzug als „Druckmittel im taktischen Spiel“ zu verstehen war, um die Stände zu höheren Finanzleistungen zu bewegen.⁷³

In Hohenlohe gab es keine Landstände, die Gelder für die Verteidigung bewilligen konnten, wohl aber ließ sich über die Verpflichtung zum persönlichen Erscheinen Druck auf die Lehnsleute ausüben. Vor die Alternative gestellt, ins Feld zu ziehen oder den Geldwert zu leisten, dürften sie sich bei aller Beteuerung ihrer Bereitschaft gewiss für letzteres entschieden haben. Die Würzburger Verhandlungen im Jahre 1621 bilden dazu eine exakte Parallele. Ob der Fall dann wirklich eintrat, ist mangels Quellen allerdings nicht zu beantworten,

69 Ebd.

70 Nach freundlicher Auskunft von Helmut Wörner verwahrt das HZA keine diesbezüglichen Unterlagen.

71 Schulze (wie Anm. 15), S. 135.

72 Winfried Schulze: Reich und Türkengefahr im späten 16. Jahrhundert. München 1978.

73 Martin C. Mandlmayr/Karl G. Vocelka: Vom Adelsaufgebot zum stehenden Heer. In: Grete Klingenstein/Heinrich Lutz (Hg.): Spezialforschung und ‚Gesamtgeschichte‘ (Wiener Beiträge zur Geschichte der Neuzeit 8). München 1982, S. 112–125, hier S. 116.

Das Aufbieten der Lehnsleute ist noch unter einem anderen Aspekt als dem militärischen zu sehen.

Die Lehnsleute aufzubieten, gehörte auch in der Grafschaft Hohenlohe, dem Erzstift Mainz und Würzburg zu den althergebrachten Rechten des Lehnsherrn. Die Formierung des Adels zur Reichsritterschaft seit 1542 hat daran grundsätzlich nichts geändert. Die Edelleute unterstanden unmittelbar dem Kaiser, den sie als ihren *Patronus* sahen, ihn geradezu verehrten und zu dessen Klientel sich rechneten, während er seinerseits seine schützende Hand über sie hielt.⁷⁴ In der Phase, die Volker Press als die der „konsolidierten Reichsritterschaft“ gekennzeichnet hat,⁷⁵ also seit 1562, änderte sich selbstverständlich nichts am Lehnneuxus, doch zeichnet sich eine gewisse Distanzierung vom Lehnhof ab. Nicht dass die Reichsritter am Lehnband gerüttelt hätten, doch der Aufbau einer quasi-territorialen Herrschaft und eines eigenen Kirchenwesens ließ sie dem gräflichen oder fürstlichen Lehnsherrn anders gegenüberreten. Graf Wolfgang verfolgte sehr wahrscheinlich auch das Ziel, seine Lehnsleute unmissverständlich daran zu erinnern, dass sie trotz reichsritterschaftlichem Status seine – wie er sie nannte – *Vasallen* waren.

Anhang 1

Quelle: *Hanßelmann* (wie Anm. 44), Bd. I, S. 553–559.

Wolfgang von Crailsheim

Hans Konrad von Wollmershausen

Hans Philipp von Crailsheim

Hans Georg und Hans Ernst Zobel von und zu Giebelstadt

Hans Wilhelm von Seckendorff zu Oberzenn

Veit Asmus und Cordula von Seckendorff geborene von Liechtenstein. Sie erklärte ihre Bereitschaft, für ihren abwesenden Sohn Balthasar einen reisigen Knecht und ein tüchtiges wohlgerüstetes Pferd zu stellen.

Friedrich von Crailsheim zu Fröhstockheim

Wolfgang Georg von Mielen zu *Weißagk*

Albrecht Senfft von Sulburg

Ludwig Kasimir und Sebastian von Morstein

Hans Bernhard von Aschhausen (zu Merchingen)

Wilhelm Adelman von Adelmansfelden

⁷⁴ Berthold *Sutter*: Kaiserstreue oder rationale Überlebensstrategie? Die Reichsritterschaft als habsburgische Klientel im Reich. In: Heinz *Duchhardt*/Matthias *Schnettger* (Hg.): Reichsständische Libertät und Habsburgisches Kaisertum (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Beiheft 48). Mainz 1999, S. 257–307.

⁷⁵ Volker *Press*: Die Reichsritterschaft im Reich der Frühen Neuzeit. In: *Ders.*: Adel im Alten Reich (wie Anm. 40), S. 205–231, hier S. 207.

Albrecht und Karl Sigmund von Berlichingen
 Georg Friedrich, Alexander Niklaus und Wolf Bernhard von Crailsheim
 Eberhard, Albrecht und Philipp Adam von Dienheim
 Hans Adam, Heinrich Konrad und Hans Christoph von Ellrichshausen
 Wolf Christoph von Gebstadel
 Wolf Christoph von Ehenheim
 Veit Dietrich, Johann Wilhelm, Martin Konrad, Philipp Jakob und Georg Friedrich von Eyb
 Valentin Fuchs von Dornheim
 Hans Georg Fürbringer
 Hans Konrad Geyer von Giebelstadt
 Hans Heinrich Geyer
 Otto Wilhelm von Gebstadel
 Hans Christoph von Grumbach
 Weyrich von Gemmingen
 Hans Philipp Hund von Wenkheim
 Hans Endris, Hektor, Friedrich Albrecht, Georg Philipp, Heinrich Wilhelm, Georg Ludwig und Wolf Sigmund von Heßberg
 Wolf Christoph von Lentersheim
 Georg Wilhelm von Leonrodt
 Hans Ludwig Lochinger zu Archshofen
 Konrad von Leuzenbrunn
 Eberhard Albrecht von Morstein
 Georg Sigmund von Rosenberg
 Cyriak von Rinckenberg
 Johann Georg von Rheinstein
 Georg von Rinderbach
 Wilhelm, Bastian, Balthasar, Rab(an) Spessart (*Spechshard*)
 Hans Reinhard von Stetten
 Wolf, Kaspar, Georg und Ludwig Kasimir von Stetten
 Erasmus Schletz von Hatzendorff
 Wilhelm, Gottfried und Friedrich Schletz
 Hans von Vestenberg
 Hans von Wasser (zu Bobenhausen und Weinheim)

Anhang 2

Quelle: *Hanßelmann* (wie Anm. 44), S. 568–570.

Wolf von Seckendorff zu Oberzenn
 Hans Georg von Lentersheim
 Hans Philipp von Crailsheim

Hans Philipp von Dienheim zu Angeltürn
Hans Heinrich, Burkhard Georg, Christoph, Wolf, Werner, Brüder und Vettern
Hund von Wenkheim zum Altenstein
Wilhelm Adelman von Adelmansfelden
Wilhelm Heinrich von Aschhausen
Wilhelm Adelman von Adelmansfelden
Hans Sigmund von Berlichingen zu Illesheim
Hans Philipp von Crailsheim
Friedrich von Crailsheim
Wolf Ludwig von Crailsheim
Georg Friedrich von Crailsheim
Wolf Gerhard(?) von Crailsheim
Wolf von Crailsheim
Heinrich von Dachröden
Wolf Heinrich von „Eger“ (Ega)
Albrecht Nikolaus von Dienheim
Hans Reinhard von Dienheim
Hans Philipp von Dienheim
Johann von Ellrichshausen
Heinrich Konrad von Ellrichshausen
Valentin Echter (von Mespelbrunn)
Philipp Christoph Echter (von Mespelbrunn)
Johann Dietrich Echter (von Mespelbrunn)
Wolf Christoph von Ehenheim
Veit Dietrich von Eyb
Georg Friedrich von Eyb
Martin Konrad von Eyb
Wolf Ernst von Eyb
Georg Ernst von Eyb
Hans Wolf Fuchs
Heinrich von Greiffenclau, Amtmann zu Bischofsheim als Vormund des Johann
Gottfried Fürbringer
Hans Heinrich Geyer
Hans Christoph Geyer
Hans Georg Geyer
Hans Friedrich Schenk als Vormund des Sigmund Geyer
Wolf Christoph von Gebstättel
Hans Christoph von Gebstättel
Reinhard von Gemmingen
Schweikhard von Gemmingen
Eberhard von Gemmingen
Hans Philipp von Gemmingen
Philipp von Gemmingen

Konrad von Liebenstein als Vormund des Melchior Reinhard und Hans Sigmund
 von Gemmingen
 Stift Haug, Marx Hamelmann
 Hans Philipp Hund (von Wenkheim)
 Albrecht Christoph Hund (von Wenkheim)
 Hans Friedrich Hund (von Wenkheim)
 Burkhard Georg Hund (von Wenkheim)
 Christoph Hund (von Wenkheim)
 Wolf Hund (von Wenkheim)
 Werner Hund (von Wenkheim)
 Hektor von Heßberg
 Georg Philipp von Heßberg
 Georg Ludwig von Heßberg
 Wolf Sigmund von Heßberg
 Albrecht Gerhard von Luschwig als Träger der Lichtenbergischen Lehen
 Hans Georg von Leonrodt
 Joachim Christoph von Leonrodt
 Georg Friedrich von Leonrodt
 Hans Georg von Leonrodt
 Hans Wilhelm von Leonrodt
 Hans Egolf von Leonrodt
 Hans Ludwig Lochinger
 Eberhard Albrecht von Morstein für sich und als Vormund des Heinrich Albrecht
 und Moritz von Morstein
 Wolf Georg von Mühlen
 Georg Sigmund von Rosenberg
 Conrad Rinckenberg
 Hans Georg von Rheinstein
 Wolf von Stetten
 Hans Reinhard von Stetten
 Georg von Stetten
 Ludwig Kasimir von Stetten
 Georg Sigmund von Rosenberg als Vormund des Hans Christoph von Secken-
 dorff
 Hans Wolf von Seckendorff
 Christoph Senfft
 Karl Fortunat Senfft
 Hans Ludwig und(?) Hans Christoph von Vohenstein als Vormund des Ehren-
 fried Senfft
 Heinrich Jakob Senfft
 Erasmus Schletz für sich und als Vormund des Ott Friedrich und Heinrich Schletz
 Wilhelm Bastian Spessart (*Spechshardt*)
 Balthasar Raban Spessart (*Spechshardt*)

Adam Eberhard von Wahrer
 Georg Wilhelm von Wahrer
 Hans Konrad von Wollmershausen
 Konrad Ludwig Zobel
 Julius Rudolf Zobel
 Hans Friedrich Zobel
 Hans Christoph Zobel
 Hans Georg Zobel
 Hans Ernst Zobel
 Hans Hermann Zobel
 Heinrich Zobel
 Jakob Frolandt zu Nürnberg
 Albrecht Heber
 Wolf Heber
 Friedrich Hyso
 Hans Peter Hyso
 (S. 570) Schwäbisch Gmünd, Johann Kraus als Träger
 Schwäbisch Hall, Hans Ludwig Achter als Träger

Anhang 3

Quelle: *Hanßelmann* (wie Anm. 44), Bd. II, S. 178-Nr. CCXXIV, S. 587–599.

Veit Asmus, Wolf Balthasar und Georg Philipp von Seckendorff
 Erasmus Schletz von Hatzenstein zu *Ravershofen*
 Adam Eberhard und Georg Wilhelm von *Wahren*
 Albrecht und Wolfgang Heber, Brüder
 Friedrich und Hans Peter Hyso
 Karl Fortunantus Senfft von Sulburg
 Jakob Grolandt zu Nürnberg
 Heinrich Jakob Senfft von Sulburg
 Hans Wolf von Seckendorff zu Oberzenn
 Eberhard Albrecht von Morstein
 Hans Georg, Hans Wilhelm und Hans Egolf von Leonrod zu *Trugenhoven*
 Hans Philipp von Crailsheim zu Hornberg und Erkenbrechtshausen, Kaiserlicher
 und brandenburgischer Rat
 Wolf Christoph von Ehenheim zu Holach
 Julius Rudolf und Hans Friedrich Zobel von Messelhausen, Brüder
 Philipp Christoph und Valentin Echter von Mespelbrunn
 Johann Kraus, Bürgermeister von Schwäbisch Gmünd
 Hans Christoph, Hans Georg, Hans Ernst und Heinrich Zobel von Giebelstadt,
 Brüder

Hans Ludwig Adler zu Unterlimpurg, des Rats zu Schwäbisch Hall
 Wolf Christoph von Gebstadel zu Lobenbach, Bambergischer Rat und Amtmann
 zu Höchststadt und Wachenroth(?)
 Heinrich *Greiffen Kloe von Vall Rath* (Greiffenclau zu Vollrads), Fürbringer-
 scher Vormund
 Veit Dietrich, Georg Friedrich, Martin Konrad und Wolf Ernst von Eyb, Brüder
 und Vettern
 Hans Philipp und (Heinrich) Albrecht von Dienheim, Brüder
 Wolf Heinrich von Egen (Ega), der Johanniterkomtur zu Herrenstrunden, Al-
 brecht Nikolaus und Hans Reinhard von Dienheim, Brüder
 Hans Georg, Joachim Christoph und Georg Friedrich von Lentersheim, Brüder
 Hektor, Georg Philipp, Georg Ludwig und Wolf Sigmund von Heßberg zu Brunn,
 alle Brüder
 Wilhelm Bastian und Balthasar Raban von Speßhardt, Brüder
 Albrecht Christoph, Hans Heinrich, Burkhard Georg, Christoph, Konrad Rein-
 hard, Christoph Wolf und Werner Hund von Wenkheim zum Altenstein
 Heinrich von Dachroden, Brandenburg. Rat und Amtmann zu Schwabach
 Hans Georg von Reinstein, Deutschordenskomtur zu Virnsberg
 Hans Ludwig Lochinger zu Archshofen
 Hans Konrad von Wollmershausen zu Amlishagen und Burleswagen
 Wilhelm Adelman von Adelmansfelden
 Heinrich Konrad von Ellrichshausen zu Jachsheim
 Eberhard von Stetten zu Kocherstetten
 Albrecht von Berlichingen zu Dörzbach
 Friedrich von Crailsheim zu Fröstockheim
 Wolf von Crailsheim zu Morstein und Braunbach, Würzburgischer Rat und Amt-
 mann zu Jagstberg
 Karl Sigmund von Berlichingen zu Illesheim
 Philipp Heinrich von Aschhausen, Würzburgischer Rat und Pfleger zu Veldenstein
 Georg Friedrich und Joachim Friedrich von Seckendorff, auch Valentin Fuchs
 von Dornheim zu Burleswagen, kurpfälzischer Rat in Bayern, Oberforst- und
 Jägermeister, Pfleger zu Rüden
 Wolf und Hans Christoph von Gebstadel, Bamb. Rat und Amtmann zu Hochstadt
 und Wachenrod
 Hans Heinrich und Hans Christoph Geyer von Giebelstadt, sodann Hans Fried-
 rich Schenk zu Bierbaum
 Markus Hammelmann, der Hl. Schrift Lic., Dekan von Stift Haug u. Würzburgi-
 scher Rat
 Heinrich Alexander Hund von Wenkheim zum Altenstein
 Konrad von Rinkenberg zu Rothenburg ob der Tauber
 Georg Sigmund von Rosenberg zu Haltenbergstetten
 Hans Ludwig Adler von Unterlimpurg und Hans Christoph von Vohenstein zu
 Adelmansfelden, Senfft. Vormünder

Ludwig Kasimir von Stetten zu Kocherstetten
Hans Reinhard von Stetten zu Kocherstetten
Friedrich, Georg Friedrich und Wolf Bernhard von Crailsheim
Schweikhard, Hans Wilhelm, Reinhard und Hans Konrad von Gemmingen
Georg von Stetten zu Kocherstetten
Christoph Senfft zu Bachenau

Verborgen im Dreißigjährigen Krieg – der Münzfund von Buchenbach

von MATTHIAS OHM

Krisenzeiten sind immer auch Krisenzeiten des Geldes. Wenn staatliche Gemeinwesen Phasen der politischen und wirtschaftlichen Instabilität durchlaufen, lässt sich dies immer auch am Umgang mit dem Geld ablesen. So wird in Zeiten der Not der Edelmetallgehalt der neu geschlagenen Münzen verringert. In Zeiten höchster Not, wenn die Menschen ihr Hab und Gut bedroht sehen, verstecken sie ihr Geld, um es nach Ende der Krise wieder bergen zu können.

Diese beiden Entwicklungen sind überzeitliche Phänomene, die sich im deutschen Südwesten während des 3. wie während des 17. Jahrhunderts ablesen lassen. So geriet das Römische Reich an seinem nördlichen Rand im 3. Jahrhundert immer mehr unter Druck. Mehrmals überrannten germanische Stämme den Limes. Ablesbar ist diese Krise sowohl an den Münzen, deren Silberanteil immer mehr abnahm, als auch an den vielen im 3. Jahrhundert versteckten und nicht mehr geborgenen Schätzen in Südwestdeutschland.¹

Während des Dreißigjährigen Kriegs, einer weiteren schweren Krisenzeit, sollten sich die Entwicklungen wiederholen. Zu Beginn der 1620er Jahre kam es zur „Kipper- und Wipperzeit“, in der das Geld massiv an Wert verlor. Ein gutes Jahrzehnt später – nach der Niederlage der evangelischen Seite in der Schlacht von Nördlingen – wurde der deutsche Südwesten von katholischen Truppen geplündert und verwüstet. In dieser Zeit versteckten viele Menschen ihren Besitz in der Hoffnung, ihn in friedlichen Zeiten wieder bergen zu können. In vielen Fällen nahmen die Besitzer ihr Geheimnis jedoch mit ins Grab, die verborgenen Schätze blieben jahrhundertlang unentdeckt.²

1 Vgl. Gestürmt – geräumt – vergessen? Der Limesfall und das Ende der Römerherrschaft in Südwestdeutschland. Ausstellungskatalog Limesmuseum Aalen 1992, Stuttgart 1992 (Württembergisches Landesmuseum Stuttgart. Führer und Bestandskataloge Archäologische Sammlungen, Bd. 2) und Martin *Kemkes*: Vom Rhein an den Limes und wieder zurück. Die Besetzungsgeschichte Südwestdeutschlands. In: Imperium Romanum. Roms Provinzen an Neckar, Rhein und Donau. Katalog der Großen Landesausstellung Baden-Württemberg 2005/2006, hg. vom Archäologischen Landesmuseum Baden-Württemberg. Stuttgart 2005, S. 44–53.

2 Vgl. Niklot *Klüßendorf*: Die Zeit der Kipper und Wipper (1618–1623). Realwert und Nominalwert im Widerstreit. In: Vorträge zur Geldgeschichte im Geldmuseum 2007. Deutsche Bundesbank. Frankfurt 2009, S. 5–38. Matthias *Ohm*: Geld in der Krise. Im Dreißigjährigen Krieg wurden Münzen entwertet oder vergraben. In: Momente. Beiträge zur Landeskunde von Baden-Württemberg 4/2013, S. 20–23. Matthias *Ohm*: Der württembergische Hirschgulden. Wirtschafts-, sozial-, geld- und literaturgeschichtliche Annäherungen an eine Münze der „Kipper- und Wipperzeit“. In: Rainer



*Abb. 1 Im Oktober 1631 konnte der evangelische König Gustav II. Adolf von Schweden (reg. 1611–1632) die katholische Bischofsstadt Würzburg erobern, die rund drei Jahre lang besetzt blieb. Deshalb trägt dieser 1632 in Würzburg geschlagene Batzen auf seiner Vorderseite Namen und Wappen des schwedischen Königs. Die Rückseite zeigt den stehenden Heiland, umgeben von der Inschrift SALVATOR MVNDI ADIUVVA NOS – Erlöser der Welt, errette uns!
Nachweis für diese und alle folgenden Abbildungen: Landesmuseum
Württemberg, Stuttgart.*

Ein Beispiel für einen solchen während des Dreißigjährigen Kriegs versteckten Schatz ist der Münzfund von Buchenbach (im Nordosten des Hohenlohekreises), der 1636 oder etwas später verborgen und erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg wieder entdeckt wurde.

Fundumstände

Der Schatz von Buchenbach wurde im Juni 1913 „in einem Steinriegel am Kirchberg“ gefunden.³ Nur wenig später – am 4. Juli 1913 – erwarb das Stuttgarter Münzkabinett die 67 Münzen für 45 Mark.⁴ Für den Finder, den Tagelöhner Johann Salomon, der sicher in einfachsten Verhältnissen lebte, waren die Entdeckung und der anschließende Verkauf der Münzen ein großer Glücksfall.

Albert (Hg.): Böses Geld, schlechtes Geld, falsches Geld. Tagungsband zum 12. Deutschen und 50. Süddeutschen Münzsammlertreffen 2015 in Speyer (Schriftenreihe der Numismatischen Gesellschaft Speyer 53). Speyer 2015, S. 83–102.

³ Peter *Goessler*: Neue Münzfunde aus Württemberg (1912–1918). In: *WVjH NF* 28 (1919), S. 24–31, hier S. 27 f.

⁴ Landesmuseum Württemberg, Stuttgart, Münzkabinett, Zugangsbuch Februar 1906–April 1914, Inventarnummer MK 3200, S. 138.

Um den Wert der 45 Mark, die er für seinen Fund erhielt, einordnen zu können, seien hier einige Preise für Grundnahrungsmittel angegeben: 1913 kosteten 1 Kilogramm Kartoffeln 6 Pfennig, 1 Liter Milch 21 Pfennig, 1 Liter Bier 26 Pfennig und 1 Kilogramm Roggenbrot 30 Pfennig.⁵ Ein ungelernter Eisenbahnarbeiter verdiente in diesem Jahr 23,70 Mark pro Monat,⁶ der vom Stuttgarter Münzkabinett gezahlte Preis entsprach also fast zwei Monatsgehältern eines Eisenbahnarbeiters.

Prägeorte und -jahre, Nominale und Wert der Münzen

Der Münzschatz von Buchenbach umfasst 67 silberne Münzen, die in verschiedenen Prägestätten geschlagen worden waren.⁷ Im Alten Reich gab es eine Vielzahl geistlicher und weltlicher Herrschaften, die das Recht besaßen, Münzen auszugeben. Auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg



Abb. 2 Auf der Vorderseite dieses Kreuzers findet sich das vierteilige Wappen der Zollern, umgeben von einer Umschrift, die – stark abgekürzt – Namen und Titel des Münzherrn nennt: I(oachim) E(rnst) M(arkgraf) Z(u) B(randenburg-Ansbach). Die fünfzeilige Inschrift auf der Rückseite gibt das Nominal sowie Prägejahr und -ort an: I KREVTZER 1623 F(ürth).

5 Wolfgang Trapp: Kleines Handbuch der Münzkunde und des Geldwesens in Deutschland, mit 60 Tabellen. Stuttgart 1999, S. 242 f.

6 Ebd., S. 248.

7 Alle Münzen des Fundes von Buchenbach sind im Digitalen Katalog auf der Homepage des Landesmuseums Württemberg abrufbar: <<http://www.landesmuseum-stuttgart.de/sammlungen/digitaler-katalog/alle-objekte/>>. Die Erfassung des Fundes von Buchenbach wurde durch den Numismatischen Verbund in Baden-Württemberg (NVBW) ermöglicht.



Abb. 3 Der Groschen von Graf Philipp Ernst zu Hohenlohe-Langenburg (reg. 1610–1628) von 1623 zeigt auf dem Avers das Wappen der Grafschaft und auf dem Revers den Doppeladler, der auf seiner Brust die Wertzahl 3 (Kreuzer) trägt. Die Umschriften auf Vorder- und Rückseite nennen Namen sowie Titel des Münzherrn und des Kaisers: PHI(lippus) ERN(estus) C(omes) DE H(ohenlohe) E(t) D(ominus) I(n) L(angenburg) und FERD(inandus) II D(ei gratia) ROM(anorum) Im(perator) SEM(per) AV(gustus).

prägten um die Mitte des 18. Jahrhunderts rund 25 Reichsstände Münzen.⁸ Diese Vielfalt spiegelt sich auch im Fund von Buchenbach wider, in dem Münzen aus 16 Prägestätten vom Elsass bis nach Mähren vorhanden sind. Einen Schwerpunkt nehmen fränkische Münzstätten ein: Rund zwei Drittel der Prägungen stammen aus Franken, aus den Bistümern Bamberg und Würzburg sowie aus den Markgrafschaften Brandenburg-Ansbach und -Bayreuth (Abb. 2, 6, 9, 10). Zehn Münzen sind rhein-mainische Gemeinschaftsprägungen (Abb. 5); die übrigen Stücke stammen aus Münzstätten der Habsburger, aus schwäbischen und elsässischen Reichsstädten (Abb. 7, 8), aus Bayern und der Pfalz. Schließlich wurde ein Stück auch in der Nähe des Fundorts geschlagen: der Groschen Graf Philipp Ernsts zu Hohenlohe-Langenburg von 1623 (Abb. 3).

Fast alle Münzen des Fundes von Buchenbach stammen aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs. Lediglich zwei Stücke wurden vor 1618 geprägt: ein Batzen aus der Reichsmünzstätte Nördlingen von 1533 (Abb. 4) und ein Halbbatzen Herzog Reichards von Pfalz-Simmern von 1576. Es kann nur spekuliert werden, ob auch die Münze von 1533 mit dem Bildnis Karls V. wie die übrigen Prägungen nur als Geldstück den Weg in den Schatz fand. Möglicherweise wurde der

⁸ Ulrich Klein: Die territoriale Gliederung des deutschen Südwestens in napoleonischer Zeit am Beispiel der Münzen. In: Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Ausstellungskatalog Württembergisches Landesmuseum Stuttgart 1987. Stuttgart 1987, Bd. 1/1, S. 372 f., hier S. 372.



Abb. 4 Die Reichsmünzstätte Nördlingen war im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts an Eberhard IV. von Eppstein-Königstein (reg. 1505–1535) verpfändet. Deshalb trägt dieser 1533 in Nördlingen geschlagene Batzen auf dem Revers die Wappen von Eppstein-Minzenberg und Königstein-Dietz. Auf dem Avers ist Karl V. (reg. 1519–1556) im Brustbild nach rechts dargestellt. Der Kaiser trägt eine Krone auf dem Haupt, in seinen Händen hält er Reichsapfel und Zepter. Die Umschrift nennt seinen Titel als römischer Kaiser.

Batzen von 1533 aber auch deshalb aufbewahrt, um die Erinnerung an den Kaiser und den während seiner Regierung geschlossenen Augsburger Religionsfrieden von 1555 wach zu halten – und so an eine Zeit der Verständigung zwischen Katholiken und Evangelischen zu erinnern, die 1618 mit dem Ausbruch des Kriegs (der ein Dreißigjähriger werden sollte) beendet war.

Alle anderen Münzen des Fundes von Buchenbach wurden in den 1620er und 1630er Jahren geprägt. Das jüngste Stück ist ein Halbbatzen aus dem Jahr 1636, den vier rhein-mainische Reichsstände gemeinsam ausgaben (Abb. 5). Diese Prägung ist die so genannte Schlussmünze, die Auskunft über den Verbergungszeitpunkt gibt: Frühestens 1636 kann der Schatz von Buchenbach versteckt worden sein.

Der Münzfund von Buchenbach besteht vor allem aus mittelgroßem Silbergeld. Batzen, Groschen und Halbbatzen – Münzen im Wert von 4, 3 und 2 Kreuzern – machen mit 57 der insgesamt 67 Münzen den bei Weitem größten Anteil aus (Abb 1, 3–6, 9, 10).

Dazu kommen drei große Silberstücke im Wert von 12 bzw. 10 Kreuzern: ein Dreibätzner Graf Johann Reinhards I. von Hanau-Lichtenberg von 1625, ein 12 Kreuzerstück aus der elsässischen Reichsstadt Weissenburg/Wissembourg von 1626 (Abb. 7) sowie ein Zehner Erzherzog Leopolds V. von Tirol aus dem Jahr 1623.



Abb. 5 Die Schlussmünze des Fundes von Buchenbach ist ein Halbbatzen, der 1636 von vier Münzherrschaften im Rhein-Main-Gebiet gemeinsam ausgegeben wurde. Auf dem Avers finden sich ihre Wappen: ein Rad für das Erzbistum Mainz, jeweils ein Löwe für die Landgrafschaft Hessen-Darmstadt und die Grafschaft Nassau-Saarbrücken sowie ein Adler für die Reichsstadt Frankfurt. Der Revers zeigt einen Reichsapfel mit der Wertzahl 2 (Kreuzer), die Umschrift nennt die Namen der vier beteiligten Prägeherrschaften.



Abb. 6 Der Groschen von Markgraf Christian von Brandenburg-Bayreuth (reg. 1603–1655) aus dem Jahr 1633 zeigt auf dem Avers drei Schilde mit den Wappen der Mark Brandenburg (Adler), der Grafschaft Zollern (geviert) und der Burggrafschaft Nürnberg (Löwe). Auf der Rückseite ist ein Reichsapfel mit der Wertzahl 3 (Kreuzer) dargestellt.



Abb. 7 Das 12-Kreuzerstück aus Weissenburg/Wissembourg von 1626 ist die größte Münze im Fund von Buchenbach. Auf ihrer Vorderseite ist das Wappen der elsässischen Reichsstadt, eine zweitürmige Burg, zu sehen; auf der Rückseite findet sich der doppelköpfige Reichsadler. Die Reversinschrift nennt den Namen des Stadtherrn, Kaiser Ferdinands II. (reg. 1619–1637), und gibt den Wert der Münze an: XII (Kreuzer).



Abb. 8 Der Kreuzer, den die Reichsstadt Ulm 1624 ausgab, zeigt auf der Vorderseite das Wappen der Stadt, den geteilten Schild. Auf der Rückseite ist der Reichsadler dargestellt, dessen Körper von einem Medaillon mit der Wertzahl I (für 1 Kreuzer) gebildet ist.

An kleinen Silbermünzen schließlich sind sechs 1 Kreuzermünzen (Abb. 2, 8) und ein 2 Pfennigstück, eine Münze im Wert eines halben Kreuzers, vertreten. Im Fund von Buchenbach waren Münzen im Wert von insgesamt 214,5 Kreuzern zusammen getragen. Welchen Wert der Schatz hatte, lässt sich im Vergleich mit Preisen für Grundnahrungsmittel abschätzen. Im Jahr 1636 kostete in Buchenbach ein Ei $\frac{1}{2}$ Kreuzer, ein Pfund Brot 1 Kreuzer und ein Pfund Fleisch 5 Kreuzer.⁹

Ein Zeugnis höchster Not

Der Fund von Buchenbach wurde in höchster Not verborgen. Nach der Schlacht von Nördlingen 1634 wurde Hohenlohe wie der gesamte deutsche Südwesten von plündernden, vergewaltigenden und brandschatzenden Truppen heimgesucht. Auch in den beiden folgenden Jahren, 1635 und 1636, zogen kaiserliche Truppen durch das Hohenloher Land und verbreiteten Angst und Schrecken unter der Bevölkerung, die von Hungersnot und Seuchen ohnehin geschwächt war.¹⁰ Welches Leid die Menschen erdulden mussten, zeigt ein Ereignis aus dem Jahr 1634, das der damals 13-jährige Sohn des Langenburger Kanzleidirektors überlieferte. Um das vermeintliche Versteck von Münzen zu erfahren, wurde eine Frau zu Tode gefoltert: *Die alte Muter im Haus aber haben [...] die Soldaten mit denen [...] Füßen im Schloth aufgezogen, in Meinung Geld zu erpressen, welche jedoch endlich das Leben salvirt.*¹¹

In einer Zeit solcher Gräueltaten verbarg der ehemalige Besitzer seine 67 Silbermünzen. Wer er war und warum er den Schatz nicht mehr bergen konnte, muss – wie bei jedem Münzfund – offen bleiben: War es ein Landsknecht, der sich aus Franken nach Hohenlohe begeben hatte und dort den Tod fand? War es ein Hohenloher Bauer oder Kaufmann, der Handelskontakte nach Franken hatte? Starb der ehemalige Besitzer an der Pest oder wurde er von umherziehenden Landsknechten erschlagen? Viele weitere Szenarien wären denkbar.

Auch einzelne Münzen aus dem Fund von Buchenbach geben Aufschluss über den Krieg. So repräsentiert die 1632 in Würzburg geprägte Münze die Besetzung von Städten und die Übernahme der Münzstätten durch auswärtige Mächte (Abb. 1).

Einige der in Buchenbach verborgenen Münzen stehen auch für die Überwindung der „Kipper- und Wipperzeit“ (1621–1623), während der in riesigem Umfang unterwertige Münzen in Umlauf gebracht worden waren. In Franken wie im

9 OAB Künzelsau. Stuttgart 1883, ND Magstadt 1968, S. 244.

10 Vgl. ebd., S. 243 ff. und Frank *Kleinhagenbrock*: Die Grafschaft Hohenlohe im Dreißigjährigen Krieg. Eine erfahrungsgeschichtliche Untersuchung zu Herrschaft und Untertanen, Stuttgart 2003 (VKfgL, Reihe B, 153), insbesondere Kap. III („Kriegserfahrungen hohenlohischer Untertanen“).

11 Ebd., S. 127 f.



Abb. 9 Im Jahr 1625 gaben die Bischöfe von Würzburg und Bamberg sowie die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach und -Bayreuth gemeinsam Münzen aus. Der in Fürth geschlagene Batzen zeigt auf der Vorderseite die Wappen der vier Münzherren und auf der Rückseite den Reichsadler mit der Wertzahl 4 (Kreuzer).

Rhein-Main-Gebiet schlossen sich mehrere Münzherrschaften zusammen, um in einer gemeinsamen Aktion wieder Geld mit dem vorgeschriebenen Silbergehalt auszugeben (Abb. 5, 9). So emittierten die Bischöfe von Bamberg und Würzburg sowie die Markgrafen von Ansbach und Bayreuth ebenso Gemeinschaftsprägungen wie die Erzbischöfe von Mainz, die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, die Grafen von Nassau-Saarbrücken und die Reichsstadt Frankfurt, um nach der Krise der „Kipper- und Wipperzeit“ das in Ungleichgewicht geratene Münzwesen wieder in die Balance zu bringen.¹²

Als Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach in den Jahren unmittelbar nach der „Kipper- und Wipperzeit“ Münzen schlagen ließ, betonte er in den Inschriften ausdrücklich, dass die Prägungen den gesetzlichen Bestimmungen des Reiches entsprachen (Abb. 10). Auf diese Weise versuchte der ansbachische Markgraf das Vertrauen in das neu geschlagene Geld zu stärken. Auch der Bayreuther Markgraf Christian wies auf seinem Groschen von 1623 darauf hin, dass die Münze *NACH ALTEM SCHROD V(nd) KOR(n)* geprägt war, also korrektes Gesamtgewicht und richtigen Edelmetallanteil hatte (Abb. 6).

Der Münzfund von Buchenbach zeigt, welche dramatischen Auswirkungen der Dreißigjährige Krieg auf das Geld und auf den Umgang mit Geld hatte. Der

¹² Vgl. Konrad *Schneider*: Pfennige – Heller – Kupfergeld. Kleingeld im Rheinland vom Spätmittelalter bis ins 19. Jahrhundert. Speyer 2003 (Schriftenreihe der Numismatischen Gesellschaft 43), S. 110f. und Wolfgang *Krug*: Die Münzen des Hochstifts Bamberg 1007 bis 1802. Stuttgart 1999 (Süddeutsche Münzkataloge 9), S. 23 f.



Abb. 10 Der 1625 von Markgraf Joachim Ernst von Brandenburg-Ansbach (reg. 1603–1625) ausgegebene Groschen trägt auf dem Avers den brandenburgischen Adler mit dem zollernschen Wappen auf dem Körper. Der Revers zeigt einen Reichsapfel mit der Wertzahl 3 (Kreuzer), umgeben von der Umschrift MON(eta) NO(va) ARG(entea) AD IMP(erii) LEGE(m) CVSA – neues Silbergeld, geschlagen gemäß dem Gesetz des Reichs.

ehemalige Besitzer verbarg die 67 Silbermünzen, um sie vor Plünderung und Raub zu schützen, nahm sein Geheimnis aber mit ins Grab. Doch nicht nur der Fund als Ganzes ist eine Quelle für das Elend, das der Dreißigjährige Krieg den Menschen im deutschen Süden und Südwesten brachte. Einzelne Münzen des Fundes repräsentieren darüber hinaus die Bemühungen, die Krise des Geldes in der „Kipper- und Wipperzeit“ zu überwinden.

Johann Friedrich Beyschlags Dissertation von 1734 über das fossile Elfenbein von Schwäbisch Hall

von WALTHER LUDWIG und HELLMAR WEBER



*Abb. 1 Mammutstoßzahn in schmiedeeiserner Fassung im Chor der Kirche St. Michael in Schwäbisch Hall, gefunden 1605 bei Hohenstadt im Bühlertal.
Foto: Hellmar Weber, 18. Januar 2017.*

Ein Stich (Abb. 2, unten) zeigt den am 13. Februar 1605 bei Schwäbisch Hall an der Bühler gefundenen und seit Beginn des 17. Jahrhunderts im Chor der Kirche St. Michael in Schwäbisch Hall hängenden Mammutstoßzahn. Zwei Frauen, am linken bzw. rechten Rand sitzend, repräsentieren die Wissenschaften der Astronomie (Physik) und Medizin. Die linke hat einen Himmelsglobus mit dem Band der Tierkreiszeichen im Arm und berührt ein (Boylesches) Aräometer, die rechte hält ein Harnglas in der einen und einen von einer Schlange umwundenen Stab (Äskulapstab) in der anderen Hand. In Details weicht die Darstellung der kunst-

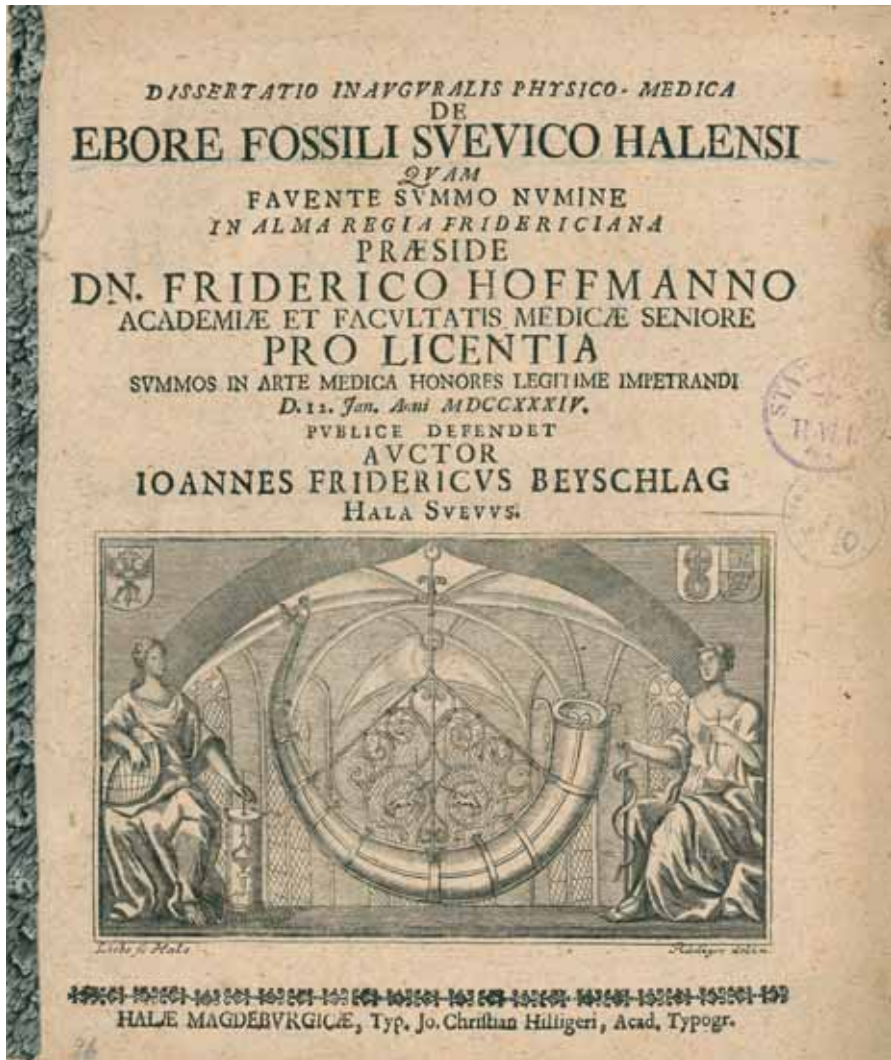


Abb. 2 Titelseite von Beyschlags Dissertation (Exemplar des Stadtarchivs Schwäbisch Hall, Signatur So 1726).

vollen schmiedeeisernen, teilweise vergoldeten Aufhängung vom Original (Abb.1) ab. Unter dem Kupferstich steht links: *Liebe*¹ *sc[ulpsit] Halae*, rechts: *Rüdiger*² *delin[eavit]*.³

1 Zu Christian Gottlieb (auch Gottlieb August) Liebe, Universitätskupferstecher in Halle an der

Titelseite der Dissertation:

[1]⁴

PHYSIKALISCH-MEDIZINISCHE INAUGURALDISSERTATION
ÜBER
DAS FOSSILE SCHWÄBISCH HALLER ELFENBEIN,
DIE
MIT GOTTES SEGEN
*IN DER KÖNIGLICHEN FRIEDRICHS-UNIVERSITÄT*⁵
UNTER DEM VORSITZ
DES HERRN FRIEDRICH HOFFMANN,
DEM ÄLTESTEN IN DER UNIVERSITÄT UND DER MEDIZINISCHEN
FAKULTÄT,
FÜR DIE ERLAUBNIS,
DIE HÖCHSTEN EHREN IN DER MEDIZINISCHEN WISSENSCHAFT
RECHTMÄSSIG ZU ERWERBEN,
am 12. Tag des Januar des Jahres 1734.
ÖFFENTLICH VERTEIDIGEN WIRD
DER VERFASSER
JOHANN FRIEDRICH BEYSCHLAG
AUS SCHWÄBISCH HALL.

IM MAGDEBURGISCHEN HALLE, mit den Typen des Universitätsdruckers
Johann Christian Hilliger.

Im folgenden⁶ wird die 1734 an der Universität Halle an der Saale von dem aus Schwäbisch Hall gebürtigen Johann Friedrich Beyschlag (1710–1779) verteidigt-

Saale, siehe: Allgemeines Künstlerlexikon, oder: Kurze Nachricht von dem Leben und den Werken der Maler, ...Zweyter Theil, Vierter Abschnitt. Zürich 1809, [D, s. Anm. 4], S. 703.

2 Zu Johann Anton Rüdiger, Maler in Halle an der Saale, siehe: Neues allgemeines Künstler-Lexicon oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, ... Bearb. von G.K. Nagler. 14. Band. München 1845, [D], S. 9.

3 Liebe stach in Halle, Rüdiger zeichnete.

4 Mit [1] bis [32] wird die Seitennummerierung des ursprünglichen lateinischen Drucks hinzugefügt. In Beyschlags Druckschrift im Format 17 x 20 cm sind nur die Seiten 6 bis 29 mit Seitenzahlen versehen. Wir danken Herrn Dr. Andreas Maisch und Herrn Daniel Stihler (Stadt- und Hospitalarchiv Schwäbisch Hall), die uns den Druck der Beyschlagschen Arbeit zugänglich gemacht und die Abbildungen 2 und 3 angefertigt haben. Ferner geht unser Dank an Frau Wiltrud Haug-Weber für die kritische Durchsicht des Manuskripts. – Häufig von Beyschlag verwendete Abkürzungen: *Lib.*, *L.*, *lib.*, *l.*: *liber* (Buch); *Cap.*, *C.*, *cap.*, *c.*: *caput* (Kapitel); *pag.*, *p.*: *pagina* (Seite); weitere Abkürzung: [D]: Digitalisat.

5 Gemeint ist die Universität in Halle an der Saale, die 1694 von dem brandenburgischen Kurfürsten Friedrich III. gegründet wurde.

6 Auf Wunsch des Erstautors wird die alte Rechtschreibung verwendet.

te lateinische Dissertation in einer deutschen Übersetzung ediert und erläutert.⁷ Beyschlags Dissertation hat nicht nur regionalgeschichtliche Bedeutung, sondern gibt auch ein anschauliches Bild des damaligen naturwissenschaftlichen und medizinischen Denkens. Für die Geschichte der Paläontologie stellt sie darüber hinaus eine wertvolle Quelle dar. Die Bedeutung, die der Dissertation bei ihrem Erscheinen beigemessen wurde, belegt eine deutsche Zusammenfassung durch den Vorsitzenden der Disputation, Friedrich Hoffmann (1660–1742), die bereits wenige Jahre nach ihrer Veröffentlichung erschien.⁸ Daß diese Dissertation aber von dem Kandidaten Beyschlag und nicht, wie es manchmal geschah, von dem Vorsitzenden der Disputation verfaßt wurde, beweist Hoffmanns Stellungnahme, die dem Druck der Dissertation am Ende beigegeben ist. Hier wird nun erstmals eine vollständige Übersetzung von Beyschlags Schrift vorgelegt.⁹ Sicher kannte und bestaunte Johann Friedrich Beyschlag seit früher Jugend den kunstvoll eingefaßten Mammutstoßzahn, der in der zentralen Chorkapelle der Schwäbisch Haller Kirche St. Michael hing und noch heute hängt (Abb. 1).¹⁰ War er doch der jüngste Sohn von Johann Balthasar Beyschlag (1669–1717), der seit 1704, zuletzt ab 1716 als Prediger und Dekan an dieser Kirche wirkte. Johann Friedrich besuchte das Haller Gymnasium illustre (Aufnahme am 20. Ok-

7 Der Anstoß zu der vorliegenden Arbeit kam von Hellmar Weber, Schwäbisch Hall. Die Übersetzung der lateinischen Dissertation wurde hergestellt von Walther Ludwig, Hamburg, der in ihrer Erläuterung von Hellmar Weber unterstützt wurde. Der Übersetzung liegt eine Kopie des Exemplars der Dissertation zugrunde, das sich im Stadtarchiv Schwäbisch Hall unter der Signatur So 1726 befindet. Die Bayerische Staatsbibliothek München verzeichnet ein anderes Exemplar, das auch online verfügbar ist: <http://www.mdz-nbn-resolving.de/urn/resolver.pl?urn=urn:nbn:de:bvb:12-bsb10643355-1>; ein weiteres Digitalisat ist zu finden unter: <https://books.google.com/books?id=6UIFp50I99cC> {Stand April 2017}. Alles innerhalb der Übersetzung in eckigen Klammern Geschriebene sind Ergänzungen oder Zusätze von Walther Ludwig oder Hellmar Weber. Alle Anmerkungen wurden dem übersetzten Text hinzugefügt.

8 Friedrich *Hoffmann*: Von dem zu Schwäbisch Halle gegrabnen Elfenbein. In: Gründliche Auszüge, aus Medicinisch-Physicalisch- und Mathematischen Disputationibus, welche auf den Hohen Schulen sonderlich in Teutschland gehalten worden, Des anderen Bandes Erstes Stück. Leipzig 1738, [D], S. 52–60. Die S. 5 bis 19 des (lateinischen) Textes von Beyschlags Dissertation sind, ohne daß Beyschlag als Autor genannt wird, abgedruckt bei Friedrich *Hoffmann*: *Operum omnium physico-medicorum, supplementum secundum, pars prima*. Genf 1760, [D], S. 13–19. Zu Friedrich Hoffmann (1660–1742), einem im 18. Jahrhundert berühmten Arzt, vgl. August *Hirsch*: Hoffmann, Friedrich. In: *Allgemeine Deutsche Biographie*, Bd. 12. Leipzig 1880, S. 584–588, und Hans Heinz *Eulner*: Hoffmann, Friedrich. In: *Neue Deutsche Biographie*, Bd. 9. Berlin 1972, S. 416–418.

9 Bei dem im Stadtarchiv aufbewahrten Druck (wie Anm. 7) findet sich auch eine handschriftliche Übersetzung (in Sütterlinschrift) der ersten acht Seiten von Beyschlags Dissertation, deren Verfasser nicht ermittelt werden konnte. Jedenfalls kommen – das zeigt der Handschriftenvergleich – weder Wilhelm Hommel (1886–1976) noch Georg Lenckner (1888–1973), die beide im Stadtarchiv Schwäbisch Hall tätig waren, in Betracht. Möglicherweise stammt das Manuskript von einem Haller Pfarrer oder einem (Latein-)Lehrer des Haller Gymnasium illustre bzw. der späteren Lateinschule, Oberrealschule, Gymnasium, dazu: Hellmar *Weber* (Hrsg.): *Gymnasium bei St. Michael Schwäbisch Hall. Acht Jahrhunderte Schulgeschichte in Text und Bild*. Schwäbisch Hall 2014.

10 Dazu Eduard *Krüger*: *Schriftdenkmale am Michaels-Münster zu Schwäbisch Hall*. In: *WFr* 47 (1963), S. 59–71, hier: S. 69–71; Stefan *Laube*: *Von der Reliquie zum Ding. Heiliger Ort – Wunderkammer – Museum*. Berlin 2011, S. 110–112.

tober 1717)¹¹ und studierte Medizin in Jena und Halle an der Saale (immatrikuliert am 8. Mai 1730). Nach dem Studium ließ er sich als Stadtarzt (Licentiat Physicus) in Hall nieder und heiratete 1736 die angesehene Witwe des reichen Apothekers Johann David Stellwag, dessen Familie die Haller Löwenapotheke von 1608 bis 1734 besaß. Maria Elisabeth Stellwag (1698–1770), 12 Jahre älter als Johann Friedrich – zum Zeitpunkt der Eheschließung ist sie 38 Jahre alt –, war die Tochter des Ratsherrn und fünfmaligen Stättmeisters Wolfgang Kaspar Sanwald (1669–1734). Aus erster Ehe brachte sie zwei Töchter und einen Sohn mit, aus der zweiten Ehe stammen eine Tochter und ein Sohn, der bald nach der Geburt starb. Johann Friedrich brachte es zu großem Wohlstand: 1750 war er mit 21 600 Gulden drittreichster Haller Bürger.¹²

Übersetzung der Dissertation:

[2 – leer]

[3] *DEN ERLAUCHTEN, WOHLGEBORENEN, HOCHANGESEHENEN,
HOCHERFAHRENEN, HOCHMÄCHTIGEN UND WOHLWEISEN
HERREN*

STÄTTMEISTERN,
FÜNFERRÄTEN,
UND RÄTEN

DER FREIEN STADT
DES HEILIGEN RÖMISCHEN REICHES,

DIE
SCHWÄBISCH HALL

IST,
SOWIE DEN ÜBRIGEN HERRN,
DENEN

DAS WOHL DER STADT ANVERTRAUT IST UND AM HERZEN LIEGT,

[4] *DEN HOCHHERRLICHEN UND HOCHANGESEHENEN
MITGLIEDERN DER EINGESCHRIEBENEN VÄTER,*

SEINEN STETS GNÄDIGEN UND MIT HÖCHSTER EHRERBIETUNG
UNTERTÄNIG ZU BEGLEITENDEN

HERREN MÄZENATEN

UND
PATRONEN,

11 Andreas Zieger: Das Matrikelbuch des Haller Gymnasium illustre, 1673–1811. Schwäbisch Hall 2000, S. 64.

12 Gerd Wunder: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802 (FWFr 16). Sigmaringen 1980, S. 132, 137 und 292.

ÜBERGIBT, WEIHT UND WIDMET
DIESES MEDIZINISCHE INAUGURALE PROBESTÜCK
 MIT DER SCHULDIGEN HOCHACHTUNG
 DER SO GROSSEN NAMEN
 DER SEHR ERGEBENE
 VERFASSER.¹³

[5]

[Ein Stich im Format 10 x 4,5 cm zeigt die vieltürmige Stadt Halle an der Saale, auf einem Spruchband überschrieben mit HALLE]

PHYSIKALISCH-MEDIZINISCHE INAUGURALDISSERTATION
 ÜBER
 DAS FOSSILE SCHWÄBISCH HALLER ELFENBEIN
 VORWORT

Daß Gott auch in unterirdischen Verstecken zu bewundern und zu verehren ist, zeigt die an Werken reiche Natur; und was wir in der Heiligen Schrift geoffenbart lesen, finden wir nicht selten durch die innersten Eingeweide der Erde bestätigt. Es führte zu weit, diese These mit ausführlichen Argumenten zu bestätigen, und es wird ausreichen, wenn wir nur mit wenigen Worten zeigen, daß nicht wenige Belege für eine allgemeine Sintflut im Schoß der Erde gefunden werden. Es wird niemandem verborgen sein, daß das ganze Weltall, das der höchste Baumeister der Dinge begründete, vornehmlich aus drei Schöpfungskategorien zusammengesetzt ist, [6] nämlich der mineralischen, der vegetabilen und der animalischen, und es wird niemandem entgehen, daß die Gottheit jeder Kategorie bzw. jedem Reich seine Grenzen so bestimmt festgesetzt hat, daß es in keiner Weise möglich ist, sie ohne eine Zerstörung des eigenen Lebens und der Natur insgesamt zu überschreiten. Metalle, und alles, was dem Mineralreich zugerechnet wird, erhielten im Innern der Erde einen so festen Sitz, daß sie hinausgetreten, wenn man so sagen darf, ihr Leben und ihre Stärke verlieren. Und die Grenzen, die dem animalischen Reich zugeteilt sind, werden nur von den Elementen Luft und Wasser eingeschlossen. Wenn sie verlassen werden, wird alles Animalische nur tot oder zumindest zum Tod bestimmt in den Wohnort der Mineralien, den der Abgrund der Erde gewährt, aufgenommen, wenn man von den Maulwürfen absieht und den Regenwürmern in der Erde und gewissen Insekten, die na-

13 Die Wörter auf S. [3]-[4] sind in Majuskeln und teilweise auch kursiv gesetzt. Soweit innerhalb des Textes ab S. [5] der Dissertation einzelne Wörter oder Sätze eine solche Groß- oder Kursivschreibung erhielten, wurde diese in der Übersetzung beibehalten. Das betrifft vor allem die Namen der von Beyschlag zitierten wissenschaftlichen Autoren, die Zitate aus ihnen und die nach der Dissertation gedruckte, von dem Vorsitzenden Friedrich Hoffmann an Beyschlag gerichtete Stellungnahme zu dessen Dissertation (S. [30]-[32]). Mit der unterschiedlichen Schriftgröße lehnen wir uns an das Original an. Die Literaturangaben, die auch bei Beyschlag kursiv gesetzt sind, wurden nicht übersetzt; siehe dazu die Anmerkungen.

türlich die Oberfläche der Erde durchkriechen. Jedoch entgegen diesen Gesetzen der Natur sind die tiefsten Stellen der Erde voll von tierischen Knochen, und zwar nicht selten von solchen Tieren, die, als sie lebten, sich in weit entfernten Regionen ernährten und jetzt von ihrer animalischen Weichheit in eine steinerne und mineralische Natur übergegangen sind. Unser Deutschland ist kein Platz für Elefanten und Schalentiere des Meeres; und doch werden sehr viele von diesen Tieren, teils ganz, teils in Teilen aus der Tiefe unserer Orte ausgegraben. Das bezeugen die Museen mit Kuriositäten der Natur, die voll von solchen selteneren Gegenständen sind; und die naturkundlichen Schriftsteller zählen sie noch auf. Woher aber kamen so große fremdländische Tiere und so große, die beinahe Monster sind, aus dem fernen Indien und dem weit entfernten Meer in die untersten Abgründe unserer Erde, die den Menschen kaum zugänglich sind? Diese Tiere und besonders die Schalentiere des Meeres sind der klarste Beweis, daß die Länder einst einer großen [7] Überschwemmung ausgesetzt waren, und zwar keiner nur oberflächlichen; dagegen spricht die sehr tiefe Lage der ausgegrabenen Tiere; und auch keiner nur partiellen, denn dem steht ihre fast in allen Regionen begegnende Präsenz entgegen; sondern einer universellen, tiefen und staunenerregenden. Auf eine solche Überschwemmung weist die Erforschung der Natur, die jedoch nicht weiß, was für eine Sintflut das war. Die Heilige Schrift aber beschreibt dieselbe ausführlich. Und zur Gruppe dieser zu den Höhlen der Erde verdammt Tiere gehört auch das so erwähnte fossile Elfenbein und Einhorn, das wir mit dem Segen des höchsten Gottes jetzt zu behandeln uns entschlossen haben. Denn für unseren Vorsatz gab eine günstige Gelegenheit die hier in Halle reichere Menge dieses Fossils, als Schwäbisch Hall sie mit seinem Fossil bot, dessen Geschichte, soweit sie uns bekannt wurde, wir nun mit wenigen Worten vorausschicken werden.

GESCHICHTE DES IN SCHWÄBISCH HALL GEFUNDENEN FOSSILEN ELFENBEINS

Hall in Schwaben, eine in einem engen Tal, das sehr hohe Berge und dichte Wälder überall umgeben, gelegene Stadt, die auf einem von einer salzigen Flüssigkeit durchströmten Boden errichtet worden ist (weshalb eben dort auch Kochsalz gesotten wird, dessen Beschaffenheit Herr Licentiat HEFFELMEYERUS in einer Dissertation, die 1731 zu Altdorf bei Nürnberg verteidigt wurde,¹⁴ erläuterte), hat nicht selten eine Menge fossilen Einhorns dargeboten, das aus tiefen Höhlungen der Erde ausgegraben worden war. So erzählen die Annalen, im Jahr

14 Johann Michael *Heffelmaier*: *Dissertatio inauguralis medica sistens historiam salis quod Halae Suivorum coquitur*. Altdorf 1731, [D]. Zu Johann Michael Heffelmeyer (auch Heffelmaier; 1695–1742), Apotheker, später Arzt in Schwäbisch Hall, vgl. Armin *Wankmüller*: *Die Geschichte der Apotheken und des Apothekerwesens in der Reichsstadt Schwäbisch Hall*. In: Armin *Wankmüller* (Hrsg.): *Beiträge zur württembergischen Apothekengeschichte*, Bd. IX, 160 S., 1970–1972. Tübingen, [D], S. 1–20, hier: S. 13.

1494 nach Christi Geburt, als die Erde zur Erbauung des Rathhauses tief aufgedigrahen wurde, sei ein solches sehr großes und langes Horn ohne Äste gefunden worden. Man findet es erwähnt bei JOANNES LAURENTIUS BAUSCH, *tr. de unicornu fossili pag. 180*¹⁵, & CRUSIUS, *annal. Suev. Lib. 9. pag. 3. c. 5*.¹⁶

[8] Sodann wurde im Jahr 1605 nicht weit von der Stadt in einem Tal [Bühlertal], das die beiden *Neunbronn & Hochstadt* [Hohenstadt] genannten Weiler voneinander trennt, aus der Erde ein Horn von riesiger Größe ausgegraben. Es ist kaum glaublich, wenn ich sage, daß es mehr als fünf Zentner¹⁷ wiegt; aber gestützt auf öffentliche Zeugnisse kann ich dies versichern: denn heute noch ist es in Hall in der St. Michaelskirche für jedermanns Augen in eisernen Banden aufgehängt zu sehen und in einem Bild daneben ist es lebensgetreu gezeichnet. Diesem Bild des Horns ist folgende Inschrift beigegeben:

*Tausend Sechshundert und Fünff Jahr,
Den Dreyzehenden Februarii ich gefunden war,
Bey Neunbronn an dem Hällischen Land,
Am Bühler Fluß zur lincken Hand,
Samt grossen Knochen und lang Gebein,
Sag Lieber, was Arth ich mag seyn.*

Im übrigen ist es innen hohl, etwas gebogen, vorne spitz und von einer aschgrauen Farbe wie die Knochen, die überall aus den Feldern ausgegraben werden; darüber werden wir später an der betreffenden Stelle handeln.

Auch heutzutage mangelt es dem Haller Boden nicht an solchen Fossilien. Denn nahe der Stadt ist eine Lehmgrube, die den Ziegeleien den geeigneten weiß-rötlichen Lehm liefert.¹⁸ Die Grube ist mehr als sechs Mann tief. Vermischt mit diesem Lehm finden sich verschiedene weiße, aschgraue, in kleine Stücke gebrochene Knochen von großen Tieren, die in unseren Orten ungewöhnlich sind, und auch viel versteinertes Holz, ganze Bäume und sehr viele Fragmente eines

15 Johann Lorenz *Bausch*: De unicornu fossili ad normam & formam academiae naturae-curiosorum schediasma. In: Johann Michael *Fehr*: Anchora sacra vel scorzonera, ad normam & formam academiae naturae-curiosorum. Jena 1666, [D], S. 169–204, hier S. 190 (nicht wie oben angegeben S. 180). Zu Johann Lorenz Bausch (1605–1665), Stadtarzt in Schweinfurt und Mitbegründer der Leopoldina, siehe: Neue deutsche Biographie, Bd. 1. Berlin 1953, S. 673 f.

16 Martin *Crusius*: Annales Suevici, 3 Bde. Frankfurt am Main 1595/96, [D], hier: S. 498. Beyschlag übernimmt diesen Literaturhinweis wortwörtlich aus Bausch 1666 (wie Anm. 15), S. 190. Die Angabe „pag. 3“ findet sich schon bei Bausch; richtig ist: pars 3 (Teil 3).

17 Bei Beyschlag lesen wir *quinque centenarios* (fünf Zentner), das wird ein Übertragungsfehler oder ein Missverständnis sein, denn dieses Gewicht (5 Hällische Zentner sind 255 kg) ist viel zu hoch. Morhard (1554–1631) schreibt in seiner Haus-Chronik unter dem Datum 1605: [das Elefantenhorn] *hat bey 125 lb* [Pfund] *gewogen deß hällischen centners*, das heißt wohl: 125 Pfund bezogen auf den Hällischen Zentner als Grundmaß; 125 Pfund sind 63,7 kg. Siehe Johann *Morhards* Haller Haus-Chronik. Hg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken. Schwäbisch Hall 1962, S. 59.

18 Es dürfte sich um die Lehmgrube bei der Langenfelder Ziegelhütte vor dem Langenfelder Tor gehandelt haben; eine zweite Ziegelhütte stand im Lindach. Vgl. Karl *Hillenbrand*, Ziegler in und um Schwäbisch Hall (Schriftenreihe des Vereins Alt Hall 1). Schwäbisch Hall 1974, S. 11, und Flurkarte 1: 2500 von 1827 Blatt NO 5845.

fossilen Einhorns. Um diese herum ist Sand, [9] der sich sehr kalt anfühlt und ihnen fest anhängt. Unter der Erde sind sie sehr schwer, und auf einen Ofen gelegt werden sie leichter als Holz.

Dazu ergab sich unlängst eine neue, aber sehr traurige Gelegenheit, im Haller Boden Elfenbein zu finden. Nachdem nämlich im Jahr 1728 im Monat August diese Stadt in einem schweren Brand, der nach Menschen Gedenken, von kleineren Bränden abgesehen, seit Gründung der Stadt der dritte ist, zu mehr als einem Drittel abgebrannt war, und danach in ihr Bürger waren, um unter anderen Häuser für die Gemeinde zu errichten, die für öffentliche Zusammenkünfte bestimmt waren, da erschien zwischen den Ruinen in der Tiefe der Erde, die bis zu einer Tiefe von 16 ½ Fuß [4,65 m] aufgegraben worden war, ein rötlicher Lehm, der getrocknet und gebacken Natronsaltz lieferte. Zusammen mit ihm ist eine ungeheure Menge des sogenannten fossilen Einhorns nicht nur in kleineren, sondern auch in größeren Stücken ausgegraben worden. Es war glatt, aschenweiß und zerbrechlich. Eines dieser Stücke war 7½ Fuß [2,1 m] lang und 12 Finger [etwa 25 cm] dick, und immer noch unvollständig. Das ist die Geschichte des fossilen Elfenbeins, das in Hall in Schwaben zu verschiedenen Zeiten gefunden wurde. Aber auch Hall in Sachsen [Halle an der Saale] ist nicht ohne die genannten Fossilien, von denen sehr viele, und zwar verschiedenartige Knochen, Hörner und Zähne von verschiedenen Tieren im Museum des erlauchten VORSITZENDEN [Friedrich Hoffmann] vorhanden sind. Sie wurden zum größten Teil in der Umgebung von Halle gefunden. Vor allem übertrifft unter diesen das Übrige an Größe ein Elefantenzahn, der das Gewicht von 12 Pfund [sächs. Apothekergewicht: 4,2 kg; Krämergewicht: 5,6 kg] hat und den wir mit den Worten des *exzellentesten* SCHULTZ,¹⁹ so wie sie sich in *Commerc. Litter. Norimb. anno 1732. pag. 405*²⁰ finden, so beschreiben: *Dieser Zahn, auffällig durch alle Zeichen seiner Authentizität, wurde in einem Steinbruch von Esperstedt²¹ ausgegraben. Das Dorf ist drei Stunden [10] von hier entfernt an der Straße, die nach Querfurt führt. Es ist Teil der Grafschaft Mansfeld. Es wird dort ein Kalkstein gebrochen, der einem grauen Marmor ähnelt und viel für die Böden von Häusern und für die Konstruktion von Treppen verwendet wird. In der Mitte eines solchen Steines, 20 Fuß [5,6 m] tief, wurde dieser Zahn gefunden. Aber er wurde leider von unvorsichtigen Handwerkern in drei Teile zerbrochen. Die nebeneinander gelegten Fragmente messen 2 Ellen [1,14 m]. Jedoch der vordere Teil,*

19 Johann Heinrich Schulze (1687–1744), ab 1722 Professor an der Universität Halle an der Saale, gilt als Begründer der Geschichtsschreibung in der Medizin, siehe Heidrun Karin *Mitzel-Kaoukhov*: Die Briefe Johann Heinrich Schulzes (1687–1744) an Christoph Jacob Trew. Erlangen 2011, Univ. Diss., [D].

20 Im folgenden Abschnitt (auch bei Beyschlag kursiv) zitiert Beyschlag, nicht immer wörtlich, aus: Johann Heinrich *Schulze*: Ex Litteris D. D. JO. HENR. SCHULZII, Halae [Halle an der Saale] a[n]te d[iem] V. Octobris scriptis [am Tag vor dem 5. Oktober geschrieben]. In: *Commercium litterarium ad rei medicae et scientiae naturalis incrementum*. Nürnberg 1732, [D], S. 405 f.

21 Heute Ortsteil von Bad Frankenhausen (Kyffhäuserkreis).

der in eine stumpfe Spitze ausläuft, konnte nicht erworben werden. Unterdessen besteht die Vermutung, daß dieser Teil mindestens noch eine Viertel-Elle [14 cm] gemessen hat. Das Elfenbein selbst ist durch die Länge der Zeit und die Kraft der kalkigen Wässer so weich und zerbrechlich geworden, daß es leicht zerkleinert werden kann. Deshalb ließ der illustre Herr [Besitzer] ihn mit herumgegebenen Ringen aus Messing befestigen, damit er mit geringerer Gefahr aufbewahrt und mit den Händen behandelt werden kann. Neben ihm sind andere Knochen gefunden worden, die jedoch durch die Länge der Zeit so brüchig geworden und von den Handwerkern so übel zugerichtet worden sind, daß man nicht mehr entscheiden kann, welcher Art sie waren. Ein besseres Schicksal hatte nur ein Zahn, den ich für einen Backenzahn halte, der genügend unversehr beibracht wurde und der mit den übrigen [Fundstücken] aufbewahrt wird. Diese Fossilien gaben uns die Anregung, sie, speziell das fossile Elfenbein, etwas ausführlicher abzuhandeln, was Gott aus der Höhe fördern möge.

§ I

Es sind verschiedene Namen, durch die dieses Fossil bezeichnet wird, und von diesen besonders: fossiles Einhorn, fossiles Elfenbein und fossiles Spodium [Knochenasche]. Der Grund für das Attribut „fossil“ ist leicht offenbar, da man den Gegenstand nicht hat, wenn er nicht aus der Tiefe der Erde ausgegraben wird [lat.: *effoditur*, Compositum von *fodere*, *fodi*, *fossus*, – ausgraben]. Und Elfenbein wird es genannt, weil es nach Farbe und Form entweder identisch mit echtem Elfenbein ist oder dem Elefantenzahn am nächsten kommt. Von nicht wenigen wird es nicht ohne Grund [11] eben für einen Elefantenzahn gehalten, der in der allgemeinen Sintflut der ganzen Welt von den strömenden Wassern in das verborgene Innere der Erde verbracht worden ist. Daher kommt auch der Name Spodium. Denn Spodium bezeichnet, auch wenn es allgemein eine Asche bedeutet, vor allem eine metallische; in einem spezielleren Gebrauch bezeichnet es das durch die Gewalt des Feuers kalzinierte [gebrannte] Elfenbein. Da aber das fossile Elfenbein meist kalziniert und brüchig gefunden wird, nennt man es Spodium.

§ II

Diese zwei Namen scheinen deshalb ganz zur Natur der Sache zu passen. Doch der dritte, Einhorn, wird hinsichtlich seines Ursprungs den Geschichten und Erdichtungen des Volkes geschuldet. Man sagt nämlich, daß unser Fossil, wenn es einem Horn nahe kommt, nichts anderes ist als das Horn des Tieres, das man für das seltenste hält, das Einhorn, das entweder selbst ausstarb und in der Tiefe der Erde begraben wurde oder in der Sintflut hier und dort untertauchte. Wenn wir die tierkundigen Autoren um Rat fragen, finden wir vier Arten von auf der Erde lebenden Einhörnern. Die erste ist das Rhinoceros, das mit einem zurückgebogenen und gekrümmten Horn ausgestattet als Feind der Elefanten genannt wird.

Vgl. PLINIUS, *hist. anim. L. 8. c. 20.*²² Die zweite sind indische Rinder, vgl. auch PLINIUS, *cap. 2.* Die dritte sind indische Esel, über die zu lesen sind: ARISTOTELES, *hist. anim. Lib. 2. cap. 1.*²³ AELIANUS, *de anim. Lib. 4. cap. 52.*²⁴ und die vierte ist der Origes, eine Ziegenart, die BARTHOLINUS, *tr. de unicornu p. 65*²⁵ erwähnt. Über ihre Existenz gibt es keinen Zweifel, wenn man den Autoren glauben kann, wobei es nicht nur Ohren-, sondern auch Augenzeugen gibt. Was aber das vorzugsweise [bei Beyschlag gr.: κατ' ἐξοχήν] Monoceros bzw. Unicornu genannte Tier [12] betrifft, so erzählen die antiken Schriftsteller Unterschiedliches. Jeder von ihnen gibt eine besondere und sich von der des anderen unterscheidende Beschreibung, die fast nach einer erfundenen Geschichte riecht.

§ III

Besonders lächerlich ist das, was die hebräischen Lehrer [im Talmud] über dieses Tier Monoceros [Einhorn] berichten. Rabbi *Juda* sagt in dem Buch *Rabba*, es sei so groß gewesen, daß Noah es nicht in seine Arche aufnehmen konnte. Rabbi *Jacobi* erzählt in seinem Kommentar zu *Ps[alter] 22, v[ersus] 22,*²⁶ daß David, als er damit beschäftigt war, seine Herde weiden zu lassen, zufällig auf ein schlafendes Einhorn gestiegen sei, da er es wegen der Größe von dessen Körper und Horn irrtümlich für einen Berg gehalten hatte. Als dann das Einhorn, aus seinem Schlaf erwacht, sich erhob, habe der erschreckte David, der auf dem Tier, das er für einen Berg gehalten hatte, saß, in an Gott gerichteten Gebeten ernstlich einen Tempel von einer Größe, die dem Horn des Einhorns gleichkam, nämlich von 100 Ellen, gelobt, wenn er ihn nur der gegenwärtigen Gefahr entrisse. Gott habe die Bitten erhört und, um das Einhorn zu erschrecken, einen Löwen ausgesandt, was die Furcht Davids so sehr vermehrt habe, daß er ausgerufen hätte: „Rette mich, Herr, aus dem Rachen des Löwen und entreiße mich den Hörnern der Einhörner!“

§ IV

Vielleicht boten diese und ähnliche Überlieferungen der Juden den Anlaß für die vielen Erfindungen von Einhorn-Sagen. Wenn wir aber die Autoren der Naturgeschichte aufschlagen, begegnen uns viele, die die Existenz der genannten Bestie verteidigen und ihre Gestalt beschreiben. Aus ihrer Zahl sind SOLINUS *Poly-*

22 Gaius *Plinius Secundus*: *Historia Naturalis* [nicht: *animalium*]; viele Drucke, z. B. Venedig 1469. Hier: Buch VIII, Kap. 29 [nicht 20].

23 *Aristoteles*: *De historia animalium lib. 9.* Venedig 1513, und später.

24 *Claudius Aelianus*: *De natura animalium libri XVII.* Lyon 1533, und später.

25 *Thomas Bartholinus* (1616–1680): *De unicornu observationes novae.* 2. Ausgabe Amsterdam 1645. 381 S., [D].

26 Psalm 22, Vers 22 nach der Übersetzung von Martin Luther, Wittenberg 1545: „Hilff mir aus dem Rachen des Lewen / Und errette mich von den Einhörnern“.

hist. cap. 55,²⁷ *PLINIUS, nat. hist. Lib. 8. cap. 21*,²⁸ *AELIANUS, Lib. 16. de animal. cap. 20. und Lib. 17. cap. 44*,²⁹ [13] *ISIDORUS, Lib. 12. Etym. cap. 2*,³⁰ *GARCIAS AB HORTO Lib. 1. arom. hist. cap. 14*³¹ und *LUDOVICUS VARTOMANNUS Lib. 1. navigat. cap. 18*,³² der versichert, selbst zwei Einhörner gesehen zu haben. Aber wegen der ganz verschiedenen Beschreibung dieses Tieres, die diese Autoren geben, ist es höchst wahrscheinlich, daß diese Autoren dieses Tier nie lebend oder tot gesehen haben. Deshalb zweifelten auch nicht wenige an seiner Existenz, unter denen es *genügt*, auf *MERCURIALIS*,³³ *tr. de febribus, Lib. 5.*, *PARAEUS Lib. 20. cap. 39*³⁴ und *SACHSIUS, in Monocerot. pag. 38*,³⁵ zu *verweisen* [im Original kursiv: *allegasse sufficiat*]. Wie dem auch immer sei, da von allen das Horn des Einhorn als schwarz beschrieben wird, das fossile Horn, das wir aus der Erde ausgegraben haben, aber weiß und aschefarben ist, folgt der sichere Schluß, daß es nicht von dem sogenannten Einhorn stammt.

§ V

Nichtsdestoweniger würde ich aber nicht behaupten, der Name *Monoceros* sei leer und treffe auf keines der Tiere zu, sondern ich halte es mit den anderen Autoren, die, gestützt auf vielfältige Erfahrung und wie *ἀντόπτοι* [gr. Augenzeugen] bestätigen, das *Monoceros*, ein Tier und ein Meeresungeheuer von der Gattung der Wale, sei im Grönländischen Meer zu finden. Das bezeugen *OLAUS MAGNUS Lib. 21. cap. 10*,³⁶ *THOMAS BARTHOLINUS hist. anat. Lib. 4. cap. 4 und tr. de unicornu pag. 164*, *TULPIUS Lib. 4. obs. med. cap. 59*³⁷ und *SACHSIUS Monocerot. pag. 26. seqq. [ff.]*,³⁸ und sie liefern auch die Anatomie dieses Tieres. Diesem Tier schreiben sie ein sehr langes Horn zu, das mit einer Spitze versehen und gerade, hart, hohl und so weiß ist, daß es dem glänzendsten

27 Gaius Julius *Solinus*: Polyhistor, a Martino Anton. Delrio emendatus. Antwerpen 1572, Kap. 55, S. 222, [D]; andere Kapitelzählung in anderen Ausgaben.

28 *Plinius* (wie Anm. 22).

29 *Aelianus* (wie Anm. 24).

30 *Isidorus*: *Etymologiae*. Augsburg 1472 und später.

31 *Garcias ab Horto (de Orta)*: *Aromatum et simplicium aliquot medicamentorum apud Indos nascentium historia*. Antwerpen 1574, [D].

32 *Ludovicus Vartomannus* (auch *Ludovico de Varthema*): *Itinerario*. Venedig 1535.

33 Vermutlich handelt es sich um Hieronymus *Mercurial* (auch Girolamo Mercuriale): *Medici celeberrimi ac praestantissimi [...], medicina practica, libri V*. Frankfurt am Main 1602, [D], hier: Buch 5, Kap. 1: *De febribus in genere & specie*, S. 492 ff..

34 *Ambrosius Paraeus* (auch *Ambroise Paré*): *WundtArtzney/ oder Artzneyspiegell des Hoherfahrenen und Weiterberühmbten Herrn Ambrosii Parei*. Frankfurt am Main 1601, [D].

35 Paul Ludwig *Sachse*: *Monocerologia, seu de genuinis unicornibus dissertatio*. Ratzeburg 1676, [D].

36 *Olaus Magnus*: *Historia de gentibus septentrionalibus*. Rom 1555, hier: S. 739.

37 *Thomas Bartholinus*: *Historiarum anatomicarum. Centuria I–IV*. Den Haag 1657, hier: S. 149 ff. und *Bartholinus* (wie Anm. 25); *Nicolaus Tulpius*: *Observationes medicae. Editio nova*. Amsterdam 1585, 382 S., hier: S. 372 ff.

38 *Sachse* (wie Anm. 35).

Elfenbein sehr ähnlich zu sein scheint. Jetzt sind aber von den ausgegrabenen Einhörnern die, [14] die einst berühmter waren, wie das in St. Denis, in Venedig,³⁹ in Antwerpen, der Schweiz, Utrecht u.s.w. dem genannten Horn des Walfisches in allem ähnlich, wie es SACHSE, *dicto libro* [a. a. O.] pag. 83 ausführlicher erläutert. Also ist es wahrscheinlich, daß die Fossilien, die überall im Schoß der Erde gefunden werden in der Form des beschriebenen Hornes, Zähne sind oder Hörner jenes Fisches, über den wir unten noch mehr sagen.

§ VI

Wir kehren zu unserem Ausgangspunkt zurück und glauben, daran erinnern zu müssen, daß unter Elfenbein, Spodium und einem fossilen Einhorn jene härteren und aschenweißen Gegenstände verstanden werden, die den Knochen der Tiere völlig ähnlich aus tiefen Höhlen der Erde ausgegraben werden. Sie näher zu beschreiben, ist hier nicht der Ort. Sie finden sich zumeist in schlammiger und in sandiger Erde. Und was ihren natürlichen Ort anbelangt, so berichten die glaubwürdigen Autoren, daß er [der Ort] in vielen Reichen Europas gefunden wird. Besonders fossilträchtig aber ist jene Höhle im Harz nahe von Elbingerode, die man die Baumanns-Höhle⁴⁰ nennt, wo sehr viele Fragmente fossilen Elfenbeins sowohl einst ausgegraben wurden als auch noch heute ausgegraben werden, von denen einige sehr kuriose im Museum des erlauchten Vorsitzenden betrachtet werden können. Vgl. auch GESNERUS, *de lap figur.* pag. 158,⁴¹ NEANDER, *Physices Part. I. pag. 128,*⁴² FR. JOEL. *Pract. T. V. Sect. 3. pag. 139.*⁴³ Daß unser Elfenbein auch in Thüringen ausgegraben wird, bezeugt LIBAVIUS *part. 3 singular. L. 8. C. 17.*⁴⁴ In Meißen FABRICIUS *annal. urb. Misnae L. 3,*⁴⁵ in Hessen SCHROEDER *pharm. med. cbym. l. 3 c. 4,*⁴⁶ GESNER, *l[oco] c[itato] pag. 254,*⁴⁷ nicht weit von Speyer EISENMENGER, *tr. de febr. mal. pag. 36,*⁴⁸ weiter in Schwaben, der Schweiz, Böhmen, Mähren, Schlesien, Franken, Italien u.s.w.

39 *Veneum* im Druck der Dissertation ist ein Druckfehler für *Venetum*, das bei *Sachse* (wie Anm. 35), S. 83, steht.

40 Baumannshöhle: berühmte Tropfsteinhöhle in Kalksteinen des Devon bei Rübeland (Landkreis Harz).

41 Konrad *Gesner*: *De rerum fossilium, lapidum et gemmarum.* Zürich 1565, [D], S. 158.

42 Michael *Neander*: *Physice, sive potius syllogae physicae rerum eruditarum. Pars prima.* Leipzig 1585, [D], S. 128.

43 Franziskus *Joel* (auch Franz *Joël*, 1508–1579): *Operum Medicorum Joelis senioris Tomus quintus.* Hrsg. von Franz *Joel* [1595–1631, der Enkel des oben genannten], Rostock 1629, [D], S. 139.

44 Andreas *Libavius*: *Singularium Pars Tertia.* Frankfurt am Main 1601, [D].

45 Georg *Fabricius*: *Rerum Misnicarum libri septem.; Annalium urbis Misnae lib. 3* [u. a.]. Leipzig 1569 (Leipzig 1598, Jena 1597), [D].

46 Johann *Schroeder*: *Pharmacopoeia medico-chymica, sive thesaurus pharmacologicus.* Ulm 1641; ²1644 u. weitere; deutsch 1693, ²1709 u. weitere, [D]; *cbym.* (statt *chym.*) ist ein Druckfehler.

47 *Gesner* (wie Anm. 41).

48 Samuel Eisenmenger (1534–1585), Mediziner und Theologe, war u. a. Leibarzt des Bischofs von Speyer; sein *tr[actatus] de febr[is] mal[is]* konnte nicht ermittelt werden.

[15] Vgl. BAUSCH, *tr. de. Unicorn. pag. 189 seqq.* [ff].⁴⁹ Auch in Halle in Sachsen fehlt in seinen Erdhöhlen dieser fossile Gegenstand nicht nach dem Zeugnis von Herrn D. LERCHE in seiner Dissertation über die Hallesche Ausgrabungsbeschreibung in *diss. de Oryctographia Halensi*, die er unter unserem erlauchten Vorsitzenden verteidigte; *pag. 41*.⁵⁰

§ VII

An dieser Stelle ist eine besondere Bemerkung zu den Knochen nötig, die in Sibirien gefunden werden, über die uns die NOVELLAE PETROBURGENSES, besonders die ihnen hinzugefügten kritischen Besprechungen unterrichten.⁵¹ Auch in den ACTIS SUECIAE *Tom. II. anno 1725*⁵² wird dies nicht weniger ausführlich abgehandelt. Dort kommt aus dem Innern der Berge ein sehr ergiebiger Strom von Knochen in einer auffallenden Diversität. Es sind Schädeldecken, Wirbel, Rippen, Schienbeine, Armknochen und Zähne u.s.w., und zwar von einer solchen Größe, daß sie den Knochen von Elefanten sehr gleichkommen, ja sogar sie nicht selten übertreffen. Die meisten Knochen sind porös und leicht zerbrechlich, außer den Zähnen, die von so großer Härte gefunden werden, daß daraus Gefäße gemacht werden können, wie sie richtiges Elfenbein liefert. Die in den genannten NOVELLIS *de anno 1730. pag. 323*⁵³ angeführte Größe eines Zahnes ist erstaunlich: er war schwerer als 280 Pfund und etwas gekrümmt, was auch bei den meisten anderen der Fall war.

§ VIII

Es wird aber auch nicht unangebracht sein, aus denselben NOVELLAE hier die Meinung zu wiederholen, die die Einwohner Sibiriens über den Ursprung dieser Knochen befürworten. Sie glauben nämlich, daß es ein Tier gäbe von der Größe eines Elefanten, von schwarzer Farbe und mit zwei Hörnern ausgestattet, das, „Mammont“ genannt, nur in der Tiefe der Erde verweilen könne, da es der Luft [16] ausgesetzt sofort zugrunde gehe. Und sie glauben, daß von diesen Tieren die übergroßen Knochen stammen, besonders da sie durch ihr Alter verschieden und mehr oder weniger jung erscheinen. Wer sieht nicht, daß die Meinung irrig

49 *Bausch* (wie Anm. 15).

50 Johann Jakob *Lerche*: *Dissertatio inauguralis physico-medica sistens oryctographiam Halensem sive fossilium et mineralium in agro Halensi descriptionem* [...] April 1730. Halle a. d. Saale, 56 S., [D].

51 Es handelt sich um die deutschsprachige „St. Petersburgische Zeitung“ (St. Petersburgskie Vedomosti), die ab 1727 von der St. Petersburger Akademie der Wissenschaften zusammen mit einer Beilage (Petersburger Anmerkungen) herausgegeben wurde.

52 *Acta Literaria Sueciae*, Bd. II, 1725–1729. Uppsala und Stockholm, 614 S., hier: S. 36–43: *Basilius Tatischow* (auch Wassilij Nikitisch *Tatistschew*): *Epistola (ad Benzeliium) de Mamontowa Kost, id est de ossibus bestiae Russis Mamont dictae*.

53 Von Wassilij Nikitisch *Tatistschew* (1686–1750) erschienen in den Beilagen zu den St. Petersburger Vedomosti (siehe Anm. 52) 1730 und 1732 einige Aufsätze zu den Mammutfunden in Sibirien und am Don.

ist? Aber der hochgelehrte Kollege der Petersburger Gesellschaft, BAYERUS,⁵⁴ zeigte hervorragend, daß der Ursprung dieser Geschichte ALCORANO TURCARUM [dem Koran der Türken] zugeschrieben werden muß, aus dessen 27. *Surata* [Sure] er eine seltsame Bemerkung von Mohammed über eine Bestie berichtet, die die Erde erforsche und am Ende der Welt aus der Erde herausgehen werde.⁵⁵ Zugleich aber zeigt Bayer aus der Handschrift einer ruthenischen Chronik, daß die Tartaten [Tataren], die Mohammedaner waren, einst Sibirien bewohnt haben. Daher kam es zu dieser Überlieferung.

§ IX

Nachdem wir dies in Parenthese hinzugefügt haben, kommen wir zu der schwierigen Frage, ob das Elfenbein zum animalischen oder zum mineralischen Reich gehört. Beide Auffassungen haben ihre Vertreter. Es gibt nämlich solche, die aufgrund der Form dieser Gegenstände, die die Knochen von Tieren exakt wiedergeben, sie dem animalischen Reich zuzählen wollten, aber da sie kaum begreifen konnten, wie die Tiere in eine solche Tiefe der Erde gelangten, wollten sie sie lieber dem Mineralreich zurechnen. Deshalb halten sie das fossile Elfenbein für eine Art Erde, die durch unterirdisches Wasser bzw. eine steinbildende Flüssigkeit aufgelöst worden und danach nach Verdunstung der feineren Materie in eine steinerne, zerbrechliche, verbrannten Knochen ähnliche Substanz zusammengewachsen ist. Sie vermuten aber, daß die so verschiedenen und so verwunderlichen Figuren einem wohltätigen Naturspiel zuzuschreiben sind; denn sowie jene Art von Erde noch in einem weicheren Zustand in diesen oder jenen Hohlraum in der Erde hineinfällt, vermehrt sie sich und wächst in jenem Hohlraum so lange, bis der Widerstand der sie umgebenden Erde viel stärker geworden ist, [17] und sie so den ursprünglichen Hohlraum ausfüllen und dessen Gestalt nachahmen. Diese Auffassung verteidigen BOETIUS A BOOT,⁵⁶ OLAUS WORMIUS,⁵⁷ BARTHOLINUS,⁵⁸ BAUSCHIUS,⁵⁹ und RHIEM, *diss. de ebore fossil. Aldorffi Noricorum anno 1682. habita* §. 16,⁶⁰ versucht, sie ausführlicher zu erklären. Als Beweis dienen ihnen die verschiedenen Figuren, die etwas Vegetabilem oder Animalischem gleichen und die in Steinen, von denen niemand behauptet, daß sie dem vegetabilen oder animalischen Reich entstammen, nicht

54 Gottlieb [Theophil] Siegfried *Bayer* (1694–1738), Historiker und Orientalist, Mitglied der St. Petersburger Akademie, veröffentlichte in der Zeitschrift der Petersburger Akademie „*Commentarii Academiae scientiarum Imperialis Petropolitanae*“, die ab 1728 in lateinischer Sprache erschien.

55 Koran, 27. Sure, Vers 81 nach Ibrahim Abou *Nagie* (Hg.): Die ungefähre Bedeutung des Al Qur‘ān Al Karīm. 5. Aufl., Köln 2012.

56 Anselmus *de Boodt* (auch Boëtius oder Boetius, 1550–1632): *Gemmarum et lapidum historia*. Hanau 1609, [D].

57 Ole *Worm* (Olaus Wormius; 1588–1654): *Historia rerum rarorum*. Leiden 1655, [D].

58 *Bartholinus* (vgl. Anm. 25).

59 *Bausch* (vgl. Anm. 15).

60 Johannes Lucas *Rhiem*: *Disputatio* [nicht Diss.=Dissertatio] *medica inauguralis de ebore fossilis*. Altdorf [nicht Aldorf] 1682, [D].

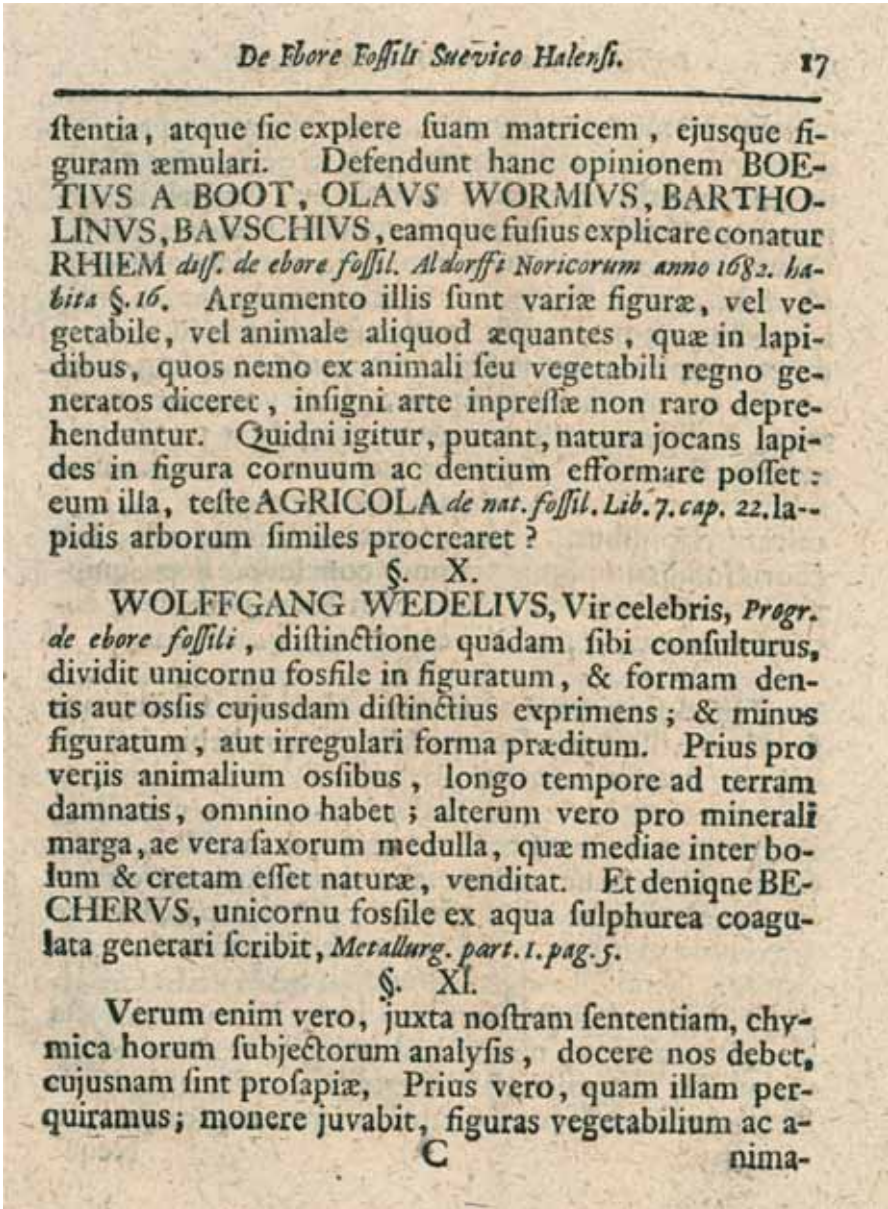


Abb. 3 Textprobe aus Beyschlags Druckschrift, S. 17; Druckexemplar des
Stadtarchivs Schwäbisch Hall So 1726.

selten mit besonderer Kunst eingedrückt angetroffen werden. Warum, so glauben sie, könnte die scherzende Natur nicht Steine in der Form von Hörnern und Zähnen ausformen, da sie nach dem Zeugnis von AGRICOLA *de nat. fossil. Lib. 7. cap. 22*,⁶¹ aus Bäumen ähnliche Steine schuf.

§ X

WOLFFGANG WEDELIUS, ein berühmter Mann, hat in seinem *Progr. de ebore fossili*⁶² sich mit einer gewissen Unterscheidung behelfend, das fossile Einhorn eingeteilt in das figürliche und die Form eines Zahnes oder Knochens deutlicher ausdrückende und das weniger figürliche oder mit einer irregulären Form versehene. Das erstere hält er durchaus für echte tierische Knochen, das andere aber empfiehlt er als eine mineralische Erdart und als das echte Innere von Felsen, das eine mittlere Natur zwischen einem Erdklumpen und einem Kalkstein habe. Und schließlich schreibt BECHERUS, *Metallurg. part. I. pag. 5*,⁶³ daß das fossile Einhorn aus schwefeligem Wasser zusammengewachsen entstehe.

§ XI

Jedoch muß nach unserer Auffassung die chemische Analyse dieser Gegenstände uns lehren, zu welcher Sippschaft sie gehören. Bevor wir sie aber erforschen, wird es nützen, daran zu erinnern, daß diese Figuren von Vegetabilischem und Animalischem, [18] die Steinen eingepreßt sind, keineswegs ein Zeugnis für eine scherzende und spielende Natur bieten. Das ist so ferne, daß sie vielmehr bestätigen, daß echte Tiere und Pflanzen in die Tiefe der Erde hineingebracht wurden und sie die Urheber dieser Figuren sind. Wenn nämlich etwas Vegetables oder Animalisches, von Erde überschüttet, etwa in eine tuffsteinartige und noch weiche Materie hineinfällt und danach von einem steinbildenden Gas oder Wasser durchströmt wird, drückt es seine Spuren in seine Form, wird aber selbst durch die Länge der Zeit zersetzt. Diese Gegenstände nennt man überkrustet, und sie unterscheiden sich von den Versteinerungen, die Teile von Tieren oder Pflanzen sind, die wirklich in eine steinerne Substanz verwandelt worden sind. Jene werden in Tuffsteinen angetroffen, diese in Kalkgestein. Es ist jedoch nicht möglich, von diesen auf die Knochen zu schließen, die unter der Bezeichnung von fossilem Elfenbein zu finden sind. Daß sie ja keineswegs zum Mineralreich gehören, bestätigen ihre Ursprünge und andere Experimente.

§ XII

Wenn wir nun aber also das fossile Elfenbein einer chemischen Analyse unterwerfen, wird es nicht anders als andere Knochen bei einer Destillation ein vergängliches trockenes und flüssiges Salz liefern und etwas von einem empyreu-

61 Georg *Agricola*: De natura fossilium libri X. Basel 1546.

62 Georg Wolfgang *Wedel*: Programma de unicornu et ebore fossili. Jena 1699, 16 S., [D].

63 Johann Joachim *Becher*: Metallurgia. Frankfurt am Main 1660.

matischen [durch Verkohlung entstandenen] Öl. Wird es dann unter Einschluß verbrannt, so wird es schwarz werden. In offenem Feuer wird es sich in weiße, gläsern werdende Erde verwandeln, von der ein gewisses festes Salz herausgelöst werden kann, das mit Natron gemischt in einen alkalischen Körper zurückgeführt wird; und wenn es [das Salz] mit einer geringen Menge von zerstoßenem Glas vereinigt wird, kann es in ein halbopakes milchiges Glas verwandelt werden, wie SAMUEL CARL in *Lapide Lydia*⁶⁴ ausführlicher zeigte. Aber daß alle diese Phänomene nur zum Tierreich passen, ist das Ergebnis einer ständigen Beobachtung. Also wird niemand leugnen können, daß das fossile Elfenbein ein Abkömmling des Tierreichs ist. [19] Dabei ist es für uns nicht von Wichtigkeit, ob es figürlich oder weniger so ist. Dieses kann nämlich einst figürlich gewesen sein und ist vielleicht durch die Länge der Zeit oder die Nachlässigkeit der Ausgräber in mehrere Teile zerfallen. Indessen leugnen wir nicht, daß es figürliche Fossilien gibt, die gemeinhin als fossiles Elfenbein ausgegeben werden, aber in Wirklichkeit zur mineralischen Sippschaft gehören und den Namen einer Erdart oder des Innern von Felsen verdienen. Doch sie werden unpassenderweise als fossiles Elfenbein oder Einhorn bezeichnet.

§ XIII

Da dies nun so ist, verstehe ich unter Elfenbein, Spodium oder fossilem Einhorn nichts anderes als einen knöchernen Teil irgendeines Tieres, der einst innerhalb der Erde verborgen wurde und in ihren tiefen Höhlen durch die beständige Ausdünstung der Wasser wissenschaftlich gesprochen kalziniert [in eine kalkähnliche Substanz umgewandelt] ist. Dieser Auffassung stimmt HOEHSTEDERUS, *observ. medicin Dec. S. cas. 9 spodium*⁶⁵ zu, wenn er sagt: *Ein Spodium ist nicht metallisch, sondern Teil irgendeines Knochens, der durch die Trockenheit der Erde ausgetrocknet ist, sei es, daß er ein Knochen oder Horn eines Elefanten oder eines anderen Tieres ist.* Und wenn wir die Eigenschaften vergleichen, die zu diesem Gegenstand gehören, so werden wir finden, daß sie alle so gebildet sind, daß sie vor allem zu kalzinierten Knochen passen. Solche sind es 1. in Hinsicht auf die Konsistenz, daß der Gegenstand zerbrechlich ist, einem leichten Strich der Nägel nachgibt und mit Hilfe eines Mörsers leicht in Pulver zu versetzen ist, 2. in Hinsicht auf die Farbe, daß er weiß, aschig und mit schwarzen Punkten versehen ist; es ist bekannt, daß die Knochen der Lebewesen gänzlich weiß kalzinieren; 3. in Hinsicht auf den Geruch, nämlich daß er, in Kohlen geworfen, einen empyreumatischen tierischen Geruch abgibt, und Bausch beob-

64 Johann Samuel Carl: *Lapis Lydius philosophico-pyrotechnicus: ad ossium fossilium docimasium analytice demonstrandum adhibitis et per multa experimenta chymico-physica in lucem publicam missus.* Frankfurt am Main 1704. J.S. Carl (1677?-1757), in Öhringen geboren, hatte – wie später J.F. Beyschlag – bei Friedrich Hoffmann in Halle an der Saale Medizin studiert.

65 Johann Philipp Höchstetter: *Rararum observationum medicinalium decades sex.* Frankfurt am Main und Leipzig, 1674, [D]; hier: 5. Decade, Casus 9, S. 634.

achtete in seinem Traktat über das fossile Einhorn,⁶⁶ daß er sehr angenehm sei, ähnlich dem, den Mandelmilch von sich gibt, 4. in Hinsicht auf den Geschmack, [20] daß er einen erdigen und kalkigen Geschmack bietet und an der Zunge kleben bleibt, und 5., daß er schließlich, in Wasser eingetaucht, zusammen mit ihm sprudelt. Alle diese Phänomene sind der Natur eines verbrannten oder kalzinieren Knochens keinesfalls fremd.

§ XIV

Ich möchte jedoch nicht sagen, daß alle Knochen, die aus der Verborgenheit der Erde ausgegraben werden, immer kalziniert sind. Es gibt auch versteinerte. Aber ich stelle fest, daß diese nicht zur Klasse des fossilen Elfenbeins gehören. Außerdem gibt es im Grad der Kalzination große Unterschiede, denn einige sind so zerbrechlich, daß sie leicht in den Händen zerfallen können, andere aber werden härter und den rezenten fast ähnlich angetroffen, sodaß sie dem Ton [lat. *limus*] zugeordnet werden und aus ihnen Gefäße verschiedener Art gemacht werden können. Diese Differenz beruht auf einem dreifachen Grund: entweder hängt sie nämlich von der unterschiedlichen Natur des Geburtsortes oder der unterschiedlichen Konstitution des Knochens selbst ab oder schließlich von der Länge der Zeit, in der ein solcher Knochen in der Erde begraben war. So steht fest, daß sandige Orte für die Verkalkung von Knochen am geeignetsten sind und daß Zähne der Kalzination weniger ausgesetzt sind als andere Knochen.

§ XV

Nachdem dies vorausgeschickt worden ist, folgt jetzt die entscheidende Frage, von welchem Tier die in der Erde zu findenden Knochen stammen. Nach meiner Meinung lassen sich die überall ausgegrabenen Knochen keineswegs auf ein bestimmtes Tier beschränken, sondern sie können von verschiedenen Tieren stammen. Es wurde oben gesagt, daß die, die sich in der Form eines länglichen Hornes zeigen, gemeinhin, aber fälschlich, dem Land-Einhorn zugeschrieben werden. Zumeist werden sie wegen ihrer Größe für Elefantenknochen gehalten. Warum? Weil das Volk nicht selten glaubt, die Skelette der Giganten oder Enackim⁶⁷ zu sehen. Aber Sicherheit wird in Fällen dieser Art [21] aus dem Vergleich der gefundenen Knochen mit der Beschreibung und den Skeletten anderer lebender Tiere gewonnen. Am häufigsten sind die Elefantenknochen, worin auch der Name des Elfenbeins seinen Ursprung hat. Sie erkennt man leicht, wenn sie mit der Anatomie des Elefanten verglichen werden, die A. MOULINUS in Dublin in Irland im Jahr 1681 gab und in englischer Sprache veröffentlichte.⁶⁸ Nach

66 *Bausch* (wie Anm. 15).

67 Im Alten Testament (u. a. 4. Mose 13) genannte Riesen.

68 Allen *Mullen* (auch Moulin, Moulou): An anatomical account of the elephant accidentally burnt in Dublin, on Fryday, June 17, in the year 1681: Sent in a letter to Sir Will. Petty [...] with a relation of new anatomical observations in the eyes of animals [...]. London 1682.

diesem Maßstab prüfte ERNESTUS TENTZELIUS in einer speziellen, an Antonio Magliabechi geschriebenen Epistel⁶⁹ die Figur eines ganzen, im Jahr 1696 im thüringischen Tonna⁷⁰ ausgegrabenen Skelettes und begriff, daß dieses Skelett dem eines Elefanten vollkommen ähnlich war. Aber wer dürfte leugnen, daß außer Elefantenknochen auch die Knochen anderer Tiere zur Erde verdammt verborgen sind. Das Naturkundemuseum, das im Hallischen Waisenhaus eingerichtet ist, zeigt ein großes Horn, das einem polnischen Rind ähnlich ist. Es hing an einem vollständigen, weiß kalzinierten Skelett, das vor einigen Jahren im Sand bei Hornburg⁷¹ gefunden wurde. Nicht weit vom sächsischen Halle, im Dorf Vitzthal, wurde einmal das Horn eines Steinbocks ausgegraben, wie Herr D. LERCHE in *allegata superius diss. pag. 41*⁷² bezeugt. Über das Skelett eines Elchs, das in Masla gefunden wurde, hat HERMANN eine gelehrte Abhandlung verfaßt.⁷³ Und was speziell diese überall gefundenen Hörner betrifft, so können sie, wenn sie mit der Beschreibung des Meeres-Einhorns übereinstimmen, die SACHSE in *ejus Monocerologia*⁷⁴ gab und das er Narwhal nannte, durchaus für dessen Horn oder eher Zahn gehalten werden. Vgl. THOMAS BARTHOLINUS, *tr. de Unicornu, pag. 112*⁷⁵ und OLAUS MAGNUS.⁷⁶ So überliefert JOH. SEYFRID, *medull. memorab. nat. fol. 593*,⁷⁷ daß im Jahr 1663 in Quedlinburg auf einem Feld ein vollständiges Skelett eines Einhorns mit erhobenem Kopf, [22] gefunden worden sei, an dessen Stirn ein mehr als vier Ellen [2,5 m] langes Horn gehängt habe.

§ XVI

Schwieriger zu beantworten ist jedoch die Frage, wie die Knochen von für uns völlig fremdländischen Tieren in unser Land gekommen sind. HOECHSTEDERUS, *ols. med. dec. V. cas. 9. pag. 651*⁷⁸ glaubt, daß dieses Fossil nicht durch ein Kunstwerk der Natur, sondern durch die Sorgfalt und Klugheit der Kaufleute ausgegraben werde. Und es ist auch nicht zu leugnen, daß es oft durch die Schlaueit von gewinnsüchtigen Fälschern geschieht, daß ein künstlich kalzi-

69 Wilhelm Ernst Tentzel: *Epistola de sceleto elephantino Tonnae nuper effosso*. Gotha 1696, [D]; *ders.*: Von dem zu Tonna ausgegrabenen Elephantencörper. Jena 1696, [D].

70 Gemeinde im thüringischen Landkreis Gotha.

71 Heute Ortsteil von Schladen-Werla, Landkreis Wolfenbüttel.

72 Übersetzt: In der oben angegebenen *dissertatio* S. 41 (siehe Anm. 50). Mit *Vitzthal* (so schon bei Lerche) ist Pfützthal gemeint, heute ein Ortsteil von Saalmünde (Saalekreis).

73 Leonhard David Hermann: *Relatio historico-antiquaria de sceleto seu ossibus alcis Maslae detectis*. Das ist: Historischer Bericht aus der Antiquität, von einem Elends-Thier-Cörper oder Knochen. Hirschberg 1729, [D].

74 *Sachse* (wie Anm. 35).

75 *Bartholinus* (wie Anm. 25).

76 *Olaus Magnus* (wie Anm. 36).

77 Johann Heinrich Seyfri[e]d: *Medulla mirabilium naturae*. Das ist Auserlesene/unter den Wundern der Natur/allerverwunderlichste Wunder[...]Nürnberg 1679. Bei Beyschlag irrtümlicherweise *memorab[ilium]* statt *mirabilium*.

78 Siehe *Höchstetter* (wie Anm. 65); *ols.* (für *obs.*: *observationum*) ist ein Druckfehler.

nierter Knochen eines Tieres tief in den Sand eingegraben und dann ausgegraben wird und als Kunstwerk der Natur und echtes fossiles Elfenbein teuer verkauft wird. Der hochexzellente Vorsitzende bezeugt selbst, daß auf diese Weise eben dies in jener unterirdischen Höhle, die man Baumannshöhle nennt, geschehen ist. Jedoch deshalb gleich die Existenz eines natürlich kalzinierten, fossilen Spodium gänzlich leugnen zu wollen, widerspricht der Erfahrung, da nicht wenige glaubwürdige Männer bezeugen, daß ein Spodium aus tiefen Verstecken der Erde ausgegraben wurde, die fast keinem Menschen zuvor zugänglich waren.

§ XVII

Deshalb schien es mehreren der Gelehrten sehr wahrscheinlich, daß die genannten Knochen zur Zeit der universalen Sintflut unter der Erde verborgen wurden. Es lehrt ja die Heilige Schrift, daß zu dieser Zeit nicht nur der ganze Erdkreis überall von Wassern überflutet war, sondern auch, daß alle Landtiere, die Noah nicht in seine Arche eingeschlossen hatte, zugrunde gingen. Warum konnte also nicht geschehen, daß die Leichen der Elefanten und anderer Tiere aus Afrika und anderen entferntesten Gegenden der Erde [23] durch die reißenden Wasserströme nach Europa und in seine verschiedenen Regionen gebracht wurden? Diese Tiere, die schwerer als speziell die Erde waren, versenkten sich durch ihre riesige Größe, als die Wasser später abflossen, immer tiefer in sie. WEDELIUS *Prog. de unicornu fossili pag. 15*⁷⁹ sagte in diesem Sinn: *Denn nicht einmal die Erde konnte ihren Boden festhalten, ja sogar darüber hinaus erfuhr sie, zerstört, zerrissen und erschüttert, jene Beben, und die Worte reichen nicht aus, um dies zur Genüge auszudrücken, und durch jenen doppelten Druck des erzürnten Himmels und der sprudelnden, wildgewordenen Wasser erlitt sie die schrecklichsten inneren Bewegungen in ihren Eingeweiden und gewissermaßen in ihrem Zentrum; das Höchste war durch das Unterste, das Unterste durch das Höchste verwirrt und alles verstört und zerrissen.* Und ich glaube, daß eben während dieser Sintflut es geschehen ist, daß die Monster des Meeres zu diesen oder jenen Orten gewälzt wurden und, als die Wasser allmählich austrockneten, dort verblieben.

§ XVIII

Und es steht nichts dagegen, daß wir glauben, daß auch partikuläre Überschwemmungen der Erde in ältesten Zeiten hier und dort stattfanden und durch sie verschiedene Arten von Tieren, besonders einheimische, erstickt und in die Tiefe gestürzt wurden. Aber ich möchte auch nicht leugnen, daß sogar Menschen selbst absichtlich die Leichen von Tieren in verborgene Tiefen wälzten, die im Laufe der Zeit von Sand und Erde aufgefüllt wurden. Dazu kommt noch ein näherer Ursprung jenes Elfenbeins und fossilen Einhorns, das in Italien gefunden

wird. Aus der römischen Geschichte ist ja bekannt, daß Hannibal einst sehr viele Elefanten nach Italien gebracht hat, die verstarben und schließlich der Erde anvertraut wurden. Vgl. CAESALPINUS, *tr. de metallicis Lib. 2. cap. 40*.⁸⁰ Was auch immer war, es dürften diese Fossilien in die Erde gekommen sein, woher sie immer [kommen] wollten: [24] genug für uns ist, daß sie grundsätzlich zum animalischen Reich gehören. Das bezeugt nicht nur ihre Form, sondern auch die chemische Analyse.

§ XIX

Nach diesen Ausführungen sind spezieller ein paar Probleme zu betrachten, die in der Geschichte des bei Schwäbisch Hall ausgegrabenen fossilen Elfenbeins unsere Aufmerksamkeit verdienen. Und zwar stellt sich zuerst die Frage nach der Beschaffenheit jenes so genannten Hornes, das in der Kirche St. Michaelis aufgehängt ist. Daß es zur Sippschaft des Meereseinhorns gehört, widerlegt dessen Beschreibung von SACHSIUS, *pag. 70*,⁸¹ jedenfalls, wenn jenes auf geradem Weg in einer Spitze endet. Unser Horn aber scheint, da es ein wenig gekrümmt ist, einen Bezug zu den Elefantenzähnen zu haben. Doch ich gestehe, daß uns von einer exakten Zuschreibung seine erstaunliche Größe abschrecken kann, die fünf Zentner gleichkommt. Indessen wollen wir probieren, ob wir aus den Zeugnissen der Autoren und der Analogie diese Größe irgendwie glaubwürdig machen können. Die ältesten Geschichtsdenkmäler über die großen Elefanten und ihre Zähne haben viele aufgezeichnet. ERASMUS FRANCISCI⁸² erinnert an einen Zahn dieser Art, der 150 Pfund [70,1 kg] wog, und VARTO-MANNUS⁸³ sah in Sumatra zwei, die aufgehängt 336 Pfund [157 kg] wogen. Von nicht geringerem Gewicht müssen jene Zähne gewesen sein, die nach dem Zeugnis von PLINIUS⁸⁴ und POLYBIUS⁸⁵ an weit entfernten afrikanischen Küsten die Bewohner zu Pfosten und Pfählen benützten. Denn wenn auch Elefanten von der Größe, die die Zähne anzeigen, in unserer Zeit äußerst selten sind, ja sogar kaum vorkommen, so werden sie vielleicht doch in entfernteren Gegenden, die keiner der Unsrigen betrat, gefunden. [25] Im übrigen geben auch die Farbe und die zugespitzte und gekrümmte Form und die Hohlheit des Hällischen Horns an, daß man es mit Elefantenzähnen zu tun hat.

80 Andrea *Caesalpino* (auch *Andreas Caesalpin*): *De metallicis libri tres*. Rom 1696. Hannibal und die Elefanten werden in Kap. 48, nicht in Kap. 40 erwähnt.

81 *Sachse* (wie Anm. 35).

82 Erasmus *Francisci*: *Neu-polirter Geschicht- Kunst- und Sitten-Spiegel ausländischer Völker* [...]. Nürnberg 1670. Hier heißt es auf S. 1448: *Man findet Zähne von ihnen* [den Elefanten] / *(aber keine Hörner / [...]) die zweyhundert Pfund / jedweddes Pfund zu zwölf Untzen unsers Gewichts gerechnet / wägen*. Das entspricht etwa 150 württembergischen Pfund [70,1 kg].

83 Ludovico de *Varthema*: *Itinerario de Ludovico de Varthema Bolonese nelle Egitto, [...]*. Venedig ca. 1550, S. 67b. Dort lesen wir: *CCC. & XXXV. lib.*, also 335 und nicht 336 Pfund; das „l“ in „lib.“ wurde wohl als „eins“ angesehen.

84 *Plinius* (wie Anm. 22); hier: Buch VIII, Kap. 10.

85 Schon *Plinius* (wie Anm. 22) nimmt Bezug auf Polybios (um 200 v. Chr. bis um 120 v. Chr.).

§ XX

Was die Fragmente des fossilen Spodium betrifft, die heute noch um Schwäbisch Hall herum ausgegraben werden, besonders die, die Lehmgruben liefern, so verdient vermerkt zu werden, daß alle sowohl die kalzinierten als auch die versteinerten Knochen, Hölzer ebenso wie Tiere meist angetroffen werden in kalkiger, lehmiger und sandiger Erde, da diese für jene Gegenstände am geeignetsten ist. Dagegen ruhen die verkrusteten Fragmente am ehesten in Tuffstein. Sodann ist erwähnenswert die Tiefe des Ortes, wo ausgegraben wird. In dieser Grube ist sie tiefer als die Länge von sechs Männern. Denn wir beobachten, daß dieser fossile Gegenstand meist sehr tief unter der Erde begraben ist. Es besitzt auch der erlauchte Vorsitzende einen gekrümmten Elefantenzahn, der in einem Esperstedt⁸⁶ genannten Dorf nicht weit vom sächsischen Halle über einer Steinschicht 24 Ellen [15 m] tief in der Erde zusammen mit vielen anderen in Stücke geteilten Knochen gefunden wurde.

§ XXI

[26] Dafür, daß die Fragmente von fossilem Elfenbein, die unter den Ruinen der durch den Brand zerstörten Häuser der Stadt gefunden wurden, ohne Zweifel solche waren, wird durch viele Anzeichen bezeugt. Erstens ist der rötliche Lehm, der Natronsalz lieferte, dessen Dunst manche steinbildend nennen, geeignet für die Begünstigung solcher Gegenstände. Die Zerbrechlichkeit und aschweiße Farbe bezeugen sodann ihre animalische Natur und daß einer [dieser Gegenstände], der von dem erlauchten Vorsitzenden in Kohlen geworfen wurde, einen tierischen Geruch von sich gab. Und es ist kein Zweifel, daß jenes große, sieben-einhalb Fuß [2,1 m] lange Stück, wenn es vollständig wäre, genauer gezeigt hätte, zu welcher Art Tier es gehört hat. Jedoch ist es eine berechnete Vermutung, daß es ein Elefantenzahn ist, zumal da ein solcher noch kleinerer und jüngerer mit den übrigen Stücken an demselben Ort gefunden wurde. Im übrigen verdient noch Erwähnung, daß der Umstand, daß, wo unser Fossil gefunden wird, es nicht auf einen einzigen Ort beschränkt, sondern weithin verteilt ist, ein klarer Beleg dafür ist, daß an diesen Orten viele Tiere ihr Domizil hatten.

§ XXII

Wir werden noch Weniges über den medizinischen Nutzen unseres Fossils hinzufügen und zuerst einiges über die Fähigkeiten des echten Einhorns aus den antiken Autoren exzerpieren. Denn sie priesen seine sehr große und beinahe magische Kraft gegen Gifte so sehr, daß es einst im Preis wie Gold geschätzt wurde. PHILOSTRATUS LEMNIUS, *in vita Apollonii Thyanei* L. 3. cap. 1⁸⁷ & AELI-

86 Siehe Anm. 21.

87 Flavius *Philostratus*: *De vita Apollonii Tyanei libri octo*. U. a. Venedig 1501–1504. Hier Buch 3, Kap. 2 (nicht Kap. 1).

ANUS *Lib. IV. de animal. cap. 52*⁸⁸ bezeugen, daß die Inder aus jenen Hörnern Pokale gemacht haben und berichten, daß die aus ihnen Trinkenden von keinen Krankheiten heimgesucht wurden und auch nicht vergiftet werden konnten. Weshalb ein Dichter sang:⁸⁹

Unoque [Beyschlag ed.: *Unaque*] *in fronte superbi*
Cornu, quod Reges Indorum protinus aureis
Orbibus includunt, & vina liquentia potant,
At tum nec morbos tuti [Beyschlag ed.: *uti*] *sentire feruntur,*
Nec quae inter mensas [Beyschlag ed.: *menses*] *occulta hausere venena.*

[und [die Einhörner sind] stolz mit einem einzigen Horn auf der Stirn, das die Könige der Inder sofort in goldene Pokale einschließen, und sie trinken [daraus] klare Weine, und dann sollen sie sicher sein und keine Krankheiten spüren, und auch nicht verborgene Gifte, die sie bei Tische zu sich nahmen.]

Aber wie die Existenz des Tieres selbst zweifelhaft ist, so sind auch die Kräfte dieses Hornes nicht vorhanden. Und wenn jenes Einhorn [27] auch wirklich existierte, könnten wir ihm keine andere Kraft zuschreiben als die, die das Horn eines Hirsches und rezentes Elfenbein besitzt.

§ XXIII

Mit einer besseren Grundlage wird es deshalb erlaubt sein, die medizinische Wirkung des fossilen Einhorns zu erörtern. Einige Ärzte waren sehr damit beschäftigt, sie zu preisen. Sie erklären, daß es in seinen Wirkungen dem rezenten Horn des Einhorns ähnlich ist, besonders wenn es selbst noch rezent ist. Bemerkenswert ist die Geschichte, die PHILIPPUS HOECHSTETTERUS berichtet, der *cum obs. med. decad. V. casu 9. p. 636*⁹⁰ schreibt: *Wir gaben zwei Hunden von gleicher Statur eine Brechnuß in Milch für eine Drachme, einem von ihnen aber wenig später 12 Körner des Abriebs eines echten Einhorns in der gleichen Flüssigkeit. Beide erlitten verwunderliche Windungen und Zuckungen, von denen der eine, dem das Horn gegeben worden war, sich erbrach und leichtere Zuckungen verspürte, aber am dritten Tag lebendig und lebhaft entlassen wurde, der andere aber, der die Brechnuß eingenommen hatte, erlitt viele Zuckungen und starb innerhalb einer halben Stunde. Am folgenden Tag erfuhren wir die Kräfte desselben Horns an einem anderen Hund, der zwar viele Zuckungen*

88 *Aelianus* (wie Anm. 24) berichtet im 4. Buch, Kapitel 52 von den wilden Eseln in Indien, die ein etwa 1½ Ellen langes Horn auf der Stirn getragen haben sollen.

89 Es ist Petrus Angelius *Bargaeus*: *Cynegetica*. Item, *carminum libri II, eclogae III*. Lyon 1561, S. 41–42. Aus dessen Beschreibung des angeblichen indischen Einhorns in Buch 2 seiner hexametrischen *Cynegetica* werden hier mit drei oben verbesserten Druckfehlern die folgenden Verse zitiert.

90 *Höchstetter* (wie Anm. 65).

hatte, aber keine tödlichen und der hier ohne Erbrechen wieder gesundete. Seit dieser Zeit habe ich zahllose Hörner, die als die eines echten Einhorns verkauft wurden, ausprobiert, aber sie blieben ohne jede Wirkung. usw. Meistens wird dieses Fossil als Heilmittel gegen Gifte, bössartige Fieber und die Pest sehr teuer verkauft, besonders vom Volk. Deshalb soll es für das Herz angenehm sein und dieses mit den übrigen erschlafften Eingeweiden stärken, von einem Gift kräftigen und diesem Widerstand leisten, die Pest vertreiben sowie Epilepsie, Ohnmacht und Herzrasen heilen.

§ XXIV

Aber der zuvor gelobte HOECHSTETTERUS, *loc. cit.* [a. a. O.], [28] pag. 635, sagt bereits: *Sie fabulieren über die riesige Wirkung dieses Spodium als ob es den Geist des Herzens reinige, stärke, bei Ohnmacht helfe, sich der Übelkeit widersetze und ganz die Kräfte hätte, die sie dem Horn eines Einhorns zuschreiben. Ich überlasse gerne diese Spodien, Knochen und Hörner den Reicheren und denen, die sich über Erfindungen freuen. Sie mögen ihnen vertrauen, so viel und so lange es ihnen beliebt. Mir gefällt mit Crato das Horn eines Hirschs.*⁹¹ Und dieser Auffassung treten mehrere Ärzte bei. Sie ersetzen das fossile Elfenbein durch Hirschhorn oder durch den Knochen vom Herz des Hirsches⁹² oder durch rezentes Elfenbein, wie zu sehen ist bei FRANCISCUM de VERULAMIO *in hist. vit. & mort. pag. 191*⁹³ und JORDANUS *de phaenom. pest. tr. 3. c. 9. p. 594.*⁹⁴ Viele aber schreiben dem fossilen Elfenbein, besonders da es zerbrechlich ist, eine austrocknende und adstringierende Kraft zu, weshalb es nach dem Zeugnis von BOETIO à BOOT, *tr. de lap. & gemm. cap. 243*⁹⁵ bei Durchfall, Gonorrhö, weißem Ausfluß, zu großer Hämorrhagie [Blutung], Schloffheit des Bauches und der Leber sowie zu tötenden Würmern gelobt wird; es soll äußerlich Geschwüre vernarben lassen, bei Verbrennungen und Wundsein nützen und, in feinstes Pulver zerrieben und mit Milch in die Augen geträufelt, Augentränen und Trüfäugigkeit heilen.

§ XXV

Wir stellen fest, daß nach unserer Meinung dieser Gegenstand nicht völlig ohne jeden medizinischen Nutzen ist. Aber mit HOFFMANN, *in Clave ad Schroed. pag. 190,*⁹⁶ ermahnen wir, daß wir ihn zuerst an Hunden erproben, da es leicht ist,

91 Beyschlag zitiert, mit geringfügigen Änderungen, *Höchstetter* (wie Anm. 65) S. 635 f. und 638. Mit Crato ist Johann Crato von Krafftheim (1519–1585) gemeint.

92 Es handelt sich um die sogenannten Herzknochen des Hirsches, zwei kreuzförmige Knochen, die sich in der Scheidewand seiner Herzvorkammern bilden.

93 Franciscus Bacon *de Verulamio* (Francis Bacon): *Historia vitae et mortis*. Leiden 1636, [D].

94 Thomas Jordanus: *Pestis phaenomena, seu de iis qui circa febrem pestilentem apparent exercitatio* [...]. Frankfurt am Main 1576.

95 *De Boodt* (wie Anm. 56).

96 Friedrich Hoffmann: *Clavis pharmaceutica Schroederiana*. Halle an der Saale 1681.

daß er von unterirdischen Ausdünstungen etwas Giftiges mit sich führt. Er hat am liebsten eine zartere erdige Substanz und ein Salzlager und paßt exakt mit Erdklumpen zusammen. Daher besitzt er eine leicht adstringierende und austrocknende Kraft, [29] und kann auch mit innerlich angewandten schweißtreibenden Pulvern und mit solchen, die allzu große Blutungen und Ausflüsse von Säften mäßigen, mit Erfolg vermischt werden. Was aber seine antiepileptische Wirkung betrifft, so haben wir da große Zweifel. Wenngleich nämlich Heilmittel, die aus dem Tierreich genommen wurden, eine spezifische Wirkung bei konvulsivischen und chronischen epileptischen Krankheiten haben, hat der erlauchte Vorsitzende jedoch durch häufige Erfahrung die Erkenntnis gewonnen, daß sie nur rezent dieses Lob verdienen und kein kalzinierter Knochen diese Wirkung hat. In der Tat, wenn es erlaubt ist, die Wahrheit zu sagen, können wir leicht ohne das fossile Elfenbein auskommen und können an seiner Stelle andere absorbierende, billigere und bereitlichere Mittel, die zugleich eine schweißtreibende Kraft haben und die aus Tieren hergestellt und rezent gebrannt wurden, mit größerem Nutzen und geringerem Preis einsetzen.

[30]

DEM EDLEN UND HERVORRAGEND GELEHRTEN
HERRN KANDIDATEN
DER VORSITZENDE.

Daß eine genauere Kenntnis der natürlichen Dinge einen vernünftigen Arzt nicht nur schmückt, sondern vollendet, wird niemand in unserer Zeit leicht in Zweifel ziehen, wenn er diesem gar schönen Studium nicht völlig fremd ist. Es gibt viele, die die Natur nur durch Spekulationen und feinsinnige Ideen über die Anlage der Dinge kennen und schätzen. Andere aber bemühen sich, die Natur selbst zu beherrschen. Von dieser Art sind die, die aktiv werden und daran arbeiten, die Natur der körperlichen Dinge durch verschiedene Wirkungen, die chemische und mechanische Experimente zeigen, einzusehen und zu erklären, und sie strengen sich an, durch eine genaue Kenntnis der Phänomene, die mit den Gesetzen der Natur verbunden sind, die Werke Gottes zu imitieren. Und so müssen die sein, die in das innere Heiligtum der medizinischen Wissenschaft einzudringen begehren. Den antiken Ärzten fehlte die wirkliche physikalische und experimentelle Wissenschaft, und sie vernachlässigten auch die Wissenschaft des menschlichen Körpers und führten unter einem unglücklichen Stern anstelle von wahren Vorstellungen in die medizinische Lehre Termini ein, die nur die Ausgeburten der Ignoranz und Phantasie waren. Glücklicher ist darin aber unser Zeitalter, in dem durch Experimente und durch physikalische und anatomische Entdeckungen die geschicktesten Männer [31] die Heilkunst erstaunlich weit entwickelten und beleuchteten und unter Zurücklassung der Heimlichkeiten, die zur Ausübung der Heilkunst überhaupt nichts beitrugen, mit dem lobenswertesten Eifer daran arbeiteten, die Philosophie des menschlichen Körpers in die Form einer Wissenschaft zu bringen. Ich freue mich deshalb außerordentlich, wenn ich sehe, daß Rekruten in unserer Kunst in den

Universitäten sich dem physikalischen und anatomischen Studium widmen. In diesem Kontext komme ich nicht umhin, von Herzen DIR, BERÜHMTESTER HERR KANDIDAT, zu gratulieren, da DU nicht nur heilsame Lehren, die dem praktischen Nutzen dienen, aus dem Mund der gelehrtesten Männer in unserer Universität durch ein unermüdliches Studium in dich eingesogen hast, sondern auch darüber hinaus mit nicht geringerem Fleiß eine Kenntnis der physikalischen und kuriosen Dinge DIR erworben hast, die besonders ich bezeugen kann. Denn wenn ich bis jetzt gewohnt bin, die mir im Alter gebliebenen Kräfte darauf zu verwenden, die jungen Studenten in diesem herrlichen Studium zu unterrichten, so hast DU an diesen Vorlesungen immer mit großem Lerneifer teilnehmen wollen. Ein Zeuge für eben diesen DEINEN Fleiß in den physikalischen Dingen stellt DEIN Inauguralstück dar, in dem DU das nicht weniger kuriose als nützliche Thema der unterirdischen Knochen zu behandeln DICH angestrengt hast, besonders des Elfenbeins bzw. des Elefantenzahns, der hier und da in Steinbrüchen ausgegraben wird, wie einer von riesiger und geradezu wunderbarer Größe in DEINEM Vaterland gefunden wurde. Es gibt immer noch mehrere, die diese Tierknochen als Reste der universalen Sintflut zu leugnen wagen, freilich ohne jede Grundlage. Wenn wir aber [32] die genaue Übereinstimmung ihrer Gestalt, Materie, Struktur und Form mit Tierteilen betrachten und darüber hinaus erwägen, daß sie in ein Feuer gegeben den Gestank eines flüchtigen öligen Salzes verbreiten und mit Hilfe eines großen Brennglases in eine völlig glasige Masse verschmelzen (und diese Phänomene sind nur bei Tierknochen anzutreffen, wie von mir in verschiedenen Experimenten beobachtet wurde, die ich mit einem Einhorn anstellte, das ich in meiner Sammlung seltener Gegenstände aufbewahre), dann werden wir von der Wahrheit der Sache und, daß es keinen Raum für einen Zweifel mehr gibt, mit hinreichender Klarheit überzeugt. Ich applaudiere deshalb dem von DIR erworbenen Verdienst, daß DU dieses ein wenig kuriosere und schwierigere Thema in dieser Dissertation zu bearbeiten unternommen hast. Ich habe nichts, was ich mehr wünsche, als daß vom glücklichsten Erfolg, wie DU ihn vier universitäre Jahre hindurch mit der Gnade und dem Segen Gottes in DEINEN Studien reichlichst erfahren hast, auch DEINE praktischen Versuche begleitet werden, so daß daraus auch die DEINEN und das dich nährenden Vaterland und die armen Kranken die erwünschtesten Früchte erhalten können.

*Leb wohl! Von mir gegeben in Halle am 11. Tag des Januar
1734.*

Von der Schwierigkeit, ein Territorium zu konstituieren und zu behaupten

Der Streit zwischen Comburg und Hohenlohe um die Vorherrschaft über das Dorf Mistlau

Teil 2: von 1788 bis 1802

VON ULRICH FRÖHNER

Ein merkwürdiger Brief

Am 13. Mai 1788 erhielt Fürst Christian Friedrich Carl zu Hohenlohe-Kirchberg einen Brief von Johann Godefried Lothar Franz Freiherr von Greiffenclau zu Vollrads, den dieser in seinem eigenen Namen als Dekan (in den Quellen des 18. Jahrhunderts meist: Dechant)¹ und im Namen des Kapitels des Ritterstifts Comburg geschrieben hatte.² Christian Friedrich Carl regierte Hohenlohe-Kirchberg seit 1764. Er war 1788 59 Jahre alt und ein gewissenhafter und fleißiger Regent. Mit seiner kleinen, gut lesbaren Handschrift schrieb er selbst Aktenvermerke, machte Randbemerkungen zu Stellungnahmen seiner Kanzlei und korrigierte deren Briefentwürfe. Zum Brief des Ritterstifts befahl er in einem Memorandum am folgenden Tag seiner Kanzlei, dem Dekan zu antworten. Es ging um Rechte in Mistlau, die seit langem zwischen Hohenlohe und Comburg strittig waren.³

Wegen Mistlau war Comburg in einen schon eineinhalb Jahrhunderte währenden Streit mit Hohenlohe-Kirchberg verwickelt darüber, wer dort die Oberherrschaft hatte. Zumeist beschränkte sich dieser Streit auf den Austausch von Protestbriefen, wenn Kirchberg einen „Frevler“ abgeurteilt hatte und Comburg meinte, seine Rechte seien dadurch verletzt worden. Der Fürst nun wunderte sich darüber,

1 Greiffenclau war von 1771 bis zum Ende des Ritterstifts 1802 Dechant. Im Jahr 1788 war er 50 Jahre alt. <http://www.dr-bernhard-peter.de/Heraldik/aktuell/galerien3/galerie1903.htm>

2 Alle im Folgenden zitierten Dokumente sind verwahrt im HZA unter Ki 10 17A Nr. 56. Sie sind in der Akte durchnummeriert. Es wird im Folgenden jeweils die Akten-Nummer (ohne Signatur) angegeben; der Brief des Dekans also als AN 1.

3 Vgl. dazu Ulrich *Fröhner*: Von der Schwierigkeit, ein Territorium zu konstituieren und zu behaupten. Der Streit zwischen Comburg und Hohenlohe um die Vorherrschaft über das Dorf Mistlau. Teil 1: Ein Prozess vor dem Reichskammergericht von 1688 bis 1700. In: WFr 100 (2016), S. 107–130.



*Dechant Johann Godefried Lothar
Franz Freiherr von Greiffenclau
zu Vollrads
(Bild: Franz Zimmermann).*



*Fürst Christian Friedrich Carl
zu Hohenlohe-Kirchberg
(Bild: Historisches Museum
Schloss Kirchberg).*

dass Comburg hier auf so alte Geschichten zurückkam – und dies in seinem so höflichen Ton tat, dass man vermuten könne, es stecke ein verdecktes Friedensangebot dahinter. Er bat seine Kanzlei, dazu Stellung zu nehmen.⁴

Zwei Stellungnahmen

Dies geschah in zwei Stellungnahmen. Die erste stammt vom Geheimen Hofrat Cunradi. Er war Vorsteher der Regierung von Hohenlohe-Kirchberg. Diese bestand dazumal aus acht Personen: Aus Cunradi selbst, dem Assessor Johann Friedrich Wiedmann, einem Sekretär, einem Registrator, einem Accessisten (Sekretärs-Lehrling), einem Kanzlisten, einem Kanzleidiener und einem Kanzleiboten⁵ – lässt man die Hilfskräfte beiseite, also aus zwei Personen, dem Hofrat und dem Assessor.

Cunradi war damals 64 Jahre alt und stammte aus der Familie Conrad/Cunradi, die den Hohenlohern in Kirchberg und Langenburg seit dem 17. Jahrhundert als Vögte, Amtmänner und Räte diente. Im Sandelschen Museum in Kirchberg be-

4 AN 2; vgl. Anhang 1 zur vorliegenden Arbeit.

5 Die untergeordneten Chargen nach dem Hofkalender von 1801, HZA GA 93, Bd 16 4–7; die Kanzleibesetzung dürfte sich 1788 kaum von der im Jahr 1801 unterschieden haben.

findet sich ein Porträt von ihm, das einen alten, gütigen, aber durchaus verschmitzten Mann zeigt.

Cunradi erstellte am gleichen Tag ein Gutachten für den Fürsten.⁶ Er verwies darauf, dass man das comburgische Schreiben nicht erwartet habe, da *man gegenwärtig wegen dieses Dorfs nicht in Strittigkeit mit dem Ritterstift verwickelt* sei. Vielmehr betreffen *die angegebene Beschwerden ältere Vorfälle*, wegen derer die hohenlohische Regierung sich gegen Comburg *schon hinlänglich gerechtfertigt* habe. Wegen des versöhnlichen Tons des comburgischen Schreibens und weil diesmal *nicht, nach*



*Hofrat Johann Christoph Cunradi
(Bild: Ulrich Fröhner).*

sonstiger Gewonheit, am Ende mit Proceß am Reichsgericht gedrohet werde, vermute man, dass Comburg einen Ausgleich vorhabe und wohl die *Mistlauer Strittigkeiten* mit ähnlichen Differenzen im Dorf Gaggstatt ausgleichen wolle. Cunradi meinte auch, er habe zuverlässig gehört, dass sich schon bei der vorigen Kapitelversammlung einige der Teilnehmer kritisch zur neuen Prozesswut⁷ der comburgischen Kanzlei geäußert hätten. Er schlug deshalb ein Sondierungsgespräch zwischen Comburg und Kirchberg vor, um abzuklären, ob Comburg tatsächlich vergleichswillig sei. Vielleicht ließe sich dann ein Handel in der Weise eingehen, dass Kirchberg in Mistlau, wo seine Verhandlungsposition stärker sei, etwas nachgebe und dafür Frieden und eine Einstellung des Prozesses wegen Gaggstatt erhalte. Würde das Sondierungsgespräch ein positives Ergebnis brin-

6 AN 3.

7 Comburg hat zu dieser Zeit drei Prozesse beim Reichskammergericht laufen: den mit Hohenlohe-Kirchberg wegen der Territorial-Herrschaft in Gaggstatt und zwei Prozesse mit Schwäbisch Hall wegen ähnlicher Fragen. Alexander *Brunotte* / Raimund J. *Weber*: Akten des Reichskammergerichts im Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Stuttgart 2005, Nr. 627, Nr. 616 und 617.

gen, dürften dann die übrigen Ganerben – nämlich Langenburg und Ingelfingen – in Gestalt von Geheimrat von Zwanziger zuzuziehen sein.

Wesentlich kritischer als die Cunradis fiel die Stellungnahme des Assessors Wiedmann aus.⁸ Er unterstellte Comburg, das er höchst negativ beurteilte, nur taktische Raffinesse. Wiedmann vermutete, dass auch in der Mistlauer Sache ein Prozess in Vorbereitung sei und der Brief Comburgs nur beweisen sollte, dass mit Kirchberg eine friedliche Einigung nicht möglich sei. Er habe im Übrigen in den Akten überhaupt keinen Vorfall im Jahr 1766 finden können, auf den sich Comburg beziehen könne. Wiedmann legte seinem Schreiben noch das Urteil des Reichskammergerichts von 1566 bei, in welchem Kirchberg die vogteiliche Obrigkeit über Mistlau zugesprochen worden war und schloss mit der Empfehlung, sich im Antwortschreiben versöhnlich zu geben, Comburg aufzufordern, eine Aufstellung seiner Beschwerdepunkte gegen Kirchberg einzureichen und dann in einer gemeinsamen Besprechung Wege zu suchen, sie zu beseitigen. Dann werde man sehen, wie Comburg reagiere – und habe für einen eventuellen Prozess nichts verloren.

Vorsichtige Friedensfühler

Nach dieser Devise – aber mit gebotener Vorsicht – wurde dann auch weiter verfahren. Am 18. Mai bedankte sich der Fürst einerseits für die comburgischen Komplimente, verwarhte sich aber andererseits gegen die Comburger Vorwürfe. Er verwies auf das Urteil von 1566, das er vorher nicht gekannt und nun mit Freude zur Kenntnis genommen habe, und schloss mit dem Hinweis, Comburg möge doch *die vermeintlichen Beschwerden zusammentragen* lassen. Dann würde er sie untersuchen lassen und nach einem gütlichen Ausgleich streben.

Die am 30. Juni 1788 abgeschickte comburgische Antwort traf am 1. Juli in Kirchberg ein und fiel positiv aus.⁹ Comburg wies zwar den Vorwurf zurück, es gefährde den nachbarlichen Frieden, ging aber auf das fürstliche Angebot ein, einen gütlichen Ausgleich zu suchen. Einzelheiten sollte der Comburger Syndikus, der Licentiat Weis, mit Cunradi aushandeln.

Weis leitete die comburgische Kanzlei. Er war – im Gegensatz zu seinen Auftraggebern – ein Bürgerlicher und hatte Jura studiert. Offenbar war er an pragmatischen Lösungen interessiert, während seine adligen Auftraggeber oft das Grundsätzliche, die Ehre und das Rechtbehalten in den Vordergrund stellten. Weis war gleichzeitig Geheimer Rat beim Fürsten von Hohenlohe-Bartenstein. Der gehörte allerdings zum katholischen Zweig der Hohenloher – ein Hohenloher war er freilich auch.

8 AN 5.

9 AN 7.

Ein Gespräch wird vorbereitet

Nun galt es, die Gespräche vorzubereiten. Kirchberg zog für die Seite der Hohenloher den Geheimen Hofrat Zeller von Langenburg hinzu. Er musste zuerst die Akten studieren. Diese zu finden war nicht ganz einfach, wie Cunradi seinem Fürsten am 9. Oktober 1788 mitteilte. Cunradi klagte, dass der Registrator sie nach langer Suche *unter einem Wust von anderen unordentlich untereinander liegenden schriftlichen Sachen vorgefunden* habe.¹⁰

Offenbar hatte man diese Streitigkeiten vorher in Kirchberg nicht gerade als wichtig angesehen. Worum ging es in diesen Akten?

1766 hatten drei junge Burschen aus Anlass einer Hochzeit auf der Straße *mutwillig geschossen*. Kirchberg wollte sie dafür zur Rechenschaft ziehen und der Kirchberger Amtsknecht betrat dazu Comburger Häuser. Da Kirchberg die Burschen offenbar nicht belangen konnte, bat es Comburg um Auslieferung. Gegen beides protestierte Comburg. Nicht lange danach, am 8. September 1766, ließ bei der Kirchweih in Mistlau dann der Kirchberger Rat und Amtmann Hochheimer einen der Übeltäter festnehmen und erst wieder laufen, nachdem er für sich und seine zwei Kumpane einen Reichstaler Strafe bezahlt hatte. Auch dagegen hatte Comburg protestiert.

Beim zweiten Vorfall war am 10. Juni 1786 ein Kirchberger Soldat in das Haus des Comburger Untertanen Reu eingetreten und hatte einen herumziehenden Spielmann, der sich dort aufgehalten hatte, des Dorfes verwiesen. Damit hatte er Comburger Rechte verletzt – was in diesem Fall Kirchberg auch ohne Weiteres zugegeben und beteuert hatte: Man habe *zwar den Soldaten, welche zur Land-Patrouille beordert werden, die Anweisung [gegeben], die Bettel-Leuthe auf den Straßen, und von den Häußern abzutreiben, nicht aber in die Häuser selbst einzugehen, und sie dort aufzusuchen*.

Comburg war mit dieser Antwort zufrieden gewesen und hatte sich sogar für die Durchführung der Streife bedankt, da Comburg selbst wegen der Entfernung und wegen Geldmangels nicht so oft selbst streifen könne. Comburg wollte aber nicht hinnehmen, dass der oben genannte Soldat – und neulich ein Amtsknecht – *in Worte ausgebrochen, daß Comburg hier – zu Mistlau – nichts zu bestellen habe* und verwarhte sich gegen *solche Gassen-Worte*.

Soweit zu den Vorfällen, die Anlass zu dem Comburger Brief gegeben hatten. Zurück ins Jahr 1788. Cunradi schickte die Akten an den Fürsten und schrieb dazu, von Weis habe man noch nichts gehört wegen eines Besprechungstermins – und der Fürst schrieb an den Rand, dann solle vorerst auf keinen Fall etwas von Kirchberger Seite unternommen werden. Wenn Kirchberg sich hier zu eifrig zeige, könne in Comburg der Verdacht aufkommen, Kirchberg fühle sich seiner Sache in Gagstatt nicht sicher genug.

Um was aber war es beim Prozess wegen Gagstatt gegangen? Comburg „und die Freiherren von Seckendorf und von Crailsheim als Ganerben zu Gagstatt“ hatten gegen Hohenlohe-Kirchberg geklagt „wegen: Verletzung der zur Ganerbenschaft Gagstatt gehörenden gemeinschaftlichen Rechte (Dorfherrschaft, Landeshoheit einschl. Episkopalrecht, Vogtei und Gerichtsbarkeit auf Gassen und Straßen sowie Hirtenstab) durch Bekl., der sich Stellung eines obersten Dorf- und Territorialherren sowie des alleinigen Inhabers des Hirtenstabs anmaßt, i.e. durch Bestrafung der Frevel auf der Gasse, Anstellung kirchbergischen Kaminfegers, desgl. von Spielleuten in Ausübung des Kirchweihschutzes sowie durch Beanspruchung persönlichen Vorrangs vor übrigen Ganerben, ferner Belagerung und Überfall einer zum Streifen auf Gaunergesindel ausgeschickten kläg. Patrouille im Köhnschen Wirtshaus zu Gagstatt.“¹¹

Es ging also um die gleichen Punkte, wegen derer Comburg und Hohenlohe-Kirchberg auch in Mistlau im Streit lagen – nur dass Hohenlohe-Kirchberg seine rechtliche Position im Fall Mistlau offenbar für stärker hielt als im Fall Gagstatt.

Am 24. November 1788 kam es dann zu einem ersten Kontakt: Weis besuchte Cunradi in Kirchberg.¹² Der nahm danach darauf Bezug in einem Schreiben an Weis vom 1. Dezember 1788. Er erkundigte sich zunächst, ob Weis *bey der großen Kälte und eingetretenen Nacht glücklich nach Hauß zurückgekommen* sei – wenn ja, so gereiche es ihm zum besonderen Vergnügen. Er habe inzwischen den Fürsten über das Gespräch informiert, und der habe die hohenlohische Bereitschaft zu einer gütlichen Lösung nochmals bestätigt. Nur möge doch Comburg vorher *ein schriftliches Verzeichniß der jenseitig vorgeblichen Beschwerungs Punkte* vorlegen, damit die Kirchberger Delegation entsprechend vorbereitet werden könne.

Die Comburger Beschwerden

Diese Liste traf am 7. Januar in Kirchberg ein.¹³ Weis berichtete darin zunächst, dass er nach der letzten Zusammenkunft zwar spät und erkältet, aber im Übrigen gesund nach Hause gekommen sei. Acht Tage später habe ihn ein starker Katharr überfallen – daher diese verspätete Antwort. Kirchberg müssten zwar eigentlich die Differenz-Punkte wegen Mistlau bekannt sein. Da es der Fürst aber wünsche, wiederhole er hier noch einmal: Comburg fühle sich gekränkt, weil Kirchberg

11 Brunotte / Weber (wie Anm. 7), Nr. 627, S. 441.

12 Der Termin ergibt sich aus dem am 1. Dezember 1788 folgenden Schreiben von Cunradi an Weis (AN 9).

13 AN 10.

a.) das Recht die Frevel auf Gassen und Straßen zu untersuchen und zu strafen, b.) das Policei und Straifrecht, c.) die Malefiz, d.) die Jurisdiction im Hirtenhauß unter Ausschluss des Hochadeligen Ritterstifts für sich beanspruche, auch e.) den Kirchweihschutz unrechtmäßig für sich beanspruche, und f.) speziell diesen in letzter Zeit auch noch auszuweiten versuche. Diese seien – ohne dass er Vollständigkeit beanspruche – die bekannten Punkte. Der Brief schloss mit guten Wünschen für das neue Jahr.

Diese Zusammenstellung war nun sicher nicht das, was sich Kirchberg vorgestellt hatte. Denn die Punkte waren ja auch in Kirchberg bekannt – interessant wäre gewesen, die Comburger Position im Einzelnen zu hören und daraus die Schwachpunkte herausfiltern zu können; dazu hätten diese aber genauer dargestellt werden müssen. Diese Blöße gab sich Weis nicht. Da Comburg sich nicht aus der Deckung wagte, hielt es Kirchberg nicht anders. In seinem Antwortschreiben vom 30. Januar 1789 sagte Cunradi, die Liste von Weis setze ihn in Verlegenheit. Denn in allen diesen Punkten sollten ja nur die Rechte Kirchbergs beschnitten werden; sie seien insofern für Kirchberg überhaupt nicht verhandelbar. Mit Erlaubnis seines Fürsten wäre er aber bereit, zu diesen Punkten (mündlich) die Position Kirchbergs zu erläutern und aus den Akten zu belegen. Er wollte seinerseits zwei Beschwerdepunkte hinzufügen: 1. Das Streifen in Mistlau, das sich Comburg neuerdings anmaße, 2. Den Neugereut-Zehnten, den Comburg für seine Untertanen Kirchberg seit mehreren Jahren vorenthalte.

Beim Streifen geht es um das Recht, zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit im Dorf Patrouille zu gehen. Nach Kirchberger Ansicht ergab sich das Streifrecht aus der vogteilichen Obrigkeit auf Gassen und Straßen, und deshalb bestand Kirchberg auch darauf, die Streifen ausschließlich durch seine Kräfte durchführen zu lassen. Der Zehnt war grundsätzlich an die jeweilige Herrschaft abzuführen, welcher der Acker gehörte, auf dem geerntet wurde. Für die Comburger Untertanen war das in der Regel Comburg, für die Kirchberger Untertanen Kirchberg. Was passierte nun aber, wenn Wald gerodet und auf dem gerodeten Grund gesät und geerntet wird? Welcher Herrschaft gehört dann der Zehnt? Kirchberg argumentierte, dass es die territoriale Obrigkeit über Mistlau besitze; also gehöre das gerodete Land Kirchberg und der Zehnte war – auch von Comburger Untertanen – an Kirchberg abzuführen. Comburg bestritt die territoriale Oberherrschaft Kirchbergs und beanspruchte auch für das „neu“¹⁴ gerodete Land seiner Untertanen den Zehnten für sich. Diese beiden Punkte wollte also Kirchberg in die Verhandlungen einbezogen haben.

14 Es handelt sich um Rodungen bis zurück im 16. Jahrhundert!

Schwierig, einen Termin zu finden

In seinem Antwortschreiben vom 21. März 1789 entschuldigte sich Weis zuerst wieder einmal für eine späte Antwort – teils sei die Verspätung anderen Geschäften, teils ihm zugefallener Unpässlichkeiten geschuldet. Dass er inhaltlich anderer Meinung sei als Cunradi, sei ja klar – aber man werde sehen, wem die Akten Recht gäben. Und natürlich stehe es Kirchberg frei, eigene Punkte in die Verhandlungen einzubringen. Wegen eines Treffens schlug Weis vor, sich frühestens zehn Tage vor Ostern in Cröffelbach¹⁵ zu treffen, und zwar wegen der Fastenzeit an einem Montag oder Donnerstag. Cröffelbach war als Konferenz-Ort gut gewählt – es liegt von Comburg 10 km entfernt, von Kirchberg aus 18 km, vor allem aber wurde es von der Postkutsche von Schwäbisch Hall nach Rothenburg von beiden Richtungen her angefahren. Außerdem hatte es ein für einen solchen Zweck geeignetes Wirtshaus.¹⁶

Cunradi musste in einem Brief an Weis vom 28. März um Aufschub bitten: Sein Sohn heiratet Osterdienstag (*hiesiger Stadtschreiber*, wie Cunradi nicht ohne väterlichen Stolz hinzufügt), außerdem hielten ihn die *sehr gehäuften Berufsgeschäfte* ab. Vor Mai sei an die Konferenz nicht zu denken. Er werde sich dann wieder melden.

Es wurde dann August, bis sich wieder etwas tat. Weis meldete sich am 28. August wieder.¹⁷ Seine Herrschaft wolle in Kürze einen Bericht zur Lage der Dinge. Dem Ort Cröffelbach habe Cunradi ja schon zugestimmt – er schlug vor, sich am übernächsten Tag, samstags, oder am nächsten Montagnachmittag um halb zwei in Cröffelbach zu treffen.

Die Sache verzögerte sich aber weiter. Am 14. September schlug Cunradi den 30. September oder den 1. Oktober vor – und Weis sagte zum 1. Oktober zu.¹⁸ Er werde fünf Minuten nach 9 Uhr mit der Postkutsche ankommen *und allda* [... Cunradi] *vernünftig erwarten*. Er bot auch an, das Lokal zu reservieren – *zumal ich alle Stunde Gelegenheit dahin habe*. Offenbar fuhr damals die Postkutsche von Hall nach Rothenburg im Stundentakt.

Was sind die Streitpunkte?

Weis nannte folgende Verhandlungspunkte:

a.) *das Recht, die Frevel auf Gassen und Straßen zu untersuchen und zu strafen*
Es wurde damals die niedrige und die hohe Gerichtsbarkeit unterschieden. Die niedere – auch vogteiliche – Gerichtsbarkeit befasste sich mit kleineren Verge-

15 In den Dokumenten finden sich die Schreibweisen *Cröffelbach*, *Cröpfelbach* und *Cräffelbach*.

16 Es dürfte sich um den auch noch heute bestehenden „Goldenen Ochsen“ in Cröffelbach handeln.

17 AN 14.

18 AN 15.

hen wie Eigentumsdelikten, Schlägereien, Beleidigungen, Störungen der öffentlichen Ordnung und ähnlichem. Davon unterschieden wurde die hohe Gerichtsbarkeit, auch Cent-, Fraisch- oder Blutsgerichtsbarkeit. Sie befasste sich mit Kapitalverbrechen wie Mord und Totschlag. Die Grenze zwischen beiden war nicht ganz fest; meist gehörte zur niederen Gerichtsbarkeit alles, was mit Geldstrafen gesühnt werden konnte.

Was nun die niedere Gerichtsbarkeit betrifft, so waren sich Comburg und Kirchberg darin einig, dass innerhalb der Häuser die jeweilige Herrschaft zuständig war. Strittig war die Gerichtsbarkeit auf Gassen und Straßen, welche Kirchberg für sich beanspruchte. Comburg dagegen wollte für seine Untertanen auch die niedere Gerichtsbarkeit auf Gassen und Straßen ausüben. Die Aufteilung der niederen Gerichtsbarkeit auf zwei Herrschaften bot Anlass zu den ständigen Auseinandersetzungen. Wer war zuständig, wenn ein Comburger und ein Kirchberger Untertan in eine Schlägerei verwickelt waren? Comburg oder Kirchberg? Eigentlich war z. B. Comburg zuständig, wenn im Comburger Wirtshaus zwei Comburger in Streit gerieten. Kompliziert wurde es, wenn der Wirt sie hinauswarf und sie auf der Straße weiter schlägerten.¹⁹ Nach Kirchberger Auffassung war nun Kirchberg zuständig.

Faktisch sah es so aus, dass in den Fällen, in welchen Kirchberg der Täter auf Gassen und Straßen habhaft wurde, Kirchberg diese aburteilte. In den meisten Fällen war dies so, schon weil Kirchberg viel näher am Tatort war. Von Kirchberg nach Mistlau sind es 2,5 km (eine gute halbe Stunde), von Comburg nach Mistlau rund 25 km, ein Eingreifen also viel schwieriger. Comburg hatte dann jeweils schriftlich protestiert, Kirchberg diesen Protest zurückgewiesen. Damit hatte es sich dann. Da die Straffälle nicht zu häufig waren, konnten beide Seiten mit diesem Zustand offenbar 150 Jahre lang ganz gut leben.

b.) das Policei und Straifrecht

Bevor es zu Gericht ging, musste der Täter erst einmal gefasst werden – und da gab es rasch gravierende Probleme: Was geschah, wenn ein Kirchberger Delinquent sich in ein Comburger Haus flüchtete? Dann war er für die Kirchberger nicht mehr greifbar. Und was geschah, wenn Landstreicher („liederliches Bettelgesindel“) etwas stahlen? Sie waren weder Comburger noch Kirchberger Untertanen. Wer war jetzt zuständig?

c.) die Malefiz

Dabei ging es um Kapitalverbrechen. Kirchberg beanspruchte das Malefizrecht auch über die Comburger Untertanen für sich; Comburg bestritt das.

d.) die Jurisdiction im Hirtenhauf

Die Hirten waren keine Mitglieder der Gemeinde, sondern Auswärtige, welche von der Gemeinde angestellt wurden. Das Hirtenhaus gehörte der Gemeinde, war also weder Comburger noch Kirchberger Eigentum – so ließ sich darüber

19 So geschehen im Jahr 1716 (StA Ludwigburg B 375 L Bü 1831–1837).

streiten, wer dort die Gerichtsbarkeit ausüben sollte. Symbol der Gerichtsbarkeit über den Gemeindegirten war der Hirtenstab.

e.) der Kirchweihschutz

Die Kirchweih war das wichtigste Dorffest im Jahresverlauf. Die meisten Kirchweihen fanden nach der Ernte im September statt und dauerten von Freitagnachmittag bis Samstagnachmittag. Traditionell wurde viel Wein getrunken. Schlägereien kamen häufig vor, die die Obrigkeit zu verhindern suchte. Außerdem hatte die Herrschaft das Maß zu kontrollieren, nach dem ausgeschenkt wurde, und vergab das Schankmonopol mit entsprechender Abgabe („Bannwein“). Der Kirchweihschutz war also ein wichtiger Anlass für die Herrschaft, Präsenz zu zeigen – und zudem ein einträgliches Geschäft. Im Rahmen seines Anspruchs auf die niedere Gerichtsbarkeit auf Gassen und Straßen beanspruchte Kirchberg auch den Kirchweihschutz und übte ihn aus; Comburg verlangte hier Beteiligung. Von Kirchberger Seite aus kamen noch vier Punkte hinzu. Es ging darum, 1.) dass Comburg neuerdings in Mistlau Streife gehen ließ, 2.) dass es den Neuge-reut-Zehnten verweigerte, 3.) dass es in Cent- und Fraißfällen der Kirchberger Justiz den Zutritt zu Comburger Häusern verweigerte und Beweisstücke nicht herausgab, 4.) dass es in Einzelfällen Entscheidungen des Kirchberger Consistoriums nicht anerkannte.

Dieser letztere Punkt sollte später noch eine größere Rolle spielen. Hier ging es um Folgendes: Wollten Verwandte zweiten Grades (Vetter und Base) heiraten oder wollte ein(e) Verwitwete(r) vor Ablauf der Trauerfrist von einem Jahr wieder heiraten, war dazu eine Erlaubnis der kirchlichen Verwaltung, des evangelischen Consistoriums, notwendig. Dieser verweigerte das katholische Comburg die Anerkennung.

Das Cröffelbacher Gespräch

Soweit also die Ausgangssituation für das Gespräch zwischen Weis und Cunradi am Mittwoch, 1. Oktober 1789. Es ist nicht uninteressant, den Gang des Gesprächs im Einzelnen nachzuvollziehen, da man so einen nicht oft überlieferten Einblick in die beiderseitige Argumentation und die Art gewinnt, wie im späten 18. Jahrhundert verhandelt wurde. Ein durchaus zivilisierter Umgang der Parteien und eine Gesprächsführung auf hohem Niveau werden aus dem von Cunradi unmittelbar nach dem Gespräch, am Freitag, 3. Oktober, verfassten Bericht an seinen Fürsten erkennbar. Er schrieb:

Zufolge der zwischen uns genommenen schriftlichen Abrede trafe ich am 1. dieses Vormittags um 9 Uhr in Cröffelbach ein, wo der Herr Geheimrath und Syndicus, Weiß, nur etliche Minuten vorher angekommen war. Dieser, welcher sich bereits in der bestellten oberen Stube befand, kam mir in die untere Stub entgegen, bewillkommte mich auf das höflichste und führte mich bey der Hand in das obere Zimmer, allwo ich auch den H. Bauschreiber von Comburg antraf, der

sich aber, als er mich allein kommen sahe, sogleich entfernte, so dass ich und Herr Geh.rath ganz allein waren. Wir unterhielten uns anfangs mit allerhand gleichgültigen Gesprächen, biß sich diese auf den Hauptzwek einlenkten.

Offenbar hatte Weis in einem Privatschreiben an Cunradi schon Vorschläge unterbreitet; diese wies Cunradi als unzureichend zurück. Dann ging es zuerst um das Streifrecht. Weis teilte mit, Comburg sei bereit, Kirchberg zuzugestehen, dass dieses weiterhin allein Streifzüge durchführe, wünsche aber jährlich einmal einen gemeinsamen Streifzug. Dies lehnte Cunradi ab. Weis schlug darauf vor, *dass die Würzburgische Hußarre,²⁰ wenn sie ihren gewöhnlichen Straifzug in Comburg und Allmersband²¹ vornehmen, auch in der jenseitigen Unterthanenhäüßeren zu Mistlau Nachsuche auf etwa vorhandenes lüderliches Gesindel thun dürften* – auch dies ging Cunradi zu weit. Weis bestand darauf nicht weiter auf einem Streifrecht für Comburg, wollte aber für Comburg vorbehalten, *dass die dißseitige, zum Straiffen commandirte Mannschaft nicht in die jenseitige Unterthanenhäüßer eindringen, sondern nur vor dem Hauß den Besizer fragen, ob kein frembde, verdächtige Leute bey ihm befindlich seyn? da dann der jenseitige Unterthan verbunden seyn solle eine bescheidene und warhafte Antwort darauf zu geben, und wenn sich in der Folge das Gegentheil erfinden würde, so solle er in eine Strafe verfallen seyn.* Dies erschien Cunradi akzeptabel.

Was die niedere Gerichtsbarkeit anbelangte, wollte Weis erreichen, dass die Frevel auf Gasse und Straßen von Comburg und Kirchberg gemeinsam untersucht und bestraft werden sollten. Das lehnte Cunradi mit Verweis auf das Kammergerichtsurteil ab. Weis stellte dem die comburgische Interpretation des Kammergerichtsurteils entgegen: Das Gericht habe nur die alleinige Zuständigkeit von Comburg abgelehnt, aber nicht Kirchberg die alleinige Zuständigkeit zuerkannt. Es entspann sich eine Diskussion auf den Linien der Auseinandersetzung beim Kammergericht von 1688 bis 1700. Interessant ist dann ein Verweis von Weis auf die Erneuerung der Mistlauer Gemeindeordnung von 1611, die damals von Comburg, Kirchberg und Crailsheim gemeinsam vorgenommen worden war. Weis interpretierte dies als Hinweis auf die gemeinsame Zuständigkeit für die niedere Gerichtsbarkeit. Cunradi argumentierte, dabei habe es sich um einen einmaligen Vorgang gehandelt. Weis verwies auf weitere Präzedenzfälle und legte schließlich eine schon fertige Klageschrift auf den Tisch, die man einreichen wolle, wenn es nicht zu einer gütlichen Einigung käme.

20 Comburg besaß nur eine eingeschränkte Selbstverwaltung. Es gehörte zum Fürstbistum Würzburg und wurde von diesem nach außen vertreten. Comburg hatte deshalb auch keine eigenen Soldaten oder Polizei. Eine Polizei in heutigem Sinne existierte noch nicht. Entweder übernahmen am Ende des 18. Jahrhunderts Militär – hier: Husaren – die Streiftätigkeit oder die Einwohner selbst; vgl. Gerhard Fritz: *Eine Rotte von allerhandt rauberischem Gesindt*. Öffentliche Sicherheit in Südwestdeutschland vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Ende des Alten Reiches (Stuttgarter historische Studien zur Landes- und Wirtschaftsgeschichte 6). Ostfildern 2004, S. 457–646, insbesondere S. 558–622.

21 Heute: Großallmerspänn, Ortsteil von Ilshofen.

Zu dem von Cunradi angesprochenen Neugereut-Zehnten meinte Weis, im Mistlauer Gemeindebrief von 1569 sei für aufgeteilten Gemeindegrund ausdrücklich Zehntfreiheit beschlossen worden. Cunradi konterte: Damals sei ein neuer Steg über die Jagst notwendig gewesen, und zu diesem Zweck habe man für die damals ausgeteilten Gemeindegrundstücke Zehntfreiheit beschlossen; das gelte selbstverständlich aber nicht für die später ausgeteilten.

Cunradi schlug schließlich vor: Wenn Comburg Kirchberg in der Frage des Neugereut-Zehnten nachgebe, könne Kirchberg in der Frage der freischlichen Gerichtsbarkeit entgegenkommen – etwa indem man deren Erstreckung auch auf die comburgischen Häuser auf große und schwere Verbrechen einschränke. Diese müssten dann aber genau definiert werden.

Dies fand Anklang bei Weis, der darüber hinaus sogar anbot, Kirchberg den Hirtenstab ganz zu überlassen; nur müsse die Bestellung des Gemeindevorstandes in der Hand der Gemeinde bleiben. Hinsichtlich der niederen Gerichtsbarkeit schlug Weis vor, dass diese in Kirchberger Hand bleiben solle. Wenn aber ein in Mistlau wohnender Comburger Untertan zu einer Geldstrafe verurteilt würde, sollte Comburg die Hälfte des Geldes erhalten. Bei fremden oder Comburger Untertanen aus anderen Orten solle Kirchberg das ganze Geld behalten dürfen. Geldstrafen, die in Zusammenhang mit der Kirchweih ausgesprochen werden, solle Kirchberg ebenfalls voll behalten dürfen.

Cunradi nahm diese Vorschläge zur Kenntnis und bemerkte noch, dass die Frage der Anerkennung von Consistorial-Angelegenheiten beim nächsten Treffen besprochen werden müsse. *Womit die diesmalige Verhandlung beschloßen wurde.*

Bewertung des Gesprächs

Am 7. Oktober 1789 ergänzte Cunradi seinen Bericht mit einem Memorandum für den Fürsten. Zum Ton des Gesprächs bemerkte er noch: *Im Hauptwerk hat er (Weis) den vorigen Ton ziemlich herabgestimmt und sich im Umgang ausnehmend freundschaftlich erwiesen, auch die übertriebene Versicherung gegen mich gethan: dass, wenn er selbst im Hochfürstl. Hohenlohe-Kirchberg. Rath wäre, seine Vorschläge nicht beßer für das hiesig-hochfürstl. Hauße eingerichtet seyn könnten.*

Zu den Vorschlägen Comburgs bemerkte er:

- 1.) Zum Streifen: Hier verliere Kirchberg nichts, da es auch bisher so gehalten worden sei, dass man die Comburgischen Untertanen vor deren Häusern befragt habe, ob sie keine fremden verdächtigen Leute bei sich hätten. Bei Schwerverbrechern habe Kirchberg sowieso das Recht, in die Comburger Häuser einzudringen. Nur habe Weis ausgebeten, dass in solchen Fällen der comburgische Schultheiß in Mistlau um Erlaubnis gebeten werde. Da müsse man ausbedingen, dass die Auslieferung nicht versagt oder verzögert werden dürfe.

- 2.) Bedenklicher äußerte sich Cunradi zum zweiten Punkt: der Aufteilung von Geldstrafen zwischen Comburg und Kirchberg, da dieses dem Urteil von 1566 widerspreche. Andererseits stehe dem das Angebot des Comburger Verzichts auf den Neugereut-Zehnten und den Hirtenstab gegenüber. Vielleicht, so Cunradi, könne man das so regeln, dass die Geldstrafen über 5 Gulden ganz bei Kirchberg verblieben.
- 3.) Bei den kleineren Verbrechen in Comburger Häusern sei Kirchberg ja wilens, diese ganz Comburg zu überlassen. Hier stellte sich die Frage der Abgrenzung. Comburg wollte den einfachen Ehebruch hier eingeschlossen haben. Das war für Cunradi ein Problem, da daraus dann oft eine Ehescheidung entstehe, und die gehöre ins Gebiet der Episcopal- und Kirchenherrschaft, um welche Kirchberg so lange gekämpft habe.²² Da müsse noch nachgearbeitet werden.
- 4.) Und in diesem Zusammenhang müsse Kirchberg auch noch für die Anerkennung von Dispensen in Ehesachen durch Comburg kämpfen. Cunradi empfahl, den Mistlauer Vergleich erst abzuschließen, wenn auch für Gaggstatt eine Lösung erreicht sei – so habe man immer noch die Möglichkeit, in Mistlau nachzugeben, um den Gaggstatter Prozess loszuwerden. Der Fürst hatte Bedenken gegen die Anfrage beim Schultheißen vor Auslieferung eines Verdächtigen, da dies doch der Kirchberger hochfräischlichen Obrigkeit widerspreche, und meinte, ob es da nicht besser sei, Comburg eine jährliche Streife in seinen eigenen Häusern zuzugestehen. Der Handel der Comburger Beteiligung an Geldstrafen gegen Neugereut-Zehnten für Kirchberg leuchtete ihm ein, er vermutete aber, dass Comburg der Beschränkung auf 5 Gulden kaum zustimmen werde, da sie durch Kirchberg leicht unterlaufen werden könne, indem man vermehrt Geldstrafen über 5 Gulden ausspreche.²³

Die (zweite) Gaggstatter Friedenskonferenz

Vorbereitungen

Nach diesem informellen Gespräch musste als nächster Schritt nun eine offizielle Konferenz folgen, um die angedachten Kompromisse in feste Form zu bringen. Bei Kirchberg hatte man aber keine Eile. Weis fragte deshalb Anfang April 1790 in Kirchberg nach, ob man noch Interesse an einem Vergleich habe oder es doch lieber auf eine gerichtliche Auseinandersetzung ankommen lassen wolle. Cunradi beeilte sich, am 15. April zu versichern, dass man nach wie vor am Vergleich interessiert sei, es sei aber wegen anderer Geschäfte alles liegen geblie-

22 Vgl. dazu Ulrich *Fröhner*: Der Mistlauer Taufstreit 1747–1754. In: WFr 97 (2013), S. 177–202.

23 AN 19; undatierte Aktennotiz des Fürsten.

ben. Außerdem habe man einen neuen Assessor, der sich erst einarbeiten müsse. Mindestens sechs Wochen werde man noch benötigen zu einem *conferenziatischen Zusammentritt*.²⁴

Den Aufschub nutzte Kirchberg dazu, das Seniorat des Hauses Hohenlohe einzuschalten, das das Gesamthaus nach außen vertrat. Für dieses gab Geheimrat Zeller aus Langenburg am 29. Mai 1790 seine Zustimmung zum vorgesehenen Vorgehen.²⁵ Aber die neue Konferenz verzögerte sich bis 1791. Zuvor hatte es offenbar neue Irritationen wegen Gaggstatt gegeben,²⁶ Hohenlohe wiederholte aber sein Interesse an einer Konferenz und schlug wieder ein Treffen in Cröffelbach vor. Weis war einverstanden.²⁷ Auch Zeller sollte hinzugezogen werden.²⁸ Man fasste den März 1791 ins Auge. Wohl weil nun doch eine größere Anzahl Personen hinzugezogen werden musste, brachte Kirchberg als Konferenzort Gaggstatt ins Spiel. Dort war es viele Jahre zuvor gelungen, die Konfessionsstreitigkeiten mit Comburg wegen Mistlau beizulegen.²⁹ Weis teilte mit, er werde am 1. März, früh gegen 9 Uhr eintreffen; das Mittagessen betreffend könne Kirchberg das erste ausrichten, danach könne man sich abwechseln.³⁰

Auch das Äußere einer solchen Konferenz erforderte einige Vorbereitung. Cunradi fragte beim Fürsten nach, ob das *zu gebende tractement* (Bewirtung) *von Hof aus verlegt oder aber dem Kochendörfer Pachtwirth zur Besorgung übergeben werden solle?* Im letzteren Fall werde der ja noch einen Koch oder eine Köchin bestellen müssen, was zu zusätzlichen Kosten führen würde. Aus seiner Sicht wäre es besser, einen Koch und die benötigten Viktualien vom Hof zu schicken, *wobey überdieß nach dem Vorgang von 1754 ein Liberay [Livree]-Bedienter zum Tischdecken und Aufwarten während der Mahlzeit nöthig seyn wird.*

Der Fürst war einverstanden und wollte von seinen Bedienten den Schramm und den Rösch mitschicken – letzterer sei nicht nur zum Schreiben, sondern auch zum Tischdecken und Servieren gut zu gebrauchen. Dann fragte der Fürst noch, *ob auch der Registrator nothwendig gleich dabey sein muss? meiner Vermuthung nach mögte vor erst mehr gesprochen (welches er eben nicht zu hören braucht) als geschrieben werden.*

Für die Konferenz wurde am 25. Februar 1791 eine Vollmacht für Zeller und Cunradi ausgestellt. Die Konferenz begann dann am Dienstag, 1. März 1791, 9 Uhr. Geplant war, zwei Tage zusammensitzten – es wurden dann tatsächlich

24 AN 21. Hinter der latinisierten Form „Taurinus“ verbirgt sich ein Mann namens Stierle.

25 AN 23.

26 AN 25.

27 AN 26.

28 AN 27.

29 Fröhner (wie Anm. 22), S. 193.

30 AN 28. So war es auch bei der ersten Konferenz gehalten worden.

vier. Dienstag und Mittwoch tagte man in Gaggstatt, am Donnerstag in der „Krone“ zu Kirchberg, am Freitag noch einmal in Cröffelbach.³¹

Die Konferenz

Als Verhandelnnde anwesend waren zunächst: für Kirchberg der Geheime Hofrat Zeller und Hofrat Cunradi, für Comburg der Syndikus Weis und der Kanzlei-Sekretär Wolf. Am 2. März nahm anstelle von Wolf der Kanzleirat Potschka von Comburg teil, am 3. März zog Kirchberg noch den Rat und Amtmann Schuster bei. Die Hilfskräfte – Koch, Diener, Schreiber – sind natürlich nicht namentlich genannt.³²

Das 23 Blätter umfassende Protokoll beeindruckt durch das erledigte Arbeitspensum. Neben den in der Vorbereitung angesprochenen Punkten ging es noch um eine Menge anderer Dinge, die wegen Mistlau zu erledigen waren – wie die Förderung des Klee-Anbaus, die Anschaffung eines Wagens durch die Dorf-gemeinde oder die Verhinderung des Verkaufs von Getreide nach auswärts bei einer Teuerung. Zu den Hauptpunkten wurde vereinbart:

1. Die niedere Gerichtsbarkeit (Frevel auf Gassen und Straßen) sollte für Hohenloher und Auswärtige von Kirchberg allein ausgeübt werden. Bei Streitigkeiten, in die sowohl Hohenloher als auch Comburger Bürger verwickelt sind, durfte Hohenlohe das Verfahren durchführen, musste aber das Protokoll an Comburg schicken und die Hälfte der Strafe an Comburg abführen (Comburg hatte sich also tatsächlich nicht auf eine Obergrenze bei der abzuführenden Geldstrafe eingelassen). So sollte es auch gehalten werden, wenn es allein um Comburger Untertanen ging. Würden diese auf frischer Tat ertappt, so durfte Hohenlohe sie auch sofort festnehmen; im anderen Fall musste es Auslieferung bei Comburg beantragen und Comburg diese gewähren.
2. Der Hirtenstab: Der Hirt sollte weiterhin von der Gemeinde angestellt werden, die Gerichtsbarkeit über den Hirten ganz bei Kirchberg liegen.
3. Die hohe Gerichtsbarkeit sollte allein von Kirchberg ausgeübt werden. Da die Abgrenzung von hoher und niederer Gerichtsbarkeit nirgends festgelegt sei, wurde ein detaillierter Katalog erstellt über die Delikte, die zur hohen Gerichtsbarkeit gehörten. In diesen Katalog war auch der Ehebruch aufgenommen; es wurden aber Höchststrafen dafür festgesetzt. Genau geregelt war, wie Kirchberg

31 Schreibkalender des Fürsten Christian Friedrich Carl vom Jahr 1791, Einträge vom 2. bis 4. März. HZA Ki 100 B 85. Weis und Cunradi waren am Donnerstag zur fürstlichen Tafel eingeladen.

32 Es existiert in AN 24 ein Beleg über Ausgaben im Wirtshaus in Gaggstatt, der *im Herbst 1790* datiert ist. Demnach haben Mundkoch Junker, Cammerschreiber Schramm, Copist Rösch, Kutscher Häfner und Philipp Breitner *bey Gelegenheit der Conferenz mit Comburg in Gaggstatt, bey dem Wirth Röhn daseibst über Mittag verzehrt und bezahlt* jeweils 31 kr. Es kann sich eigentlich nur um die Konferenz im März 1791 oder die zweite im September 1791 gehandelt haben. Die Besetzung dürfte in beiden Fällen gleich gewesen sein.

bei der Festnahme eines Verdächtigen zu verfahren habe. Geschah dies in einem comburgischen Haus, musste Kirchberg dies vorher beim Comburger Schultheißen in Mistlau anmelden; falls dieser nicht da, oder mit dem Delinquenten verwandt war, beim ältesten Comburger Untertan. Falls diese oder der Delinquent Schwierigkeiten machten, durfte Kirchberg letzteren auch mit Gewalt aus einem comburgischen Haus herausholen. Im Übrigen hatte Comburg das Recht, bei einem Verhör des Delinquenten anwesend zu sein.

Mit der Klärung dieser Punkte war der erste Tag angefüllt. Am zweiten wurde zunächst ein Geldstrafenkatalog bei Fällen von Inzest erstellt. Dann ging es um 4. Das Streifrecht. Dieses sollte wie bisher Kirchberg zustehen. Falls die Streife in einem comburgischen Haus etwas Verdächtiges vermute, sei wie im Punkt 3 zu verfahren, *im Fall aber blosse Vagabunden und Bettler sich in einem Comburgischen Hauße enthielten, so wären selbige durch den Comburgischen Schultheißen aus dem Hauße und der Hofreithe zu schaffen und entweder der anwesenden Kirchberger Patrouille oder dem Kirchberg. Schultheißen zu Mistlau auf der Straße zur Captur [Gefangennahme], oder ferneren Fortschaffung zu überlassen.*

5. Der Kirchweihschutz: Das Recht des Aneichens und Kannen-Angießens sollte Hohenlohe künftig ohne Widerspruch Comburgs auch im Comburger Wirtshaus und in der Mühle zustehen, allerdings ohne dass dies ein Präzedenzfall auch für andere Ortschaften sei. Über den Bannwein konnte man sich zunächst nicht einigen.

6. Bei Trauerfällen im Kaiserhaus solle Kirchberg wie bisher auch das Trauergeleit anordnen und Verbot von Musik und Tanz verfügen, was dann auch von Comburg für seine Häuser übernommen würde. Bei Trauerfällen im kirchbergischen Fürstenhaus müsste Kirchberg Comburg ersuchen, auch für seine Untertanen ein Verbot von Musik und Tanz auszusprechen; Comburg sagte zu, einem solchen Gesuch zu entsprechen.

7. Musik bei Hochzeiten: Bei Hochzeiten Comburgischer Untertanen soll zum Aufspielen mindestens ein Kirchberger Spielmann hinzugezogen werden.³³

Mit diesen Festlegungen war der zweite Tag ausgefüllt. Am dritten Tag musste zuerst noch die Frage des Bannweins geklärt werden. Üblicherweise durfte an Kirchweih nur der Bannwein ausgeschenkt werden – das ist Wein, der von der Herrschaft an die Gemeinde geliefert wurde. Kirchberg konnte den beiden Comburger Wirten nicht verbieten, während der Kirchweih Wein auszuschenken. Man kam überein, dass es während der Kirchweih den comburgischen Untertanen nicht erlaubt sei, Wein aus dem comburgischen Wirtshaus zu holen, auch dürften die Wirte keinen Wein über die Gasse schicken. Das bedeutete im Um-

33 Für das Aufspielen bei Hochzeiten und Kirchweihen beanspruchten die Landesherren das Monopol. In Hohenlohe-Kirchberg war es damals so, dass der Fürst das Recht zum Aufspielen gegen Pacht vergab. Konnte der Spielmann bei mehr Gelegenheiten aufspielen, konnte der Fürst auch mehr Pacht verlangen. Ingeborg *Wesser*: Musikgeschichte der Hohenlohischen Residenzstadt Kirchberg von der Mitte des 17. bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Stuttgart und Weimar 2001.

kehrschluss: Im comburgischen Wirtshaus und in der Mühle durfte auch während der Kirchweih eigener Wein ausgeschenkt und getrunken werden – aber eben nicht außerhalb. Bei dieser Gelegenheit einigte man sich auch auf Maßnahmen gegen das übermäßige Trinken bei Gemeindezechen.

8. Der Neugereut-Zehnt: Comburg war (nach langer Diskussion) bereit, diesen Kirchberg zuzugestehen; nur sollte der Kleeanbau auf neu unter den Pflug genommenen Flächen zehntfrei bleiben.

9. Dispense in Ehesachen: Dispense wegen Eheschließung in der Trauerzeit und unter Verwandten durfte Kirchberg allein erteilen. Bei Ehestreitigkeiten sollte der Gaggstatter Pfarrer einen Schlichtungsversuch unternehmen; falls das nicht hülfe, das Consistorium von Kirchberg ein Urteil sprechen. Die Ausführung des Urteils sollte aber durch Comburg erfolgen.

10. Formalien: Am Schluss des Tages hatte man noch eine Rangstreitigkeit erledigt: Bei Sitzungen in Sachen Mistlau sollte Kirchberg den Vorsitz haben, auch den Vorrang bei der Sitzordnung und bei der Unterschrift unter Vereinbarungen; bei der Führung des Protokolls werde man sich abwechseln.

Das war es dann für den dritten Tag. Am vierten blieb noch ein Kirchberger Problem zu erledigen: Bei der Hungersnot Anfang der 1770er Jahre hatte Kirchberg ein Ausfuhr-Verbot für Getreide verhängt. Die Mistlauer Bauern aber hatten (natürlich zu höheren Preisen!) Korn an den Comburger Müller in Mistlau verkauft, der es dann ausgeführt hatte. Comburg sagte – ohne rechtliche Verpflichtung – zu, in solchen Fällen in Zukunft einzuschreiten. Dann beschloss man noch, dass die Gemeinde einen Wagen anschaffen und dieser den ärmeren Gemeindebauern bei den gemeinsam zu verrichtenden Arbeiten zur Verfügung gestellt werden sollte.

Soweit die inhaltlichen Festlegungen. Es muss am Schluss der Konferenz – wie bei solchen Gelegenheiten häufig – eine fast euphorische Stimmung unter den Delegierten geherrscht haben. Denn sie beschlossen noch:

a.) in Zeit von 8 Tagen sollten die bey den Protocollen noch abgängige Vollmachten beyderseitiger Deputationen gegeneinander ausgewechselt,³⁴

b.) die erhoffende Ratification beyderseits der Höchst³⁵ und Hoher Committenten in Zeit von 6 Wochen einander mitgetheilt, und

c.) nach erfolgter höchst- und hoher Ratification die verabredeten und verglichenen Punkte in einen förmlichen Receß [Vertrag] gebracht, derselbe hierauf gemeinschaftlich ajouhtiret, und nach vorheriger höchst- und hoher Unterfertigung gegeneinander ausgewechselt werden; wobey

34 Comburg hatte es – wie auch bei der ersten Gaggstatter Konferenz – mit den Vollmachten nicht richten können; deshalb hatte man sich darauf geeinigt, diesen Punkt für beide Delegationen auf später zu verschieben.

35 Dem Fürstentum Hohenlohe kam das Prädikat „höchst“ zu, dem Ritterstift Comburg nur „hoch“.

d.) Comburg anbot, auf den Freiherrn von Seckendorff zu Erkenbrechtshausen zuzugehen und ihn zum Beitritt zu bewegen – dieser hatte auch einen Untertan³⁶ in Mistlau.

Nun wurde das Protokoll von Zeller und Cunradi für Hohenlohe und Weis und Potschka für Comburg unterschrieben – dann durften alle ins wohlverdiente Wochenende fahren.

Ratifikation und Nichtratifikation

Fürst Christian Friedrich Carl zu Hohenlohe-Kirchberg muss sehr gespannt auf das Ergebnis der Konferenz gewesen sein. Jedenfalls las er das Protokoll noch am Samstag, dem 5. März 1791 und genehmigte es ohne Anstände. Damit war die Vereinbarung von Seiten Kirchbergs ratifiziert.

Nicht so auf Seiten Comburgs. In einem Privatbrief von Weis an Cunradi – *Hochgeehrter, liebster Freund!* – man war sich in Gaggstatt auch menschlich näher gekommen – gratulierte dieser Cunradi zunächst zur Ratifikation durch den Fürsten und fuhr dann fort: *Nicht so glücklich bin ich meiner Seits, indeme sich schon solche Schwürigkeiten erheben, dass ich veranlasst worden, gestern noch den dritten Expressen nach Würzburg³⁷ zu spediren, der heute frühe abgereist ist.* Er werde alles aufbieten, dass es nicht zu inhaltlichen Änderungen komme, sondern es bei der *Modifikation gewisser Ausdrücke* bleibe. Wegen Erkenbrechtshausen hatte sich Kirchberg offenbar besorgt gezeigt (wie sich später herausstellen sollte, nicht ohne Grund). Weis hoffte, dass *von dorthier keine Bedenklichkeiten gemacht werden.* Schließlich bat Weis, *gegenwärtigen Bericht nicht ad Acta kommen zu lassen, worüber ich auf Ihre mir bekannte Redlichkeit zehle.*

Weis hatte sich in dem letzten Punkt getäuscht. Nicht nur, dass Cunradi den Brief zu den Akten gab, wo er bis heute liegt, er reichte ihn auch an den Fürsten und Zeller weiter. Beide rätselten, ob Weis bei den Widerständen auf Seiten Comburgs bzw. Würzburgs nicht übertrieb. Der Fürst meint: *Vermutlich sucht er hier ein größeres Meritum [Verdienst] sich dadurch zu machen, wenn er sagt, wie viele Mühe er hätte anwenden müssen um seine H(erren) und Oberen zur Einwilligung zu disponieren.* Und Zeller vermutete, Weis schütze hier Würzburg vor, um einige Formulierungen aus dem Vertrag herauszubekommen, die ihm selbst anstößig seien.

Am 4. Mai 1791 wurde Weis in einem neuen Privatbrief an Cunradi konkreter.³⁸ In einem diesmal wieder offiziellen Brief an Cunradi teilte er mit, dass Comburg

36 Untertan bezieht sich jeweils auf die ganze Familie inklusive Knechten und Mägden.

37 Comburg war nicht reichsunmittelbar, sondern wurde nach außen vom Fürstbistum Würzburg vertreten. Verträge mit anderen Staaten mussten deshalb von Würzburg genehmigt werden.

38 AN 36.

erst auf der nächsten Sitzung am 20./21. Juni über den Vergleich beraten werde. Unter der Hand habe er aber schon erfahren, was Comburg an zusätzlichen Forderungen stellen wolle:

- Zum einen ging es um einige Formulierungen, bei denen Comburg seine Souveränitätsrechte zu sehr beschnitten sah oder für die Zukunft eine solche Beschneidung fürchtete.³⁹
- Zum andern sollte die Strafe bei Inzest auf ein Drittel herabgesetzt werden.
- Zum Dritten sollte bei Trauerfällen Gegenrecht herrschen: Es sollten also auch Lustbarkeiten der hohenlohischen Untertanen verboten werden, wenn ein Dekan von Comburg starb.

Weis empfahl, sich auf diese Forderungen einzulassen, da sich einige der Herrn in Comburg mit der Ratifikation des Vergleichs ohnehin sehr schwer tun würden. Am 31. Mai 1791 berieten Zeller, Cunradi und Taurinus, wie mit den Comburger Änderungswünschen umzugehen sei.⁴⁰ Sie beschlossen: Cunradi solle in einem Privatschreiben an Weis mitteilen:

1. Zu den Punkten, bei denen es nur um rechtliche Vorbehalte bei den Formulierungen gehe, könne Kirchberg in den meisten Fällen zustimmen.
2. Auch was die Herabsetzung der Strafen bei Inzest anging, war Kirchberg um des lieben Friedens willen bereit mitzumachen.
3. Was das Verbot von Lustbarkeiten beim Ableben eines Comburger Dekans betraf, sei solches bisher nie von comburgischer Seite verlangt und nie Gegenstand von Verhandlungen gewesen, deshalb könne dem auch nicht zugestimmt werden.

Es folgte weiterer Briefwechsel zwischen Weis und Cunradi, an dessen Ende schließlich zwei Punkte offen blieben.⁴¹

1. Zum einen war es die Frage des Verbots von Lustbarkeiten bei Comburger Trauerfällen.
2. Comburg bestand auf einer Generalklausel am Schluss des Vertrags: dass nämlich in allen im Vertrag nicht genannten Punkten die beiderseitigen Ganerbiats-Gerechtsame bestehen bleiben sollten.

Weis griff außerdem zu einem ungewöhnlichen Mittel: In einem vertraulichen Privatbrief⁴² an den Fürsten appellierte er an diesen, *die beiden ohnschädliche Desideria gnädigst zu bewilligen, da ich*

a) wohl ersichtlich im ganzen Vergleichswesen mich sehr nachgiebig [...] angelassen, b) in der Gaggstatter Sache alles mögliche thun werde, endlich mir c) an den Punktis quaest. [den in Frage stehenden Punkten] um so mehr gelegen, da

39 Ein Beispiel: statt hohe und fraischliche Obrigkeit, die Kirchberg zugestanden wird, solle es heißen: hohe fraischliche Obrigkeit.

40 AN 37.

41 AN 38 Weis an Cunradi am 15. Juni 1791.

42 AN 39. Dieser Brief enthält kein Datum. Lag er dem Brief an Cunradi vom 15. Juni bei?

diese durch das wichtige votum – jedoch in engsten Vertrauen gesagt – Sr. Excellenz Herrn von Fechenbach⁴³ nachdrücklichst erinnert worden.

Offenbar fruchtete dieser Appell nicht. Nachdem sich Zeller am 16. Juni 1791 schon dafür ausgesprochen hatte, in der Trauerfrage hart zu bleiben (beim Übrigen könne man nachgeben), antwortete Cunradi am 18. Juni in einem offiziellen Schreiben an Weis:⁴⁴

In der Trauerfrage könne Kirchberg nicht nachgeben, da in Gaggstatt vereinbart worden sei, es bei allem, was nicht Gegenstand der Verhandlungen gewesen sei, beim Alten zu lassen.

Kirchberg argumentierte hier also rein formal; dazu auf etwas wackeligem Boden: Denn natürlich war die Trauerfrage in Gaggstatt zur Sprache gekommen, wenn auch nur in umgekehrter Richtung, nämlich in Bezug auf das Verhalten der Comburgischen Bürger bei Kirchberger Trauerfällen.

Was den zweiten Punkt betraf, nämlich die *Generalklausel daß in allübrigen, in diesem Vertrag nicht benannten Puncten die beyderseitige Ganerbiats-Gerechtsame aufrecht bestehen sollen* sei man bereit, diese hinzunehmen. *Sie werden hieraus die dießseitige aufrichtige Neigung sich auf in alle nur mögliche Art willfährig zu erweisen auf das neue zu ersehen belieben* schrieb Cunradi am Schluss seines Briefes.

Die Comburger Kapitel-Konferenz am 20./21. Juni scheint entweder nicht stattgefunden oder in der Mistlauer Angelegenheit zu keinem Erfolg geführt zu haben. Am 2. Juli schrieb Weis wieder einmal an Cunradi:⁴⁵ Er sehe überhaupt keinen Grund, warum man sich in der Trauerfrage nicht einigen können solle und *warum dadurch der ganze Mistlauer Vertrag, wo aus allen Zeilen der jenseitige Vortheil sichtbar hervorleuchtet, aufgehoben werden sollte*. Er zweifle nicht daran, dass man sich auch in diesem letzten Punkt noch einig werde und wünsche sehr, dass dies so pünktlich geschehe, dass Comburg bei der ersten Kommunikation zustimmen könne.

Offenbar hatte Weis auch damit keinen Erfolg. Er sah sich deshalb veranlasst, um den 5. August das Comburger Begehren etwas abzuschwächen:⁴⁶ Die Trauerfrist sollte nur acht Tage sein, und Kirchweih- und Markt-Tage davon ausgenommen werden. Weis fürchtete, dass wegen dieser Kleinigkeit *das ganze Vergleichs Weeßen mögte [...] rückwärts gehen*. Damit hatte Weis Recht, wie sich zeigen sollte.

Am 15. August wies Cunradi das Anliegen Comburgs wieder mit formalen Gründen zurück. Weis antwortete am 23. August 1791 teils zornig, teils resigniert.⁴⁷ In dieser Situation wurde auch wieder Zeller um Rat gefragt. Er schrieb

43 Fürstbischof von Würzburg.

44 AN 41.

45 AN 42.

46 AN 43.

47 AN 44; vgl. unten Anhang 3 dieses Beitrags.

am 29. August,⁴⁸ einerseits könne man in der Trauerfrage nicht nachgeben; andererseits dürfe man wegen Mistlau die Gaggstatter Vergleichsverhandlungen nicht gefährden. Er stimmte daher der Idee Kirchbergs zu, diesen Punkt auf die Tagesordnung der nächsten Vergleichsverhandlung wegen Gaggstatt zu setzen. Comburg seinerseits roch den Braten und teilte mit, es wolle über Gaggstatt erst reden, wenn der Mistlauer Vergleich abgeschlossen sei. Weis erklärte sich deshalb vorerst nur zu einem informellen Gespräch bereit,⁴⁹ das am 13. September wieder in Gaggstatt abgehalten wurde. Es ging im Wesentlichen um die Gaggstatter Angelegenheit, es kam aber auch Mistlau zur Sprache. Eingeladen waren neben den Vertretern von Comburg und Kirchberg auch Amtmann Wiedmann⁵⁰ von Seckendorff-Erkenbrechtshausen und Amtmann Schüz von Crailsheim-Hornberg.

Auf der Konferenz, die vom 13. bis zum 16. September dauerte, spielte Mistlau nur eine Nebenrolle. Es ging um Gaggstatt. Bezüglich Mistlaus, einigte man sich in der Trauerfrage folgendermaßen: Da Kirchberg sich nicht darauf einlassen wollte, seinen Untertanen Staatstrauer beim Tod eines Comburger Dekans zu verordnen, zog Comburg seine Zusage zurück, dies bei einem Kirchberger Trauerfall bei seinen Untertanen zu tun.

Nun aber machte Seckendorff Probleme. Amtmann Wiedmann erklärte, seine Herrschaft werde dem Vergleich nur beitreten, wenn

1. Kirchberg seine Forderung zurückziehe, dass zum Aufspielen bei Hochzeiten immer wenigstens ein Kirchberger Spielmann beteiligt werde,
2. Seckendorff das Dispensationsrecht über seinen Untertanen selbst ausüben dürfe,
3. Kirchberg nicht auf dem Entscheidungsrecht seines Consistoriums bei Ehestreitigkeiten bestehe.

Kirchberg nahm diese Forderungen zur Kenntnis; wies aber gleich darauf hin, dass Punkt 2 und 3 gegen das Jus Episcopale Kirchbergs verstoßen würden – weshalb Kirchberg hier unmöglich nachgeben könne.

Damit beließ man es am ersten Tag. Auf das Mistlauer Problem kam man am 16. September wieder zurück.⁵¹ Kirchberg nahm seine Forderung zurück, dass bei Hochzeiten wenigstens ein Kirchberger Spielmann mit aufspielen solle.

Zu Punkt 2 und 3 der Seckendorffischen Forderung einigte man sich, dass das Vorgehen, das mit Comburg vereinbart wurde, auch auf den seckendorffischen Untertanen ausgedehnt werden solle. Comburg hatte – als Teil des Gaggstatter Handels – nun doch wieder zugestimmt, bei Trauerfällen im Kirchberger Fürstenhaus Lustbarkeiten bei seinen Untertanen zu verbieten, ohne das Gleiche von

48 AN 45.

49 AN 46.

50 Derselbe, der in Kirchberg Assessor war? Die Vornamen stimmen nicht überein – der Assessor in Kirchberg hieß Johann Friedrich Wiedmann, der Seckendorffische Amtmann Johann Michael Wiedmann.

51 AN 53.

Kirchberg zu verlangen. Da anzunehmen sei, dass das Protokoll nun von allen Seiten ratifiziert würde, beschloss man gleich, dass es in die Form eines *Recesses* – eines förmlichen Verhandlungsergebnisses – gebracht werden solle.

Aber wieder einmal hatten die Deputierten sich geirrt. Comburg hatte – natürlich? – wieder Sonderwünsche.⁵² Dort, wo vom *Jus Episcopale* Kirchbergs die Rede ist, sollte eingefügt werden: *deme aber das RitterStift Comburg und Cons. contradiciren* [widersprechen]. Und auch bei den anderen beiden Punkten müsse ein Vorbehalt eingefügt werden.

Für den Donnerstag nach der Konferenz lud übrigens der Dekan die Herren Cunradi, Zeller und Taurinus zu *einer geringen Mittagssuppe* ein – eine Einladung, die Zeller nicht nur aus Termingründen ablehnt, sondern auch, weil *die ganze Tour bey gegenwärtiger Jahreszeit und Witterung mit allzu vieler Beschwerlichkeit von hier aus verknüpft ist*. Das schrieb er natürlich nur nach Kirchberg – und wünschte Cunradi und Taurinus viel Vergnügen bei ihrer Tour.⁵³

Die Protokolle der Verhandlungen zu Gaggstatt und Mistlau hatte offenbar Zeller mit nach Langenburg genommen. Er schickte sie am 23. September Cunradi zur Einsicht und Prüfung und bat ihn, dem Copisten Rösch einzuschärfen, bei der Reinschrift alle Aufmerksamkeit auf die Rechtschreibung anzuwenden, damit nicht wieder solche Fehler wie im (ersten) Mistlauer Protokoll vorkämen. Kopien sollten unverzüglich zu Weis, nach Erkenbrechtshausen und nach Hornberg geschickt werden; dann könne man einen Tag zum letzten Abgleich und zur Unterschrift vereinbaren.⁵⁴

Der Fürst war auf Reisen. Cunradi schickte ihm am 26. September die Protokolle zu, bat aber, sie gleich zurückzuerhalten, damit er sie abschreiben lassen und an die anderen Beteiligten weitergeben könne. Der Fürst schickte ihm seinen Brief zurück mit der Randbemerkung: *um diese* [Besorgungen] *nicht aufzuhalten, habe ich noch gestern nachts sämtl. Schriften mit dem Wunsche durchlesen, dass die übrige Interessenten keine weitere Einwendungen gegen den Inhalt derselben mehr machen mögten.*⁵⁵

Wie man sieht hatte der Fürst allmählich genug von der Sache. Nun gab es eine kleine Pause. Weis hatte mit den Festlichkeiten zum Namenstag des Dekans zu tun. Deshalb konnte er sich erst am 9. Oktober 1791 bei Cunradi für die Übersendung des Protokolls bedanken⁵⁶ und – wieder! – neue Änderungswünsche Comburgs mitschicken. Sie scheinen aber nur Gaggstatt, nicht Mistlau zu betreffen. Der Fürst gab das Schreiben zur Beantwortung an Zeller weiter.⁵⁷

Am 26. November schrieb Weis an Cunradi, nun sei das Vergleichs-Manuskript fertig geworden und er schicke es ihm hiermit, nicht ohne auszudrücken dass er

52 AN 55.

53 AN 57.

54 AN 58.

55 AN 59.

56 AN 60.

57 AN 61.

sich über die *Sophicisimen* [Spitzfindigkeiten] geärgert habe, durch die die Sache so in die Länge gezogen wurde.⁵⁸

Eine lange Pause

Nun folgte eine lange Pause. Erst 1799 fragte Comburg bei Kirchberg an, ob dieses ein Interesse daran habe, die Verhandlungen zu einem Abschluss zu bringen. Was ist die Ursache für die lange Pause? Hatten alle Seiten die Lust verloren? Waren sie zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt? Immerhin tobte in Frankreich die Revolution und sollte bald in kriegerischer Form auf Deutschland übergreifen. Eine Rolle hat sicher gespielt, dass die beiden Hauptakteure, Weis und Cunradi, in dieser Zeit gestorben sind. Es existiert ein Briefentwurf Comburgs aus dem Jahr 1796, in dem darauf Bezug genommen wird.⁵⁹ Allem Anschein nach ist dieser Brief nie abgeschickt worden.⁶⁰ Cunradi war am 6. Januar 1795 im Alter von fast 71 Jahren gestorben. Über den Tod des Licentiaten Weis war nichts in Erfahrung zu bringen. An die Stelle Cunradis trat der Geheime Hofrat Gottfried Ludwig Knapp; Assessor war jetzt Friedrich Ernst Diezel. In Comburg war Kanzleirat Frick an die Stelle von Weis getreten. Nur der Fürst war immer noch Christian Friedrich Carl – er sollte 90 Jahre alt werden! Und auch auf der Comburg regierte zusammen mit dem Kapitel weiterhin Dekan Johann Godefrid von Greiffenclau.

Kanzleirat Frick stellte sich die Aufgabe, die eingeschlafenen Verhandlungen wieder in Gang zu bringen. Er schreibt deshalb am 13. September 1799 an Knapp. Der antwortete schnell, bat aber um Aufschub: Grundsätzlich sei man nach wie vor an einer Klärung interessiert – aber die personellen Veränderungen in der Kanzlei, die dringenden Aufgaben durch die Kriegszeiten, und die komplizierte Materie, die eine längere Einarbeitung erfordere – all das lasse es nicht zu, sich vor dem Beginn des nächsten Jahres mit der Sache zu befassen.⁶¹

Im Gegensatz zu den Kirchberger Akten enthalten die Comburger Akten selten etwas über die interne Kommunikation auf Comburger Seite. Das ist hier ausnahmsweise der Fall. Syndicus Licentiat Potschka schreibt am 19. Oktober 1799 an Frick: Kirchberg sei mit Preußen⁶² in Verhandlung, dem an Allmerspann und Gaggstadt gelegen sei – *so will auf baldigste Vollendung des Vergleichs wegen*

58 AN 62; vgl. Anhang 4.

59 StA Ludwigsburg B 375 L Bü 112. Diese Akte enthält den Comburger Bestand zum Briefwechsel in dieser Sache aus den Jahren 1796 bis 1801.

60 Es fehlt ein Datum beim Absendevermerk; in den Kirchberger Akten findet sich der Brief nicht; und es gibt weder in den Kirchberger noch in den Comburger Akten eine Antwort darauf.

61 Brief vom 30. September 1799, StA Ludwigsburg B 375 L Bü 112.

62 Die Markgrafschaft Ansbach war inzwischen Preußen eingegliedert worden.

*Gaggstadt und Mistlau ohne Verlängerung allenfalls binnen 4 Wochen zu bestehen seyn.*⁶³

Ganz so grimmig sah es Frick (oder sein Vorgesetzter) nicht. Im nächsten Brief an Knapp vom 23. Oktober äußerte er zunächst Freude darüber, dass auch Kirchberg an einer Erledigung interessiert sei, meinte allerdings, es wäre angenehmer gewesen, dieses Jahr noch Hand an das Geschäft anzulegen: Im ersten Quartal des nächsten Jahres stehe wieder die Hauptversammlung des Kapitels an und daraus könnten sich neue Schwierigkeiten ergeben. Um die Sache zu beschleunigen, werde er aber einen Vertragsentwurf erstellen und der anderen Seite zur Prüfung zustellen.⁶⁴

Wie so viele vor ihm, hat sich auch Frick in diesem Punkt getäuscht, obgleich er erstaunlich schnell mit seinem Vertragsentwurf fertig war. Er schickte ihn am 10. November 1799 an den Dekan zusammen mit einem langen Rechtfertigungsbrief, in dem er zu den für Comburg heiklen Punkten Stellung nahm und um Überprüfung und Billigung bat.⁶⁵

Erst am 17. April 1800 konnte Frick eine Kopie seines Entwurfes an Kirchberg schicken. Sein eigenes Original schickte er gleichzeitig an den Amtmann Diezel in Erkenbrechtshausen mit der Bitte, dies selbst zu kopieren und dann schnell zurückzugeben.

In seinem Begleitschreiben schlug Frick ein Treffen in Großallmerspahn vor, um noch einige Details des Entwurfs zu besprechen. Vor allem ging es darum, ob man die in den Briefen zwischen Weis und Cunradi vom 6. und 18. Juni 1791 besprochenen Punkte nicht in das Protokoll aufnehmen solle. Frick hielt dies für nötig – ein Grundsatz, der bis heute gilt: Für die Auslegung eines Vertrages ist seine Vorgeschichte wichtig.

Knapp brauchte einige Zeit, um den Entwurf Fricks durcharbeiten. Am 5. Juli legte er seinem Fürsten dazu ein Memorandum vor.⁶⁶ Er fand, dass die Ausarbeitung Fricks weitgehend mit den Protokoll-Akten identisch war. Zu kritisieren hatte er nur Folgendes:

- 1.) Inzeststrafen: a.) Bei den Strafen für Inzest sei beschlossen worden, diese auf ein Drittel herabzusetzen. Im Frickschen Entwurf sei das aber nur für die Geldstrafen geschehen, nicht aber für die Zuchthausstrafen.
- b.) In dem ursprünglichen Protokoll heiße es, die Strafe solle auf ein Drittel (von 150 auf 50 Gulden) herabgesetzt werden. Im Frickschen Entwurf stehe nun, sie solle um ein Drittel herabgesetzt werden (von 150 auf 100 Gulden). Da dies der Kirchberger Intention entspreche, sollte es so stehen bleiben.
- c.) Bei der Reduktion der 100-Gulden-Strafe sei nicht genau gerechnet worden: Zwei Drittel von 100 seien 66 Gulden und 40 Kreuzer und nicht 66 Gulden. *Der*

63 StA Ludwigsburg B 375 L Bü. 112.

64 Ebd.

65 Ebd.

66 AN 67.

Unterschied betrifft eine Kleinigkeit, und vielleicht kommt der Fall in Jahrhunderten oder auch gar niemals vor, indessen wird es doch, damit die Bestimmung mit dem angenommenen Grundsatz harmoniere, zu erinnern sein.

2.) Frick habe an einigen Stellen Verwahrungen eingefügt, die besagten, dass die vorgesehenen pragmatischen Lösungen nichts an den jeweiligen Rechtsstandpunkten änderten. Knapp äußerte sich lediglich ironisch über die von Comburg angewandte *eigenthümliche Kunst-Sprache*, die in der Sache nichts bringe, und dieses *Vergnügen* könne man den Kontrahenten *unbedenklich gönnen*.

3.) Knapp brachte dann noch mehrere kleinere Punkte an, die er mit Frick besprechen wollte. Einer erwies sich als belanglos, da er auf einem redaktionellen Versehen beruhte. Wichtiger war die Frage, was geschehen sollte, wenn Kirchberg einen Soldaten nach Mistlau verlege, *um das liederliche Bettlersgesindel ausscheu zu machen*. In diesem Falle sollten die Verpflegungskosten von den Comburger Untertanen zu bestreiten sein.

4. Comburg hatte selbst angeregt, dass – sollte der Vergleich zustande kommen – dieser auch auf den comburgischen Untertanen in Dörrmenz ausgedehnt würde. Das befürwortete Knapp.

Da Frick ein persönliches Treffen wünschte, schlug Knapp vor, ihn zur Mittagstafel nach Kirchberg einzuladen. Assessor Diezel sei damit einverstanden.

Der Fürst stimmte in einigen Randnotizen zu und wollte Frick gern zum Mittagessen einladen, so dass das Memorandum am 8. Juli 1800 nach Comburg abging.⁶⁷

Bemerkenswert ist, dass in der Akte zum ersten Mal etwas von den damaligen politischen Verhältnissen zu lesen ist. Frick musste die Einladung des Fürsten ausschlagen. Er schrieb am 14. Juli an Knapp, dass *nach denen eingetretenen wüsten Zeitumständen, wo die Feinestruppen sozusagen bis an die Thore unsers Ritterstiftes streifen, die Stadt Hall eine Zeitlang mit 25 Mann besetzt gehalten, dermahlen aber sich jedoch nur auf anderhalb Stunden entfernt halten*, er *außer Stand* sei, der Einladung zu folgen. Frick hoffte aber, dass sich die Umstände – also die Anwesenheit französischer Truppen – bald so ändern, dass er den Besuch in Kirchberg nachholen und Vorschläge für den Vertrag machen könne.⁶⁸

Frick meldete sich erst am 10. Januar 1801 wieder bei Knapp.⁶⁹ Er habe eigentlich die Weihnachtsferien zu einem Besuch in Kirchberg nutzen wollen, leider sei aber zur Jahreswende so viel zu erledigen gewesen; das normale Geschäft sei liegen geblieben. So muss es wieder beim Schriftlichen bleiben. Frick nahm Stellung zu Kritikpunkten an seinem Vertragsentwurf, die er im Großen und Ganzen akzeptierte. Dann kam er auf eine Reihe Punkte zu sprechen, die nichts mit dem Vergleich zu tun hatten, aber die Verwaltungen beschäftigen, nämlich

67 StA Ludwigsburg B 375 L Bü 112.

68 AN 69.

69 AN 70.

wie man das *liederliche Bettelgesindel* fernhalten könne, und ob man den Gemeindewesen auf die Gemeindebürger verteilen solle, wie bei Teuerungen zu verfahren sei und anderes. Man spürt deutlich den Krieg als Hintergrund. Den Vorschlag, den Vergleich auch auf Dörrmenz und Lendsiedel auszudehnen, befürwortete er, musste dies aber der Ratifikation seiner Herrschaft vorbehalten.

Knapp antwortete am 13. Januar und meinte, dass er mit dem *Vergleichs-Prozeß wegen Mistlau vollkommen einverstanden* sei, so dass dessen Vollzug nichts mehr im Weg stehe. Danach folgte eine lange Erörterung anderer Fragen, die den Verwaltungen damals auf den Nägeln brannten, aber nichts mit Mistlau zu tun hatten. Weitere schriftliche Erörterungen erschienen ihm nicht nützlich, er hoffte vielmehr, bei einem Treffen seinen Verhandlungspartner bald persönlich zu sehen.⁷⁰

Daraus wurde wieder nichts. Knapp meldete sich erst wieder am 7. September 1801 bei Frick,⁷¹ mit der Entschuldigung: *Durch die Stürme, welche die Reichs-Ursachen alle Augenblicke herbeyführten, wurde man gehindert, andere Geschäfte immer so zeitig in Ordnung zu bringen, als es außer dem zu wünschenden gewesen wäre. Dies ist wohl beiderseits der Fall mit den Vergleichen Mistlau, Gaggstatt betr.*

In Absicht auf Mistlau ist ohnehin kein Anstand mehr vorhanden, und was Gaggstatt und die sonstigen Gegenstände betrifft, worüber man sich bereits wechselseitig genaehert hat, so wird ein gänzlicher Abschluß wohl ebenfalls keine erhebliche Schwierigkeiten mehr finden. Deshalb fragte er an, ob Comburg Interesse hätte, die Sache zu einem gedeihlichen Ende zu bringen.

Eine Antwort auf diesen Brief liegt nicht vor. Die reichspolitischen Ereignisse setzten dem jahrzehntelangen Hin und Her ein Ende. Ein Jahr später, am 9./10. September 1802, marschierten württembergische Truppen auf die Comburg und besetzten sie; am 23. November 1802 nahm Württemberg Comburg formell in Besitz. Damit war Hohenlohe-Kirchberg sein Verhandlungspartner abhanden gekommen – wenn noch etwas geschehen sollte, hätte der Vergleich nun mit Württemberg abgeschlossen werden müssen. Ob dies tatsächlich geschehen ist, ist unklar.⁷²

Nur Seckendorff hatte noch nicht genug von solchen Auseinandersetzungen. 1805 beschwerte es sich, dass aus Anlass einer Schlägerei zwischen einem eigenen und einem Kirchberger Untertan in Mistlau Kirchberg die Untersuchung an sich gezogen habe.⁷³

70 AN 71.

71 AN 72.

72 In der Kirchberger Akte HZA Ki 10 17 A Nr. 56 findet sich die folgende Nota: *Pro Nota! Das Anerkenntniß des zwischen Kensburg und Kirchberg in Ansehung des Orts Mistlau laut Projects zu fertigenden Vergleichs Recesses p. geschehenen Austrags von Seiten Würtemberg mittelst AntwortSchreibens von der Oberlandesregierung zu Ellwangen d.d. 13. Aug. 1804 liegt den Acten: die vorsehende Landes Purification mit Würtemberg betr. bey.* Diese Akte ist nicht auffindbar.

73 AN 75 und 76

1806 erledigte sich dann der Streit endgültig, als Hohenlohe-Kirchberg von Bayern eingenommen (und 1810 im Rahmen eines Gebietstausches an Württemberg weitergegeben) wurde.

Nachbemerkungen

Es wird deutlich geworden sein, dass sich Comburg mit Kompromissen viel schwerer getan hat als Kirchberg. Möglicherweise ist das auf die Kollegial-Verfassung in Comburg zurückzuführen. Zum einen mussten sich Dekan und Kapitel einigen; zum anderen das Kapitel selbst. Dieses trat nur in großen Abständen zusammen, da die Chorherren meist ihren Wohnsitz nicht auf der Comburg hatten.

Zum zweiten mutet der gesamte Streit in der Zeit von 1788 bis 1802 grotesk an. 1789 brach die Französische Revolution aus, 1793 begannen die Koalitionskriege zwischen Frankreich und einigen deutschen Staaten, 1796 marschierten französische Truppen auch in Südwestdeutschland ein, ab 1800 überfluteten die napoleonischen Heere Europa. Und da stritten sich zwei Miniatur-Staaten 15 Jahre lange darüber, wer von beiden in einem Dorf mit 120 Einwohnern die Streife durchführen durfte und wem welche – allesamt winzigen – Einkünfte und Rechte zustanden – und man kam nicht einmal zu einem Ergebnis. Allein die Kosten für die Arbeitszeit des eingesetzten Personals und für die immer wieder durchgeführten Tagungen dürften die strittigen minimalen potenziellen Einkünfte aus den betroffenen Orten um ein Mehrfaches überstiegen haben. Da triumphtierte die Rechthaberei der jeweiligen Herren, aber auch die Eigendynamik einer schreibfreudigen Bürokratie über sämtliche ökonomischen Überlegungen. Wenn es um Hoheitsrechte ging, zählten die damit verbundenen Kosten wenig. Insofern scheint das Ganze ein Paradebeispiel für Bürokratie und Entscheidungsunfähigkeit des Alten Reiches zu sein. Gewiss ist so ein Pauschalurteil nicht ganz falsch. Andererseits zeigt der Fall aber auch, dass im reichsrechtlich gesicherten Rahmen des Reiches sogar kleine und kleinste Herrschaften – ohne von den großen Nachbarterritorien erdrückt zu werden – ohne militärische Gewalt oder andere Willkür in geordneten Bahnen Konflikte auf dem Verhandlungsweg zu lösen versuchten. Der – trotz kontroverser Interessenlage – zivilisierte, manchmal fast freundschaftliche Umgang der Beteiligten miteinander ist letztlich ein positives Beispiel für Konfliktentschärfungsstrategien im Alten Reich. Deshalb ist das Vorstehende mehr als nur eine Aneinanderreihung kleinteiligen bürokratischen Umgangs. Es zeigt vielmehr, wie das Alte Reich in seinen letzten Jahrzehnten funktionierte. Und bei aller Langsamkeit: Das Reich funktionierte auf dieser kleinen Ebene immerhin insofern, als Gewalt vermieden wurde.

Anhänge

Anhang 1:

14. Mai 1788: Memorandum von Fürst Christian Friedrich Carl zu Hohenlohe-Kirchberg zu einem tags zuvor eingegangenen Brief des Comburger Dekans Johann Godefried Lothar Franz Freyherr von Greiffenclau zu Vollrats

Gestern habe ich das hier anliegende, unerwartete, an sich ganz höfl. Schreiben von Comburg durch den Postwagen erhalten.

Es gedenkt dieses bloß einiger – in Mistlau – zum theil noch vor meiner Regierung, sich ereigneter unangenehmer Auftritte, und übergeht die Differenzen wegen Gaggstatt (vermutl., weil diese schon am C[ammer]G[ericht]⁷⁴ eingeklagt und Oberst-Richterlicher Erkändtnis unterworfen worden sind) mit Stillschweigen, – erwähnt die – meiner Regierung wegen jener gemachten – aber den erwünschten Eindruck nicht erwürkten Vorstellungen, auch, nebst dem Wunsch das Nachbarwohlvernehmen fortzupflanzen, der jenseitigen Obliegenheit, wohl hergebrachte Gerechtsame handhaben zu müßen, enthält dann die Bitte, meiner Regierung zu befehlen, wie sie künftig sich benehmen solle und endigt sich mit einem – mir wegen meiner Billig- und Gerechtigkeits-Liebe gemachten Compliment.

Da ich nun dieses Schreiben in höflich und moderatem Ton beantworten – die meinen Gesinnungen wiederfahrende Gerechtigkeit verdanken – und meiner bißher erwiesenen Aufmerksamkeit, dem H. Dechant u. sämtl. H. Capitularen von meiner Hochachtung und gut nachbarl. Gesinnungen bey jeder Gelegenheit, zu überzeugen, Erwähnung thun – zugl. aber auch beedes, mein Bedauern und meine Verwunderung darüber, dass man sich jenseits zu manch thätigen Turbationen meiner Gerechtsame hat verleiten laßen, äußern will: So entsteht hiebey die Frage: ob man den Comburg. Erlaß an mich, als einen solchen Schritt betrachten und aufnehmen dürfe und solle, wodurch man Gelegenheit theils sucht, theils geben will, nicht nur die benannte Irrungen, sondern alle obwaltende auf gütliche Art zu beseitigen u. abzuthun?

Anhang 2:

14. Mai 1788: Stellungnahme des hohenlohischen Assessors Johann Friedrich Widmann zur comburgischen Anfrage wegen Gaggstatt

Das an Eure Hochfürstl. Durchl. von Dechant und Kapitel zu Komburg eingekommene Schreiben ist allerdings eine unvermutete Erscheinung, wobey ich aber eine weniger lautere Absicht, als Hochf.[ürstliche] D.[urchlauch]t selber vermuten, angenommen.

74 Cammer-Gericht – das Reichskammergericht in Wetzlar.

Randglosse des Fürsten: *ich versire auch in dubio* [ich neige im Zweifel dazu], *dann doch auch lieber jedem etwas gutes als etwas schlimmes zu*[zutrauen].

[...] *Wer den Geist der Komburgischen Erweiterungs Systems nur zur Hälfte aus den alten Akten kennt, wer die eigene hartnekige Art weiß, wie sie die sonderbarsten Anmaßungen behaupten und gegen alle noch so gründliche Beweße zu souteniren suchen, wer einige Wissenschaft von ihren Streitigkeiten mit Hall, Limpurg Württemberg p. hat, gegen welche Nachbarn sie bey der sorgfeligsten Wachsamkeit doch noch im Ganzen immer gewonnen haben, der wird leicht begreifen, dass der Geist des Friedens nicht auf diesem Convent ruhe und dass ihnen mehr darum zu thun sey, unter zweideutigen Behauptungen ihre Zuständigkeiten immer weiter auszudehnen, als durch einen bündigen Receß ihren Absichten eine entscheidende Gränze sezen zu lassen.*

Randglosse des Fürsten: *als sehr gefährliche Nachbarn so wohl wegen ihrer Grundsätze, als wegen ihrem Vermögen diese durchzusezen, sind sie immer zu betrachten. Man hat also diesseits, wo es an Macht und genugsamem Nachdruck fehlet, umsomehr besonders klug und vorsichtig zu handeln.*

Es bleibt ein wahres politisches Phenomen, wenn man die Geschichte dieses Stifts, das ahnhin ein armseliges Benedictiner Convent war, bis zum gegenwärtigen Zeitpunkt verfolgt, wie solches bey seinem anfänglich geringen Umfang, wo es zu erst bald unter Reichsstadt Hällischen, bald unter Hohenlohischen und letztlich unter Limburgischem Schirm gestanden, zu der gegenwärtigen Größe und Stärke angewachsen und sich nunmehr selbst gegen dieienigen furchtbar macht, deren Schuz es ahnhin so angelegen sich gesucht hat. Freyl. hat es einen großen Theil seiner Vergößerung und Stärke der bekannten Connexion mit Würzburg zu verdanken, aber auch so bleibt ihr Betragen ein Meisterstück von schlauer Politik, wenn es mit diesem Stand wegen seiner der Superioritaets Rechte in täglichem Kampf steht und dessen Kräfte gegen Dritte doch immer mit dem Glück zum Erfolg zu bringen weiß, worinnen zugleich ein neuer Grund liegt, warum sie, das Stift, es lieber auf ungewisse Behauptungen, als auf bindige Verträge ankommen laeßt, indem es in extremo doch immer auf Würzburgische Vertretung und Beystand, wenn er auch nicht zu ausdrückl, wie ahnhin ist, rechnen darf.

Dass also Friedenswünsche bey dem Schreiben zum Grund liegen, zweifle ich sehr.

Anhang 3:**23. August 1791: Antwortschreiben des comburgischen Syndikus Weis an den hohenlohischen Rat Cunradi**

[...] In dieser Lage bleibt mir nichts, als das Bedauern übrig, die Mühe bisher umsonst angewandt, und das Maas aller Nachgiebigkeit umsonst erschöpft zu haben, besonders, da allerhand gezogene Sequelae⁷⁵, wie oben gemeldet, das Ritterstift in Verlegenheit setzten.

Das Haus von Seckendorf p:p: sind ganz gewisser Nachricht zu Folge mit dem Receßlauf unzufrieden, und die hiesige Unterthanen zu Mistlau senken den Kopf. Ob bey dieser Situation das Verzögern zweckmäßig seye, stelle ich der jenseitigen Klugheit anheim, mit vollkommenster Hochachtung verharrend Euer Wohlgebohrn ergebnster Diener Lt. Weis.

Anhang 4:**26. November 1791: Schreiben des comburgischen Syndikus Weis an den hohenlohischen Rat Cunradi**

Dieselbe werden hieraus ersehen, dass die Ritterschaftl. Ganerben [Seckendorff und Hornberg] noch mehrere Alterationen [Änderungen] in der Sache gemacht haben. Euer Hochwolgeboren können daraus auf meine Empfindungen schließen, da sie theils eine Correction für mich waren, besonders wenn ich eine gewisse Art von Sophicismen [Spitzfindigkeiten] betrachte, womit die Monita [Kritikpunkte] begleitet gewesen sind, anderen theils bey dem Pleno Capituli [Kapitelversammlung] die Sensation [das Gefühl] erweckten, welches eben die Ursache meiner Verspätung ist, indeme ich schon entschlossen war keine Hand mehr an die Sache zu legen. Indeß bleibt es immer in der Hauptsache bey dem alten, und es kann ohnbedenklich ex parte Kirchberg mit beede Hände zugegriffen werden, da es secundaria sind, jedoch soviel erhellet, dass meine Nachgiebigkeit größer, als jene der Ganerben groß wäre.

Uebrigens ist die Sache indivisible [unteilbar] wenigstens in den Haupt Artikeln, so dass wir uns anschließen müßten wir wollten dann, welches nie geschehen wird, die bestrittenen Auslagen pro Litis Consortibus [für die Prozessführung der Consorten] fahren lassen. Ich sehe einem Empfangsschein entgegen und habe die Ehre, mit vollkommenster Verehrung zu erharren Euer Hochwolgeborn ganz ergebenster Lt. Weis

75 Offenbar setzte Kirchberg den Vergleich schon um oder berief sich darauf in Streitfällen.

Ein Papiertapetenfragment der Manufaktur Dufour

Zur Rekonstruktion eines verlorenen Dekorationsensembles von Schloss Kirchberg an der Jagst

VON LENA STEPHANIE GRÜNER

In der ehemaligen hohenloheschen Residenzstadt Kirchberg an der Jagst (Abb. 1) wurden vor einiger Zeit mehrere Fragmente einer handbedruckten, französischen Papiertapete aus dem frühen 19. Jahrhundert aus dem Schutt geborgen. Sie überkamen auf ihrem Träger, einem 25 mm starken Holzbrett; ihr Erhaltungszustand war desolat. Trotzdem beeindruckten auf Anhieb die intensiven Farben, vor allem aber das gelungene illusionistische Draperiemotiv (Abb. 2, 3). Ihre ursprünglich hohe Qualität war augenfällig; eine eingehende Untersuchung schien lohnend. Die Tatsache, dass Funde wie dieser Seltenheitswert haben und historische Papiertapeten aufgrund der bloßen Unkenntnis oft überklebt oder abgerissen werden, bestärkte die Idee, die Tapetenreste zu konservieren und wis-



Abb. 1 Kirchberg – Luftaufnahme
(Bild: © LfD RPS, L6724-001_3426-2a, O. Braasch)



*Abb. 2 Größeres Fragment im letzten Stadium der Retusche
(Bild: © Y. Wiegand)*



Abb. 3 Kleineres Fragment im Fundzustand (© Y. Wiegand)

senschaftlich zu dokumentieren. Eine Archivrecherche im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein half bei der Klärung der unbekanntenen Provenienz. Im Rahmen eines Vortrags im November 2014 wurden die Forschungsergebnisse erstmals präsentiert.¹ Das Manuskript bildet die Grundlage dieses Beitrags. In der Zwischenzeit erfolgten die Konservierungs- und Retuschearbeiten am Studiengang für Konservierung und Restaurierung von Kunstwerken auf Papier, Archiv- und Bibliotheksgut der Stuttgarter Staatlichen Akademie der Bildenden Künste in Fellbach.² Am Internationalen Museumstag im Mai 2016 wurden die beiden Fragmente an das Sandel'sche Museum in Kirchberg übergeben und bilden fortan einen festen Bestandteil der Sammlung.³

Forschungsstand

Die Papiertapetenkunst wurde von der kunsthistorischen Forschung lange Zeit sehr stiefmütterlich behandelt – und das obwohl bereits seit 1923 in Deutschland das Deutsche Tapetenmuseum existiert, dessen Sammlung mittlerweile rund 23.500 Objekte umfasst. Papiertapeten werden als Produkte des Kunsthandwerks den dekorativen Künsten zugerechnet und kämpfen weitaus stärker als andere Formen der Wandverkleidung wie textile oder lederne Wandbespannungen gegen die Etikettierung als „Gebrauchskunst“. Das vermeintlich billige Material, Papier, trug an dieser Einschätzung wohl einen entscheidenden Anteil.⁴

1 Der Vortrag fand am 7. November 2014 im Sandel'schen Museum in Kirchberg statt und wurde durch das Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein in Zusammenarbeit mit dem Museums- und Kulturverein und der Volkshochschule Kirchberg an der Jagst organisiert. Besonderer Dank gilt dem Leiter des Zentralarchivs, Dr. Ulrich Schludi, für die Initiative sowie seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern für ihre große Hilfsbereitschaft während der Forschungsarbeiten. Nicht zuletzt sei auch den Findern der Tapetenfragmente, Grete und Dietrich Gonser, für ihre Aufmerksamkeit und die finanzielle Unterstützung der Konservierungsarbeiten gedankt.

2 Die Konservierungsarbeiten übernahm Yvonne Wiegand während ihres BA-Studiums unter der Leitung von Prof. Dr. Irene Brückle und Dr. Dipl.-Rest. Andrea Pataki-Hundt; zu den Arbeitsschritten vgl. Lena Stephanie Becker / Yvonne Wiegand: Papiertapetenfund in Kirchberg an der Jagst. Auf der Suche nach dem „Grünen Salon“ in der ehemaligen hohenloheschen Residenz, in: Nachrichtenblatt, hg. v. Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg, Heft 44 (4), 2015, S. 203–208.

3 Zur „Heimführung“ vgl. den kurzen Artikel von Hartmut Volk: Kirchberger Beitrag zum Internationalen Museumstag. In: Südwest Presse am 25. Mai 2016. Die Besichtigung des Sandel'schen Museums ist sonntags zwischen 14 und 17 Uhr möglich (geschlossen von Januar bis März).

4 Eine kurze Einführung in die wissenschaftliche Rezeption aus Schweizer Perspektive liefern Helen Bieri Thomson: Die Papiertapete des Schweizer Nationalmuseums – eine verkannte Sammlung, in: Tapeten: Wände sprechen Bände. Die Sammlungen des Schweizerischen Nationalmuseums. Hg. v. Schweizer Nationalmuseum und La Bibliothèque des Arts [Ausstellungskatalog, Château de Prangins, 8. Oktober 2010 bis 1. Mai 2011]. Lausanne 2010, S. 9–17, insbesondere S. 9–10 u. Hermann Schöpfer: „Ein ernst zu nehmender Zweig des Kunstgewerbes...“. Fragmente zur Geschichte der Papiertapete in der Schweiz. In: ebd., S. 139–161, insbesondere S. 139 f.; die jeweilige Zusammenfassung gilt grosso modo auch für Deutschland.

Dabei zählten Papiertapeten ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts für rund einhundert Jahre zu den beliebtesten Wanddekorationen; in Frankreich und in England verlor man dieses Bewusstsein im Übrigen nie. Seit rund zwei Jahrzehnten zeichnet sich ein steigendes wissenschaftliches Interesse an den Objekten ab, das sich unter anderem in der Veranstaltung mehrerer Tagungen sowie der Publikation von Sammelbänden, Katalogen und reich bebilderten Überblickswerken zur handwerklich-technischen und stilistischen Entwicklung äußert. Desweiteren erschienen einige Berichte über bemerkenswerte Einzelfunde, die größtenteils im Zusammenhang mit Baudokumentationen erfolgten.⁵ Das Forschungsinteresse ruht also einerseits auf konservatorischen Aspekten, andererseits auf der Stilanalyse, dem Gebrauch und der kulturhistorischen Einordnung der Papiertapete als Zeugnis der Wohnkultur. Denkmalpflegerische Belange spielten bei der Forschungsinitiative in der Regel eine entscheidende Rolle – so auch im vorliegenden Fall.

Rund sechzig Jahre nachdem Schloss Kirchberg verkauft und zum Altenheim umgenutzt worden war, wurde die Anlage 2012/13 geräumt. Das seinerzeit vorgelegte, letztlich nur teilweise realisierte „Zukunftskonzept“ vom Mai 2012 ver-

5 Die Tagungen konzentrieren sich in der Regel auf ein bestimmtes, besonders bemerkenswertes Konvolut, wie es u. a. im Fall der Weimarer Klassikstätten oder des Schweizer Schlosses Prangins erhalten blieb, vgl. Ausstellungskatalog Prangins (wie Anm. 4), Weimarer Klassikerstätten. Geschichte und Denkmalpflege: Hg. v. Thüringischen Landesamt für Denkmalpflege. Bad Homburg u. a. 1993, und Jürgen Beyer: Historische Papiertapeten in Weimar. In: Arbeitshefte des Thüringischen Landesamtes für Denkmalpflege, 3, 1993, ferner Miriam Röther (Hg.): Papiertapeten. Bestände, Erhaltung und Restaurierung [Tagungsband, Schloss Weesenstein, 2004]. Dresden 2005, und Claire Piguet / Nicole Froidevaux (Hg.): Copier coller. Papier peints du XVIII^e siècle [Tagungsband, Neuchâtel, 8.–9. März 1996]. Neuchâtel 1998. Seltener wurden bislang übergreifende Fragestellungen diskutiert, so u. a. Lesley Hoskins (Hg.): Die Tapete. Geschichte, Gestaltung und Techniken des Wanddesigns. Köln 2005. Und auch Sammlungsinventare existieren bislang nur wenige, darunter der Online-Katalog des Deutschen Tapetenmuseums, vgl. <http://www.tapeten.museum-kassel.de/> [15.06.2016], der Online-Katalog des Musée Papier Peint in Rixheim, vgl. <http://www.museepapierpeint.org/> [15.06.2016], der Katalog des V&A in London, vgl. Charles C. Oman / Jean Hamilton (Hg.): Wallpapers. A History and illustrated Catalogue of the Collection of the Victoria and Albert Museum. London 1982, sowie die Übersicht über den Papiertapetenbestand des Historischen Museums Basel, vgl. Astrid Arnold: Vergessene Schätze der Raumkunst, In: Historisches Museum Basel. Jahresbericht 2005. Basel 2005, S. 5–32. Ein hilfreiches Arbeitsmittel bei der Bestimmung französischer Papiertapeten ist der nach motivischen Kriterien zusammengestellte Katalog mit zahlreichen Tapetenmustern aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, vgl. Odile Nouvel: Papiers peints français. Contribution à l'étude de la grammaire decorative. Fribourg 1981. Das Standardwerk zur Geschichte der Tapete, darunter ausführlich auch zur Entwicklung der Papiertapete (Bd. I), lieferte Heinrich Olligs: Tapeten. Ihre Geschichten bis zur Gegenwart. 3 Bd. Braunschweig 1970. Aktueller, wenn auch deutlich knapper im Umfang ist der Überblicksbeitrag von Sabine Thümmler anhand von Beispielen aus dem Bestand des Deutschen Tapetenmuseums, vgl. Sabine Thümmler: Die Geschichte der Tapete. Raumkunst aus Papier. Aus den Beständen des Deutschen Tapetenmuseums Kassel. Eurasburg 1998. Zur französischen Forschung vgl. insbesondere die zahlreichen Beiträge von Bernard Jaqué, so unter anderem L'Histoire des motifs. XVIII^e et XIX^e siècles. Turin 2010, und Les papiers peints en arabesques de la fin du 18^e siècle. Paris 1995, ferner Christine Velut: Décors de papier. Production, commerce et usages des papiers peints à Paris, 1750–1820. Paris 2005, und Veronique Hougue: Le papier peint. Art & techniques. Paris 1995.

anlasste das Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, eine umfassende Baudokumentation dieses „Kulturdenkmals von besonderer Bedeutung“ (§ 12 DSchG BW) in Auftrag zu geben. Rasch zeichnete sich ab, dass bis dato nur wenige profunde Informationen zur Bau- und Ausstattungsgeschichte des Schlosses vorlagen – von einer gründlichen Analyse des Bestands nach den Methoden der Historischen Bauforschung ganz zu schweigen.⁶ Die Dokumentationsarbeiten währten rund ein Jahr und mündeten in die weitere Erforschung der Schlossbaugeschichte an der Fakultät für Architektur der TU München durch die Verfasserin.⁷

Im Innern des Hauptbaus – die Vierflügelanlage jenseits des Halsgrabens – überlebten nur wenige Strukturen die radikalen Umbaumaßnahmen der späten 1950er Jahre. Der historische Bestand wurde zugunsten einer weitgehend neuen, völlig veränderten Binnenstruktur eingerissen. Eine Dokumentation erfolgte nicht. Erhalten blieben unter anderem der im Barock überformte, im Kern wohl mittelalterliche Saal im zweiten Obergeschoss des hinteren Querbaus (Abb. 4) und die Raumflucht um das sogenannte Hauptstaatsgemach (Abb. 5), die im Rahmen des Neubaus des östlichen Flügels im frühen 18. Jahrhundert angelegt worden war. In diesen Räumen überkam zudem ein Teil der historischen wandfesten Ausstattung, die ansonsten abgeschlagen wurde oder unter abgehängten Decken beziehungsweise hinter Heizkörpern verschwand. Von den beiden barocken Flügelbauten, die den Ehrenhof im Bereich vor dem Halsgraben flankieren, zeigt der Marstall längs der Westseite noch den ursprünglichsten Baubestand. Wandfeste Ausstattung überkam aber auch hier nur rudimentär.

Die bewegliche Ausstattung wurde durch die Neuensteiner Erben vor dem Verkauf des Schlosses nach dem Zweiten Weltkrieg abtransportiert, darunter auch die barocke, chinoise Seidentapete aus dem Vorgemach des Hauptstaatsgemachs (Abb. 6, 16) und die großformatigen Ölgemälde von Joachim Georg Creutzfelder (1622–1702) aus der monumentalen Kassettendecke des Saals. Letztere wurden später durch Kopien (Abb. 4) ersetzt; die Originale zieren seither den großen, historistischen Saal von Schloss Neuenstein.

6 Ausgenommen der Aufsatz über die Bau- und Ausstattungsgeschichte des Schlosses von Elisabeth *Grünenwald*: Schloß Kirchberg an der Jagst. Baugeschichte und Parkanlagen von 1590 bis 1800. In: WFr 38/39 (1953/54), S. 178–222. Der Fokus liegt auf dem 18. und 19. Jahrhundert. Die Quellenangaben erfolgten jedoch sehr unvollständig; darüber hinaus haben sich die Signaturen in der Zwischenzeit mehrfach verändert. Trotz einer offensichtlich aufwendigen Archivrecherche und vieler interessanter Erkenntnisse ist der Beitrag aus wissenschaftlicher Sicht daher unzureichend.

7 Die Promotionsforschungen, die von der ‚Theodor und Ursula Mayer Stiftung‘ (Bietigheim-Bissingen) gefördert und durch die TU München jüngst mit dem ‚Laura Bassi-Preis‘ ausgezeichnet wurden, basieren zum einen auf den Ergebnissen der bauhistorischen Analysearbeiten durch das Stuttgarter Büro strebewerk 2012/13, zum anderen auf einer umfassenden Archivrecherche im Hohenlohe-Zentralarchiv (HZA) sowie im Staatsarchiv Nürnberg. Ziel ist eine Monographie über die bauhistorische Entwicklung der Schlossanlage vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Die Abgabe wird im Laufe des Jahres 2017 erfolgen.



Abb. 4 Saal um 1910 (© Fa. Dollmann, Kirchberg/Jagst)



Abb. 5 Hauptstaatsgemach um 1910 (© Fa. Dollmann, Kirchberg/Jagst)



*Abb. 6 Vorzimmer zum Hauptstaatsgemach von 1910
(© Fa. Dollmann, Kirchberg/Jagst)*

Schloss Kirchberg verkörpert zwar eine äußerlich beeindruckende, gewachsene historische Anlage, wobei selbst der mittelalterliche Kern im Bereich des Saalbauturms und der umgebenden Grabenanlage samt der Mauer und dem 14 m breiten Halsgraben anschaulich erhalten blieb. Im Innern beschränken sich die bauhistorischen Befunde jedoch auf einen Bruchteil des einstigen Bestands. Dabei traf der Umbau den Hauptbau besonders hart. Wie die laufenden Forschungen zur Schlossbaugeschichte deutlich machten, hatte der Baubestand aus Mittelalter und früher Neuzeit auch die Umgestaltung zur Barockresidenz im mittleren 18. Jahrhundert nahezu unbeschadet überdauert. In Hinblick auf eine homogene Gesamterscheinung wurden lediglich die alten Dächer über dem Corps de Logis und den Basteitürmen ersetzt und ein einheitlicher Putz auf die Schauffassaden gegen Stadt und Tal aufgetragen. Die überkommenen Binnenstrukturen blieben hingegen unangetastet.

Vor diesem Hintergrund erscheint der Fund der Papiertapetenfragmente weit weniger bescheiden, als es der erste Eindruck suggeriert. Im Rahmen der Gesamtrekonstruktion handelt es sich zwar nur um ein kleines Puzzleteil, das zudem eine vergleichsweise kurze Ausstattungsphase von höchstens zwei bis drei Jahrzehnten verkörpert. Gleichwohl wird die verlorene wandfeste Ausstattung, die man sich bislang lediglich anhand einiger weniger historischer schwarz-weiß Foto-

grafien vergegenwärtigen konnte, durch die Fragmente im wahrsten denkmalpflegerischen Sinne be-greifbar.

Historische Entwicklung der Papiertapete

Unter dem Begriff Papiertapete firmieren gemeinhin alle dekorativ gestalteten Papiere, die zur Verkleidung von Wänden und Ausstattung verwendet wurden. Papiertapeten zieren nicht nur gemauerte Wände, sondern – und dies gilt vor allem für die Anfänge im 16. und 17. Jahrhundert – gleichfalls Decken, mobile Paneele und Türen, sprich, Objekte aus Holz. Die ältesten, in ihrem ursprünglichen Kontext erhaltenen Exemplare datieren in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Es handelte sich um „Einblatttapeten“ kleinen Formats, deren Muster man durch den Abklatsch von handgeschnitzten Holzmodeln erzielte. Aufkommen und Verwendung standen im Zusammenhang mit der Optimierung der Papierfabrikation und des Druckwesens im Laufe des Spätmittelalters.⁸ Sie sind – nicht ganz zufällig – insbesondere in der Schweiz und in England dokumentiert, wo eine vergleichsweise große Anzahl historischer Häuser die vergangenen Jahrhunderte weitgehend unversehrt überdauerte.

Unter den von Beginn an bemerkenswert vielfältigen Mustern war die Nachahmung kostbarer Materialien besonders beliebt, allen voran die sogenannten Fladernpapiere [*altdt.* Holzfurnier], monochrom rötliche bis hellbraune Dekore, welche die Maserungen wertvoller Hölzer imitieren. Sie überziehen das Trägerholz vollständig und wurden sehr häufig mit einem ornamental gestalteten Einblattdruck kombiniert. Seltener sind gegenständliche Darstellungen wie auf der Tür der Maison au Saumon in Fribourg (Schweiz) überliefert: Das quadratische Bild, das in der oberen Türblatthälfte über dem Fladernpapier klebt, zeigt ein ideales, zentralperspektivisches Architekturprospekt.⁹ Die italienische Intarsienkunst der Hochrenaissance diente bei der Gestaltung der Papiere offensichtlich als Vorbild, zumal Architekturideale und -phantasien innerhalb dieser Gattung zu den exklusivsten Dekoren zählten. Man findet sie vornehmlich in Studioli oder auf den Dorsale von Chorgestühlen. Allerdings erscheint diese Interpretation der Einblattdruckwerke in Kombination mit den Fladernpapieren als bloße

8 Geert *Wisse*: Das Kind hat viele Väter: Die ersten Einzelbogen-Papiere. In: *Hoskins* 2005 (wie Anm. 5), S. 8–21, *Thümmler* (wie Anm. 5), S. 11–15, *Olligs* 1970 (wie Anm. 5), I, S. 199–211 u. Nancy *McClelland* (Hg.): *Historic wall-papers from their inception to the introduction of machinery*. Philadelphia u. a. 1924, S. 13–42, insbesondere S. 39–42. Die älteste bekannte Papiertapete überkam an der Decke über der Eingangshalle des Christ College in Cambridge (GB); es handelt sich um ein schwarz-weißes Granatapfelmuster, das aufgrund der umseitigen Papierbeschriftung zweifelsfrei zur Bauzeit um 1509 tapeziert worden war.

9 Christian *Renfer*: Fladernpapiere und Druckrapporte des 16. Jahrhunderts als originale Dekorationsverkleidungen auf Holz – die Sicht auf den schweizerischen Bestand. In: *Ausstellungskatalog Prangins* (wie Anm. 4), S. 125–137, hier S. 132 ff. u. Abb. 151; weitere Beispiele *ibid.*

Imitation der Einlegearbeiten etwas einseitig.¹⁰ Zwar legen Gestalt und Aufkommen des Fladernmusters nahe, dass es sich bei dieser frühen Form der Papiertapeten um eine preiswerte Alternative, sprich, ein Surrogat handelte, das zur Aufwertung des Trägermaterials diente. Insbesondere die ornamentalen, tief schwarzen Einblattdrucke, die stets innerhalb einer klar konturierten, geometrischen Form über den Fladern kleben und das Fladernmuster in den Zwischenräumen sogar durchscheinen lassen, zeigen durch den harten Farbkontrast eine ganz eigene Ästhetik, die in der zeitgenössischen Intarsienkunst in dieser Weise nicht existiert.¹¹

Während der Gebrauch von Papiertapeten hierzulande im Dreißigjährigen Krieg mehr oder weniger zum Erliegen kam, wurde die Mode in England und Frankreich ununterbrochen fortgeführt. Dass die Papiertapete ab der Wende zum 18. Jahrhundert zur Luxusware avancierte, lag aus handwerklicher Sicht an den zeitgenössischen Innovationen im Bereich von Drucktechnik und Farbe. Eine zentrale Rolle spielte dabei zum einen die Verbesserung der Papierqualität, zum anderen die Erfindung der „Papierrolle“. Sie bestand noch aus mehreren zusammengeklebten Bogen, ermöglichte aber großflächigere Rapporte und war leichter zu tapezieren.¹² Aus ästhetischer Perspektive ging der Erfolg mit der Produktion von Velourtapeten einher, eine mittels Wollstaub verfeinerte Samtimitation.

10 Ebd., S. 132 ff. Vergleicht man die Bemalung mittelalterlicher Bohlenstuben oder anderer holzvertäfelter Räume sowie der prunkvollen Holzfelder- und Kassettendecken über den sogenannten Rittersälen nördlich der Alpen, so scheinen doch gerade die ornamentalen Einblattdruckwerke vielmehr in dieser Tradition zu stehen. Vgl. beispielsweise die Bohlenwandbemalungen im 1. und 2. Obergeschoss von Schloss Heubach aus dem letzten Viertel des 16. Jahrhunderts oder die Deckengestaltung der Bohlenstube Rodaer Straße 12 in Neustadt/Orla (Thüringen), jeweils abgebildet in: Historische Ausstattung, in: Jahrbuch für Hausforschung (Tagungsband, Ravensburg, 16.–20. September 1999). Hg. v. G. Ulrich *Großmann* u. a., 50 (2004), ferner Decke im Obergeschoss von Schloss Annaburg (Sachsen), abgeb. in *Wisse* 2005 (wie Anm. 8), S. 10 Abb. 2.

11 Bei den Überlegungen rekurriert die Verfasserin auf ihre Magisterforschungen über ‚Architekturideale und -phantasien auf Holzintarsien der Hochrenaissance‘ am Beispiel des Chorgestühls von San Sisto in Piacenza (unpubliziert).

12 Die vorläufige „Papierrolle“ ist nicht mit dem späteren Endlospapier zu verwechseln, dessen Fertigung mithilfe des Rundschöpfsiebes erst ab ca. 1830 gelang. Bei dieser Urform handelte es sich um eine lange Papierbahn aus mehreren, vor dem Druck zusammengeklebten Papierbogen. Die Technik war in England ab dem späten 17. Jahrhundert gebräuchlich, in Frankreich ein halbes Jahrhundert später. Und auch bzgl. der Druckfarbe waren die englischen Produzenten wegweisend: Erstens kolorierten sie seit Beginn des 18. Jahrhunderts die Druckwerke nicht länger mittels Schablonen, Stempeln oder Pinseln, sondern schnitzten – nach dem Vorbild der Textildruckkunst – für jede Farbe einen eigenen Druckstock. Zweitens nutzten sie Handpressen; das heißt, man druckte nicht länger im Abklatschverfahren durch Abrieb. Drittens verwendete man Leimfarbe anstelle der bislang üblichen Temperafarben. Die pastose Leimfarbe barg die Möglichkeit zu den präzisen, fein nuancierten und leuchtstarken Variationen, wie sie für die exquisiten französischen Papiertapeten kennzeichnend wurden, vgl. Anthony *Wells-Cole*: Velours-, Blumen- und Phantasietaipeten: englische Papiertapeten zwischen 1680 und 1830. In: *Hoskins* (wie Anm. 5), S. 22–41, insbesondere S. 22–25, *Thümmler* (wie Anm. 5), S. 56, 67–68, Lutz J. *Walter*: Die Rekonstruktion historischer Tapetenausstattungen für Schillers Wohnhaus. In: *Weimarer Klassikerstätten* (wie Anm. 5), S. 133–143, insbesondere S. 134, 141–142 und *Oman/Hamilton* 1982 (wie Anm. 5), S. 27 f.

Der Trend kam aus England. Für die Verbreitung der Mode auf dem Kontinent wird die Marquise de Pompadour, die Mätresse Ludwigs XV., verantwortlich gemacht, die ihre Nebengemächer in Schloss Versailles 1754 mit den sogenannten Englischen Papieren ausstaffieren ließ.¹³ Seitdem stieg die Nachfrage seitens der Eliten Frankreichs rasch und forderte den Ehrgeiz der eingessenen Manufakturen heraus – mit Erfolg, denn am Ende gelang es ihnen, die englischen Produktionstechniken zu perfektionieren und in bislang unbekannter, seither unübertroffener Qualität zu produzieren. Die französischen Papiertapeten traten infolgedessen neben die traditionellen Wanddekorationen aus Marmor, Stuck oder Spiegelglas; sie verdrängten sukzessive sowohl die repräsentativen Goldledertapeten als auch die günstigeren Leinwand- und Wachstuchtapeten und konkurrierten schließlich mit den textilen Draperien aus Damast, Brokat und Seide. Dass die Papiertapete als vollgültiges Element der gehobenen Innenraumdekoration reüssierte, ist dem Pariser Tapetenfabrikanten Jean-Baptiste Réveillon (1725–1811) zuzuschreiben. Für ihn arbeiteten hochrangige Künstler; die besten Techniker sorgten für die qualitätvolle Umsetzung des Designs. Die berühmtesten Blumentapeten tragen ebenso wie die erfolgreichen Arabeskendekore der 1780er Jahre seinen Namen.¹⁴ Die farblich reich nuancierten, fein gravierten Werke erforderten bis zu achtzig Druckstöcke; ihr Preis erreichte das Niveau von Gobelins. Diese Luxusvariante der Papiertapeten war für die bisherige Käufer-schicht spätestens jetzt nicht mehr erschwinglich.

Frühzeitig erreichte die Papiertapetenmode auch die deutschen Gebiete, wobei merkantile Überlegungen die Entstehung eines eigenen Gewerbes gewiss förderten. Zu den führenden Produzenten zählten die Frankfurter Manufaktur Nothnagel und die Kasseler Tapetendruckerei Arnold.¹⁵ Die Qualität der ausländischen Konkurrenz blieb allerdings unerreicht, mithin war der Handel insbesondere mit den französischen Papiertapeten ein einträgliches Geschäft.

13 Vgl. *Thümmeler* (wie Anm. 5), S. 26–31, 56, und *Olligs* (wie Anm. 5), I, S. 231 f.

14 Die Vita Réveillons zusammengefasst bei *Olligs* (wie Anm. 5), I, S. 236–239, zum Œuvre ebd., S. 241–254, ausfl. dazu auch Henri *Clouzot* / Charles *Follot*: *Histoire du papier peint en France*. Paris 1935, S. 37–100. Zu den Arabeskendekoren vgl. *Thümmeler* (wie Anm. 5), S. 67–75, und *Jacqué*: (wie Anm. 5).

15 Zur Tapetendruckerei von Johann Christian Arnold (1758–1842) *Olligs* (wie Anm. 5) I, S. 284–294, 328–331. Weitaus berühmter war die Manufaktur von Johann Andreas Benjamin Nothnagel (1729–1804), dessen Werkstätten in Frankfurt heute vor allem durch die Beschreibung Goethes (*Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit*, I. Bd., 4. Buch. Tübingen 1811, S. 365–367) bekannt sind. Nothnagel hatte – analog zur allgemeinen Entwicklung der Papiertapetenproduktion in Deutschland – mit der Herstellung von wasserfesten Wachstüchern u. a. für Planwagen begonnen, aus denen in der Mitte des 18. Jahrhunderts die vor allem hierzulande begehrte Wachstuchtapete aus Leinen bzw. Baumwolle hervorging. Die Muster waren an den jeweils aktuellen Moden orientiert. Wie Arnold pflegte auch Nothnagel einen florierenden Handel mit den begehrten ausländischen Produkten, wobei zu seinem prominenten, internationalen Kundenstamm unter anderem die Grafen und Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg zählten, vgl. *Thümmeler* (wie Anm. 5), S. 37 ff. und Gerd J. *Grein*: *Tapetengeschichten aus Frankfurt und Hessen*. In: *Sammlung zur Volkskunde in Hessen* 31 (1991), S. 4–7.

Unter den 120 Tapetenmanufakturen, die Frankreich im Jahr 1808 zählte, ragten das elsässische Unternehmen Zuber & Cie und die Pariser Manufaktur von Joseph Dufour heraus.¹⁶ Sie knüpften an den Erfolg Réveillons an, dessen zur „Manufacture Royale“ gekürter Betrieb in den Wirren der Revolution 1789 gebrandschatzt worden war. Ihre Produkte wurden weltweit, an die Höfe Europas, nach Russland, Amerika und Australien, vertrieben.

Besonders begehrt waren in dieser Zeit zum einen die sogenannten Panoramatapeten, die sich umlaufend über alle Wände eines Raumes erstrecken, zum anderen die sogenannten Bildtapeten, ein in der Regel inhaltlich zusammenhängendes Konvolut separater, großformatiger Bildfelder, die in Kombination mit gedruckten architektonischen Dekorationselementen flexibel an die individuellen Raumbedürfnisse angepasst werden konnten.¹⁷ Ein bekanntes Beispiel verkörpert die in zwölf Einzelszenen aufgeteilte, monochrom gefasste Adaption der antiken Liebesgeschichte von Amor und Psyche aus dem Hause Dufour. Unter den Panoramatapeten erlangten die „Vues de Suisse“ von Zuber & Cie wohl die größte Popularität; sie wurden 1804 erstmals aufgelegt und existieren in verschiedenen Varianten.¹⁸ Zu sehen ist eine idealisierte Schweizer Landschaft mit schneebedeckten Bergen, Almhütten, Gletschern und Seen. Man schätzte einerseits die visuelle Erfahrung derartiger Panoramen, wobei die seinerzeit geprägten, gerade mit der Bergwelt verknüpften Idealvorstellungen vom „Zurück zur Natur“ Rousseaus sowie der romantischen Sehnsucht nach Ursprünglichkeit bis heute andauern. Auf der anderen Seite war die Bildungskomponente von großer Relevanz. Die Tapetenpanoramen glichen nicht selten lehrreichen bis hin zu moralisch aufgeladenen Kulturprogrammen, deren Stoff aus Reiseberichten, Romanen und antiker Dichtung stammte. Eine Besonderheit war auch der hohe technische Aufwand. Im Fall der „Vues de Suisse“ aus dem Jahr 1804 erfolgte der Druck mit 1024 Druckplatten in 95 Farben.

Zu den zeitgenössischen Modeerscheinungen zählten darüber hinaus die sogenannten Draperietapeten, Imitationen textiler Wandbehänge, deren vielfarbiger Druck zur Steigerung der Plastizität oftmals mit Wollstaub und Goldfitter bereichert wurde.¹⁹ Unter den führenden Herstellern erreichte abermals Dufour das

16 1802 hatte Jean Zuber (1773–1852) die Tapetenmanufaktur in Rixheim übernommen und umgenannt in Zuber & Cie, ausführlich dazu *Olligs* (wie Anm. 5), I, S. 297–300; es handelt sich um die einzige der historischen Manufakturen, die noch heute produziert.

17 Vgl. u. a. Frank *Kretzschmar*: Bildtapeten des 18. und 19. Jahrhunderts im Rheinland. In: *Röther* (wie Anm. 5), S. 67–78; weitere Beispiele von Bild- und Panoramatapeten ebd.

18 Vgl. Bernard *Jacqué*: Ein Mythos wird konkret: die Panoramatapete mit Schweizer Bildwelten. In: *Ausstellungskatalog Prangins 2010* (wie Anm. 4), S. 41–56, u. Philippe *de Fabry*: Vues de Suisse. Die Vermarktung einer Panoramatapete im Ersten Kaiserreich (1804–1815). In: ebd., S. 57–61; übergreifend Verena *Baumer-Müller*: Schweizer Landschaftstapeten des frühen 19. Jahrhunderts. Bern 1991.

19 Die große Bandbreite der Draperiedekore macht der Katalog von *Nouvel* (wie Anm. 5) sehr anschaulich. Zu den Draperietapeten vgl. *Thümmler* (wie Anm. 5), S. 81–82, und *Olligs* (wie Anm. 5), I, S. 321–328. Ein schönes Beispiel einer mit Draperietapeten ausgestatteten Raumse-

überzeugendste Ergebnis. Für das Motiv des kunstvollen Faltenarrangements waren die 1801 erstmals publizierten Entwürfe von Charles Percier und Pierre Fontaine, Napoleons offiziellen Architekten und Dekorateur, vorbildlich.²⁰ Sie zeigen aufwendige, bodenlange Stoffdraperien mit unzähligen Faltenstürzen, wertvollen Broschierungen und Zierrat aus ziselierter oder vergoldeter Bronze, Perlmutter und Ziersteinen sowie Knöpfe und Knäufe in Form von stilisierten Rosetten, Greifen- und Sphingenköpfen. Zu den begehrtesten Stoffgeweben zählten Lampas, Lyoner Brokat, farbige Seide und Musselin, ein Luxus, der dem vermögenden Hochadel vorbehalten war. Es überrascht daher nicht, dass man auf den Papiertapeten bevorzugt und erfolgreich die teuren Stoffgewebe abgebildet hatte. Gleichwohl handelte es sich auch in diesem Fall in keiner Weise nur um ein preisgünstiges Surrogat. Die Draperietapeten galten als gleichermaßen eleganter wie bescheidener Luxus. Zudem betonte man ihre hygienischen Vorzüge gegenüber den textilen Wandbehängen: Sie waren leichter zu reinigen, weniger anfällig für Mottenfraß und boten auch Flöhen und Wanzen kein Quartier.²¹ Unter den mannigfaltigen Mustern ragen insbesondere die phantastischen Kreationen heraus und kennzeichnen den papiernen Draperiedekor als künstlerisch eigenständige Form der zeitgenössischen Wanddekoration.

Der Kirchberger Tapetenfund

Der Kirchberger Tapetenfund umfasste ursprünglich mehrere unterschiedlich große Holzfragmente, auf denen sich die Reste zweier verschiedener Papiertapeten erhalten hatten. Vier davon zählten zur Oberborte einer Draperietapete, das fünfte zeigte ein buntes Blumenstreumuster mit Rankenbordüre (Abb. 7). Neben zwei Fragmenten der Oberborte verschwand bedauerlicherweise auch das Fragment der Blumentapete. Die Verluste sind aber wenigstens fotografisch dokumentiert, darunter ein sechstes Fragment, dessen großer, segmentbogenförmiger Ausschnitt wohl den Sturzbogen einer Fenster- oder Türleibung aussparte (Abb. 8).

Die beiden erhaltenen Fragmente (Abb. 2, 3) zeigen einen Ausschnitt der Oberborte; sie bildeten also den oberen Abschluss unter dem Deckenanschluss. Diese Position ist im Bild in Form einer schmalen, gewinkelten Leiste veranschaulicht – sie zeigt den Übergang von der Decke zur Wand. Darüber erscheint ein dunkelbraunes Konsolgesims, darunter ein schmaler Streifen der rückwärtigen Putzwand. Sie wird – wie die rekonstruierte Zusammensetzung der Fragmente zeigt (Abb. 9) – von einem kunstvoll gefältelten Querbehang aus dunkelrotem

quenz in situ überkam in Schloss Schwetzingen, vgl. Karl Ludwig *Fuchs*: Die Hochberg-Suite im Schwetzingen Schloss. In: *Röther* (wie Anm. 5), S. 140–145.

20 Vgl. Charles *Percier* / Pierre-François-Léonard *Fontaine*: Recueil de décorations intérieures comprenant tout ce qui à rapport à l'ameublement [...]. Paris 1801 u. 1812.

21 Vgl. *Journal des Luxus und der Moden* 2 (August 1787), S. 275–283.



Abb. 7 Verlorenes Tapetenfragment (© Fam. Gonser, Kirchberg/Jagst)



Abb. 8 Zwei verlorene Fundstücke (© Fam. Gonser, Kirchberg/Jagst)



Abb. 9 Rekonstruktion der Tapete anhand der Fundstücke (Bild: Lena Grüner)

Samt und einer grün-weiß gestreiften Seide verdeckt. Dabei ist der Samt entlang einer mit feinem Goldzierrat versehenen Vorhangstange so drapiert, dass er im alternierenden Wechsel mit dem Rosettenknauf des Wandaufagers nach vorne und zu einem antikisierenden, weiblichen Kopf mit Mondsichel zurückgeführt wird. Das Seidentuch ist hinter den Rosetten zusammengekommen und fällt vor dem Samt in Halbkreisbögen herab. Eine dünne Kordel verläuft zwischen den beiden Stoffen und ist in abwechselnd kleinen und großen Schlaufen um die Stange geschlagen. Druckwerk und Motiv zeichnen sich durch ein farblich bemerkenswert variantenreiches, fein nuanciertes Licht-Schatten-Spiel aus, wobei der Schattenwurf der kleinteiligen Knitterfalten des Seidenstoffes mit den großen Schattenpartien der rund gewölbten Schüsselfalten des Samtgewebes kontrastiert. Die Veloutierung schafft eine haptische Dimension, wodurch die Differenzierung von matt-pelzigem Samt und schimmernd-glatte Seide gestärkt und so die hohe Plastizität und räumliche Tiefe des illusionistischen Motivs gesteigert wird.

Die Zuschreibung von Flächendekor und Unterborte vereinfachte der markante, grün-weiß gestreifte Seidenstoff, der das gesamte Muster charakterisiert. Die fragliche Tapete ist erstmals bei Heinrich Olligs publiziert, wobei das abgebildete Exemplar zur Sammlung des Deutschen Tapetenmuseums zählt (Abb. 10).²²

²² Olligs (wie Anm. 5), I, S. 326, Abb. 233; es handelt sich angeblich um den Rest der abgebrochenen Draperietapetendekoration von Gut Brünchenhain (Schwalm-Eder-Kreis) – woher diese In-

In diesem Fall überkamen Flächendekor und Unterborte, während die Oberborte fehlt. Der Dekor zeigt den gestreiften Seidenstoff in vertikal drapierten Stoffbahnen, die, an Ziernägeln mit Rosettenkopf und goldfarbenen Troddeln befestigt, in großzügigen, horizontalen Stufen gerafft sind. Die Seide ist locker gespannt, wodurch sich der Stoff ungleichmäßig nach vorne wölbt und die seitlichen Ränder der Stoffquadrate leicht zusammenfallen. Gewiss nicht ganz zufällig wird so der Blick auf die leicht ramponierte Putzwand hinter dem Arrangement freigegeben – ein verspieltes Detail, das wie die Bügelfalten die elegante Erscheinung des Wandbehangs konterkariert und die Raffinesse der Komposition unterstreicht. Auf der Unterborte wiederholte man das Motiv des Querbehangs von der Oberborte, wobei der Überschlag des Seidenstoffes über eine zweite Vorhangstange die Stoßfuge der separat gefertigten Tapetenbahn geschickt kaschiert. Die Stange, die auf der untersten Reihe der Ziernägel lagert, trägt zum einen den dunkelroten Querbehang, zum anderen das Ende des Seidenstoffes, der mit dem charakteristischen Federnrand wie ein Lätzchen im Halbkreisbogen vor dem dunkelroten Samtgewebe ruht. Auf dem abschließenden Sohlbankgesims steht vor jeder Stoffbahn eine mit Früchten gefüllte, von zwei Putten flankierte Korbvase, an der rücklings zwei Putten lehnen.



Abb. 10 Flächendekor und Unterborte
(© MHK, Neg.-Nr. TM 9a 359)

formation stammt, ist nicht vermerkt. Die Zuschreibung des Dekors an die Rixheimer Manufaktur Zuber ist falsch.



*Abb. 10a „Blauer Salon“ von Schloss Corvey
(mit frdl. Genehmigung des Kulturkreises Höxter-Corvey gGmbH)*

Die vorliegende Draperietapete bestand folglich aus drei Teilen, den Bordüren und dem Flächendekor. Auf diese Weise konnte das Muster flexibel an die unterschiedlichen Raumverhältnisse angepasst werden. Das Dekor wurde von Xavier Mader im Auftrag der Pariser Manufaktur Joseph Dufour entworfen und 1808 zum ersten Mal aufgelegt. Es handelte sich um einen Handdruck mittels Holzmodeln, wobei das Motiv wahlweise mit grünen oder blauen Streifen hergestellt wurde. Das Jahr 1808 ist folglich der Terminus post quem für die Anschaffung der Tapete in Kirchberg. Der Terminus ante quem erschließt sich aus den Rückständen einer zweiten Tapete, die in größeren und kleineren Fetzen auf allen Fundstücken klebt (Abb. 2, 8, 9). Das Muster kann aufgrund der Farbe und des charakteristischen schwarzen Punkterasters zweifelsfrei mit dem Muster des verlorenen Blumentapetenfragments (Abb. 7) identifiziert werden. Das bedeutet, dass beim Fund zwar zwei verschiedene Tapetendekore zutage kamen, diese aber aus ein und demselben Raumkontext stammten. Die Blumentapete folgte somit zeitlich auf die Draperietapete. Die spezifische Gestaltung lässt auf eine frühe maschinelle Fertigung schließen, wobei die Punkte von abgestumpften Metallnadeln stammten; sie bildeten die Form und wurden beim frühen Maschinendruckverfahren in die Druckwalzen getrieben. Die Blumentapete datiert da-



*Abb. 11 „Grüner Salon“ der Schelenburg
(© K. Mosebach; mit frdl. Genehmigung von J. Kellermann von Schele)*



*Abb. 12 Bibliothek in Westfalen
(© M. L. Preiss, Deutsche Stiftung Denkmalschutz)*



Abb. 13 Basler Fragmente
(© Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt,
TAP 00081)

mechanischen Verletzungen des größeren Fragments (Abb. 13) anschaulich zeigen, dass die Bordüre zumindest in diesem Fall über dem Flächendekor klebte. Das Muster der Oberborte endet demzufolge mit dem Rand des samteneen Querbehangs und konnte daher grundsätzlich auch mit anderen Tapeten kombiniert werden. Dass dies in Kirchberg nicht der Fall war, belegt die Aufnahme des großen verlorenen Fragments (Abb. 8). Am unteren Rand ist darauf noch gerade zu erkennen, dass unter dem samteneen Querbehang die grün-weiß gestreifte Seide erneut zum Vorschein kam.

her um 1840/50.²³ Das heißt, die Kirchberger Draperietapete wurde in etwa zwischen 1810 und 1830 angebracht.

Die vorliegenden Tapetenfragmente stammen also aus einer der renommiertesten Manufakturen der damaligen Zeit. Und weil das Muster zu den beliebtesten Dekoren zählte, wird es heute gerne als Paradebeispiel dieser spezifischen Mode angeführt, die zu Beginn des 19. Jahrhunderts rund zwei Jahrzehnte währte. Gleichwohl sind bislang nur drei Exemplare in situ bekannt, so auf der Schellenburg nahe Osnabrück (Abb. 11), in Schloss Corvey an der Weser (Abbs. 10a) und in der Bibliothek eines Schlosses in Westfalen (Abb. 12). Ein viertes Exemplar zierte einst das Baseler Bürgerhaus „Zum Goldenen Löwen“.²⁴ Die Tapete überkam auch dort nur in zwei Fragmenten der Oberborte, wobei die

23 An dieser Stelle sei Dr. Astrid Wegener, Leiterin des Deutschen Tapetenmuseums in Kassel, für die freundliche Unterstützung der Rechercharbeiten und die Datierung der Blumentapete gedankt.

24 Die fragliche Tapete ist in zwei Fragmenten aus dem Bereich der Oberborte erhalten. Sie befand sich im Haus „Zum Goldenen Löwen“ (Aeschenvorstadt 4, Basel), das in den 1950er Jahren abgerissen wurde. Es liegen bislang keine weiteren Informationen weder über den genauen ursprünglichen räumlichen Kontext noch über den Käufer bzw. Verkäufer und – damit einhergehend – auch keine konkrete Datierung vor. Für den Hinweis sei Frank Löbbbecke (Bau- und Verkehrsdepartement Basel-Stadt) gedankt.

Im Fall von Corvey und der Schelenburg wird der Ankauf auf der Grundlage von Archivalien um 1820 datiert.²⁵ Die Mode setzte sich im deutschsprachigen Raum demnach mit einer gewissen Verzögerung durch. Ferner ist davon auszugehen, dass der „Blaue Salon“ von Corvey und der „Grüne Salon“ der Schelenburg, deren Namen jeweils auf die prägende Farbe der Seide rekurrieren, ebenso wie die westfälische Bibliothek – trotz der etwas kleineren Größe – als Empfangs- und Konversationsräume dienten, mithin eine repräsentative Funktion erfüllten. Die drei erhaltenen Beispiele zeigen darüber hinaus, dass die Komposition die umlaufende Anbringung und vollständige Einpassung der Tapete in den Bereich zwischen Lambris und Deckenkehle vorsah. Die Sohlbank und das Konsolgesims als Abschluss von Unter- und Oberborte bekräftigen diese Vorgabe, zumal sie in leichter Auf- bzw. Untersicht dargestellt sind. Die Bordüren wurden also bündig an die wandfeste Ausstattung angeschlossen. War diese nicht oder nur zum Teil vorhanden, ergänzte man das fehlende Element wie auf Schloss Corvey mittels einer Sockeltapete.

Ein weiteres Exemplar dieser Draperietapete zierte einst Gut Brünchenhain im hessischen Schwalm-Eder-Kreis.²⁶ Die Tapete wurde in der Zwischenzeit wohl entfernt, dafür blieb die Rechnung des Kasseler Tapetenfabrikanten Arnold vom 6. November 1822 erhalten und überliefert den zeitgenössischen Preis.²⁷ Die Bestellung tätigte die Geheimfrau von Godaeus, wobei der Umfang auf eine umfassende Neudekoration des barocken Gutshauses schließen lässt. Der zweiseitige Beleg listet insgesamt vierzig Posten; der Gesamtwarenwert betrug rund 300 Reichstaler. Die französische Draperietapete war der teuerste Artikel, wobei eine Bahn des Flächendekors 4 ½ Reichstaler, die Oberborte 6 und die Unterborte 5 ½ Reichstaler kostete. Der preisliche Unterschied zwischen den drei separat gefertigten Tapetenteilen spiegelt den jeweils unterschiedlichen Produktionsaufwand in Abhängigkeit von Farbzahl und Motiv. Augenfällig ist die aufwendigere Herstellung der Bordüren gegenüber dem Flächendekor. Da der ursprüngliche räumliche Kontext nicht bekannt ist, bleibt der tatsächliche materielle Umfang

25 Diese grobe Datierung basiert auf mündlichen Aussagen des Besitzers respektive des Museums. Im Fall der Schelenburg sind im Niedersächsischen Landesarchiv, wo man das private Adelsarchiv verwahrt, etliche Schriftquellen aus der fraglichen Zeit überliefert, die möglicherweise auch das exakte Datum des Kaufs dokumentieren. Dank gilt Dr. Birgit Kehne, Leiterin des Archivstandorts Osnabrück, die eine kursorische Sichtung übernahm und eine Zusammenstellung des fraglichen Konvoluts übermittelte.

26 Vgl. *Olligs* (wie Anm. 5), I, S. 324 ff. und Abb. 234 und 235.

27 Die Rechnung vom 6. November 1822 stammt von Johann Chr. Arnold und ist an die Geheimrätin von Godaeus adressiert. Wo das Dokument archiviert ist, geht aus den Ausführungen nicht hervor, vgl. *Olligs* (wie Anm. 5), I, S. 324–327 und Abb. 234 und 235. Mangels näherer Angaben ist jedoch nicht zweifelsfrei, ob es sich bei der fraglichen „Draperie Tapete“, die „Obere Draperie“ und „Untere Ditto“ (Unterborte) um den französischen Dekor von Dufour handelte. Dass es sich bei der bestellten Ware in jedem Fall um eine besondere Tapete handelte, unterstreicht eine zweite Draperietapete dieser Rechnung, sie war nicht nur um vielfaches preiswerter, sondern trägt auch eine Artikelnummer. *Olligs* interpretiert die fehlende Artikelnummer der „Draperie Tapete“ als Beleg, dass es sich um fremde Handelsware handelte.

im Wert von 47 Reichstalern jedoch ungewiss. Bedenkt man die zeitgenössischen Raumverhältnisse mit mehreren Metern hohen Wänden, reichten die bestellten 5 ½ Stück Flächendekor – gemeint waren die Bahnen – jedenfalls nicht sehr weit. Von den Bordüren wurden jeweils nur zwei Bahnen bestellt. Beide Muster entwickeln sich allerdings in die Breite, sprich, eine Bordürenbahn erstreckte sich über mehrere Bahnen des Flächendekors. Angeblich war die Tapete auch in Brünchenhain für die Bibliothek bestimmt, was den mutmaßlich geringen Umfang erklären könnte.²⁸ Gegebenenfalls war der Großteil der Wände nämlich mit Bücherschränken verstellt.

Schloss Kirchberg – Baugeschichte und Quellenlage

Die aktuelle Gestalt der Schlossanlage von Kirchberg geht auf die letzte große Baumaßnahme unter Karl August von Hohenlohe-Kirchberg (1707–1767) zurück. Während seiner Regentschaft wurde die vormals trutzige Vierflügelanlage mit den beiden charakteristischen Basteitürmen aus der frühen Neuzeit zur Barockresidenz umgestaltet. In diesem Zuge ließ er ab 1738 die mittelalterliche Vorburg – bestehend aus einem Wall und einem zweiten Abschnittsgraben – zugunsten eines Ehrenhofes niederlegen und auf dem frei gewordenen Gelände die spiegelsymmetrisch flankierenden, zweigeschossigen Flügelbauten errichten. Der westliche Bau diente als Marstall, der östliche war als Wittum für seine Stiefmutter, Auguste Sophie (1709–1743), gedacht. Im Namen „Witwenbau“ hallt diese ursprünglich vorgesehene, letztlich nicht realisierte Nutzung bis heute nach. Die beiden Flügel verbindet je ein Kommunikationsbau über den Halsgraben mit dem Hauptbau. Durch die Angleichung der stadtseitigen Dächer des Altbaus und die einheitliche Putzgestaltung bot sich dem Herantretenden ab der Mitte des 18. Jahrhunderts der Blick auf eine vermeintliche Dreiflügelanlage mit zentralem Corps de Logis. Der leicht modifiziert ausgeführte Entwurf, der in drei großformatigen, kolorierten Grundrissblättern erhalten blieb, stammt von Leopoldo Retti (1704–1751), ein in Paris ausgebildeter, italienischer Architekt, seinerzeit Obristbaudirektor am markgräflichen Hof von Ansbach, der später für den Herzog von Württemberg tätig war. Karl August entsprach dem Stereotyp des architektonisch dilettierenden Barockfürsten. Sein Architekturverständnis basierte auf etlichen Reisen, darunter seine mehrmonatige Kavaliertour durch Frankreich im Jahr 1725.²⁹ In diesem Zusammenhang besichtigte er unter anderem Versailles, Fontainebleau und Marly; er kannte folglich die seinerzeit berühmtesten Schlossanlagen. Seinen gestalterischen Einfluss auf die Umbaupla-

28 Ebd., S. 325, Anm. 29.

29 Die Grand Tour von Karl August von Hohenlohe-Kirchberg führte über das Elsass nach Paris und ist im Rahmen seiner Tagebücher und eines Reiseberichtes seines Kammerdieners detailreich dokumentiert, vgl. HZA Ki 100 Bü 20 (1725); eine kommentierte Edition ist in Arbeit.

nung des Kirchberger Schlosses spiegeln die Bauakten wider, die neben einigen Handskizzen unzählige persönliche Verbesserungswünsche und -vorschläge begleiteten. Seine Kommentare prägt der regelmäßig wiederkehrende Passus, dass die Baumaßnahmen qualitativ, dauerhaft und, nicht zuletzt, kostengünstig umgesetzt werden sollten. Diese Maxime erscheint wichtig, um die Bau- und Ausstattungsgeschichte des Schlosses zu verstehen; denn die Ausführung aller Baumaßnahmen beruhte in der Regel auf Kompromissen. Die zeitgenössischen Quellen machen deutlich, dass eine gewisse Diskrepanz herrschte zwischen den Gestaltungswünschen, die sich an der jeweils aktuellen Mode orientierten, und dem Willen, diese mit dem notwendig hohen, finanziellen Aufwand zu verwirklichen. Am Ende entschied man sich in Kirchberg fast immer für das preiswerteste Angebot. Eine Folge dieser sparsamen Geldpolitik war, dass die Kirchberger Regenten vor allem im Gegensatz zu einigen Vertretern der Territoriallinie Hohenlohe-Waldenburg nie über ihre Verhältnisse lebten. Zu keiner Zeit gab es alles umfassende Neuausstattungen; Renovierungen erfolgten immer sukzessive. Auch der großzügige Umbau unter Karl August verzögerte sich aus diesem Grund über drei Jahrzehnte bis zum Tod des Grafen im Jahr 1767.

Die Differenzierung der einzelnen Bau- und Ausstattungsphasen im 18. und 19. Jahrhundert erleichtert der bemerkenswert dichte Archivalienbestand zum Kirchberger Schlossbauwesen, der im Rahmen der laufenden Forschungen vollständig gesichtet wurde. Von besonderer Relevanz sind dabei die zahlreich erhaltenen Plansätze, die ein weitgehend authentisches Bild des Bauzustandes vom späten 16. bis ins mittlere 20. Jahrhundert vermitteln. Dazu zählt erstens der barocke Entwurf aus dem Jahr 1737, der auf einer exakten Bauaufnahme des zeitgenössischen Baubestandes basiert und durch variierende Strichstärken und Farben zwischen alter und neuer Bausubstanz unterscheidet.³⁰ Zweitens blieb der Bauplan der barocken Flügelbauten erhalten.³¹ Drittens wurde 1944 eine vollständige Bauaufnahme durch das Hochbauamt Crailsheim erstellt, die den schlussendlichen Ausbauzustand vor den weitreichenden Umbaumaßnahmen der 1950er Jahre dokumentiert.³² Im Abgleich mit den Inventaren, die ab dem mittleren 16. Jahrhundert erhalten sind und größtenteils in Hinblick auf eine Erteilung angefertigt worden waren, lässt sich die Funktion der einzelnen Räume einschließlich der Nutzungswechsel mehr oder weniger vollständig rekonstruieren.

Auf der Basis dieser Analysearbeit lassen sich diejenigen Räume lokalisieren, die von einer Umbaumaßnahme betroffen waren. Hilfreich sind dabei die zeitgenössischen gesellschaftlichen und familiären Konventionen: Zum einen bewohnten der Hausherr und seine Gemahlin üblicherweise den ersten Stock, die Bell'Etage. Zum anderen verfügte jedes erwachsene Familienmitglied über ein

30 HZA GA III/36a, 37a u. 375 (o. D.).

31 HZA GA 115 III/156 (o. D.).

32 StA Ludwigsburg F 126 III Bü 11 (1944).

sogenanntes Paradeappartement, das aus Wohn-, Schlaf- und Garderobenzimmer sowie einem Kabinett bestand. Im 18. und 19. Jahrhundert befanden sich die Gemächer des Fürsten im Corps de Logis, die Gemächer der Fürstin im östlich angrenzenden Flügelbau.³³ Der Erbprinz bewohnte mit seinem Gefolge die östliche Bastei, die Prinzessinnen ab 1745 die Mansarde des Witwenbaus. Es gab eine Bibliothek, ein Kunst- und Raritätenkabinett und einen großen Festsaal für offizielle Empfänge im zweiten Obergeschoss des hinteren Querbaus. Die Wirtschaftsräume befanden sich im Erdgeschoss. Diese funktional-hierarchische Differenzierung der Räume wurde durch spezifische Bezeichnungen gestützt, die sich entweder von einem charakteristischen Ausstattungsdetail oder einem bestimmten Bewohner ableiteten: So gab es unter anderem ein gelbes, ein graues, ein rotes und ein grünes Zimmer, ferner das Württemberg-Zimmer im Witwenbau, benannt wohl nach der Gräfinwitwe Auguste Sophie, geborene Herzogin von Württemberg-Neuenstadt, sowie das Friedrich Eberhard-Eck-Zimmer im zweiten Obergeschoss des vorderen Querbaus. Diese spezifischen Bezeichnungen liefern bau- und kunsthistorisch wertvolle Hinweise entweder zur ehemaligen Lage und Funktion der Räume oder deren visuell dominantestes Ausstattungsmerkmal, an dem man im Laufe der Jahrhunderte in der Regel festhielt. Insgesamt legen die Quellen eine ehemals vielgestaltige, in regelmäßigen Abständen modernisierte und in Einzelfällen sehr aufwendige wandfeste Ausstattung des Schlosses nahe.

Papiertapeten auf Schloss Kirchberg

Der Gebrauch von Tapeten auf Schloss Kirchberg beginnt frühzeitig und verläuft in etwa analog zur allgemeinen historischen Entwicklung, darunter das frühe englische Papier, wobei es sich um eine grüne Velourstapete handelte; sie wurde 1760 wiederverwendet, um den Himmel, die Rückwand, den Kasten und die beiden oberen Kränze eines Bettes zu verzieren. Kopfbrett und Decke dekorierte man mit einem grünen Taft mit Blumenstickerei. Hussen und Vorhänge bestanden aus Leinen.³⁴ Zu den ältesten Tapeten zählte auch die Gobelintapete, die

33 Unter Friedrich Eberhard von Hohenlohe-Kirchberg (1672–1737) wurde ab 1706 der östliche Flügel des Hauptbaus anstelle einer zweistöckigen Holzgalerie von 1624/25 errichtet. Im ersten Obergeschoss befanden sich die Gemächer seiner Gemahlin, im zweiten Obergeschoss waren ihre Hofdamen untergebracht, vgl. HZA Ki 35 Bü 2386 (1701–1741) und Ki 0 Bü 19 (1706–14). Die heute übliche Bezeichnung der Raumflucht als „Hauptstaatsgemach“ wurde zu einem späteren Zeitpunkt geprägt.

34 HZA Ki 35 Bü 2616, Nr. 67 (1760). Ein Vergleichsbeispiel für diese Tapete bildet die grüne, vermutlich aus England stammende Velourstapete im sog. Bilderzimmer der Residenz von Ansbach; sie wurde um 1770 angebracht und kam bei Restaurierungsarbeiten unter einer jüngeren Vertäfelung zum Vorschein, abgebildet in: Bernd Ringholz: Residenz Ansbach mit Hofgarten und Orangerie. hg. v. der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen. München 2005, S. 126, Detail s. S. 129.



Abb. 14 Saal im Witwenbau (Bild: Lena Grüner)

1743 im Marstall angebracht worden war, dem Zusatz „gewaschen“ zufolge aber ebenfalls zweitverwendet wurde.³⁵ Gobelintapeten kamen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Mode und bestanden aus kleinformatigen Einblatttapeten, die – wie die namensgebenden Wandteppiche – zusammengefügt ein großes Bild ergaben. In Frankreich hatte sich ein ganzes Gewerbe, die sogenannten Dominotiers, auf die Anfertigung dieses Dekors spezialisiert.³⁶ Und auch die Fladernmode war in Kirchberg bekannt, wengleich der illusionistische Effekt nicht mittels Fladernpapier erzielt wurde, sondern gemalt war. Ein Bestandsbrief des Malers Otto Sieber vom Herbst 1627 überliefert die Dekoration im hinteren Querbau, wo man *eine vornehme Stuben und Cammern oben die Decken gleich Flader Holz*³⁷ gestalten ließ.

35 HZA Ki 35 Bü 2442, Nr. 53 (1743): *Die Zimer im mittlern Stock sollen alle mit glatter Decke einem Pavion, und glatten Bewurf außer wo Tapeten hinkommen gemacht werd(en), [...] und ist die gewaschene Goblin Tapeten in die Stuben die ältere in die Camer zu meßen da sich dann die Höhe zu d(en) Lambris zeigen wird [...].* Weitere Hinweise auf die bauzeitliche Wandgestaltung im Marstall ebd.

36 Thümmler (wie Anm. 5), S. 49–55, und Jacques Savary des Brûlons: *Dictionnaire universel de Commerce*. Amsterdam 1726, Sp. 1710 [Dominoterie] und 1711 [Dominotier], u. Jean-Michel Papiillon: *Domino*. In: Denis Diderot / Jean Le Rond d'Alembert: *Encyclopédie Ou Dictionnaire Raisonné Des Sciences, Des Arts Et Des Métiers [...]*, Bd. 5: Do-Esy. Paris 1755, S. 35.

37 HZA La 40 Bü 727, Nc 7 (7. September 1672).

Ferner wurde im Witwenbau bei der Ersteinrichtung im Jahr 1740 größtenteils tapeziert. Da man die Tapeten im Einzelnen jedoch nicht differenzierte, befanden sich unter den Dekoren vermutlich keine herausragenden Stücke. Den bauzeitlichen Ausstattungsbestand dieses Flügels bezeugt neben der eichenen Balustertreppe des Haupttreppenhauses ein kleiner Saal in der Mitte des ersten Stocks (Abb. 14).³⁸ Der quadratische Raum ist vollflächig vertäfelte; Ofennische und Decke ziert ein filigranes Stuckbandelwerk mit Puttenköpfen. Die restauratorische Öffnung brachte am Sockeltäfer eine dreischichtige Fassungsfolge zutage, zuunterst ein stark ölhaltiges Polierweiß.³⁹ Die Profile waren ebenso wie die Höhungen am Stuckwerk vergoldet. Die Elemente stammen demnach aus derselben Phase und datieren stilistisch in die Bauzeit. Den Wandpaneelen oberhalb der Lamperie fehlt dagegen die Polierweißfassung – sie wurden folglich später angebracht.

Die Quellen überliefern, dass Karl August sowohl die Zuteilung der Räume als auch ihre Nutzung und Dekoration bestimmte. Die Mansarde im Witwenbau sollte demnach seine Schwester Luise Dorothea (1707–1753) beziehen, die Bell'Etage war seiner Stiefmutter vorbehalten. Die bauzeitlichen Dokumente belegen, dass man bei der Gestaltung der Wände zwischen Tünche in den Zimmern der Bediensteten und Täfelwerk beziehungsweise Tapeten im Bereich der herrschaftlichen Gemächer differenzierte. Die Gestaltungspalette reichte somit vom einfachen Putz, glatten und profilierten Lamperien und Stuckleisten bis hin zu Tapeten sowie ornamentalem Stuck- und Täfelwerk.⁴⁰ Dass man insbesondere die beiden Audienzzimmer tapezieren ließ, unterstreicht die gleichermaßen große Wertschätzung von Tapeten und Vertäfelungen, mit denen das Wohnzimmer verkleidet wurde. Die Order, das *Tafelzimmer mit glatten Lambris ohne Füllungen doch mit einem Lambrisgesimbs verfertigt, und hernach darauff sowohl als der Fußboden mit Oehlfarbe gemahlt, die Wände aber mit Quadratur in Gyps begleiten, welche hernach all edell können gemahlt werd(en)*⁴¹, deckt sich mit dem restauratorischen Befund des mittleren Gemachs. Größe und Lage in der Gebäudemitte unterstreichen die Bedeutung des Raumes innerhalb der Raumfolge dieser Etage. Während die übrigen Räume ihre Funktion mit den Bewohnern wechselten, hielt man an diesem zentralen Speisezimmer fest und gewährte so den Erhalt im bauzeitlichen Zustand.

38 Der Akkord über die Herstellung der Balustertreppe mit 84 Balustern wurde am 28. Dezember 1740 mit dem Hofschreiner Johann Jacob Pfirsch geschlossen, vgl. HZA Ki 35 Bü 2386 (1701–1741).

39 Die restauratorische Untersuchung der historischen Oberflächen in Marstall und Witwenbau erfolgte durch Dipl.-Rest. Luise Schreiber-Knaus (Tübingen) und Dipl.-Rest. Steffen Bückner (Bad Mergentheim) im Rahmen der bauhistorischen Untersuchung im Auftrag des Landesamtes für Denkmalpflege Baden-Württemberg.

40 Vgl. u. a. HZA Ki 35 Bü 2442 Nrn. 22 (5. 1. 1740), 24 (8. 1. 1740) und 33 (o. D.).

41 Ebd., Nr. 33 (o. D.).

Dass dem Speisezimmer innerhalb der höfischen Raumhierarchie eine sehr hohe Bedeutung zukam, unterstreicht auch eine Forderung Karl Augusts aus dem Jahr 1757. Derzufolge sollten die Arbeiten im Speisesaal des Hauptbaus, der in den seinerzeit neu aufgeführten westlichen Flügelbau verlegt und in diesem Zuge neu ausgestattet worden war, dringend abgeschlossen werden. Die Einrichtung war *theils zu eigenem Gebrauch, theils der Fremden wegen ein der nöthigsten*.⁴² Es handelte sich um eine der letzten großen Baumaßnahmen des Grafen, die durch die

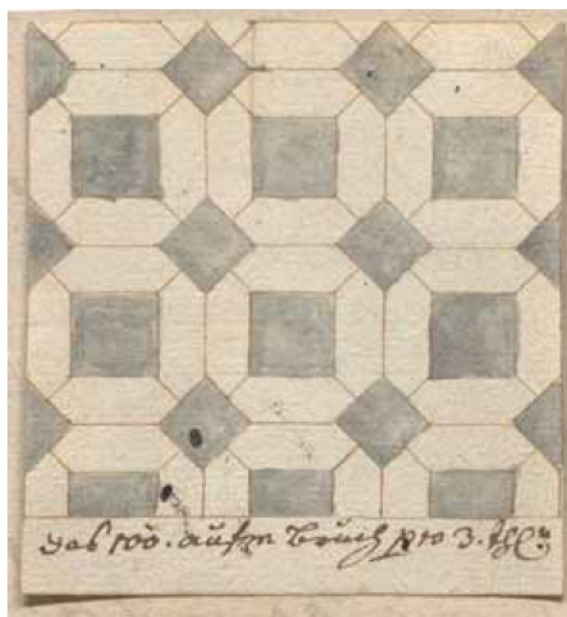


Abb. 15 Entwurf für den Marmorfußboden im neuen Speisezimmer (© HZA Ki 25 Bü 2616)

Errichtung eines repräsentativen Treppenhauses anstelle des maroden, frühneuzeitlichen Treppenturms motiviert worden war.⁴³ Das neue, viergeschossige Treppenhaus über quadratischem Grundriss grenzt an den vorderen Querbau an und besteht pro Geschoss aus einer dreiläufigen Winkeltreppe mit zwei Viertelpodesten und einem offenen Treppenschacht. Die Innenseiten ziert ein filigranes, schmiedeeisernes Geländer mit dem vergoldeten Monogramm des Bauherrn. Über diese Treppe erfolgte fortan der Zugang zum neuen Speisesaal im ersten Obergeschoss, wo man täglich zusammenkam oder die besagten Fremden respektive Gäste empfing. Der Saal, der sich bis zum hinteren Querbau erstreckte, diente folglich auch zur Repräsentation; entsprechend hochwertig war die Aus-

42 HZA Ki 35 Bü 2616 Nr. 46 (25. 9. 1757).

43 Karl August verfasste anlässlich des Neubaus des westlichen Flügelbaus eine Inschrift auf Pergament, die man in einer Zinkschatulle unter dem Grundstein versteckte, vgl. HZA Ki 35 Bü 2616 Nr. 30 (27. Mai 1757): *Der alte Schnecken Thurn von weyl: Herrn Graf Wolfgang und Herrn Graf Philipp von Hohenloh ao: 1590 erbauet, ist wegen Schadhafftigkeit der Treppen ao: 1757 abgebrochen und auf deßen Platz die jezige comode Treppe nebst dem Anbau in eben diesem Jahr von dem hochgebohrnen Grafen und Herrn, Herrn Carl August [...] wieder hergestellt worden. / Gott bewahre die zu dieses theuren Regenten Zeiten viel erweiterte und in guten dauerhaften Stand gesezte hochgräfl: Residenz vor allem Unglück, und lasse biß an das Ende der Welt Regenten von diesem hohen Stam□ im Seegen aus- und einwandlen;* die verantwortlichen Baumeister waren der Hofmaurer Johann Conrad Spindler und der Hofzimmermann Georg Conrad Ernst.



Abb. 16 Armlehnstuhl mit chinaver Seidenbespannung (© Kraft Fürst zu Hohenlohe-Oehringen)

stattung: Die Wände verkleidete man mit Goldledertapeten, die zuvor im alten Speisezimmer angeschlagen waren; den Boden zierten schwarze und graue Marmorplatten. Den dekorativen Verband (Abb. 15) hatte Karl August gezeichnet. Das sog. Rosenspitzmuster war seinerzeit sehr beliebt.⁴⁴ Goldledertapeten erlebten im Barock ihre glanzvollste, wenn auch letzte Blüte.⁴⁵ In der zeitgenössischen Dekorationshierarchie folgten sie auf Marmorverkleidungen, Spiegel und Gobelins und rangierten neben Seide und Samtbrotkat; sie galten als besonders langlebig, was die Wiederverwendung in Kirchberg unterstreicht. Karl August hatte ursprünglich geplant, mit den überschüssigen Goldledertapeten das eigene Vorgemach auszustatten. Der Bestand reichte letzt-

lich aber nicht mal für das kleinere Vorgemach der Fürstin aus, sodass er den Kammerrat beauftragte, aus *Bayreith von denen Berlinern auf Leinwand in den Indianischen Gusto gemahlte Tapeten die hell und frisch von farben sind bestell(en) der Grund mag grün oder gelb seyn oder auch weis*.⁴⁶ Gemeint waren die sogenannten Indiennes, handbemalte Baumwollstoffe mit exotischen Mustern, zumeist Blumenmuster, die ab dem frühen 17. Jahrhundert über die East Indian Company von Indien nach Europa gelangten.

44 HZA Ki 35 Bü 2616 Nrn. 22 (1757) u. 67 (1760).

45 Thümmeler (wie Anm. 5), S. 16–25, und Sabine Thümmeler / Caroline Eva Gerner: *Golddrausch. Die Pracht der Goldledertapeten* (Ausstellungskatalog, Kassel/Museum Schloss Wilhelmshöhe, 7. Dezember 2006 bis 25. März 2007. München 2006.

46 HZA Ki 35 Bü 2616 Nr. 46 (25. 9. 1757).

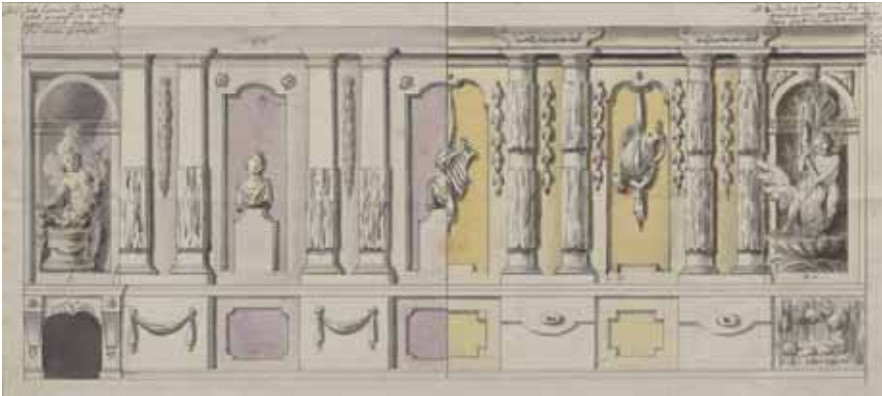


Abb. 17 Doppellentwurf zur Neugestaltung des Speisezimmers von 1776
(© HZA GA 115 III/47)

Karl August folgte noch einem weiteren zeitgenössischen Trend, indem er um 1760 das Vorgemach im ersten Obergeschoss des östlichen Flügelbaus mit einer sogenannten Peking-Tapete ausstaffieren ließ. Den Bestand dokumentiert ein historisches Foto (Abb. 6). Da man die teuren textilen Wandbespannungen ansonsten eher entbehrte, zählte diese im chinesisches Stil bemalte Seide neben den Goldledertapeten wohl zum exklusivsten Element der historischen wandfesten Ausstattung des Schlosses. Im Schlossmuseum von Neuenstein steht ein neobarocker Polsterstuhl (Abb. 16), den man mit dem gleichen, wenn nicht sogar mit demselben, gold-gelb grundierten Seidenstoff bezogen hat. Er vermittelt einen Eindruck der ursprünglichen Farbe und veranschaulicht die ehemals hohe Qualität.

Unter Christian Friedrich Karl (1729–1819), der seinen Vater 1767 beerbt hatte, wurden keine größeren baulichen Veränderungen an der Schlossanlage mehr vorgenommen. Seine zeitlebens penibel geführten, privaten Kassenbücher belegen, dass er sich auf die Instandhaltung und Modernisierung der Innenräume sowie die Gestaltung der Gartenanlagen konzentriert hatte.⁴⁷ Dazu zählte unter anderem die Neudekoration des Speisesaals im Jahr 1776, wobei man die mittlerweile endgültig aus der Mode geratenen Goldledertapeten zugunsten einer freskierten Scheinarchitektur abgenommen hatte. Zur Auswahl standen zwei im Detail differenzierte Entwürfe, die der Urheber auf einem Blatt (Abb. 17) kombinierte: Die Außenwand gliederten demnach entweder Doppelpilaster oder Doppelsäulen; die hochrechteckigen Interkolumnien füllten Büsten oder Kruggebilde; die seitlichen Kaminecken wurden geschlossen und jeweils durch eine fingierte Nische ersetzt.⁴⁸ Im selben Zuge ließ der Fürst das Musikzimmer im

47 HZA Ki 100 Bü 343–357 (1751–1810).

48 HZA GA 115 III Nr. 47 (o. D.); der Entwurf stammt von Johann Michael Meyer (Lobenhäusen), vgl. *Grünenwald* 1954 (wie Anm. 6), S. 209 (Quelle nicht genannt).



*Abb. 18 Ehemaliges Musikzimmer von 1910
(© Fa. Dollmann, Kirchberg/Jagst)*

ersten Obergeschoss des Corps de Logis mit einer architektonischen Wandgliederung bestehend aus kannelierten, ionischen Holzpilastern neu verkleiden. Die Wandfelder bemalte der Hofmaler Johann Jakob Schillinger (1750–1829) mit Gebinden aus Noten und Musikinstrumenten.⁴⁹ 1820 erwog man die Neugestaltung, entschied sich aber – aus Kostengründen – für einen schlichten Anstrich in Hellblau und bronzierte Holzleuchter an den Wandfeldern.⁵⁰ Da diese Ausstattung ebenfalls fotografisch dokumentiert ist (Abb. 18), handelte es sich um die letzte Umgestaltung des Musikzimmers.

Eine Vielzahl weiterer Modernisierungsmaßnahmen erschließt sich aus den besagten Kassenbüchern im Zusammenhang mit der regelmäßigen Bestellung von Papiertapeten. Die Bandbreite der Muster war groß und reichte von einfachen unifarbene Tapeten über Blumendekore, Muster à la greque, mit Flock oder im Chintz-Stil. Die Bestellungen erfolgten größtenteils bei Nothnagel, bisweilen in Nürnberg, selten in Straßburg oder Stuttgart.⁵¹ Seine rege Korrespondenz, die er

49 Ebd., S. 209. Die Arbeit Schillingers ist im Tagebuch des Fürsten unter dem 3. Juni 1776 vermerkt, vgl. HZA Ki 100 Bü 350 (1774–1776).

50 HZA Ki 50 Nr. 32C 9 ½ (6. 4. 1820).

51 HZA Ki 100 Bü 347, 348, 351–357.

in den 1780er Jahren mit Unterhändlern aus Frankfurt führte, dokumentiert eine jeweils intensive, individuelle Beratung vorab.⁵² Darüber hinaus überliefern die Briefe, dass 1783 die ersten Arabeskentapeten und 1802 vier grau in grau gefasste Bildtapeten angeschafft worden waren.⁵³ Letztere waren ein Geschenk für eine seiner Töchter. Welche Räume die Tapeten jeweils zierte, wurde nur selten angemerkt, darunter im Fall der neogotischen Turmruine, die man 1795 (Abb. 19) am südlichen Ende des sogenannten Neuen Wegs errichtet hatte.⁵⁴ Diese ab 1769 nach englischem Vorbild gestaltete Parkanlage verläuft im Bereich



*Abb. 19 Turmruine am neuen Weg
(Urheber unbekannt)*

des ehemaligen mittelalterlichen Zwingergrabens entlang des Westhangs des Kirchberger Höhenrückens.

Das sogenannte Ruin ist in vielerlei Hinsicht bemerkenswert: Schon allein die Tatsache, dass man für die Aufführung eine echte gotische Ruine, den Bergfried von Leofels, geplündert hatte,⁵⁵ um die Werksteine mit Buckelquadern und die Maßwerkfenster für die neue Ruine wiederzuverwenden, ist im Kontext der seinerzeit vielenorts künstlich gebauten Ruinen grotesk. Dazu kommt, dass der Bau nicht wie gewöhnlich ein rein ästhetisches Gartenelement verkörperte, eine Art Bühnendekoration im Garten, wie es dem Bautyp eigentlich entsprach. Die Kirchberger Ruine wurde wie ein Neubau möbliert, genutzt und gepflegt. Und,

52 HZA Ki 100 Bü 249 (1782–1789).

53 HZA Ki 100 Bü 352 (5. 5. 1783) u. 356 (17. 6. 1802).

54 HZA Ki 100 Bü 354 (Okt.-Dez. 1795, Mai-Juli 1796).

55 HZA Ki 35 Bü 2699 (1795–1796).

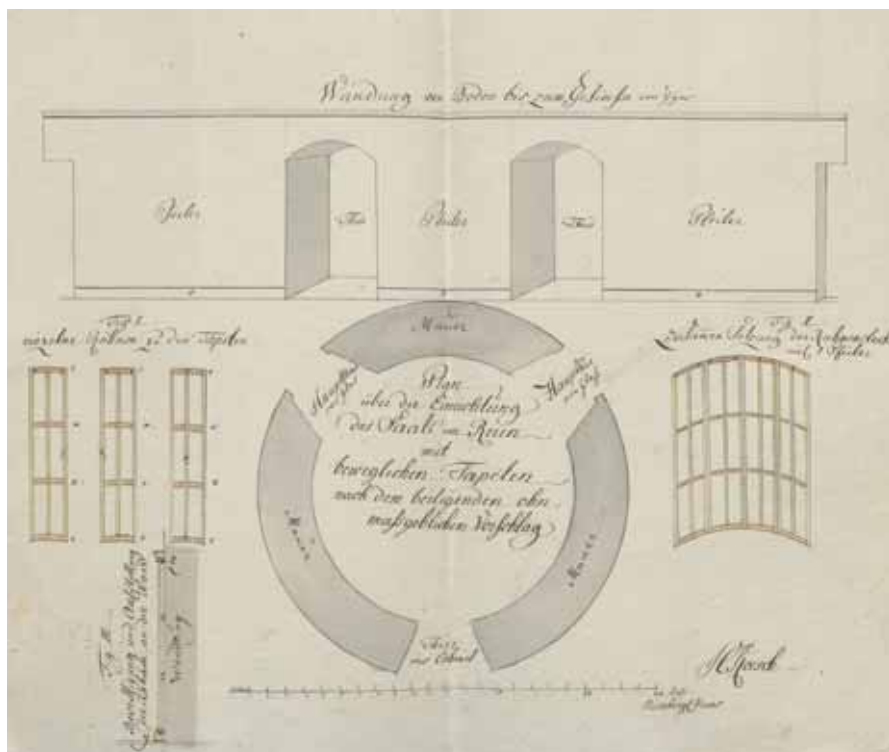


Abb. 20 Entwurf für eine mobile Tapetenarmierung im Raum
(© HZA Ki 35 Bü 2791)

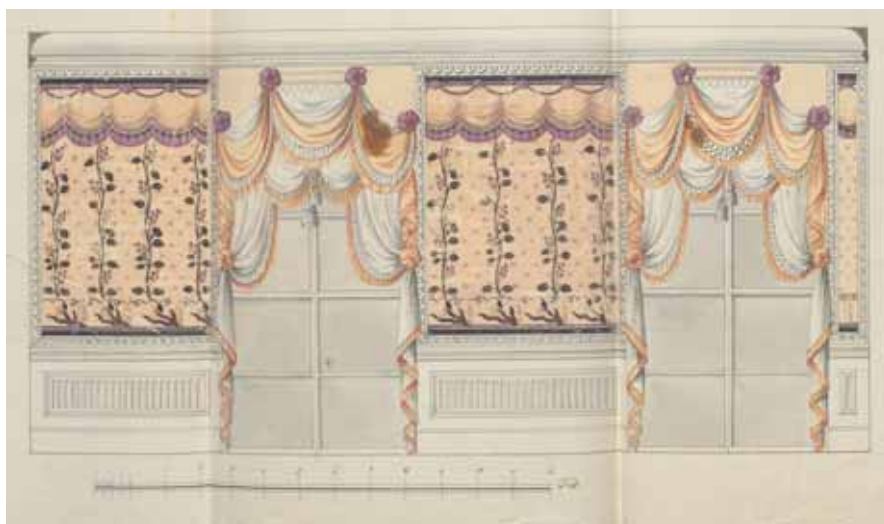
nicht zuletzt, hatte man diese künstliche, aber bewohnte Ruine nach ihrer Zerstörung 1945 wieder aufgebaut.

Die Ersteinrichtung entsprach der Nutzung eines Gesellschaftszimmers, wobei die Summe von 94 Gulden für die Tapeten von Nothnagel mit Blick auf die bescheidene Gebäudegröße für einen exklusiven Dekor spricht. Hinzu kamen rund 20 Gulden für den Buchbinder, dem die Anbringung oblag.⁵⁶ Die erste Instandsetzung der Tapeten war bereits nach zwei Jahren notwendig, da man das Gebäude während der Wintermonate nicht genutzt hatte.⁵⁷ Nachdem man weitere vier Jahre später wegen Schimmelproblemen erneut gezwungen war zu renovieren, erarbeitete der Bauinspektor einen Entwurf für eine mobile Unterkonstruktion (Abb. 20), um die Tapete abnehmen und einlagern zu können.⁵⁸ Vergleichbar mit der Konstruktion beweglicher Wandschirme, die als Sichtschutz und zur Unter-

56 HZA Ki 100 Bü 354 (22. September 1796, 10. Oktober 1796).

57 HZA Ki 100 Bü 355 (13. August 1798).

58 HZA Ki 35 Bü 2767 (1804) ebd. Bü 2784 (1806).



*Abb. 21 Entwurf für die Wandgestaltung des „gelben Zimmers“
(© HZA Ki 35 Bü 2791)*

teilung von Räumen dienten und unter anderem mit Tapeten oder Stoffen verkleidet wurden, verkörpert diese mobile Wand eine mögliche Erklärung für den Holzträger der vorliegenden Tapetenfragmente. Aber auch ein Wandschirm wäre denkbar, zumal beide Konstruktionen den segmentbogigen Ausschnitt erklären würden, der das verlorene sechste Fragment (Abb. 8) kennzeichnete.

Am 30. Juni 1806 brannte es im Schloss. Betroffen war unter anderem das „Gelbe Zimmer“ im zweiten Stock des Corps de Logis. Die Instandsetzung kam einer Rundumerneuerung gleich. Dass man ein hochwertiges Konzept verfolgte, spiegelt erstens die Bestellung von Tapeten im Gesamtwert von 169 Gulden in Straßburg wider, wo man sich zweitens einen fachmännischen Tapezierer empfehlen ließ. Drittens ließ man den Gothaer Hofmaler Heinrich Daniel Theodor Spangenberg (1764–1806) zwei alternative Entwürfe für die Wanddekoration anfertigen: eine schlichte hellblaue Variante und einen Draperiedekor (Abb. 21). Viertens wurde das Mobiliar zumindest teilweise bei Georg Hieronymus Bestelmeyer (1764–1829) in Nürnberg bestellt, ein seinerzeit berühmter Kaufmann, der 1793 als erster einen reich bebilderten Versandwarenkatalog mit über 1500 Artikeln herausgebracht hatte. In den Briefen an Christian Friedrich Karl warb Bestelmeyer mit seiner adeligen Klientel, darunter der Fürst von Öhringen, dem er Waren im Wert von 7.000 Gulden geliefert hatte.⁵⁹

⁵⁹ Der gesamte Bauhergang vom Brand bis zur Neueinrichtung ist einschließlich aller Briefe und Skizzen in einem Büschel zusammengefasst, vgl. HZA Ki 35 Nr. 26 Bü 2791 (1806–1807).

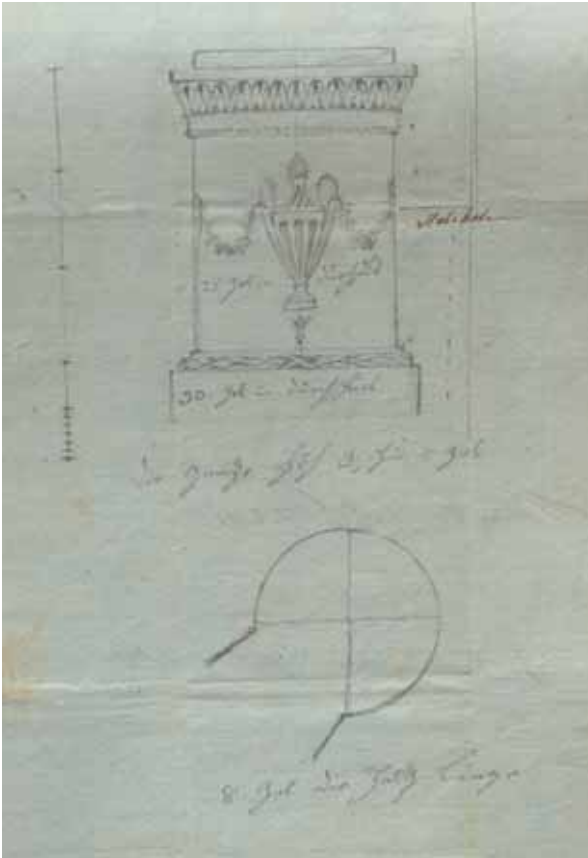


Abb. 22 Handskizze des Marmorpostaments für das „gelbe Zimmer“ (HZA Ki 35 Bü 2791)

In Kirchberg entschied man sich für die gelbe Draperietapete. Das Mobiliar aus Mahagoniholz mit Einlagen aus Bronze und Ebenholz wurde im Stil des Empire wunschgemäß nach dem „neuesten Geschmack“ zusammengestellt – es war dem Fürsten jedoch zu teuer. Bestelmeyer schlug daher sinngemäß vor, was nicht gefalle, könne unfrei zurückgeschickt werden. Der erhoffte Preisnachlass war nicht vorgesehen, sodass man die ursprüngliche Bestellung im Wert von 1500 Gulden um mehr als die Hälfte auf 694 Gulden reduzierte. Die übrigen Stücke wurden anhand von Vorlagenzeichnungen, die Bestelmeyer kostenlos zur Verfügung stellte, in Kirchberg angefertigt, darunter das Marmor-

postament (Abb. 22), das in der neuen Blindnische stand. Die darauf platzierte Kopie der „Frileuse“ von Jean-Antoine Haudon (1741–1828) gab es alternativ in Pappmaché, ein sowohl wegen des günstigeren Preises als auch des niedrigeren Gewichts ab dem frühen 19. Jahrhundert beliebtes Ersatzmaterial. Dass man sich letztendlich für die teurere Gipsvariante entschied, belegte das erhaltene Stück, das heute einschließlich des Postaments im Vestibül des Neuensteiner Schlosses steht.

Wie der Zufall spielt, ist diese Ausstattungsphase des Gelben Zimmers nicht nur umfassend archivalisch, sondern auch fotografisch dokumentiert (Abb. 23). Und wie die historische Aufnahme des Raumes zeigt, fand der Fürst an dem ikonographischen Spaß von Bestelmeyers Empfehlung Gefallen, als Pendant zur lasziven Staute Haudons auf den gusseisernen Ofen eine Statue der Vesta zu plat-



Abb. 23 Ehemaliges gelbes Zimmer um 1910
(© Fa. Dollmann, Kirchberg/Jagst)

zieren. Das Opfergefäß der keuschen Tempelhüterin funktionierte wie ein Duftstößchen und wurde bei Bedarf mit Brantwein befüllt.

Obwohl man 1812 den gesamten ersten Stock des Witwenbaus für den Erbprinzen Ludwig (1786–1836) und seine Gemahlin Adelheid (1787–1858) umgestaltet hatte,⁶⁰ begann dieser seine Regentschaft 1819 traditionell mit dem Umzug in die Bell'Etage des vorderen Schlossbaus. Seine vergleichsweise bescheidenen Vorstellungen zur Neugestaltung des Stockwerks in Höhe von rund 3.000 Gulden wies der Hofkammerrat allerdings freundlich zurück, sodass das gesamte fürstliche Paradeappartement für letztlich etwas mehr als die Hälfte neu hergerichtet worden war. Die Dekoration erfolgte vornehmlich mit Papiertapeten. 40 Gulden aus dieser Summe investierte die Fürstin in die Tapetendekoration eines „Grünen Kabinetts“, wobei die fragliche Tapete aus Flächendekor, Ober- und Unterborte bestand.⁶¹ Bereits im Witwenbau hatte sich die Fürstin ein gleich-

60 HZA Ki 50 Nr. 32B II Qu. 13 (1812).

61 HZA Ki 50 Nr. 32C III 9 ½ (1820): [...] *In das grüne Cabinet sind erforderlich / 112 ½ Ellen od: 7 ½ Bd: Tapeten / 37 ½ Ellen oder 2 ½ Bd: Bordure oben herum / 67 ½ [Ellen] oder 4 ½ Bd: Bordure um die Thüren und ausensokel herum.* Ein beiliegendes Dokument enthält eine Liste von Papiertapeten mit Artikelnummern und kurzer Beschreibung, die zur Auswahl standen; die vorlie-

namiges Zimmer im ehemaligen Porzellankabinett eingerichtet. Dabei erscheint von Interesse, dass man das Porzellankabinett bei seiner Ersteinrichtung 1740 mit einer glatten, weiß gefassten Vertäfelung versehen hatte,⁶² wie sie der Fassung des vorliegenden Holzträgers unterhalb der Papiertapete entspricht. Die Bezeichnung des Raumes könnte also wie auf der Schelenburg durch die grüne Farbe des Seidenstoffes der vorliegenden Tapetenfragmente inspiriert gewesen sein.

Der renommierte Hersteller und der ansehnliche Preis der Draperietapete sprechen für die ursprüngliche Anbringung der Kirchberger Tapetenfragmente im Schloss, zumal die Bevölkerung des Städtleins trotz des Residenzstatus stets landwirtschaftlich geprägt war. Zwar dienten einige der Altstadtbauten als Wohnhäuser für die Hofbeamten, darunter das sogenannte Prinzessinnenhaus in der Schlossstraße, auf dessen Grund die Tapetenfragmente geborgen wurden.⁶³ Bei der jüngsten Sanierung dieses Baudenkmals wurden laut Aussage der Besitzer jedoch keine Hinweise auf eine ehemalige Ausstattung mit Papiertapeten dokumentiert. Ob es sich bei einem der beiden genannten „Grünen Zimmer“ der Fürstin um den ursprünglichen Anbringungsort der vorliegenden Tapetenfragmente handelte, konnte nicht abschließend geklärt werden. Insbesondere die letzte Ausstattungsphase von 1819, als man im Witwenbau die Ausstattung modernisierte, macht diese Überlegung plausibel, da die Draperietapete in etwa zur selben Zeit auch in Corvey und auf der Schelenburg angeschafft worden war. Aber auch das Jahr 1812, vier Jahre nach der erstmaligen Drucklegung des Dekors, wäre jedoch denkbar.

gende Draperietapete ist nicht verzeichnet, wobei mangels Bestellformular nicht eindeutig ist, ob man sich ausschließlich an dieser Auswahl orientiert hatte oder weitere Dekore hinzugekommen waren.

62 HZA Ki 35 Bü 2442 Nr. 33 (1740).

63 Das Prinzessinnenhaus wurde 1790 durch den fürstlichen Kammerrat errichtet, 1817 von der fürstlichen Herrschaft gekauft und zum Justiz- und Rentamt bestimmt und ab 1849 von Prinzessin Ferdinande (1780–1853) bewohnt. Sie war die Tochter von Christian Friedrich Karl von Hohenlohe-Kirchberg (1729–1819) und Namenspatin des Hauses. Mit dem Aussterben der Kirchberger Linie 1861 wurde das Gebäude als Amtshaus obsolet und verkauft, vgl. Hans Dieter *Haller*: Das Prinzessinnenhaus. Das Mätressenhaus. Hg. vom Museums- und Kulturverein Kirchberg an der Jagst, H. 3, Kirchberg a. d. Jagst 2006, S. 4, 11–13, und Peter *Findeisen* (Bearb.): Stadt Kirchberg an der Jagst (Ortskernatlas Baden-Württemberg 1.13). Stuttgart 1997, S. 19, 25.

Johann Friedrich Mayer – der „Gypsapostel“ als Pfarrer und Prediger in Kupferzell

VON DIETRICH BLEHER

Wer durch die Hohenloher Dörfer und Weiler kommt, freut sich immer wieder über die markanten, prächtigen Bauernhäuser – ein mit Steinen gemauertes Erdgeschoss, der Wirtschaftsbereich; der erste Stock in Fachwerk, oft mit schön beschnitzten Eckbalken als Wohnbereich, das Gebäude in stets gleicher Gliederung: Hauseingang in der Mitte, links und rechts je ein Stalleingang für Zug- bzw. Nutzvieh. Ein typisches „Pfarrer-Mayer-Haus“, wird man auf Nachfrage immer wieder hören; ein Haus, wie es sich Pfarrer Johann Friedrich Mayer (1719–1798) als praktisch, wirtschaftlich, preiswert und schön für seine Landleute empfohlen hatte. In diesen Häusern ist sein segensreiches Wirken noch heute im wahrsten Sinne des Wortes sichtbar. Darüber hinaus weiß hier noch – fast – jeder, dass der langjährige Ortspfarrer mit seinem reichen naturwissenschaftlichen Wissen Entwicklungsimpulse gegeben hat, die in Hohenlohe noch heute spürbar sind: *Gyps-Düngung*, verbesserte Drei-Felder-Wirtschaft, ganzjährige Stallhaltung des Viehs, Ochsenmast und -handel. Hohenlohe wurde so zum reichen Bauernland.

Von all dem ist im Hohenloher Freilandmuseum in Wackershofen manches sichtbar ausgestellt und beschrieben. Weniger sichtbar und kaum beschrieben ist dagegen, welche Rolle seine naturwissenschaftlichen, praktischen Erkenntnisse in seiner Verkündigung in Kupferzell (1745–1798) gespielt haben. Hat Mayer Naturwissenschaft verkündigt? Sind seine Einsichten biblisch theologisch begründet und verankert? Wie gebrauchte Mayer biblische Texte? Legte er sie aus oder waren sie bloß schmückendes Beiwerk seiner Naturlehre? Sprach er die „Landleute“ direkt an oder doch die ganze Gemeinde?

Das Predigtbuch

Solchen und ähnlichen Fragen möchte ich im Folgenden nachgehen, indem ich über seine Predigten berichte. Johann Friedrich Mayer war ein fleißiger Autor. Von 37 Veröffentlichungen von 1768 an sind 35 naturwissenschaftlich-praktischen Inhalts, also nur zwei theologisch, geistlich: ein Buch für den kirchlichen Unterricht der Jugend (1771) und ein Predigtbuch für die häusliche Andacht und Erbauung der Gemeinde. Das Buch über den kirchlichen Unterricht war mir zur

Zeit der Abfassung meines Textes noch nicht zugänglich, liegt aber inzwischen in einem Digitalisat der Universitätsbibliothek Tübingen vor. Das Predigtbuch¹ wurde erst zwei Jahre nach seinem Tod im Jahre 1800 von seinem Sohn herausgegeben unter dem Titel: *Predigtbuch für christliche Bürger und Landleute hinsichtlich auf ächte Christus-Religion, wahre Lebensweisheit und kluge Haushaltung zur häuslichen Andacht und Vorlesung auf alle Sonn- und =Fest-Tage des ganzen Jahres nach den Evangelien [...], von Johann Friederich Mayer [...], Heilbronn und Rothenburg 1800*. Der Band umfasst XXVIII und 780 Seiten.

Ziel und Zweck der Predigten ist es, dem christlichen Bürger und Landmann *ächte, christliche Religion* zu vermitteln, die die wahre Lebensweisheit ist, *eine Lebensweisheit, durch die man mit wenigem vergnügt ist und mit vielem klug umzugehen und hauszuhalten weiß*.² So hat der Herausgeber seinen Vater richtig verstanden. Das Inhaltsverzeichnis ist denn auch ein Katalog der Lebensweisheiten, durch deren Befolgung der Bürger und Landmann *hier schon den Anfang der Seligkeiten der Ewigkeit genießt*.

Ein paar Beispiele für solche Lebensweisheiten:

1. Advent: Wer seinem Beruf auf seine Wohlfahrt genug tun will, der muss sich auf ihn vorbereiten.

Weihnachten: Dass der Christ verbunden sey, auch einer heidnischen Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, zu gehorchen und sich in keinem Fall wider sie zu empören.

Sonntag nach Weihnachten: was uns vom Segen, um Vorteile aus ihm zu ziehen, zu wissen notwendig ist.

*Epiphaniäs: dass es dem Christen Pflicht sei, alles zu wagen, um sein volles Glück zu machen.*³

Die *Lebensweisheiten* berühren alle Lebensbereiche: Erziehung der Kinder – Glück der Ehen – Herr und Knecht – Verhalten bei Naturkatastrophen – Umgang mit dem Bösen – Arbeit und Lohn – gute Vorsätze – Verlockungen durch Außergewöhnliches – Glück und Unglück – wie segnet Gott – sich Segen bewahren, gegen Verderben schützen – Reichtum und Armut – Einnahmen und Ausgaben – Neid; Gesundheit und Krankheit – Dankbarkeit – Pflichten der Lebenden gegenüber Sterbenden und Toten. usw.

1 Im Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein war das Buch nicht vorhanden. In der Landesbibliothek in Stuttgart gibt es ein Exemplar – Ausleihe schwierig. Im Stahlschrank im Kupferzeller Pfarramt – wie es sich gehört – ein Exemplar – allerdings ohne das „wohlgetroffene Bildnis des seligen Verfassers“ – irgendjemand hat es herausgeschnitten und geklaut! Unter diesen Gegebenheiten konnte ich mich an die Lektüre machen. Erst nach Fertigstellung meines Aufsatzes erhielt ich – dank einer Begegnung mit Archivdirektor i. R. G. Franz, Trier, den Hinweis auf eine inzwischen bessere Quellenlage. So wurde „Die Lehre der evangelischen Kirche zum Unterricht für die Jugend“ 2016 von der Universitätsbibliothek Tübingen digitalisiert und die Universitätsbibliothek Erlangen-Nürnberg stellt jetzt das Predigtbuch – selbstverständlich mit Porträt – online zur Verfügung.

2 Vorrede S. IX. Wenn in den nachfolgenden Fußnoten nichts anderes angegeben ist, beziehen sich die dort genannten Seitenzahlen immer auf Mayers Predigtsammlung.

3 1. Advent: S. 1; Weihnachten: S. 45; Sonntag nach Weihnachten: S. 57; Epiphaniäs: S. 90.

Auch hinter deutlicher biblisch-theologisch klingenden Stichworten stehen lebenspraktische Ratschläge:

- Gebet (Sonntag Rogate)
- Glaube (Himmelfahrt)
- Gottes Größe in Rat und Tat (Pfingsten)
- Glaube, Unglaube, Aberglaube: Was dem Landmann wirklich nützt und schadet⁴

Die Sonntagsthemen sind im Inhaltsverzeichnis ohne einen dazugehörigen Bibeltext aufgeführt. Umso spannender die Frage: Welchen Evangeliumstext wählte Mayer zu welchem Thema? Für mich war nur ein einziges Mal schon im Inhaltsverzeichnis klar, welcher Text an diesem Sonntag „dran sein“ musste: Sexagesimä – *die Verschiedenheit des Ackers*. Das kann nur die Geschichte vom vierfachen Ackerfeld sein (Lukas 8, 4–15).

Aber wie kommt Mayer sonst von seinem Thema zum Text oder eher vom biblischen Text gerade zu diesem Thema? Ein Blick in die Predigten zeigt, sie sind durchweg nach dem gleichen Schema verfasst:

- a) Evangeliumstext –
- b) pädagogischer Gedanke – c) Entfaltung des Themas in Verbindung mit dem Text – d) Vorschlag, Rat, Lehre für die Landleute.

Als Beispiel wähle ich den Sonntag *Esto mihi*.⁵

a) Predigttext ist Lukas 18, 31–43, die Geschichte von dem Blinden in Jericho, der den vorübergehenden Jesus doch wahrnimmt und um sein Erbarmen bittet. Gegen die ihn wegdrängende Menge ruft er noch einmal nach Jesus, der sich dann doch ihm zuwendet.



Titelblatt von Johann Friedrich Mayers Predigtbuch

4 Rogate: S. 357; Himmelfahrt: S. 367; Pfingsten: S. 391; Glaube, Unglaube, Aberglaube: S. 697.

5 Predigtbuch, S. 201–213.

Jetzt kann er seine Bitte um Heilung aussprechen. Und Jesus macht ihn sehend. „Dein Glaube hat Dir geholfen.“

b) Pädagogischer Gedanke: Mayer beginnt häufig mit Worten aus den Sprüchen oder aus Sirach, wie hier (2, 14): „Weh dem, der an Gott verzagt und nicht festhält und dem Gottlosen, der hin und her wankt.“ Ein Grundübel des Menschen ist die Wankelmütigkeit. Beispiele dafür sind: Kain, Jonas, Saul. Sie wurden von Gott gestraft. Anders Johannes der Täufer.

*So geht es bis heute jedem, der an seinem Vorsatz nicht festhält, zumal den Landleuten, die sich über ihren Geschäften nur immer hin besinnen, rathen, anlaufen wieder ablassen, zurücktreten, sich immer Mühe machen und so niemals oder sehr selten zum Zweck kommen. Darinnen liegt nun ihr Unglück. Ihnen wäre wohl ein besseres Schicksal zu wünschen und darum geschieht auch heute nach Anleitung des Ev. ein Vorschlag, der dieser ist und ihnen als Anforderung an sie vorgetragen werden soll.*⁶

Es folgt das im Inhaltsverzeichnis genannte Thema: *Einen einmal weislich gefassten Entschluß muß man schlechtweg nicht wieder aufgeben.*

c) Mayer nennt die zerrinnende, begrenzte Zeit des Menschen, die es auszukaufen gilt, wenn man ein angestrebtes, gutes Ziel – Wohlfahrt und Beglückung – erreichen will. Als Christ verfolgt man natürlich keine törichten Ziele. Wie der Blinde überlegt der Christ, wie er am besten zum Ziel kommt und setzt demgemäß seine Mittel ein. Glaube erweckt Mut und Standhaftigkeit und überwindet Hindernisse.

So war und ist es ja auch bei Jesus selber auf dem Weg nach Jerusalem. Er lässt sich nicht aufhalten, überwindet Spott und Hohn, Gericht, Tod und Hölle. Der Sieg seines Entschlusses: die Erlösung, die Beglückung des Menschen. Das ist *Reiz für uns alle, einen weislich gefassten, guten Entschluß nie wieder aufzugeben bis er glücklich vollendet ist.*⁷

d) Diese Auslegung wendet Mayer nun auf die Landleute an.⁸ Von ihrer klug geplanten, zielstrebigem Arbeit hängen Wohl und Wehe der ganzen Gesellschaft ab. Wo sie sich selbst hindern – durch falsche Arbeitstechnik, Unkenntnis, Unbelehrbarkeit, Faulheit etc. – müssen sie sich korrigieren, dazulernen und Einsicht, Fleiß verdoppeln. Wo andere sie abhalten, müssen diese überwunden werden. *Der Landleute Arbeiten erfordern wahrlich mehr Mut und Nachdenken, als viele glauben zu wissen.*⁹

Mayer schließt mit zwei Liedversen, die vom Vertrauen geprägt sind, dass das menschlich – bäuerliche Tun – von Gott wohlgefälligen Entschlüssen und Beständigkeit getragen – am Ende zu einem guten Ergebnis, zur wahren Beglückung des Menschen führt.¹⁰

6 Ebd., S. 202.

7 Ebd., S. 209.

8 Ebd., S. 210.

9 Ebd., S. 212.

10 Ebd., S. 213, Lied.

Was hier in diesem Beispiel noch klar als Textauslegung erscheint – auf den Gedanken der Konsequenz konzentriert – verwischt sich in vielen anderen Predigten, weil zu viele – isolierte – Bibelworte eingestreut und immer wieder die gleichen Verhaltensweisen mit den entsprechenden Ratschlägen gebracht werden. Der Zusammenhang mit dem Evangeliumstext ist dann oft recht dünn. Dem aufmerksamen Leser kommt schon nach wenigen Predigten vieles bekannt vor. Mayers Predigten sind nach Inhalt und Methode Produkt einer von der Aufklärung und vom Rationalismus geprägten Zeit. Sie geht davon aus, dass diese Welt als Schöpfung eines gütigen Gottes alles enthält, was der Mensch zu seiner Wohlfahrt und Glückseligkeit braucht. Das wissen und feiern Christen am Neujahrstag – dem Fest der Namengebung Jesu.¹¹ Jesus heißt und ist: der Seligmacher. Der Mensch ist dazu bestimmt, durch Jesus *Seligkeiten ohne Ende zu empfangen*.¹² nicht erst in der Ewigkeit, sondern schon hier und jetzt. Gott hat die Erde mit Gutem gefüllt. Der Mensch ist von Gott so ausgestattet mit Hand und Fuß, Kräften des Leibes und der Seele, dass er diese Schätze heben und genießen kann. Durch Gottes Wort ist alles gesagt, was der Mensch braucht. Er muss nur seine Vernunft sprechen lassen und die Belehrung Jesu beachten.

Sei fleißig, dein Glück aus den Tiefen zu graben und scheue die Arbeit niemals, nur der Lässige muß zinsen (Sprüche 12, 24).

Der Mensch braucht sich aber nicht zu überfordern. *Gott hat jedem das Seine zugemessen, jedem seinen Platz, sein Gewerbe, seine Arbeit. So auch dem Landmann. Es ist wohl kein Beruf, der so viel Gutes und Glänzendes für sich hat und aufweisen kann als der des Landmanns*.¹³

Letztlich zielen die Predigten immer wieder darauf, das weise Verhalten des Christen in unterschiedlichsten Lebenssituationen herauszufinden und einzuüben. Dem Bürger und Landmann dabei zu helfen ist die Aufgabe des Pfarrers. Er ist der Lehrer seiner Gemeinde.

Ein gutes Beispiel für den Erfolg der Vernunftanstrengung ist der Blitzableiter. Mayer erwähnt ihn am 4. Sonntag nach Epiphania in der Predigt über Matthäus 8, 23–27 – die Stillung des Sturms auf dem See Genezareth. Unter dem Thema *Das weise Verhalten des Christen bei der sich wider sein Glück zu empören scheinenden Natur* nennt er allerlei Naturgewalten, die den Menschen bedrohen können. Für Mayer könnte der Blitzableiter zum Zeitpunkt der Predigtabfassung – doch wohl schon Jahre vor der Herausgabe des Bandes – noch so neu gewesen sein, dass er seine Wirkung noch in einem Fragesatz ausdrückt. *Könnte nicht das Einschlagen der Blitze, wie es die Erfahrung aus untrüglichen Gründen und Ursachen beweist, durch wohlthätigen Gewitter-Ableiter verwehrt werden?*¹⁴

11 Ebd., S. 67.

12 Ebd., S. 69.

13 Ebd., S. 76.

14 Ebd., S. 146.

Mayer jr. als Herausgeber macht an dieser Stelle eine ihm notwendig erscheinende Anmerkung und fügt die neueste Beschreibung der naturwissenschaftlichen Zusammenhänge an. Offensichtlich ist die Belehrung durch Pfarrer Mayer in seiner Gemeinde und der Umgebung nicht begeistert aufgenommen worden. Die Hausbesitzer waren skeptisch – ein eindrücklicher Beweis dafür, wie hartnäckig die vernünftige christliche Belehrung manchmal sein muss, um ein gutes Ziel zu erreichen.

Mayer lebte fast 50 Jahre im beschaulichen Amtsstädtchen der Herrschaft Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst. Da war die Welt – noch – in Ordnung, das Verhältnis Staat-Kirche – auch bei einer katholischen Herrschaft – klar geregelt, eingespielt und ungetrübt. So war der katholische Fürst im evangelischen Waldenburg selbstverständlich Patronatsherr und hatte in der evangelischen Stadtkirche seine Fürstenloge.

Umso aufregender waren die Ereignisse in der Welt draußen. Mayer hat von Kupferzell aus die Französische Revolution und den Aufstieg Napoleons miterlebt. Das wird auch die Herrschaft beschäftigt und manche Befürchtungen aufgelöst haben. Zur Zeit der Herausgabe des Predigtbandes 1800 waren die schlimmsten Ereignisse der Französischen Revolution schon Geschichte und Napoleons Aufstieg im Gange. Der Herausgeber bringt zwei Predigten, die sich ganz direkt dem Gegenüber von Herrschaft und Bürgern widmen:

Am Fest der Geburt Christi: daß der Christ verbunden sei, auch einer heidnischen Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, zu gehorchen und sich in keinem Falle wider sie zu erheben.

Evangeliumstext der Predigt ist die Weihnachtsgeschichte Lukas 2, 1–14.¹⁵

Im ganzen Predigtband kommen Juden nur im Zusammenhang mit Bibeltexten vor, nicht als Bürger oder Geschäftspartner. Über die Erörterung der Frage von Juden, ob man dem römischen Kaiser Steuern zahlen dürfe (Matthäus 22, 17) und Jesu Antwort, kommt Mayer zu seinem Thema. Die Geburtsgeschichte ist ihm Beweis für das Verabscheuungswürdige des Aufruhrs, hat doch Jesus seine Geburt unter einem heidnischen Kaiser akzeptiert und die Ausführung seines Auftrags als *Seligmacher der Menschen* dennoch für möglich gehalten. *Von Gott geschieht nichts und wird nichts zugelassen und bestimmt, womit er nicht weise und gute Absichten allezeit verbinde.*¹⁶ Zu Aufruhr besteht keinerlei Anlass, *haben wir doch auch unter ihr (sc. der heidnischen Obrigkeit) noch Gelegenheit, unser Brod zu erwerben, unser Gewerbe zu treiben und Sicherheit wegen unse-rem Eigentum.* Und selbst unter einer heidnischen Obrigkeit kann Gott gepriesen werden *Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden.* Gegen einen ungerechten Herrscher darf sich der Christ wehren – im Rahmen des Rechts, nicht durch Aufruhr. Mit gewalttätigem Aufruhr schadet sich der Bürger nur selbst. Er zerstört letztlich seine Wohlfahrt, denn das ganze Land wird ausgeplündert und

15 Ebd., S. 115.

16 Ebd., S. 48 f.

zerstört. *Darum sind die Landleute wohl klug, wenn sie dem Feldgeschrei des Aufruhrs nicht nachlaufen, sondern still bei ihrem friedlichen Herrn bleiben, Gott fürchten, den König, die Obrigkeit ehren.*

Auch bei dieser Predigt findet sich eine der wenigen Anmerkungen des Herausgebers. Er weist darauf hin, dass oft nicht alles Gold ist, was glänzt. *1000 Ursachen machen den Großen der Erde die Pracht und den Glanz notwendig, so beschwerlich er ihnen auch ist.*¹⁷

Eine eigenartige Argumentation!

Die zweite, auf die Obrigkeit bezogene Predigt wird am Palmsonntag präsentiert. Sie ist ein Lobpreis der Gerechtigkeit Kaiser Josephs II. und für den Leser als Reiz zu seiner Verehrung und Hochschätzung gedacht. Mit dem für Palmsonntag vorgesehenen Evangeliumstext hatte Mayer schon die Leichenrede auf Joseph II. gehalten. Deshalb greift er in dieser Predigt auf Psalm 112, 6 f. zurück.¹⁸

Mayers Begründung für ein Abweichen vom Evangeliumstext des Palmsonntags ist ein direkter Hinweis darauf, dass er sich – wie im Titel angekündigt – an die Evangeliumstexte für die Sonn- und Festtage des Kirchenjahres gehalten hat. Tatsächlich war durch Kirchenordnungen in den Hohenloher Herrschaftsgebieten längst geregelt, welcher Bibeltext bei welchem Gottesdienst zu predigen wäre. Dass es darüber aber immer wieder Diskussionen und Klärungsbedarf gab, zeigt z. B. ein Schriftwechsel der Generalsuperintendentur in Öhringen, dem Sitz des gemeinsamen Konsistoriums der Hohenloher Herrschaften.¹⁹ Dort hatten Pfarrer für freie Textwahl plädiert mit dem interessanten Argument, dass ihnen zum immer wieder gleichen Text nichts Neues mehr einfalle. Mayer war 53 Jahre in Kupferzell! Das Konsistorium hatte für dieses Argument durchaus Verständnis, wollte aber die Gemeinschaft in Sachen Liturgie mit den anderen lutherischen Kirchen nicht aufgeben.

Ob Mayer die im Band vorgelegten Predigten tatsächlich in einem Kalenderjahr nacheinander gehalten oder aus mehreren Jahren zusammengestellt hat, konnte ich nicht herausfinden.

Gesamtwürdigung

Die vorgestellten Predigten zeigen uns Johann Friedrich Mayer als einen – fast möchte man sagen: wie könnte es auch anders sein – typischen Vertreter seiner Zeit – im Positiven wie im Negativen.

Er war einer von vielen fortschrittsbegeisterten Pfarrern, die sich in agrar-ökonomisch-naturwissenschaftlichen Gesellschaften engagierten. Sie waren in ganz Deutschland verbreitet, oft nur örtliche Größen, aber auch – wie Mayer – über-

17 Ebd., S. 50 f.

18 Ebd., S. 276.

19 HZAN La 25, Bü 683.

regional bekannt; in Württemberg z.B. Jeremias Höslin in Böhringen bei Urach oder Johann Gottlieb Steeb in Grabenstetten.²⁰ Im Elsass wäre zu erwähnen Johann Friedrich Oberlin in Waldersbach im Steintal in den Vogesen.²¹ Sie alle wollten – wie Mayer – begeistert vom fortschreitenden Erkenntnisgewinn in Philosophie und Naturwissenschaft dieses gute Wissen zur Wohlfahrt ihrer Gemeinden weitergeben. Denn darin sahen sie Gottes Geist am Werk, der ja „in alle Wahrheit führt“ (Joh.16, 13).

Selbst begeistert vom fortschreitenden Erkenntnisgewinn in Philosophie und Naturwissenschaft will er dieses gute Wissen zur Wohlfahrt seiner Gemeinde weitergeben. Er sieht darin den Geist Gottes am Werk, der ja in alle Wahrheit führt (Johannes 16, 13).

*Die Hlg. Schrift dient zu allem und gibt Unterricht auf alles, damit der Mensch vollkommen werde, zu allem Guten geschickt. Sie lehrt uns aufs Ewige mit Fleiß und hat in sich überall die besten Regeln auf das Irdische in sich verstreut.*²²

*Alle Grundregeln des ganzen Glücks für alle Stände, für jeden Beruf auf Zeit und Ewigkeit hört man da; und gesammelt in Schriften liest man sie da.*²³

Mayer versteht die Bibel als eine Einführung in die vernünftige Wahrheit, die – wenn sie nicht hier stehen würde – heute von jedem Einsichtigen gefunden werden könnte. Wunder sind für ihn deshalb auch nur jetzt noch nicht vernünftig zu erklärende Ereignisse, die es zu entziffern gilt. Ein leichtes Zögern spürt man bei Mayer immerhin bei der Auferstehung. Die Bibel ist für ihn eher eine Spruchsammlung, die hilfreiches Beweismaterial zur Untermauerung eigener vernünftiger Einsichten gibt.

Für die Predigt folgt daraus: Sie zielt nicht auf die Vergegenwärtigung eines historisch-abständigen, kontingenten Ereignisses. Sie braucht bloß die zeitlos gültige Wahrheit zu wiederholen, die dem Vernünftigen unmittelbar einleuchtet. So hilft die Predigt tatsächlich – wie im Titelprogramm angekündigt – den Bürgern und Bauern zum wahren Glauben im Sinne von mehr *vernünftiger Erkenntnis* und steigert dadurch deren *wahre Lebensweisheit*. Ob das aber zu mehr *ächter christlicher Religion* führt? Begriffe wie Unglaube, Glaubenszweifel, Anfechtung, Gottferne, Sünde, Erlösung kommen bei Mayer fast nicht vor. Unglaube ist bloß Defizit oder Fehltritt im Denken. Biblische Tröstung und Stärkung kann deshalb auch nicht mehr sein als ein Appell, besser zu werden, verständiger, genauer und schärfer zu erkennen. Dass Glaube noch nicht Wissen ist, sondern eine Erkenntnis mit noch dunklen Flecken (1. Korinther 13, 12), ist dieser Theologie fremd.

20 Günther Franz: Pfarrer als Wissenschaftler. In: Martin Greiffenhagen (Hg.): Das evangelische Pfarrhaus. Eine Kultur- und Sozialgeschichte. Stuttgart 1984, S. 277–294.

21 Albert Meier: Oberlin, Johann Friedrich (Jean Frédéric). In: *Neue Deutsche Biographie* 19. Berlin 1999, S. 395 f.; Loïc Chalmel: Oberlin. Ein Pfarrer der Aufklärung. Potsdam 2012; Thomas Weiß: Oberlin, Waldersbach. Eine Begegnung. Tübingen 2016.

22 Predigtsammlung, S. 43 f.

23 Ebd., S. 244.

Mathias Claudius – der Zeitgenosse Johann Friedrich Mayers – kritisiert einmal, dass Aufklärung zwar klug, aber nicht gut mache. *Die Denkkraft ist ja nur die Hälfte des Menschen – und noch dazu die unrechte Hälfte. Also auf eine gewisse Gestalt des inwendigen Menschen kommt es an; auf eine gewisse innerliche Denkart, Haltung, Fassung.*



Der Kupferzeller „Gypsapostel“ Johann Friedrich Mayer, mit Aufschrift Gebhardt.sc. Lithographie von G. M. Eckert. Veröffentlicht auch im „Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft“ 1858.

Exkurs: Mayers Sicht der Juden

Wie erwähnt, kommen im ganzen Predigtband Juden nur im Zusammenhang der genannten biblischen Texte vor. Hat es im Hohenloher Fürstentum keine Juden gegeben? In seinem „Lehrbuch für die Land- und Haußwirth“ äußert sich Mayer – anders als im Predigtband – in durchaus politischem Sinn dezidiert über die Juden und hat seine ganz eigene Sicht.²⁴

Juden als sesshafte Bürger gibt es im Fürstentum nicht. Aber als Viehhändler, Geldgeber und Handelspartner sind sie eine gewohnte Realität. Mayer referiert gewissermaßen zuerst die gängigen Vorurteile und Unterstellungen: *Der Jud glaubet, daß er vermöge göttlichem Ausspruche Recht und Eingeständnuß die Vorrechte besitze jeden, der nicht Jud ist, ohne alle Sünde und Strafe betriegen, berauben und plündern zu dürfen; darnach handelt er stets, wo er die Menschen nicht scheuet, das Schwerdt nicht sieht und den Galgen umgehen zu können vermeynet.*²⁵

Dann aber fährt er mit seiner eigenen Einstellung fort – überraschend modern und eben aufgeklärt: *mich deucht nur dieses einem Lande sehr nützlich: statt fremde Juden ins Land zu lassen da zu handeln und ihnen die Freiheit zu gönnen, täglich für etwas Zoll mehrere Gulden zu gewinnen und sie in andere Länder zu verschleppen, sollte man ihnen zwar in jedem Lande bei guter christlicher Aufsicht auf ihre ihnen unsündlich scheinende Betrügereien den Handel erlauben; aber sie sollten sich darinnen auch ansetzen, gleiche Zahlungen wie andere Unterthanen übernehmen, gleiche Last tragen, im Frieden und im Krieg dienen oder für ihr Geld ihren Mann aufstellen. Die Dultung, die Frucht der allgemeinen Liebe, heißt mich so schreiben. Und weiter: Man behandelt den Juden vielfältig zu hart. Der Druck druckt ihm seine Seele zu Boden und erstickt dem Geist gänzlich. Hasse ich doch nichts so sehr als den Intoleranten.*²⁶

24 Johann Friedrich Mayer: Lehrbuch für die Land- und Haußwirth in der pragmatischen Geschichte der gesamten Lands- und Haußwirthschaft des Hohenlohe Schillingsfürstischen Amtes Kupferzell. Nürnberg 1782, S. 243.

25 Ebd., S. 244.

26 Ebd., S. 247 ff.

Vom Wesen des Krieges

Das Gefecht bei Tauberbischofsheim und der Deutsche Krieg von 1866 im nördlichen Württemberg

von DANIEL KUHN

Einleitung

Der Krieg von 1866 ist heute fast vergessen und findet häufig nur noch als Ereignis in der Vorgeschichte der deutschen Reichseinigung ein wenig Aufmerksamkeit. Dabei kennt Geschichte weder Unausweichlichkeit noch Determinismus, sie muss sich nicht zwangsläufig entsprechend der Perspektive der Nachgeborenen entwickeln. Zudem ist die in der älteren (ganz borussisch ausgerichteten) Militärgeschichte vertretene Position, wonach der Krieg von 1866 nur als Abfolge einzelner, eher unverbundener Feldzüge dargestellt worden war, die von großen Militärs durchgeführt und von weniger großen Politikern beauftragt worden waren, im Licht neuer Erkenntnisse und Quellenstudien kaum haltbar.¹ In diesem Beitrag wird deshalb die Perspektive der modernen Militärgeschichte eingenommen, die mit landesgeschichtlichen Aspekten verbunden werden soll, um damit insbesondere Fragen, die sich auf der Mikroebene der Betroffenen stellen, beantworten und damit ein historisch präziseres, ein besseres Verständnis des deutschen Krieges erhalten zu können.²

Nachdem im ersten Teil eine kurze Einordnung des Krieges von 1866 in die deutsche Geschichte erfolgt, zeigt der zweite Teil den politischen Stellenwert des Krieges im Kontext der württembergischen Landesgeschichte. Im dritten Teil wird zunächst das Gefecht von Tauberbischofsheim ereignisgeschichtlich dargestellt, das 1866 für das nördliche Württemberg von großer Bedeutung war und die Frage geklärt, warum dieses militärisch wenig bedeutsame Gefecht überhaupt stattgefunden hat. Im vierten Teil wird schließlich gezeigt, dass militärische Feldzüge und Kriege in ein enges Geflecht von militärischen, politischen und gesellschaftlichen Entscheidungen eingebettet waren. Daher werden die Beziehungen zwischen der Zivilbevölkerung und den Soldaten sowie zwi-

1 Vgl z.B. aus preußischer Sicht Theodor *Fontane*: Der Deutsche Krieg von 1866, 3 Teile. München 1971 (ND).

2 Frank *Konersmann* (Hrsg.): Landes-, Regional- und Mikrogeschichte. Perspektiven für die Pfalz und ihre Nachbargebiete (= Veröffentlichungen der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften in Speyer 112). Speyer 2014. Sigurdur Gylfi *Magnusson*/Istvan M. *Sziarto*: What is microhistory? Theory and practice. London 2013.

schen aktiven Soldaten und durch Gewalt und Einquartierung betroffenen Zivilpersonen näher untersucht und an besonderen Einzelfällen aus dem heutigen Schwäbisch Hall geschildert, wie sich der Krieg von 1866 auch auf lokaler und regionaler Ebene auswirkte. Abschließend wird gezeigt, wie sich das Gedenken an diesen Krieg und dabei die Schlacht von Tauberbischofsheim manifestierte: In der Erinnerung der Lebenden und im politischen Gedenken bis zur Reichsgründung 1871 als die Ergebnisse des siegreichen deutsch-französischen Krieges schnell die Erinnerungen an die Auseinandersetzungen von 1866 überdeckten. Die quellengestützte Verbindung von Alltags-, Sozial- und Militärgeschichte anhand beispielhafter regionaler Vorkommnisse im Zusammenhang mit der Schlacht von Tauberbischofsheim im Krieg von 1866 bildet das erkenntnisleitende Ziel dieses Beitrages.

I Preußisch-österreichischer Dualismus, der Deutsche Bund und der Deutsche Krieg von 1866

Die Vorgeschichte des Deutschen Krieges von 1866 liegt im preußisch-österreichischen Dualismus begründet, der bereits als Ergebnis des Siebenjährigen Krieges 1763 die Politik zunächst bis 1806 im Heiligen Römischen Reich und schließlich die Geschehnisse des Deutschen Bundes seit 1815 mitbestimmte.³ Der Deutsche Bund als Konstrukt des Wiener Kongresses war als Staatenbund der souveränen deutschen Einzelstaaten angelegt worden. Unklar war allerdings, was einen Staat dazu befähigte, dem Bund beitreten zu können, da auch nach heutigem Verständnis „ausländische“ Staaten wie Dänemark aufgrund persönlicher Beziehungen seiner Regenten eine Mitgliedschaft im Deutschen Bund erhielten.⁴ Die Grundlage des zunehmend konfliktgeladenen österreichisch-preußischen Dualismus war die innere Verfasstheit der beiden Staaten: Österreichs Vielvölkerstaat musste innenpolitische Divergenzen ausgleichen und war schon aufgrund seiner geographischen Größe, seiner verfassungspolitischen Tradition und der katholischen Prägung ein sehr komplexes Staatsgebilde. Preußen hingegen war ein junger Staat mit einer starken inneren Kohäsion, ausgeprägtem territorialen Expansionsdrang und einer seit dem Debakel von 1806 modernen politischen und militärischen Verfassung. Zwar kam es auch in Preußen, wie der Verfassungskonflikt⁵ belegt, zu innenpolitischen Auseinandersetzungen, die jedoch aufgrund der starken persönlichen Verbindung von Königshaus und Reichskanzler Otto von Bismarck in den Kriegen von 1864 und 1866 letztlich eine militä-

3 Vgl. Karl Otmar von Aretin: *Das Alte Reich 1648–1806*, Band 3: *Das Reich und der österreichisch-preußische Dualismus (1745–1806)*. Stuttgart 1997.

4 Eine grundlegende Übersicht bietet Wolf D. Gruner: *Der Deutsche Bund 1815–1866*. München 2010.

5 Jürgen Schlumbohm (Hrsg.): *Der Verfassungskonflikt in Preußen 1862–1866 (Historische Texte Neuzeit 10)*. Göttingen 1970.

risch erfolgreiche Lösung fanden, die es dem Kanzler zugleich ermöglichte, sich gegenüber dem preußischen Parlament durchzusetzen.

Im Deutsch-Dänischen Krieg⁶ führte 1864 der Deutsche Bund mit preußischen und österreichischen Truppen einen Feldzug gegen den dänischen König durch, der mit der Abtretung der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, da hier eine starke deutsche Bevölkerungsmehrheit ansässig war, für beide Protagonisten erfolgreich endete. Die Herzogtümer wurden als Kondominium gemeinsam verwaltet. Aufgrund von Streitigkeiten zwischen Österreich und Preußen, die auch durch die sogenannte Gasteiner Konvention⁷ nicht gelöst werden konnten, kam es schließlich zum offenen Konflikt zwischen Preußen und Österreich. An der Seite Österreichs stand das „Dritte Deutschland“, die beiden Hessen, Nassau, Baden und Württemberg sowie Bayern. Die Argumentation dieser Verbündeten war eine legalistische, weil Preußen durch seinen Einmarsch in die Herzogtümer im Juni 1866 die Bundesakte verletzte und zuvor eine Reform des Deutschen Bundes angestrebt hatte,⁸ die die Abschaffung der souveränen Rechte der deutschen Mittelstaaten und de facto einen Ausschluss Österreichs bedeutet hätte. Daher sahen sich die süddeutschen Staaten als Verteidiger der Bundesrechte⁹ und stellten sich – auch aufgrund der engen gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Beziehungen zu Österreich – auf dessen Seite. Der Deutsche Bund verfügte über keine eigenen Truppen, sondern griff im Kriegsfall auf die Kontingente der einzelnen souveränen Staaten zurück.¹⁰ Schon seit 1859 war versucht worden, die Militärverfassung des Deutschen Bundes zu reformieren, vor allem einen einheitlichen Oberbefehlshaber aufzubauen, der im Kriegsfall aktiv agieren konnte. Der preußisch-österreichische Dualismus verhinderte dies freilich.¹¹ Ebenso konnten sich die Mittelstaaten Sachsen, Hessen, Baden, Württemberg und Bayern nicht auf einen gemeinsamen Oberbefehl oder weitergehende Militärreformen einigen, wenngleich in den sogenannten Würzburger Konferenzen zwischen 1859 und 1864¹² erfolglos versucht worden war, eine gemeinsame Position zu erreichen.

6 Einen groben Überblick bietet Frank *Jung*: 1864. Der Krieg um Schleswig-Holstein, Flensburg 2014. Militärische Aspekte bei *Abtheilung für Kriegsgeschichte des Großen Generalstabes* (Hg.): Der Deutsch-Dänische Krieg 1864, 2 Bde. Berlin 1886/87.

7 John *Röhl*: Kriegsgefahr und Gasteiner Konvention. Bismarck, Eulenburg und die Vertagung des preußisch-österreichischen Krieges im Sommer 1865. In: Imanuel *Geiss* u. a. (Hg.): Deutschland in der Weltpolitik des 19. und 20. Jahrhunderts. Düsseldorf 1973, S. 89–103.

8 Andreas *Kaernbach*: Bismarcks Konzept zur Reform des Deutschen Bundes. Zur Kontinuität der Politik Bismarcks und Preussens in der deutschen Frage (Schriftenreihe der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 41). Göttingen 1991. Zugl. Univ. Diss. 1989 Bonn.

9 Vgl. zur Sicht Sachsens Jonas *Flöter*: Beust und die Reform des Deutschen Bundes 1850–1866. Sächsisch-mittelstaatliche Koalitionspolitik im Kontext der deutschen Frage. Wien u. a. 2001.

10 Vgl. allgemein Heinrich A. *Eckert*: Das deutsche Bundesheer. München 1835.

11 Vgl. Paul *Sauer*: Das württembergische Heer in der Zeit des Deutschen und des Norddeutschen Bundes (VKfgL B 5). Stuttgart 1958. Zugl. Univ. Diss. Freiburg 1958, S. 160–163.

12 [o. A.] Viel Feind viel Ehr'. Ein Blick auf die militärische Lage Deutschlands und die Resultate

Im Sommer 1866 standen sich die Kontingente folgendermaßen gegenüber: auf der einen Seite Österreich mit eigenen Truppen, die Truppen des Königreichs Hannover, das VIII. Bundeskorps mit vier Divisionen (Württemberg, Baden, Hessen, kombinierte Division mit Nassau und Österreich sowie Reserve-Kavallerie/Artillerie) und das VII. Bayerische Bundeskorps. Auf der anderen Seite die preußischen Truppen mit denen Sachsen-Coburg-Gothas, Oldenburgs, Bremens und Lippes. Im Verlauf konzentrierte sich die militärische Auseinandersetzung auf Böhmen, da sich hier die österreichischen Truppen mit dem Hauptkontingent der Preußen in der Schlacht von Königgrätz am 3. Juli trafen. Der Sieg der Preußen gegen die österreichischen Truppen entschied den Krieg. Schon zuvor, am 27. Juni 1866, gelang es den preußischen Truppen die Kräfte Hannovers bei Langensalza so vernichtend zu schlagen, dass das Königreich Hannover aus dem Krieg ausscheiden musste. Die preußischen Truppen wurden neu formiert, zusammengefasst und als preußisches VI. und VII. Armee Korps als Mainarmee über Thüringen (Gefechte bei Dermbach am 4. Juli) in Richtung Bayern (Schlacht bei Kissingen am 10. Juli) geführt. Schließlich kam es am 24. Juli 1866 bei Tauberbischofsheim zum Gefecht des VII. Bundeskorps, nach dessen Niederlage noch Kämpfe in Richtung Würzburg stattfanden, die am Ausgang des Krieges und dem Beginn der Vorfriedensverhandlungen von Nikolsburg nichts mehr änderten.¹³

II Der Krieg von 1866 aus württembergischer Perspektive

Die Positionen und die Möglichkeiten der württembergischen Politik 1866

Der 1864 auf den Thron gelangte König Karl von Württemberg¹⁴ war das, was man bereits unter Zeitgenossen einen „schwachen Monarchen“ nannte, der Regierungsgeschäften kaum systematisch und mit zunehmendem Alter eher ungern nachging und deshalb im Gegensatz zu seinem Vater Wilhelm I. kaum eigene politische Akzente setzte. Dementsprechend verfügte er wenig über realistische außenpolitische Vorstellungen. Daran änderte auch die Entlassung des Ministerpräsidenten Freiherr von Linden nichts, eines Vertrauten von König Wilhelm I.,

der Würzburger Konferenz. Von dem Verfasser der militärischen Betrachtungen über einige Erfahrungen des letzten Feldzuges. Darmstadt 1861.

13 Zum Verlauf des Mainfeldzugs vgl. Fridel Karl Friedrich *Baur-Breitenfeld*: Die Operationen des 8. Bundes-Corps im Feldzuge des Jahres 1866. Nach authentischen Quellen dargestellt. Darmstadt u. a. 1868, sowie Alexander *von Hessen*: Feldzugs-Journal des Oberbefehlshabers des 8ten deutschen Bundes-Armee-Corps im Feldzug des Jahres 1866 in Westdeutschland. Darmstadt und Leipzig 1867. Zum Krieg in Süddeutschland vgl. Emil *Knorr*: Der Feldzug des Jahres 1866 in West- und Süddeutschland, Bd. 3. Hamburg 1870, und *Sauer* (wie Anm. 11), S. 190–196, sowie Eberhard *Birk*: „Auf Euch ruht das Heil meines theuren Württemberg“! Das Gefecht bei Tauberbischofsheim am 24. Juli 1866 im Spiegel der württembergischen Heeresgeschichte des 19. Jahrhunderts. Norderstedt 2016, S. 60–76.

14 Zu König Karl Karl vgl. Paul *Sauer*: Regent mit mildem Zepter. König Karl von Württemberg. Stuttgart 1999.

und die Ernennung des Freiherrn von Varnbühler zum Nachfolger, die sich im Nachhinein als großer Erfolg herausstellte. Grundsätzlich blieben Württemberg, das man als Mittelmacht im Deutschen Bund bezeichnen kann, zunächst folgende außenpolitische Bündnisoptionen: die Hinwendung zu Preußen, die Hinwendung zu Österreich, die Gründung des „Dritten Deutschlands“ mit Bayern, Baden und den beiden Hessen als Gegengewicht sowie die enge Anlehnung an Frankreich. Politisch sakrosankt und unverhandelbar stand die Beibehaltung der eigenen württembergischen Souveränität über allem, jedoch zeigte sich zu Beginn der 1860er Jahre deutlich, dass sich Württemberg in etwaigen Konflikten positionieren musste, auch und gerade um seine (prekäre) Selbstständigkeit dauerhaft zu erhalten.

Die preußische Option schied völlig aus, diese galt sowohl in der Bevölkerung als auch auf politischer Ebene zunächst als unmöglich. Die Anlehnung an Österreich war die aus gesellschaftlichen, historischen und politischen Gründen die präferierte, bot Österreich mit seinem Vielvölkerstaat doch die Aussicht, selbst souverän bleiben zu können, aber durch das Kaiserreich vor potenziellen Gegnern, darunter auch Bayern, gesichert zu werden. Die schon damals realpolitisch eher illusorische Bildung eines „Dritten Deutschlands“, scheiterte denn auch trotz mehrfacher Anläufe an praktischen Problemen: Wer würde die Führung beanspruchen, konnte sich Württemberg gegen Bayern behaupten, versuchte Bayern Württemberg nicht doch zu majorisieren und schließlich seinem Territorium einzuverleiben – Gedanken, die man sich auch in Karlsruhe bezüglich der württembergischen Politik machte. Die Anlehnung an Frankreich schließlich, das als „weißer Ritter“ vor einer Übernahme Preußens hätte schützen können, brachte fast noch größere Probleme für Württemberg mit sich: Frankreich würde zwangsläufig eigene Interessen verfolgen, sich nicht auf eine Assoziierung beschränken und territoriale Annexion fordern, was Preußen sicher nicht zulassen würde, hier stand das Szenario des Deutsch-Französischen Krieges schon im Raum.

Da keine Alternative wirklich überzeugte, wechselte die württembergische Politik in den Jahren seit 1850 je nach politischem Umstand zwischen diesen Alternativen, allerdings ohne Aussicht auf einen besonderen Vorteil.

Der württembergische Ministerpräsident Freiherr von Varnbühler wertete diese Unentschiedenheit aber nicht als Nachteil, sondern versuchte, das Gute darin zu sehen: *In der Politik herrscht weder das absolut Böse noch das absolut Gute, sondern ein Mittelding zwischen beiden, das Opportune, welches ein kleines Übel zulässt, wenn dadurch einem größeren vorgebeugt wird.*¹⁵ Dass aber das Patt die beiden deutschen Großmächte nicht dauerhaft anhalten konnte und Württemberg seine – positiv formuliert – neutrale Haltung aufgeben musste, sah selbst Varnbühler: *Die sehr gespannte Lage der beiden Großstaaten zueinander*

15 Fritz Hellwag: Varnbühler und die deutsche Frage 1864–1866 (Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte 25). Stuttgart 1935, S. 1–82, hier S. 23.

hat mir den Gedanken nahegelegt, daß für den Fall eines Bruches die Mittelstaaten nicht passiv bleiben können, sondern sich über eine Aktion verständigen müssen.¹⁶ Varnbühler blieb damit sich und der Generallinie der württembergischen Politik einerseits treu, andererseits muss ihm klar gewesen sein, dass eine neutrale Position nicht aufrechtzuerhalten war, denn er plädierte für eine gemeinsame Aktion der süddeutschen Staaten, für die *die Verabredung gemeinsamer, namentlich militärischer Maßregeln* [als] *geboten*¹⁷ erscheine. Warum sich Varnbühler letztlich für diese Variante entschied, bleibt unklar, zumal das Beispiel der Würzburger Konferenzen ja gezeigt hatte, wie gering der Wille der Staaten des „Dritten Deutschlands“ war, sich auch nur auf die grundlegenden Positionen zu verständigen. Allerdings spielten bei dieser Entscheidung auch politische Abwägungen eine Rolle, denn nicht nur Varnbühler befürchtete, dass eine Einigung der süddeutschen Staaten auf eine gemeinsame Heeresreform insbesondere Preußen verärgern könne und die *Mißstimmung zwischen den zwei Großmächten* [...] *verstärken*¹⁸ könnte.

Trotz dieser Ausgangslage betrieb Varnbühler im Frühjahr 1866 einen konfrontativen Kurs. Unter Hinweis auf die Neutralität und die Unentschlossenheit äußerte er sich unerwartet deutlich. So sagte er dem preußischen Gesandten Graf Canitz bereits im Frühjahr 1866, *daß, wenn in der Frage der Elbherzogtümer ein Bruch zwischen Preußen und Österreich entstehen sollte, die Mittelstaaten auf Seiten der Macht sich stellen würden, welche den Bund in seinen Rechtsamen zu verteidigen bereit sein werde*. Graf Canitz fügt dem Bericht von sich aus hinzu, es sei klar, mit wem Württemberg gehen werde, *da Österreich jedenfalls, wenn es sich wirklich zum Kriege entschließt, nicht unterlassen wird, sich als Beschützer des Bundes hinzustellen*.¹⁹

Die Kernfrage des Deutschen Bundes war, ob sich Preußen oder Österreich oder beide Länder durch ihre fortgesetzten Konfrontationen in Schleswig und Holstein außerhalb des Bundesrechts gestellt hatten. Aus Sicht der süddeutschen Staaten war Preußen offensichtlich der Aggressor, dem Einhalt geboten werden musste. Formal sollte von der Bundesversammlung die Verletzung der Bundesverfassung durch Preußen festgestellt werden, die verbliebenen Bundesstaaten dann an die Seite Österreichs treten und mit ihren Bundestruppen den ursprünglichen Zustand im Deutschen Bund und den beiden Herzogtümern wiederherstellen. Allein, so einfach war die rechtliche Bewertung nicht, denn zum einen war gegen die preußische Übermacht im Deutschen Bund kaum ein Mittel vorhanden, und auch Österreich verletzte nach Ansicht Preußens durch sein Handeln im Norden die Bundesverfassung. Dennoch entschieden sich die süddeutschen Staaten im Juni 1866 formal zur Beteiligung am Feldzug Österreichs.

16 Ebd., S. 23.

17 Ebd.

18 Ebd., S. 14.

19 Ebd., S. 27.

Es ist eigentümlich, dass die eigentlich nüchterne, dem Realpolitischen zugewandte württembergische Politik auf der Einhaltung des Rechtes bestand, obwohl gewichtige machtpolitische und militärische Argumente dagegen sprachen. Es ist wohl ein Erbe des Alten Reiches, das mit seiner komplexen Rechtsordnung und seinem Institutionengefüge auch die kleinen Territorien vor dem Zugriff Dritter schützte. Insofern ist es konsequent, wenn Varnbühler die legalistische Position des Deutschen Bundes vertrat. Allein, auch Varnbühler erkannte, „daß in dergleichen politischen Fragen zuletzt die Macht und nicht das Recht entscheidet“.²⁰ Wie wenig das Recht im Zeitalter der Nationalstaaten noch galt, zeigt ein Blick auf drei Daten: Am 10. Juni 1866 appellierte Österreich an den Deutschen Bund zur Exekution, am 14. Juni 1866 erklärte Preußen den Deutschen Bund für erledigt, einen Tag später treten die süddeutschen Staaten formal auf die Seite Österreichs. Am Ende behielt also Varnbühler Recht, die Macht beugte das Recht.²¹

Kriegsbegeisterung in Württemberg

Allerdings war der Kriegseintritt Württembergs keine einsame Entscheidung der Regierung und des Monarchen, sondern entsprach durchaus der Stimmung im Königreich. Denn im Laufe des Frühjahrs war die antipreußische Stimmung deutlich gewachsen, so dass Varnbühlers am 4. Juni in der Sitzung der Zweiten Kammer des württembergischen Landtages den Preußen entgegengebrachtes *Vae Victis*²² durchaus einem von der Mehrheit der Einwohner geteilten Gefühl Ausdruck verlieh. „Jedem der es hören wollte, erzählte der Minister von dem vierzehntägigen militärischen Spaziergang nach Berlin. Und das Sonderbare war, daß fast das ganze Land diese Parole aufgriff, und daß selbst die württembergischen Angehörigen des Nationalvereins [also die Befürworter der kleindeutschen Lösung] zerknirscht an diese Kriegspromenade bis unter die Linden von Berlin glaubten“.²³ Selbst die militärischen Befehlshaber waren nicht frei von dieser Einstellung, so berichtet der württembergische Major Albert von Suckow in seinen später veröffentlichten Tagebuchaufzeichnungen vom 3. Mai 1866 davon, dass *man bei uns blind und fanatisch in den Krieg mit Preußen [treibt], die Bevölkerung wird mit allen erdenklichen Lügen gegen dasselbe aufgehetzt, man spricht mit Verachtung von seinen militärischen Einrichtungen und sprengt fabelhafte Zahlen über die österreichische Armee aus, für welche der Marsch nach Berlin nur Spaziergang sein wird.*²⁴ Es erstaunt im Rückblick, dass man sich in Württemberg reale Siegchancen ausrechnete, bestand die Ar-

20 Ebd., S. 14.

21 *Hellwag* (wie Anm. 15), S. 63.

22 *Sauer* (wie Anm. 11), S. 188.

23 Ebd., S. 186.

24 Wilhelm *Busch* (Hg.): *Rückschau des Königlich Württembergischen Generals der Infanterie und Kriegsministers Albert von Suckow*. Tübingen 1909. S. 78.

mee doch gerade einmal aus zwei Divisionen, die weder über Kampferfahrung wie die im Krieg gegen Schleswig-Holstein erprobten preußischen Truppen verfügten noch in einer guten Verfassung waren, was im Übrigen für sämtliche damaligen militärischen Einrichtungen Württembergs galt. Albert von Suckow verfolgt in seinen Tagebüchern natürlich seine eigene Sicht der Dinge, so dass die folgende von ihm erwähnte Anekdote nicht wahr zu sein braucht, sie schildert aber, nach allem was die Quellen belegen, sehr gut die herrschende Stimmung am 10. Mai 1866 in Württemberg, dem Tag der Mobilmachung: *Vorhin war der Finanzminister bei mir und fragte mich, wohin er den Staatsschatz flüchten solle, ich sagte ihm, entweder nach Ulm oder auf den Hohentwiel. Hier unterbrach ihn Kallee mit den Worten: „Entschuldigen Exzellenz, auf dem Hohentwiel ist halbwegs ein Wirtshaus und oben eine Ruine“. Darauf erwidert Hardegg: „Ah so, ich glaubte, es sei eine Festung.“*²⁵ Der Landtag dagegen trat erst am 23. Mai zusammen, um über die Gelder für die Rüstung zu entscheiden²⁶ und debattierte dann über die Einrichtung eines Milizwesens statt über die Mobilisierung des aktiven Heeres, das man zur Kriegführung ja überhaupt erst ermächtigen wollte.²⁷

Das Vertrauen in einen militärischen Sieg beruhte damit vor allem auf der positiven Einschätzung der militärischen Leistungsfähigkeit Österreichs. Dabei überschätzte man die Anzahl der Mobilisierten dramatisch und übersah die taktischen und politischen Probleme, u. a. die Suche nach einem geeigneten und politisch durchsetzbaren Kommandeur, die logistischen Schwierigkeiten der erforderlichen, schnellen Verlegung der österreichischen Truppen von Italien nach Böhmen sowie die Notwendigkeit der Zurückhaltung von Truppen zur Sicherung der österreichisch-italienischen Grenze. Ausdruck dieser fehlgeleiteten, unrealistischen Stimmung ist wieder eine Tagebuchnotiz von Suckow, nach der *die Königin Mutter Pauline von Württemberg, welcher ich heute, wo sie mich empfing, meine Bedenken über den Ausgang dieses Kriegs für uns nicht vorenthalten konnte*. Als dabei auch über die Siegesaussichten gesprochen wurde, *sagte [sie, Königin Pauline von Württemberg, D.K.] mit Lebhaftigkeit zu mir: „Herr Major, ich habe soeben von meinem Bruder dem Herzog Alexander einen Brief aus Wien erhalten, daß die österreichische Armee 800 000 Mann stark an der preußischen Grenze steht“*.²⁸ Zu diesem Zeitpunkt hatte die Mobilisierung der österreichischen Armee noch nicht einmal begonnen, geschweige denn, dass so viele Soldaten schon an der österreichisch-preußischen Grenze gestanden wären. Zudem betrug die Truppenstärke der österreichischen Nordarmee kaum mehr als

25 Ebd., S. 80.

26 Sauer (wie Anm. 11), S. 187.

27 Ebd.

28 Suckow (wie Anm. 24), S. 83.

rund 220 000 Soldaten, die Bundestruppen mit Österreich brachten es insgesamt gerade einmal auf knapp 600 000 Soldaten.²⁹

Trotz der Kriegsbegeisterung in den höheren gesellschaftlichen Schichten, gab es durchaus kritische Stimmen. Die Tauberzeitung warnte in Form eines Gedichts schon am 5. Juni 1866: *Eh' noch die Kugel kommt ins Rollen, / Ihr hohen Herrn, bedenkt, bedenkt! / Wenn erst des Unheils Mächte grollen, / Ist's eure Macht nicht, die die lenkt / Ihr spielt mit Feuerbränden, / Bis aus der Gluth die Flammen bricht: / Den Anfang wohl habt Ihr in den Händen, / Das Ende doch, das wißt Ihr nicht.*³⁰ Gehör fanden solche Warnungen freilich nicht.

Kriegsentscheidung und Friedensverhandlungen

Mit Begeisterung alleine ist kein Krieg zu gewinnen, der Krieg brachte dann auch eine andere als die erwartete und zudem eine sehr schnelle Entscheidung, denn: „Seit Monaten hatte der Krieg im Mittelpunkt aller Hoffnungen und Befürchtungen, aller Beratungen und Maßnahmen gestanden. Jetzt war er ausgebrochen, ehe man sichs versah. Und bevor man recht zur Besinnung gekommen war, war er auch wieder vorüber.“³¹ Der schnelle Sieg Preußens und das nach der Schlacht von Königgrätz nicht mehr aktiv intervenierende Österreich führten zu einer starken Bedrohung Württembergs, plante Bismarck doch nach Aussage des französischen Botschafters Damrémont, „eine militärische und diplomatische Mediatisierung der kleineren und mittleren deutschen Staaten [und damit auch die Württembergs] zu erwirken“.³² Allerdings fürchtete Varnbühler sich vor diesem Szenario nicht, sah er doch in Frankreich eher den Beschützer der württembergischen Interessen. Allein aus Selbstschutz würde Frankreich seine Politik seit den Kriegen der Französischen Revolution aufrechterhalten und die Souveränität Badens, Württembergs und Bayerns als Teil eines Sicherheitsgürtels gegenüber den durch den gerade gewonnenen Krieg umso mehr gesteigerten Ansprüchen Preußens durchsetzen. So schreibt Varnbühler nach der Schlacht von Königgrätz: *Wir haben eine vortreffliche Stellung in Wien [...] eine nicht minder gute in [Sankt] Petersburg und stehen gut in München, mit letzterem natürlich nur soweit, als dasselbe nicht Vorteile auf unsere Kosten erlangen kann.*³³ Notfalls könne Württemberg, so Varnbühler weiter, sich ja noch immer in die Arme Frankreichs flüchten oder mit Baden und Bayern einen Dreibund gründen. Dass diesen Plänen auch schon vor 1866 kein Erfolg beschieden war, scheint ihn

29 Eric Dorn *Brose*: German History 1789–1871. From the Holy Roman Empire to the Bismarckian Reich. Providence 1997, S. 342.

30 Hartwig *Behr*: Lazarette (Feldspitale) in Mergentheim 1866. In: *Geschichtswerkstatt Bad Mergentheim* (Hg.): Geschichte(n) aus Bad Mergentheim. Schwerpunkt Gesundheitswesen. Bad Mergentheim 2015, S. 71–82, hier S. 71.

31 *Hellwag* (wie Anm. 15), S. 68. Vgl. auch *Sauer* (wie Anm. 11), S. 188.

32 *Hellwag* (wie Anm. 15), S. 59.

33 Ebd., S. 66.

dabei nicht abgeschreckt zu haben. Er beharrte vielmehr fest auf seiner Sicht, denn *entweder [komme] ein Krieg Preußens gegen Frankreich und Österreich oder ein Waffenstillstand unter Bedingungen, welche für die bundestreuern Regierungen nicht ungünstig sein können*³⁴ in Betracht.

Außerdem hoffte die württembergische Regierung auf einen schnellen Abschluss eines Friedensvertrages zwischen Österreich und Frankreich, weil man davon ausging, dass Frankreich Forderungen auf Mainz, die linksrheinische Pfalz oder sogar noch weitere Gebiete stellen könnte.³⁵ Varnbühler spekulierte daher darauf, dass Bismarck die süddeutschen Staaten durch die Garantie ihrer Souveränität auf seine Seite zu ziehen versuchte. Gleichzeitig hielt man die legalistische Perspektive aufrecht, denn die württembergische Regierung habe *lediglich für die Aufrechterhaltung des Bundesfriedens und des Bundesrechts sowie für die Wahrung der bedrohten Selbstständigkeit ihrer Bundesgenossen am Kampfe gegen Preußen sich beteiligt und hierfür die größten Opfer gebracht*.³⁶ Nach dem berühmten Pfeifen im Walde klingt es dagegen, wenn Varnbühler den neuen politischen Realitäten Positives abgewinnen kann, so werde *das Maß der politischen Freiheit höher bemessen sein als in dem großen Bunde, weil die Anforderungen der Demokratie im Süden weit größer sind als im Norden, sodaß das Prinzip der Autorität im süddeutschen Bund mehr gefährdet sein wird als im norddeutschen*.³⁷

Die Realität der Friedensverhandlungen sah jedoch anders aus. Württemberg, Baden und Bayern wirkten formal nicht an den Entscheidungen mit, Berlin war an einem schnellen Abschluss der Verhandlungen interessiert, während Österreich kaum ein eigenes politisches Programm verfolgte – zu komplex waren die innenpolitischen Probleme und die Herausforderungen an den südöstlichen Grenzen des Habsburgerreiches.

Auch innenpolitisch hatte Württemberg kaum mehr Optionen. Mit Preußen ging die Regierung ein bis 1867 geheimes Schutz- und Trutzbündnis³⁸ ein, das zum einen wirkungsvoll die Gründung eines süddeutschen Bundes verhinderte, zudem Württemberg stärker an Preußen band und einen Schritt hin zur Reichseinkreisung bildete. Hinzu kam die militärische Modernisierung der württembergischen Armee unter preußischen Bedingungen. War die Heeresreform in den Würzburger Konferenzen gescheitert, orientierte sich die württembergische Armee nun in Ausbildung, Ausrüstung und Rekrutierung, hier vor allem mit der Abschaffung

34 Ebd., S. 68.

35 Ebd., S. 75.

36 Ebd., S. 70.

37 Ebd., S. 74.

38 Karl Moersch: Für und gegen Preußen. Württembergische Demokraten und Deutsche Partei zwischen 1866 und 1870. In: Bert Schlatterer (Hg.): 120 Jahre Verein der Württemberger zu Berlin e.V. 1869–1989. Geschichte und Umfeld. Berlin 1989. S. 29–36.

des Einstellerwesens,³⁹ an den preußischen Gegebenheiten.⁴⁰ Zwar steht durchaus in der Diskussion, ob die Heeresreform tatsächlich erfolgreich war und ob der preußische Einfluss in diesen Maßnahmen nicht überschätzt wird, insgesamt lässt sich aber festhalten, dass sich der Staat Württemberg lange vor 1871 in die preußischen Strukturen integrierte und zumindest die Voraussetzungen für einen Beitritt in ein wie auch immer geartetes „Deutsches Reich“ schuf.

Die politische Stimmung nach dem Krieg von 1866

Die politische Stimmung änderte sich in Württemberg zwischen 1866 und 1869 diametral. War vor dem Krieg eine Mehrheit gegen die kleindeutsche Lösung, wurde der Protest dagegen immer kleiner, bis er nach 1869 schließlich ganz aufhörte. Allerdings gingen damit große öffentliche Diskussionen einher, eine geradlinige Entwicklung vom Krieg 1866 bis zur Reichseinigung 1871 gab es nicht, denn dazu war die Gesellschaft politisch zu stark gespalten. Eine immer stärker werdende Gruppe bildeten diejenigen, die sich auf der Seite Preußens sahen und einen starken, wehrhaften Staat mit dem Protestantismus als Fortsetzung württembergischer Politik wünschten. Ihnen erschien *der preußische Vormarsch, weil den protestantischen Namen tragend im Zeichen der göttlichen Vorsehung*⁴¹ stehend. Ihre Vertreter wünschten eine *aufrichtige Waffenbrüderschaft mit dem preußischen Volke*.⁴² Sie waren damit die Vertreter der Realpolitik, die sich den Gegebenheiten fügten. Die schnell an Einfluss verlierenden Vertreter der großdeutschen Lösung argumentierten dagegen historisch, die Beziehungen Württembergs zu Österreich seien gut gewesen, das ferne Wien hatte sich nie sonderlich für die Belange der süddeutschen Staaten interessiert, so dass im Schatten des Großreichs eine eigenständige württembergische Politik möglich werde. Dabei übersahen sie allerdings, dass sich das politische System seit Napoleon grundlegend gewandelt hatte und die großdeutsche Lösung eine Politikoption des späten 18. Jahrhunderts gewesen war. Einen Beleg, dass die Befürworter der kleindeutschen Lösung vergleichsweise schnell an Bedeutung gewannen, liefert die Tatsache, dass die Deutsche Partei schon bald nach dem Krieg rund ein Viertel der abgegebenen Stimmen der Landtagswahl erringen konnte, 1868 kam es in mehreren Orten zu Vereinsgründungen zugunsten der „nationalen Sache“.⁴³ 1870 gewann die Deutsche Partei die Landtagswahlen, so dass die Begeisterung der Bevölkerung 1871 für die Gründung des Deutschen Reiches nicht so überraschend kam, wie mancher Zeitgenosse behauptete. Auf

39 Das Einstellerwesen ermöglichte, die Militärpflichtigkeit zu umgehen, indem ein Rekrutierter einen Geldbetrag zur Bezahlung eines „Einstellers“ leisten und sich somit von der Wehrpflicht freikaufen konnte. Vgl. dazu *Sauer* (wie Anm. 11), S. 182 f.

40 Vgl. dazu v. a. ebd., S. 212–222.

41 *Moersch* (wie Anm. 38), S. 31.

42 Ebd., S. 33.

43 Ebd., S. 32.

der Seite der politischen Utopie stand schließlich ohne Zweifel der Vertreter der Demokraten, Ludwig Pfau.⁴⁴ Er forderte die Schaffung eines Parlaments, die Einführung des konstitutionellen Prinzips und die „Organisation der Volkskraft“⁴⁵ in einem Milizheer nach Schweizer Vorbild, mithin nichts weniger als den modernen Verfassungsstaat⁴⁶ und die „Vereinigten Staaten von Europa“,⁴⁷ die letztlich zur Kriegsvermeidung und Friedenssicherung dienen sollten. Der Nationalstaat sei daher überholt – eine bemerkenswerte und weitsichtige Aussage, die erst nach dem Zweiten Weltkrieg politische Wirklichkeit werden sollte – und eine Integration Württembergs in einen deutschen Nationalstaat nicht notwendig. Die geschickte Realpolitik Bismarcks mit einer nachdrücklich angebotenen, aber nicht offensiv geforderten wirtschaftlichen, militärischen⁴⁸ und politischen Einigung hatte diese politischen Vorstellungen überholt, auch wenn Georg Herwegh 1871 noch schrieb und viele Württemberger diese Sicht durchaus teilen mochten: *Der schlimmste Feind steht an der Spree.*⁴⁹

III Das Gefecht bei Tauberbischofsheim

Verlauf der Schlacht

Militärisch kaum von Gewicht ist das Gefecht beim heutigen Tauberbischofsheim (damals Bischofsheim) am 24. Juli, das einzige Gefecht mit württembergischer Beteiligung im Krieg von 1866. Der Krieg fand an drei Fronten statt: Die Hauptkontingente der Österreicher und Preußen hatten sich am 3. Juli 1866 in Königgrätz getroffen, militärisch ging die Schlacht unentschieden aus, der Rückzug der österreichischen Truppen wurde aber als Niederlage angesehen, zumal die österreichische Führung an einem weiteren Zusammentreffen kein Interesse hatte und sich anderen Schauplätzen zuwenden wollte. An der zweiten Front kämpften die Hannoveraner Truppen gegen einen kleineren Teil der preußischen Truppen. Am 27. Juni kam es bei Langensalza zur Schlacht, die mit einem überwältigenden Sieg der preußischen Truppen endete. Die letzten verbliebenen Bundestruppen waren nun das VII. Bayerische und das VIII. Bundeskorps, das aus zwei Divisionen württembergischer Truppen und je einer Division hessischer bzw. badischer Truppen bestand. Die bayerischen Truppen operierten im nördlichen Bayern, nahe der Grenze zu Thüringen, die württembergischen Truppen sollten den Vormarsch der preußischen Truppen über den Main stoppen und

44 Ebd., S. 31.

45 Ebd.

46 Ebd., S. 32.

47 Ebd.

48 Sauer (wie Anm. 11), S. 212 f.

49 Moersch (wie Anm. 38), S. 33.



*Kolorierter Druck des Gefechts bei Tauberbischofsheim
(Bild: HStAS, im Internet LEO-BW)*

Frankfurt bzw. Würzburg sichern. Nach der Schlacht von Langensalza war der Weg für die preußischen Truppen durch Mitteldeutschland frei.

Als außerordentlich hinderlich erwies es sich nun, dass es keinen einheitlichen Oberbefehl über die Bundestruppen gab, so dass das bayerische VII. Bundeskorps unabhängig vom VIII. operierte. Ziel der bayerischen Führung war es, den preußischen Vormarsch in Nordostbayern bei Kissingen aufzuhalten, während das VIII. Bundeskorps den Main nicht aufgeben wollte. Nachdem die preußischen Truppen in der Folge zwischen die beiden Bundeskorps stießen, kam es am 24. Juli 1866 zum Gefecht bei Tauberbischofsheim. Dabei wollten die preußischen Truppen den Main überschreiten und vor allem Würzburg einnehmen. Aufgrund topographischer Gegebenheiten und militärischer Überlegungen bot sich die Einnahme von Tauberbischofsheim an.

Über den Verlauf des Gefechts⁵⁰ sind wir durch den Oberbefehlshaber des VIII. Bundeskorps, den Prinzen Alexander von Hessen, recht gut unterrichtet. So

⁵⁰ Vgl. J. G. Zöller: Die Gefechte bei Hundheim, Tauberbischofsheim und Werbach am 23. und 24.

schrieb er – allerdings in apologetischer Absicht – nach dem Krieg von 1866 ein Feldzugsjournal, in dem er seine Entscheidungen begründete und den Feldzug eingehend beschrieb.

Nach Alexanders Bericht begannen die ersten Kämpfe am 23. Juli als sich gegen 3 Uhr nachmittags *eine feindliche Kolonne* [preußischer Truppen] *im Anmarsch von Miltenberg*⁵¹ befand und auch aus Hartheim Feindkontakt gemeldet wurde. Alexander gab der hessischen und badischen Division den Befehl, diese Kontingente anzugreifen. Im Gefecht bei Hundheim⁵² behielten die badischen Reitertruppen zwar knapp die Oberhand – der Kommandeur der badischen Division, Prinz Wilhelm von Baden, verlangte zusätzlich den Einsatz einer Brigade, um *den Feind nach hartnäckigem Kampfe*⁵³ zurückzuwerfen⁵⁴ –, verloren aber in diesem Gefecht insgesamt drei Offiziere und zwölf Mann, drei Offiziere und 53 Mannschaften waren verwundet und ebenfalls 53 Soldaten wurden vermisst.⁵⁵ Gemessen an der strategischen Bedeutungslosigkeit des Kampfes müssen diese Zahlen als hohe Verluste gewertet werden, die wenig Gutes verhießen, zumal der Einsatz die beteiligten Divisionen geschwächt und überhaupt keinen Vorteil gebracht hatte.

Auch sind an der Darstellung von Hessens Zweifel angebracht, weil bereits am 19. Juli, also vier Tage vor der ersten Truppensichtung, per Telegramm durch einen Oberst Wilkens gemeldet worden war, dass *von Obernburg kommt* [die Nachricht, dass] *die Preußen daselbst mit zehntausend Mann und 28 Geschützen eingerückt sind. Jenseits des Maines stehen die Preußen 2 Stunden entfernt*.⁵⁶ Selbst wenn man diesen Bericht als falsch oder unzutreffend einstuft, konnte die Führung doch die preußischen Reiter erwarten, auch wenn die Telegrafestation Tauber-Bischofsheim am folgenden Tag meldete: *Hier alles in Ordnung*⁵⁷ mussten doch Zweifel angebracht sein und diese Aussage nur für den Moment gelten.

Dieses Treffen war der Auftakt für das Gefecht. Am folgenden Tag trafen die Hauptkontingente der preußischen Truppen am Tauberufer ein, die Korps des

Juli 1866. Tauberbischofsheim 1896. S. 86–113, der vor allem die Schäden in Tauberbischofsheim beschreibt. Zur Bewertung aus militärischer Sicht *Birk* (wie Anm. 13), S. 70–94.

51 *Hessen* (wie Anm. 13), S. 18.

52 Vgl. dazu *Zöller* (wie Anm. 50), S. 68–76.

53 *Hessen* (wie Anm. 13), S. 18.

54 Der Befehl wurde erteilt, dann aber zurückgenommen: *Morgens 8 Uhr wurde Allarm geschlagen und die ganze 3te Brigade rückt 3–4 Stunden auf ein Plateau bei Kilsheim vor. Ich hatte wieder wie gewöhnlich die Vorhut, u[nd] nahm vor einer Kapelle Stellung; es entspann sich 1 Stunde vorwärts ein Gefecht mit 3 badischen Batt[er]ien gegen Preussen wir sahn und hörten jeden Kanonen- und Flintenschuß. Ich hatte bereits Befehl mit meinen Bat[er]ien u[nd] Geschützen ihnen zu Hilfe zu eilen, kaum war ich aber ¼ Stunde Wegs vorwärts, als Gegenbefehl eintraf, u[nd] ich zum großen Verdruß meiner Leute wieder in meine alte Stellung zurück mußte.* HStAS Q 2/39.

55 *Hessen* (wie Anm. 13), S. 18: *Im ganzen 6 Officiere und 118 Mann.*

56 HStAS E 299 Bü 62, 125.

57 *Ebd.*, 138.



*Zeitgenössischer Stich vom Gefecht bei Tauberbischofsheim
(Bild: HStAS, im Internet LEO-BW)*

VIII. Bundeskorps marschierten *in Gefechtsstellung an dem rechten Ufer der Tauber*⁵⁸ auf, während ein bei Neukirchen gemachter preußischer Gefangener berichtete, dass die *Preußen heute in Colonnen gegen Neukirchen und Hardheim vorrücken würden. Der Operationsplan für heute besagte: „das Armeekorps sammelt sich in einer concentirten Stellung, um bereit zu sein, entweder dem von Waldürn und Miltenberg vorrückenden Feinde entgegenzutreten [...]. In der Stellung auf dem rechten Tauberufer ist die 1ste Division als Vorhut, die 2te und 4te als das Schlachtcorps, die 3te als Reserve zu betrachten – Von der königlich bayerischen Armee wird eine Division gegen Wertheim, eine Reiterbrigade gegen Altherthheim disponiert.“*⁵⁹ Dies wurde auch so ausgeführt, wie ein Brief des württembergischen Offiziers Hermann von Rampacher an seine Frau aus der Stellung (*in einem Hohlweg*) heraus belegt: *Heute früh 5 Uhr setzte sich die gesammte Kolonne wieder in Bewegung um rückwärts auf dem rechten Tauberufer eine starke Stellung zu beziehen. Da ich natürlich wieder die Nachhut habe so size ich hier auf dem linken Ufer u[nd] muß den Aufmarsch der ge-*

58 *Hessen* (wie Anm. 13), S. 18.

59 *Ebd.*, S. 18.

samnten Württ[embergischen] Division über die Tauber decken u[nd] dann erst die Brücke passieren.⁶⁰ Nachdem sich auch die preußischen Truppen aufgestellt hatten, begannen die Kämpfe um Impfingen, Bischofsheim, Hochhausen und Werbach.⁶¹ Dabei besetzte die preußische Infanterie *die wallartige Promenade am linken Tauberufer und die benachbarten Häuser, von welcher gedeckten Stellung aus sie ein mörderisches Feuer unterhielt. Gleichzeitig beschloß uns die feindliche Artillerie aus zwei Positionen, und ihre Granaten reichten bis in das zweite Treffen der Württemberger. Leider gelang es erst nach geraumer Zeit, die feindliche Infanterie, welche den Uferdamm besetzt hielt und [...] große Verluste beibrachte, zurückzudrängen. Denn als endlich die ersten Granaten das feindliche Infanteriefeuer zum Schweigen brachten und die stark besetzten Häuser in Brand schossen, da war der Sturm [...] auf die Tauberbrücke bereits abgeschlagen. [...] Das Gefecht währte bei Tauberbischofsheim bis halb 8 Uhr Abends.* Als Ergebnis des Gefechts hielt der Oberbefehlshaber fest, *das rechte Ufer der Tauber blieb in unseren Händen*, bezahlt wurde dies mit dem *heutige[n] Verlust der württembergischen Armee[, dieser] betrug 6 Officiere und 54 Mann todt, 19 Officiere und 433 Mann verwundet, 2 Officere und 176 Mann vermißt. Der Verlust der badischen Division betrug: 7 Mann todt, 1 Officier und 59 Mann verwundet, 3 Mann gefangen und 13 Mann vermißt.* Das Ergebnis des Gefechts war also bescheiden, im besten Fall waren die preußischen Truppen aufgehalten worden bzw. das Gefecht noch nicht endgültig entschieden, erst der folgende Tag sollte Klarheit bringen.

Allerdings gab es beunruhigende Nachrichten: Da das VIII. Bundeskorps in seinen Divisionen nach Staaten organisiert war, waren die Divisionskommandeure jeweils Angehörige der regierenden Häuser. Zwischen dem Oberbefehlshaber Alexander von Hessen und seinen drei Divisionskommandanten gab es keine einheitliche Führung. So führte der badische Prinz Karl seine Truppen über Wenkheim, wie ein Bote dem Oberbefehlshaber berichtete. Dies hieß aber nichts Anderes, als dass sich die badischen Truppen vom Gefechtsort entfernten und faktisch den Rückzug angetreten hatten. Lakonisch schreibt Alexander von Hessen: *Ich gab nun den Befehl, über Gerchsheim der 2ten Division nachzureiten und sie anzuhalten.* Aber allein der Umstand, dass sich Teile des Armeekorps ohne Rücksprache zurückzogen, spricht Bände über die militärische (Des-)Organisation des Bundeskorps.

Zudem hatte das Gefecht die verbliebenen Divisionen stark erschöpft, denn *die Nacht war unterdessen hereingebrochen und es mussten Vorposten bezogen werden, ohne sichere Kenntniß von den Stellungen des Feindes erlangen zu können, welcher bereits bis nahe an Werbachhausen vorgedrungen war.*⁶² Auch die Versorgung der Truppen und damit deren Erholung für den nächsten Tag war

60 HStAS Q 2/39, 24.07.1866.

61 Vgl. zu Hochhausen und Werbach Zöller (wie Anm. 50), S. 76–86.

62 Die vorausgehenden Zitate alle nach *Hessen* (wie Anm. 13), S. 20 ff.

so nicht zu gewährleisten,⁶³ insbesondere die Wasserversorgung dürfte ein großes Problem gewesen sein. Die Soldaten konnten das Wasser nicht abkochen, litten aber in der Sommerhitze unter starkem Durst und waren sehr schwach.⁶⁴ Auch hatte der Kommandeur schon seit Tagen keine Nachricht erhalten, wie er seine Truppen einsetzen sollte und wo und mit welchem Ziel sich das bayerische Bundeskorps befand.⁶⁵ In dieser Lage befahl er für den nächsten Tag eine Konzentrierung seiner Truppen, das Armeekorps marschierte in die Stellung Großrinderfeld – Wenkheim – Neubrunn,⁶⁶ um dort die anmarschierenden feindlichen Kolonnen zu erwarten.⁶⁷ Durch diesen Befehl teilte sich das Armeekorps, das halbe Korps rückte in die Stellung vor, die andere Hälfte wich zurück. Dies waren alles andere als gute Aussichten für den kommenden Tag.

Am 25. Juli kam es zu weiteren Kämpfen, die den Soldaten derart zusetzten, dass der württembergische Divisionskommandant Generalleutnant von Hardegg dem Oberbefehlshaber den Rückzug der Truppen melden musste, diese sollten sich in Richtung Würzburg begeben.⁶⁸ Das Chaos wurde perfekt durch die Meldung, dass sich nur zwei Brigaden auf dem Rückmarsch befänden, die dritte Brigade blieb am Aufstellungsort und deckte später den Rückzug.⁶⁹ So folgten die württembergischen Truppen dem badischen Beispiel, das Armeekorps war unter diesen Umständen nicht mehr in der Lage, den preußischen Truppen Widerstand entgegenzusetzen, das Gefecht und der Feldzug der Preußen waren in Süddeutschland spätestens jetzt entschieden. Trotz dieser hoffnungslosen militärischen Lage hofften die Befehlshaber, dass sich die Festung Würzburg dem preußischen Sturm entgegenstellen könnte. Solange Festung und Stadt nicht erobert worden seien, könne man noch nicht von einer Entscheidung sprechen. Daran änderte auch nichts, dass die beiden bayerischen Divisionen ihre Gefechte verloren hatten und sich ebenso auf dem Weg nach Würzburg befanden.⁷⁰ Die Zustände während dieses Rückzugs am 25. Juli waren verheerend, auf der Straße nach Würzburg befanden sich die unterschiedlichsten Truppenteile, die

63 In der Nacht zuvor konnten einzelne Truppen nachts kochen: *um 11 Uhr Nachts konnte ich hier / meine Mannschaft je ½ Pfund Fleisch fassen lassen, dann wurde gekocht bis 2 Uhr* HStAS, Q 2/39. Die 1. Division war beispielsweise nicht einmal mit der „Eisernen Ration“ verproviantiert worden. HStAS E 299, Bü 60, quad. 18.

64 *Hessen* (wie Anm. 13), S. 24: *In unserer ganzen Front waren feindliche Kolonnen im Anmarsche begriffen; unsere Truppen hatten nicht [Wasser] abkochen können und waren sehr erschöpft von den Kämpfen des gestrigen Tages.*

65 Ebd., S. 22 f. Bereits seit dem 21. Juli hatte von Hessen keinen Befehl erhalten. Am 25. Juli berichtet er: *Vom Ober-Kommando ist keine Disposition für den heutigen Tag eingetroffen und von den bayerischen Truppen ist Nichts zu sehen.*

66 Ebd., S. 23.

67 Ebd., S. 24.

68 Ebd., S. 27.

69 Ebd.

70 Ebd. *Als nun gegen 7 Uhr größere Abtheilungen bayerischer Truppen, vermischt mit Hunderten von Fuhrwerken jeder Gattung, [...] da blieb kein Zweifel mehr übrig über den unglücklichen Ausgang des Gefechts der beiden bayerischen Divisionen.*

Fuhrwerke in der Mitte der Straße in zwei- oder dreifacher Kolonne, am Rand schützten Infanterie und Reiterei – teils mit dem Bajonett – die Bagage.⁷¹ Biwakiert wurde auf der Straße und in den nahen Wiesen, während am folgenden Tag der Marsch nach Würzburg wiederaufgenommen wurde. Dort eröffneten die preußischen Truppen den Artilleriebeschuss der Marienfeste, den sie nachmittags wieder einstellten. Denn mittlerweile war die Nachricht eingetroffen, dass sich Preußen und Österreich auf einen Präliminarfrieden verständigt hätten, der ab dem 2. August beginnen, aber schon jetzt durch eine Waffenruhe flankiert werden sollte.

Bilanz des Gefechts

Die Bilanz des Gefechts bei Tauberbischofsheim fiel außerordentlich negativ aus: An Gefallenen des VII. Bundeskorps waren nach Angaben der Militärverwaltung immerhin 19 Offiziere und 388 Mann zu beklagen, verwundet wurden 69 Offiziere und 1370 Mann, gefangen genommen wurden 15 Offiziere und 103 Mann, schließlich wurden 17 Offiziere und 2427 Mann vermisst, die mit dem Zusatz *darunter viele Tote* verzeichnet wurden.⁷² Die württembergische Division trug davon an Gefallenen fünf Offiziere, neun Unteroffiziere und 46 Mann, verwundet wurden 19 Offiziere, 70 Unteroffiziere und 369 Mann, als vermisst (und wahrscheinlich tot) galten zwei Offiziere, 13 Unteroffiziere, ein Spielmann und 175 Mannschaften.⁷³ Die württembergischen Gesamtverluste im Krieg summierten sich auf 19 Offiziere, 25 Unteroffiziere und 358 Mannschaften, verwundet wurden 69 Offiziere, 120 Unteroffiziere, drei Spielleute und 1247 Soldaten, gefangengenommen wurden 15 Offiziere, drei Unteroffiziere, ein Spielmann und 99 Soldaten,⁷⁴ vermisst waren 17 Offiziere, 39 Unteroffiziere, zwei Spielleute und 2386 Soldaten, darüber hinaus waren an die Preußen neben einem Geschütz zwei Munitionswagen und elf sonstige Fuhrwerke verloren worden, 170 Reitpferde und 67 Zupferde waren ebenfalls getötet worden.⁷⁵ Das Gefecht von Tauberbischofsheim brachte also rund ein Viertel bis die Hälfte aller Verluste und zeigt, wie unsinnig dieses Treffen war.

Gründe für die Niederlage

Die Gründe für die Niederlage in der Schlacht und im Krieg von 1866 sind vielfältig, wurden von den Akteuren aber klar und offen benannt. Alexander von

71 Ebd., S. 28.

72 Ebd., S. 39.

73 HStAS E 299 Bü 56. *Sauer* (wie Anm. 11), S. 196 gibt dagegen an „26 Offiziere und 657 Mann an Toten und Verwundeten kosteten das Gefecht von Tauberbischofsheim die Württemberger, nur 10 Offiziere und 116 Mann die Preußen“.

74 Zu den Namen, Herkunft und besonderen Merkmalen vgl. HStAS E 299 Bü 57.

75 HStAS E 299 Bü 56, quad. 15.

Hessen schreibt in seinem (apologetisch gehaltenen) Feldzugsjournal: *Die Mängel der deutschen Bundesverfassung waren mir bekannt; ich musste aber voraussetzen, daß die Staaten, welche sich entschlossen hatten, ihr gutes Recht mit den Waffen in der Hand zu verteidigen, auch bereit wären, die nothwendigen Opfer zu bringen und darin hatte ich mich getäuscht.*⁷⁶ Die nötigen Opfer zu bringen, bedeutete aus seiner Sicht die Bereitschaft der beteiligten Staaten, ihre Ressourcen für den Krieg möglichst rasch und vollständig einzusetzen. Doch trotz der Kriegsrhetorik dauerte es viel zu lange, bis die Bundeskorps aufgestellt waren. Hinzu kam, dass die Soldaten über keine praktische Feldzugserfahrung verfügten, die letzte Schlacht mit württembergischer Beteiligung hatte während der napoleonischen Kriege stattgefunden und lag mehr als 50 Jahre zurück. Zudem führten unterschiedliche Reglements in Baden, Hessen und Württemberg dazu, dass die Soldaten unterschiedlich ausgerüstet waren, nicht gemeinsam in Manövern geübt hatten und die nötigen Voraussetzungen für die Führung großer Truppenverbände auch bei den Offizieren nicht vorhanden war. So klagt Alexander von Hessen beredt: *Seit 26 Jahren war das 8te Corps nicht mehr vereinigt worden; die Generale kannten sich kaum gegenseitig, und keiner von ihnen, mit Ausnahme der österreichischen, hatten einen ernstern Feldzug mitgemacht. Die Truppen und ihre Führer sollten erst angesichts eines einheitlich organisierten, vortrefflich geführten und vorbereiteten Gegners, den Krieg erlernen und Soldaten werden.*⁷⁷

Aber nicht nur Alexander von Hessen beurteilte die Kampfkraft der Bundestruppen aufgrund solcher Organisationsmängel als mangelhaft, auch der württembergische Verbindungsoffizier Albert von Suckow kommt, obwohl zum VIII. Bundeskorps abkommandiert, zu ähnlichen Ergebnissen. Darüber hinaus zweifelte er die politische Entscheidung für einen Krieg an und sah diesen bereits vom ersten Tag der kriegerischen Auseinandersetzungen als verloren an. Rhetorisch fragt er laut Suckow am Tag der Schlacht von Königgrätz: *Was die westdeutsche Bundesarmee am 4. Juli bei Fulda tun soll, wo die preußische und die österreichische Hauptarmee sich in Böhmen gegenüberstehen und binnen kurzem dort die Entscheidung fallen muß.*⁷⁸

Zudem fehlten wichtige Informationen über die Niederlage der Hannoveraner Truppen wusste man im bayerischen Hauptquartier nichts, obwohl man statt eines leistungsfähigen Kommunikationssystems zwischen den Bundestruppen Geld für die Informationen von Spionen ausgegeben hatte.⁷⁹ Überhaupt muss die Aufklärungsarbeit und Informationsbeschaffung als wenig professionell bezeichnet werden. Nicht nur, dass man über entfernte Verbündete kaum etwas in

⁷⁶ *Hessen* (wie Anm. 13), S. 39.

⁷⁷ *Ebd.*, S. 41.

⁷⁸ *Suckow* (wie Anm. 24), S. 85.

⁷⁹ *Ebd.*, S. 85 f. Bayern bezahlte bis zum 4. Juli nach Angaben Suckows 2800 Gulden für die Spionagearbeit. Die Furcht vor Spionage war weit verbreitet, so wurden auch hessische Soldaten der Spionage verdächtigt. HStAS E 299 Bü 57.

Erfahrung bringen konnte, auch die Stellung der eigenen Truppen war im Hauptquartier nicht bekannt und die spärlich eintreffenden Nachrichten waren schnell überholt. Auch über den Verlauf von Gefechten kursierten halboffizielle, nicht immer zutreffende Berichte, so wurde nach dem Gefecht von Tauberbischofsheim gemeldet, dass das Bundeskorps siegreich gewesen sei.⁸⁰

Nun liegt es in der Natur des Krieges, dass sich die militärische Operationslage verändert, doch zeigen die Berichte des VII. und VIII. Bundeskorps besondere Informationsdefizite. Beispielhaft lässt sich dies an den Tagebucheinträgen von Suckow nachzeichnen. Er reiste mit der zivilen Eisenbahn und mittels Extrapost durch das Operationsgebiet, um sich Informationen zu beschaffen und sich mit Kommandeuren zu beraten, die sich selbst mit ihren Verbänden entsprechend der militärischen Lage in steter Bewegung befanden. So kommt es zu einem anhaltenden Reiseverkehr, in dem wichtige Informationen kaum oder nur unzureichend übermittelt werden können. Suckow reiste also am 26. Juni *Früh vier Uhr bis nachts elf Uhr [mit der] Eisenbahn nach Bamberg über Nördlingen und Nürnberg. Prinz Karl ist nicht mehr hier, sondern in Schweinfurt.*⁸¹ Am 1. Juli fährt er 5 Uhr morgens *mit Extrapost über Neustadt und Kissingen nach Gemünden [...] Ankunft Mittags. Eisenbahn über Frankfurt nach Friedberg, wo im fernen Westen Prinz Alexander [von Hessen] weilt. Er befand sich beim Dinner, ich mußte deshalb warten und so wurde es 9 Uhr abends, bis ich meine Depesche überreichen konnte.*⁸² Am 3. Juli geht es mit der Extrapost von Schweinfurt nach Meiningen: *Kein Soldat mehr zu sehen, sie seien alle schon vorgestern fortgezogen ins Werratal hinab und über Kaltennordheim.*⁸³ Gleichzeitig war das Kartenmaterial desolat, so schreibt Suckow vier Tage später: *Meiner Landkarte aufs Ungefähre folgend fuhr ich [...] nach einem Ort namens Büdingen.*⁸⁴ Und das Armeekorps telegraphierte am 22. September recht hektisch: *Bitte umgehend um Übersendung der in der Kriegsbibliothek vorrätigen und aufgezogenen Kartenexemplare von der Generalkarte des nördlichen Bayern, von Kurhessen, Hessen und den sächsischen Herzogtümern.*⁸⁵ Offensichtlich glaubte man an einen raschen Sieg gegen die Preußen, denn die aufgezählten Gebiete lagen bereits in preußischer Hand, weshalb der Mangel an gutem Kartenmaterial in eklatantem Widerspruch zu den militärischen Erwartungen steht.⁸⁶ Unter diesen Umständen war an eine schnelle und effektive Verlagerung der Truppen kaum zu denken. Dass dies nicht nur Einzelfälle waren, belegt auch

80 Behr (wie Anm. 30), S. 76.

81 Suckow (wie Anm. 24), S. 83.

82 Ebd., S. 89.

83 Ebd., S. 91.

84 Ebd.

85 HStAS E 299, Bü 62, 193.

86 Ebd. Nach Sauer (wie Anm. 11), S. 191 wollten sich die württembergischen Truppen in Frankfurt im örtlichen Buchhandel mit Karten versorgen, doch hatten die preußischen Truppen bereits alle verfügbaren Karten aufgekauft, so dass man sich mit hessischen Schulatlanten behelfen musste.

das Telegramm des Kriegskommissars Nessler vom 19. Juli an den Oberstleutnant Kehrer im Hauptquartier des VIII. Bundeskorps, der anfragt: *Wohin soll ich morgen kommen?*⁸⁷

Nun dürfen die Verhältnisse des Krieges von 1866 selbstverständlich nicht mit der Situation der späteren Kriege verglichen werden, allerdings erklärt sich die Überlegenheit der preußischen Truppen eben auch aus der konsequenten Nutzung ihrer Informationen. Preußische Kommandeure waren deutlich besser über die Stellung des Feindes informiert und konnten dadurch Vorteile nutzen. Es war also weniger das preußische Zündnadelgewehr, als vielmehr die überlegene militärische Organisation, die vorzügliche Führung der Truppen und eine militärisch angemessenere Operationsplanung. So berichtet Suckow über das Verdikt preußischer Offiziere, die sich besonders erstaunt darüber zeigten, *daß wir [die Württemberger] ihnen die Stellung bei Wertheim ohne einen Schuß überlassen haben, und was für ein Unsinn dieser Angriff der Württemberger auf Tauberbischofsheim gewesen sei.*⁸⁸

*Der Umgang mit der Niederlage:
Waffenstillstandsverhandlungen und die politische Agenda*

Württemberg und die übrigen süddeutschen Staaten mussten nach dem Gefecht von Tauberbischofsheim einsehen, dass sie militärisch keine Möglichkeit hatten, sich gegen die preußischen Truppen durchsetzen zu können. Die angebotenen Friedensgespräche nahmen daher alle drei souveränen Staaten an, zumal Österreich kein Interesse mehr an einer Fortführung des Krieges gegen Preußen hatte. Ermächtigt wurde der preußische *General von Manteuffel [...] mit den drei Staaten über einen Waffenstillstand zu unterhandeln.*⁸⁹ Daraufhin wurden nach und nach die Kämpfe eingestellt, die Regierungen in Darmstadt, Karlsruhe und Stuttgart übernahmen nun getrennt und einzeln die Friedensverhandlungen. Diese gestalteten sich aber schwierig, denn die süddeutschen Staaten gingen schlecht vorbereitet, uneinig und ohne militärische Macht in die Verhandlungen. Da Preußen mit jedem Souverän separat verhandelte,⁹⁰ setzte es durch, dass sich die badischen Truppen ins eigene Territorium zurückzogen und mit Württemberg ein dreiwöchiger Waffenstillstand vereinbart wurde.⁹¹ Im Hauptquartier äußerte sich der württembergische Militärbeobachter von Suckow dahingehend, dass auch das VIII. Armeekorps wohl kaum mehr kämpfen werde, was als Weigerung Alexanders von Hessen interpretiert werden kann, die im Grunde aussichtslosen Kämpfe wiederaufzunehmen.⁹² Auf unterschiedlichen Ebenen signa-

87 HStAS E 299, Bü 62, 132.

88 Suckow (wie Anm. 24), S. 110.

89 Hessen (wie Anm. 13), S. 31.

90 Ebd., S. 33.

91 Ebd., S. 33 und S. 37.

92 Ebd., S. 35 f.

lisierten also die süddeutschen Staaten, dass sie einen bedingungslosen Waffenstillstand akzeptierten. Preußen nutzte diese Situation, um zu versuchen, die Festung Würzburg doch noch als Faustpfand zu bekommen, scheiterte aber mit diesem Vorstoß. Die Verhandlungen – so wichtig sich die Berichte der Akteure lesen – wurden zwischen Preußen und Österreich in Nikolsburg geführt, die Belange der militärischen Kommandeure und süddeutschen Souveräne standen dort nicht oben auf der Tagesordnung.

Agenda der württembergischen Politik

Welcher politischen Agenda folgte die württembergische Politik, die keine präzisen Kriegsziele formuliert hatte? Überraschend bleibt, dass die nach der Schlacht von Königgrätz militärisch hoffnungslose Lage nicht zu einem umgehenden Waffenstillstandsangebot Württembergs führte, sondern sich der Krieg in die Länge zog. Prinz Alexander von Hessen glaubte jedenfalls, dass der *Feldzug in Böhmen zugunsten Preußens entschieden* worden war. *Unter solchen Auspicien begannen wir erst unsere Operationen.*⁹³

Erstaunlich offen äußerte sich Ministerpräsident Varnbühler zur Motivation, den Krieg fortzuführen, am 20. Juli 1866: *Daß es noch zu einem Zusammenstoße mit Preußen kommen möge, ist mein sehnlichster Wunsch; auch ein unglücklicher ist besser als keiner.*⁹⁴ Dabei war es nicht der militärische Ruhm, den Varnbühler suchte, sondern vielmehr gut durchdachte Realpolitik, denn *man soll den Mittelstaaten nicht deshalb ihre Existenzberechtigung absprechen können, weil sie sich nicht gewehrt haben.*⁹⁵ Zudem hoffte Varnbühler auf Unterstützung aus Frankreich, das kein Interesse an einem starken Preußen und geschwächten süddeutschen Staaten haben konnte. Daher hat es etwas für sich, wenn von Suckow behauptet, er glaube, dass Varnbühler Depeschen aus Paris erwarte. Vor diesen Überlegungen rückten dann die realistischen Siegchancen in den Hintergrund und auch die Argumente, die er am 9. Juli Varnbühler vortrug, liefen ins Leere: *Ich sagte Varnbühler, nach Königgrätz weiter Krieg zu führen und Blut zu vergießen, sei ein Verbrechen,*⁹⁶ lediglich die Vereinigung des VII. und VIII. Bundeskorps böte die Chance, sich defensiv behaupten zu können. Lakonisch kommentierte Suckow dann auch die württembergische Realpolitik: *Dies ist das Ergebnis der Gefechte an der Tauber, welche, drei Wochen nach der Entscheidung von Königgrätz aufgeführt, sich nur so erklären lassen, daß sie der Intervention Napoleons dienen sollten, durch welche man sich aus der angestifteten „Affaire“ herausziehen wollte.*⁹⁷ Auf einen kurzen Nenner gebracht, das Gefecht bei Tauberbischofsheim erfolgte also nicht aus militärischen Erwägungen, ein

93 Ebd., S. 41.

94 Hellwag (wie Anm. 15), S. 68.

95 Ebd., S. 68.

96 Suckow (wie Anm. 24), S. 96.

97 Ebd., S. 108.

Sieg schien nüchtern betrachtet sogar unmöglich, sondern aus rein politischem Kalkül: Die Beteiligung mit eigenen Truppen demonstrierte Württembergs Souveränität und bot die Gewähr einer Beteiligung an den Friedensverhandlungen. Das Beschreiben von Schlachten und das Bewerten der Handlungen der Akteure birgt für Historiker stets die Gefahr, sich selbst zum Schlachtenlenker zu machen. So wichtig das Nachvollziehen der militärischen Aktionen auch ist, um den Ablauf eines Gefechts oder eines Krieges zu verstehen, so wichtig ist auch, die zivile Seite der militärischen Aktionen zu berücksichtigen: Die Armee kann nur in Verbindung mit der Zivilbevölkerung handeln. Übergeht man in diesem Kontext die Bereitstellung von Rüstungsgütern wie Waffen und Pferde, die Mobilisierung und Versorgung von Soldaten, aber auch der Verwundeten, so ist ein angemessenes Verständnis des Gefechts bei Tauberbischofsheim kaum möglich. Daher werden nun im Folgenden die Beziehungen zwischen dem Militär und der Bevölkerung in den Mittelpunkt gerückt.

IV Beziehungen zwischen Bevölkerung und Militär

Rekrutierung, Rüstung und Versorgung der Truppen

Die Rekrutierung erfolgte in Württemberg ab April 1866, als die zur „Verabschiedung kommenden Soldaten nicht aus dem Heeresverband entlassen“ wurden und man die Unteroffiziere zur Ausbildung bei der Armee behielt sowie den Drill der Rekruten intensivierte.⁹⁸ Erst im Juni, quasi mit Kriegsausbruch, begann man mit der Aushebung von Truppen und der Einberufung der Urlauber.⁹⁹ Eine planmäßige Rekrutierung und Aushebung kriegsfähiger Männer wurde überhaupt nicht durchgeführt, auch die Landwehrmannschaft wurde erst mit Kriegsbeginn mobilisiert. Ähnlich spät erfolgte die Ausrüstung, die zudem teilweise durch die zivile Verwaltung bereitgestellt werden musste. So hatte das Oberamt Hall erst am 17. Mai den Gemeinderat der Stadt aufgefordert, *zur Wahl eines Sachverständigen bürgerlichen Standes für den Zwangsaufkauf von Pferden, nach Art[ikel] 5 des d[iff]alsigen Gesetzes vom 15. May 1859 zu schreiten, zu diesem Behuf hat sich der Gemeinderath versammelt und fellt die Wahl einstimmig auf den Gemeinde Rath Leicht.*¹⁰⁰ Erst weitere zwei Wochen später wurde eine Einquartierungskommission gegründet, die bestehend aus den Honoratioren des Gemeinderates und bekannter Persönlichkeiten wie dem *Conditor-Kümmerle* oder dem *Speißwirth Sekel*, insgesamt 15 Personen, die Kommission bildete.¹⁰¹ Diese sollte Pläne erarbeiten, nach welchem Schema eine etwaige Ein-

98 *Sauer* (wie Anm. 11), S. 186.

99 Ebd., S. 188. „Die Mobilmachung war noch lange nicht abgeschlossen, wenn sie sich auch viel reibungsloser abwickelte als 1859.“

100 StA Schwäbisch Hall, Gemeinderatsprotokoll Hall, 18. Mai 1866, 201.

101 StA Schwäbisch Hall, Gemeinderatsprotokoll Hall, 31. Mai 1866, Abschrift auch in: StA

quartierung erfolgen könnte und beschloss als erste praktische Maßnahme eine Überprüfung, ob alle Häuser in Hall mit einer Hausnummer versehen waren und ob diese gut sichtbar angebracht war.¹⁰²

Weitere Nachrichten zur Vorbereitung des Krieges finden sich in den Gemeinderatsprotokollen nicht. Was ist nun aus diesem offiziellen Schweigen zu schließen? Stadtverwaltung und Gemeinderat exekutierten offensichtlich die Verordnungen, entwickelten darüber hinaus aber keine besondere Aktivität. Es muss daher offenbleiben, ob sich die Verwaltung schlicht unpolitisch gab, denn einen etwaigen Krieg hatte die Stuttgarter Regierung zu verantworten und zu organisieren, so dass man auf lokaler Ebene abwartete. Dass die Rekrutierung und die Rüstung sehr zu wünschen übrig ließ, belegt auch, dass die Mannschaften der am 17. Juni ins Feld abrückenden Brigade Hegelmayer aus Ludwigsburg mit keinen oder nur abgetragenen Uniformen ausgerüstet werden konnten und damit zum Gespött der alliierten Truppen wurden.¹⁰³

Eine ebenso wichtige Rolle wie der Rekrutierung und Aufstellung der Armee kommt der Versorgung der Soldaten zu.¹⁰⁴ Die Versorgung großer militärischer Kontingente hatte die Strategen der Armee zu allen Zeiten vor große Probleme gestellt. Im 19. Jahrhundert wurde eine relativ modern anmutende Lösung des Problems gefunden, nämlich die Einbindung ziviler Produzenten unter Nutzung privatwirtschaftlicher Organisationsformen über öffentliche Ausschreibungen unter Leitung der Armee. So beschloss das Hauptquartier überhaupt erst am 25. Juni die Anlage eines zentralen Proviantlagers in Mainz,¹⁰⁵ zwischen dem 26. Juni und 22. Juli diskutierte man über ein Korpsmagazin in Nördlingen.¹⁰⁶ Bestückt werden sollten solche Proviantlager durch den „freihändigen“ Einkauf von Nahrungsmitteln. Diese wurden dann per Eisenbahn in die jeweiligen Lager oder Aufenthaltsorte transportiert. Dabei wurden modernste Kommunikationswege genutzt. Die Telegraphie ermöglichte überhaupt erst den Ankauf und das Versenden der Nahrungsmittel, offenbart aber auf der anderen Seite auch die Hilflosigkeit der Einkäufer aufgrund von Informationsmängeln und sich rasch

Schwäbisch Hall 21 / 814, 234: *Der Gemeinderath versammelt sich heute um die Wahl der Einquartierungscommission vorzunehmen. Zuerst wird über die Zahl der zu wählenden Mitglieder berathen und beschlossen 11 wirkliche Commiõions Mitglieder und 3 Ersaz Männer zu wählen, so daß die Commiõion, einschließlic des, durch das Gesez zum Vorstand bezeichneten Stadtschultheißen, im Ganzen aus 15 Mitgliedern besteht.* Darin auch die Namen der Kommissionsmitglieder. 102 *Ferner wird als polizeiliche Maasregel angeordnet, daß an allen Wohnhäusern der Stadt, die Hausnummern, deutlich lesbar angeschrieben sein sollen. Die Quartiercomiõion wird bei ihrem vorzunehmenden Umgang zu bewirken suchen, daß diß alsbald geschehe.*

103 Sauer (wie Anm. 11), S. 189.

104 Die Ansprüche auf Nahrung und Quartier waren eingehend für die eigenen Truppen geregelt, die einzelnen Bestimmungen finden sich in: Verpflegungsreglement für das deutsche Bundesheer während eines Bundesaufgebotes, Stuttgart 1866. Ein Exemplar in StadtA Schwäbisch Hall, A 751. Die genauen Ausführungsbestimmungen wurden vor Ort verhandelt und erlassen vgl. HStAS E 299 Bü 60.

105 HStAS, E 299 Bü 60.

106 Ebd.

ändernder militärischer Lage. So wird aus Nürnberg telegraphiert: *Unter jetzigen Verhältnissen ist der Nachschub von Lebensmitteln unausführbar, aber der Vertrag [mit den zivilen Produzenten] keineswegs gekündigt. [...] Da Nürnberg besetzt kann der Privatzug nach keiner Seite befördert werden. Sehe weiteren Befehlen entgegen.*¹⁰⁷ Und am 1. August verlangt ein Proviantmeister recht ungenau: *Von morgen Waffenstillstand, daher Proviant über Würzburg hieher oder über Nürnberg nach Nördlingen.*¹⁰⁸ Aufgrund der privaten Verträge war die Armee zudem nicht in der Lage, sich über die verschiedenen Verträge, die einzelnen Vertragsbedingungen oder über die Mengen ein Bild zu machen.¹⁰⁹ So telegraphierte ein Proviantmeister: *Wir haben gestern Abend noch 20 Wagen Brod und Zwieback nach Buchen geschickt, können auch noch ebensoviel nachschieben, dergleichen weiter 40 Vorspannwagen Haber. Ferner werden bis morgen früh nach einem in Heidelberg abgeschlossenen Accord hier abgeliefert und können weiter befördert werden 50 Zentner Speck, 20 Ohm Wein, 20 Zentner gebrannten Caffee, 21 Zentner Zucker.*¹¹⁰ Schließlich musste der geordnete Proviant bar bezahlt werden. Angesichts des noch gering ausgebildeten Bankensystems war es eine logistische Herausforderung diese Summen in kuranter Währung aufzubringen und zu transportieren. War der Proviant schließlich vor Ort eingetroffen, musste dieser von den Eisenbahnwaggons auf Fuhrwerke verladen und zu den Truppen gebracht werden.¹¹¹ Dort wurden die Lebensmittel dann z.B. in Feldbäckereien verarbeitet, die aber ebenfalls erst vor Ort sein mussten. Zwischen den einzelnen Truppenabschnitten kam es zu einem regelrechten Tausch größerer Mengen von Nahrungsmitteln, wie dieses Telegramm eines Proviantmeisters belegt: *Ich bin in arger Noth erlauben Sie, daß ein Wagen Brod und Caffee der für Sie bestimmt ist von uns übernommen wird.*¹¹²

Die Organisation der Truppenversorgung war auf süddeutscher Seite sehr verbesserungsbedürftig, weil man sich der militärisch schnell verändernden Lage

107 Ebd., quad. 2.

108 Ebd..

109 Beispiele für solche Verträge und Mengen in: HStAS E 299 Bü 60. Solche Verträge umfassten durchaus große Summen, so wurden für die Lieferung von 15 Ochsen, 2500 Laib Brot, 2 Zentner gebrannten Kaffee und 4 Zentner Grütze immerhin 42 000 Gulden fällig. Zudem bezahlte die Armee die Rechnungen nicht immer sofort, was zu Unmut führte: *Der königlich Württembergische Oberkriegskommissar, Herr Bartholomä, hat unsere Rechnung vom 17. d., trotzdem solche als ganz richtig feststeht, bis zur Stunde nicht bereinigen wollen, wir können die Beträge wie diesen mit Gulden 225 nicht in der Schwebe lassen, auch unmöglich neue Verträge entrieren, ohne die alten gänzlich erfüllt und ausgeglichen sind; wir bitten Sie daselbst, dahin wirken zu wollen, daß alle alten Rechnungen sofort bezahlt werden.* Ebd., 28. Juli 1866, quad. 25.

110 HStAS E 299 Bü 62, 129.

111 Zu den Problemen des Transports vgl. Protokoll der Verhandlungen zwischen Armeeverwaltung und privaten Lieferanten HStAS E 299, Bü 60, 22. Juli 1866: *Allgemein wird die Unzulänglichkeit des milit[ärischen] Lebensmittelführwesens constatirt und dabei die Ansicht ausgesprochen, daß, wenn eine nachhaltige Abhilfe getroffen werden wolle, die Verwahrung der Fahrzeuge um wenigstens die Hälfte erfolgen müsse, zumal da sich die Zugpferde in einem Zustande befinden, der größere Anstrengungen gänzlich ausschließe.*

112 HStAS E 299 Bü 62, 214.

kaum anzupassen vermochte. Die nötigen Abstimmungsprozesse waren ungewöhnlich zeitaufwendig und mühsam und schwächten im Ergebnis sogar die Einsatzfähigkeit der Truppen. Allerdings kann nicht davon ausgegangen werden, dass bei einer besseren Truppenorganisation ein militärischer Sieg gegen die preußischen Truppen möglich gewesen wäre. Dieser blieb außer Reichweite, gegen die gut ausgebildeten, nach den Roonschen Heeresreformen gut organisierten und kampferfahrenen preußischen Truppen konnten die zusammengewürfelten Truppen des VIII. Bundeskorps nichts ausrichten.

Umgang mit württembergischen Soldaten

Die Zivilbevölkerung pflegte ein „inniges“ Verhältnis zu den süddeutschen Soldaten. So war etwa die Unterstützung anwesender Soldaten durch Verpflegung oder kleinere Geldgeschenke üblich, die Mergentheimer Bürger machten den im Lazarett liegenden Soldaten 6 Gulden zum Geschenk.¹¹³ Dies galt besonders, wenn die Bevölkerung mit den Soldaten in direkter Beziehung stand. Entsprechend wollte die Stadt Hall den *Söhnen hiesiger Eltern*, die *als Soldaten im Feld vor dem Feind* stehen, eine Anerkennung in Geldform zukommen lassen. Denn die Soldaten müssen *viele Strapazen aushalten [...] und dabey oft Mangel zu leiden haben, ist eine vom Kriegs Zustand nicht zu trennende Thatsache*. Deshalb sollte den ungefähr 55 Soldaten, die aus Hall stammten, ein Geldgeschenk gemacht werden und zwar ungeachtet der Vermögensverhältnisse der Eltern. Jeder Soldat sollte 5 Gulden erhalten, finanziert werden sollte der Betrag von insgesamt rund 250 Gulden aus Stiftungsmitteln oder dem Armenfonds. Allerdings machte der Gemeinderat die Einschränkung, dass als Soldat nur derjenige gelte, der sich als aktiver Soldat außerhalb Württembergs aufhielt – damit waren die *Landwehr Männer, welche noch im Innland garnisoniren* und die Einsteher, also solche Soldaten, die von einem Wehrpflichtigen bereits Geld erhalten hatten für die Ableistung des Militärdienstes an seiner Stelle, ausgenommen.¹¹⁴ Auch Soldaten, die zwar aktiv dienten, aber keine Kriegsgefahr fürchten mussten, wie Haller Soldaten in der Bundesfestung Ulm, erhielten das Geld nicht.¹¹⁵ Der Gemeinderat hatte also eigene und sehr bestimmte Vorstellungen davon, was ein „richtiger“ Soldat war. Nicht die Zugehörigkeit zur Armee, die Bereitschaft zu dienen und zu kämpfen, sondern lediglich der Aufenthalt außerhalb Württembergs und – vor allem – die reale Todesgefahr durch bevorstehende Kampfhand-

113 Behr (wie Anm. 30), S. 72.

114 Die vorausgehenden Zitate alle nach StA Schwäbisch Hall S01/1640, 19. Juli 1866, § 200.

115 Ebd., § 203: *Eine Anzahl hierangehöriger Militärpersonen in der Garnison Ulm, welche von dem Beschluß vom 13. Juli § 200 Kenntniß erhalten haben, bitten auch ihnen die Unterstützung zukommen zu lassen, welche durch jenen Beschluß für die im Feld stehenden Soldaten ausgesetzt worden ist. Der Stiftungsrath hat bei dem erwähnten Beschluß besonders die Lebensgefahr im Auge gehabt, welcher der Soldat vor dem Feinde ausgesetzt ist, ein Fall, der in der Garnison derzeit nicht eintritt, und beschließt die Bitte abzulehnen.*

lungen rechtfertigte ein Geldgeschenk. Diese Vorstellung vom „richtigen“ Soldaten orientiert sich an vormodernen Kriterien: Dass ein aus der Stadt stammender Mann seine Heimat verteidigte und daher Anspruch auf kommunale Fürsorge hatte, ist ein Kennzeichen vormoderner Armeen. Dieses Geldgeschenk brachte für die Stadtoberen ein weiteres Problem mit sich, denn es war nicht klar, wie die Soldaten von ihrem Geldgeschenk erfahren sollten. Da der Aufenthalts- und Verwendungsort der Soldaten unbekannt war,¹¹⁶ wollte man sich an die Eltern und das Regimentskommando wenden. Hier ist zu beachten, dass nicht etwa die militärische Hierarchie für die Stadtverwaltung relevant war, sondern eher die direkte Beziehung zum Regiment, an das man sich wenden konnte. Um sicherzugehen, dass alle Soldaten unterrichtet wurden, wurde sogar eine Anzeige in der berühmten und viel gelesenen „Frankfurter Zeitung“ geschaltet. Die Anzeige endete mit der Bitte an Offiziere, ihre Soldaten vom Geldgeschenk zu unterrichten. Diese Anzeige verrät nicht nur, dass die Stadtverordneten alle modernen Kommunikationsmittel nutzen wollten, um „ihre“ Soldaten zu unterrichten, sondern auch, dass die Anzeige eine gute Werbeaktion für die Stadt war. Das Bild Halls, das sich um „seine“ Soldaten kümmerte und dies in der größten Zeitung deutlich zum Ausdruck brachte, war den finanziellen Einsatz der Armenkasse allemal wert.

Gewalterfahrungen und Umgang mit Krankheit und Tod

Gewaltausübung und Gewalterfahrung in Verbindung mit Feldzügen und Kriegen war und ist üblich, und dennoch stellen sich Fragen nach der Gewalterfahrung von Zivilisten und Soldaten. Wie wird Gewalt erfahren, wie wird sie legitimiert und welche Hoffnungen und Ängste verband die Zivilbevölkerung mit dem Krieg von 1866 im Allgemeinen und der Schlacht von Tauberbischofsheim im Besonderen?

Gewalterfahrung machte die Zivilbevölkerung in Tauberbischofsheim natürlich direkt durch die Gewalt während des Angriffs, als die Kanonade nicht nur unmittelbar zu hören war, sondern als der Beschuss der Stadt das Leben bedrohte.¹¹⁷

Aber auch entfernt von der unmittelbaren Schlacht wurde Gewalt erfahren, vor allem in den Lazaretten. Im 19. Jahrhundert definierte eine Armee ihre Hauptaufgabe im Ausbilden und Üben für den Krieg. Die den Krieg ermöglichenden Faktoren wie eine dauernde Versorgung der Truppen oder der Umgang mit Verletzten hingegen wurde Zivilisten überlassen und von der Armee nicht als ihre Aufgabe angesehen. Sei es, dass, wie gezeigt, die Versorgung durch Kontrakte

116 Ebd., § 200: *soll von den Eltern derselben, oder wie sie es sonst erkundigen vermag, aus mitteilen, bey welcher waffe, bey welchem Regiment und Compagnie, der einzelne eingereicht ist, und sodann je an die betreffenden RegimentsComando das Geld mit dem Ersuchen abschicken, Vermittlung zu gewähren.*

117 Zöller (wie Anm. 50), S. 70–94.

mit örtlichen Landwirten und Händlern gesichert werden sollte, sei es, dass die Krankenpflege durch private Vereine, Militärkrankenwärter oder den Einsatz von Diakonissen¹¹⁸ gesichert werden sollte. Das Sanitätswesen selbst stand außerhalb der militärischen Hierarchie und Organisation, so waren die Militärärzte damals noch keine Offiziere. Es verwundert deshalb nicht, dass sich bereits im Frühjahr 1866 private Initiativen finden, die beispielsweise landesweit Verbandsstoffe sammelten und die *helfenden Hände* um Sachspenden jeglicher Art baten. So wurde am 3. Juli *die Bevölkerung noch einmal „dringend gebeten“*, *Charpie, gebrauchte Leinwand, Binden, Kompressen, Kissen, Hals- und Taschentücher, Matrazenschläuche, wollene Decken und vieles andere mehr zu geben und nach Stuttgart zu schicken, da nun im Schooße Deutschlands zu blutigen Thaten geschritten ist.*¹¹⁹ Insbesondere die Frauenvereine boten Anknüpfungspunkte für solche Aktivitäten und stellten ihre Netzwerke in den Dienst der Sache. Sie trauten sich in diesem Kontext auch gegen die geltende Hierarchie zu handeln, wenn etwa dem gerade zitierten Aufruf nicht gefolgt und stattdessen das Material zurückgehalten wurde, weil absehbar war, dass Nordwürttemberg zum Kriegsschauplatz werden würde.

Mergentheim als Standort des Lazaretts wurde vom Militär wenige Tage vor dem Gefecht von Tauberbischofsheim bestimmt, dort fehlten aber sämtliche Einrichtungen. Noch am 20. Juli war Adelsheim als Standort vorgesehen, das aber keinen Platz für die erwarteten Verwundeten zur Verfügung stellen konnte;¹²⁰ dann sollte in Buchen ein Hospital eingerichtet werden, weil dort die *Lokalitäten* in der Volksschule geeignet seien,¹²¹ am 21. Juli wurde schließlich Mergentheim als Lazarettstandort festgelegt¹²² und durch die Feldkriegskasse dem Etappenkommando *schleunigst* 60 000 Gulden für Sofortmaßnahmen zur Verfügung gestellt.¹²³ Mit diesem Geld sollten *Mäntel, Stiefel, Hemden, Koch-Geschirr und Tornister* angeschafft werden, allerdings blieb unklar, wo sich die Depots mit den Waren befanden.¹²⁴ Die fehlenden Informationen erwiesen sich also nicht nur in der Vorbereitung und Durchführung der Gefechte als entscheidend, auch in der Vorbereitung des Lazarettwesens und der allgemeinen Versorgung zeigt sich, wie entscheidend die rasche Übermittlung von richtigen Informationen sein konnte. In Mergentheim selbst begann man rasch auf vorhandene, größere Räumlichkeiten zurückzugreifen, vor allem das Mergentheimer Schloss und der Saufflersche Biergarten dienten als Lazarett.¹²⁵ Auch die Versorgung der Verwundeten wurde privat organisiert. So boten die Mergentheimer Bürgerhaushalte

118 Behr (wie Anm. 30), S. 80.

119 Ebd., S. 73.

120 HStAS E 299 Bü 62, 140.

121 Ebd., 156. In der Schule sollten 100 Betten zur Verfügung stehen.

122 Ebd., 183: *Gehen Sie sogleich nach Mergentheim, richten Sie dort ein Spital ein.*

123 Ebd., 144.

124 Ebd., 149.

125 Behr (wie Anm. 30), S. 77.

drei Mahlzeiten an, wobei die Bürger von der Stadtverwaltung gebeten wurde, *den Kaffee von 3 bis 4 Uhr und die etwa gütigst zuge dachte Suppe Abends zwischen 6 und 7 Uhr bringen zu wollen.*¹²⁶ Dieses frühe Private-Public-Partnership war damals durchaus üblich, wenn man sich vergegenwärtigt, dass das erste Garnisonslazarett in Stuttgart erst nach 1871 eingerichtet wurde. Medizinische Hilfe leisteten daher auch zivile Ärzte aus Mergentheim und Umgebung, die in Eigenverantwortung den Lazarettstandort verwalteten. Für die geleistete Arbeit und die Aufwendungen wurde nach Ende des Krieges schließlich der Staat herangezogen, der die eingereichten Rechnungen der beteiligten Mergentheimer Bürger beglich. Die Aufgabenverteilung im Krieg von 1866 war also klar definiert, die Armee kämpfte und hatte Anspruch auf Versorgung, Verpflegung und Behandlung durch die Zivilbevölkerung, die dafür vom Staat später Kostenersatz erhielt.¹²⁷ Daneben entstanden in den Orten Nordwürttembergs auch kleinere Hospitäler, die für die Behandlungen von Verletzungen während der Besatzungszeit zuständig waren.¹²⁸

Allerdings kannte die Hilfsbereitschaft auch Grenzen, so fürchtete sich die Bevölkerung vor dem Ausbruch von Infektionskrankheiten wie Typhus oder Cholera. Weil nur Wenige über medizinische Erfahrung verfügten, machte das Gerücht, die Schwerverwundeten mit ihren eiternden Wunden würden die Menschen anstecken, schnell die Runde.¹²⁹ Nachdem diese Behauptung entkräftet worden war, widmete sich die Bevölkerung wieder den Verwundeten. Die Stadtbevölkerung fühlte sich für „ihre“ Soldaten verantwortlich, im Gegensatz zur Armee, die mit den Verwundeten kaum etwas anfangen konnte. Sowohl von preußischer als auch von württembergischer Seite wurden die Anstrengungen der Mergentheimer geachtet, denn als Mergentheim am 30. Juli durch die preußischen Truppen besetzt wurde, veränderte sich nichts – in den Einrichtungen wurden alle Verwundeten gleichermaßen gepflegt.

Wie die Soldaten mit der militärischen Gewalt in der Schlacht, mit der Todesgefahr, mit Ängsten und Sorgen umgingen, davon ist mangels Selbstzeugnissen leider wenig bekannt. Die Belastung muss ungeheuerlich gewesen sein. So schreibt besagter Offizier im Hohlweg an seine Frau kurz vor dem Gefecht bei Tauberbischofsheim einen deutlichen Abschiedsgruß: *Lebe wohl, mein theures Herze, ich leb der festen Hoffnung, daß / ich dich bald wiedersehen werde!*

126 Ebd.

127 HStAS E 146 Bü 7437, 243.

128 So ist in Schwäbisch Hall ein Effektenverzeichnis für die Einrichtung eines Spitals überliefert, das aber nicht groß gewesen sein kann. Denn mit einem Lehnstuhl, mehreren Eimern und Schüsseln von der örtlichen Zuchthaus-Polizeiverwaltung abgegebenen Materialien waren nur wenige zu versorgen. Wahrscheinlich ist, dass beim einzurichtenden Gefängnis auch ein Krankenzimmer mit angelegt werden sollte. StA Schwäbisch Hall 21/814, 4. August 1866.

129 Behr (wie Anm. 30), S. 77.

*Küsse die [lieben] Kinder von ihrem / fernen Vater. Du – laß dich zärtlich küssen von deinem fernen Mann; / Adieu.*¹³⁰

Gewalt konnten Soldaten auch erfahren, wenn sie von feindlichen Truppen aufgegriffen wurden und in Kriegsgefangenschaft gerieten.¹³¹ Die kurze Dauer des Krieges von 1866 und der rasche Abschluss der Waffenstillstandsverhandlungen bewirkten die eher gute Behandlung und Versorgung der Kriegsgefangenen. Exzesse oder Übergriffe auf Kriegsgefangene sind zumindest aus den überlieferten Akten nicht zu ermitteln. Dass aber die Gefangennahme an sich durchaus traumatische Züge entfalten konnte, versteht sich von selbst.

Ähnlich verfuhr man im Fall von Gewalt gegen Zivilisten. Gewalt gegen Zivilpersonen war zwar möglich, wenn auch nicht alltäglich. So wurden reisende Marketender festgenommen, weil man befürchtete, sie seien Spione oder verkleidete Soldaten.¹³² Sie wurden dann jedoch nicht wegen Spionage festgenommen, *sondern als in feindlichen Kriegsdiensten stehende Leute*¹³³ zu Kriegsgefangenen erklärt. So konnte ihre Habe konfisziert und das Geld als „Kriegsbeute“ deklariert werden.¹³⁴ Regeln und Richtlinien für den Umgang mit Zivilisten im Kriegsgebiet sollten noch einige Jahrzehnte auf sich warten lassen, so konnte potenziell jeder Zivilist im Einzugsbereich von Soldaten Opfer von direkter oder indirekter Gewalt werden. Dies galt vor allem für Zivilisten, die sich im Kriegsgebiet aufhielten und denen unterstellt wurde, für den Feind zu arbeiten und Spionage zu betreiben.

Umgang mit preußischen Soldaten

Zwischen den württembergischen, den preußischen Soldaten und der Zivilbevölkerung lassen sich keine größeren Spannungen feststellen – im Gegenteil: Obwohl die preußischen Truppen als Besatzungsmacht auftraten, wurden sie in Nordostwürttemberg nicht angefeindet. Es scheint vielmehr vor allem aufgrund der Deutlichkeit der Niederlage ein Gefühl der Gemeinsamkeit geherrscht zu haben. So ist nachvollziehbar, dass zwischen den Verwundeten kein Unterschied gemacht wurde. Auch mit Blick auf die Kriegsgräber und die Sepulkralkultur ist gegenseitiger Respekt spürbar, wenn etwa in Mergentheim durch preußische

130 HStAS Q 2/39.

131 In Hall bestand ein Soldatengefängnis, das auch über den Waffenstillstand hinaus erhalten bleiben sollte. StA Schwäbisch Hall 21/814, 3. August 1866.

132 *Am 24. Juli wurden in der Nähe von Kist von einer Kurhessischen Husaren-Patrouille zwei Preußische Marketender mit Wagen und Pferd, sowie eine Geld enthaltende Wachstuchtasche eingefangen. Die Marketender befinden sich auf der Stabswache des Hauptquartiers; Wagen und Pferd sind in Kist stehen geblieben.* HStAS E 299 Bü 57, Quad 15.

133 Ebd., quad. 19.

134 *Die vom Commando der IV. Felldivision am 26. Juli in das Corps-Hauptquartier in Würzburg abgelieferten zwei preußischen Marketender, von welchen der eine Adolf Schulten heißt, sind an die Festungs-Commandantschaft Würzburg als Kriegsgefangene abgeliefert worden.* HStAS E 299 Bü 57, quad. 18.

Truppen für die dort im Lazarett verstorbenen württembergischen Soldaten ein Begräbnis mit allen militärischen Ehren durchgeführt wurde.¹³⁵ In Schwäbisch Hall sprach man über die einquartierten Soldaten meist nur Gutes, zumal die preußischen Soldaten in der Nacht des 29. auf den 30. Juli 1866 bei Löscharbeiten in der Brückenhofgasse Hilfe leisteten und verhinderten, dass das Feuer größeren Schaden anrichten konnte.¹³⁶ Der Gemeinderat erwähnte am 30. Juli die *aner kennenswerte [...] Hilfe, die bey den Löscharbeiten geleistet* worden war und dankte *in einem besonderem Schreiben an die Comando und durch Einrücken ins Tagblatt*.¹³⁷ Auch die Einquartierung nach den vorläufigen Waffenstillstandsvereinbarungen Anfang August 1866 verlief ohne Zwischenfälle.¹³⁸ Nachdem die Stadtverwaltung informiert worden war, stellte man aus dem Inventar des Zuchthauses leihweise Schüsseln und Eimer zur Verfügung.¹³⁹ Einquartierungen konnten immer zu Konflikten zwischen den Quartiergebern und -nehmern führen, in Hall sind aber keine größeren Zwischenfälle überliefert.¹⁴⁰ Dazu trugen wohl auch die genauen Bestimmungen der Stadt bei¹⁴¹ sowie die Möglichkeit der Bevölkerung, Beschwerde gegen die Einquartierungen bei der Einquartierungskommission einzulegen.¹⁴² In Hall und Künzelsau waren vom preußischen I. Bataillon 24 Offiziere, 1084 Mannschaften und 53 Pferde untergebracht,¹⁴³ die Dauer der Besatzung betrug „bei den Offizieren 47 Tage, bei der Mannschaft 199 Tage“.¹⁴⁴ In Steinbach, Ohrenbach und Büttelbronn wurden am 18. August 180 Mann der 3. Kompanie des 2. Posenschen Infanterieregiments Nr. 19 mit der Verpflichtung zur Bereitstellung von entsprechender Verpflegung einquartiert.

135 Behr (wie Anm. 30), S. 77.

136 StA Schwäbisch Hall, 21/814, S.306.

137 Ebd.

138 Die Stadt Hall wurde per Telegramm von der Stuttgarter Regierung in Kenntnis der Einquartierung gesetzt. Zuvor waren bereits am 4. August Gerüchte entstanden, die von der Einquartierung von 2600 preußischen Soldaten ausgingen, die aber den Kocher nicht überschreiten dürften. Der Stadtschreiber lehnte dieses Gerücht als unzutreffend ab. StA Schwäbisch Hall 21/814.

139 Ebd., 21/814. Darin das Verzeichnis der leihweise abgegebenen Gegenstände.

140 Ebd. Die Instruktionen der preußischen Truppen für die Einquartierung vom 10. August 1866. Darin wird auch die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung betont, wenn die Gendarmerie in ihren Rechten und Pflichten bestehen bleibt. Für Ruhe sorgte auch die Einquartierungskommission, die zwischen den Armeebehörden und der Bevölkerung vermittelte. So beschwerte sich der Schreiner Schwendt, dass an seiner Scheune das Schloss durch preußische Truppen aufgebrochen und die *Thür aufgesprengt* worden sei und Heu und Stroh entwendet worden war. Die Einquartierungskommission erhielt allerdings bei ihren „Recherchen“ *kein bestimmtes Resultat*, weil unklar blieb, wo genau sich Heu und Stroh befunden hatten.

141 Ebd., Instruktion mit acht Paragraphen, 10. August 1866.

142 Vgl. Beispiele in: Ebd.

143 HStAS E 146, Bü 7438, 158. Das Stadtschultheißenamt Hall spricht von 1 General, 2 Stabsoffizieren, 23 Subalternunteroffizieren und Beamten und 870 Mannschaften. StadtA Schwäbisch Hall, 21/814, 21. September 1866.

144 HStAS E 146, Bü 7438, 136.

Unter Verpflegung für die preußischen Mannschaften verstand man damals am Morgen ein Frühstück mit *Zuthat*, also meist Brot und Kaffee, ein Mittagessen bestehend aus 1 Pfund Fleisch, Gemüse, Brot sowie einer halben Flasche Wein oder einem halben Maß Bier, das Abendessen sollte aus einem *Imbiss* bestehen, darunter verstand man üblicherweise Brot und Wurst, dazu noch einmal ein Viertel Maß Bier. Die Offiziere erhielten zusätzlich zu dieser Verpflegung beim Mittagessen neben dem Fleisch auch einen Braten, eine ganze Flasche Wein und nachmittags Kaffee, zudem war morgens und abends die Auswahl an Speisen reichhaltiger als bei den Mannschaften.¹⁴⁵ Die Speisen mussten von den Einwohnern zubereitet werden, ausreichend und sättigend sein und rechtzeitig abgeliefert werden. Nur wenn die Gemeinden nicht dazu in der Lage waren, sollten sich diese an die Truppenmagazine zur Abholung der Lebensmittel wenden.¹⁴⁶

Die Tiere wurden durch die Zuweisung von Fourage versorgt. Zu stellen waren 12 Pfund Hafer, 5 Pfund Heu und 7 Pfund Stroh pro Tier und Tag. Für die Versorgung der Tiere¹⁴⁷ wurde eine kommunale Fouragekommission gebildet, die ihr Pendant in der Verpflegungskommission hatte.¹⁴⁸ Auch an diesem Beispiel zeigt sich das oben Gesagte: Die Kriegsführung war auf ein enges Zusammenspiel kommunaler Behörden und der Militärverwaltung angewiesen, die in dieser Form nicht mehr zeitgemäß war und weit hinter dem Entwicklungsstand Preußens lag.

Nachdem am 13. August der Friedensvertrag unterschrieben worden war, die preußischen Truppen Ende August Schwäbisch Hall¹⁴⁹ und Mergentheim räumten und das dortige Feldspital am 4. September abbrückte,¹⁵⁰ verlor die Stadtbe-

145 HStAS E 146, Bü 7439, 86. Ein Armeebefehl bestimmte darüber hinaus, dass pro Tag und Mann $\frac{1}{4}$ Pfund Rauchtobak auszugeben sei. StA Schwäbisch Hall 21/814, Bekanntmachung. Die Einquartierungskommission veröffentlichte schließlich den Armeebefehl als Beschluss der Einquartierungskommission und gab ihm so den Anstrich der eigenen Entscheidung. StA Schwäbisch Hall 21/814.

146 StA Schwäbisch Hall 21/814: *Ueberall da, wo einzelne Gemeinden oder Gemeinde-Mitglieder nicht im Stand sein sollten, den Truppen die Verpflegung nach obigen Sätzen zu gewähren, haben die Bezirksamter dafür Sorge zu tragen, daß eventuell aus von ihnen anzulegenden Magazinen die Communen in Stand gesetzt werden, die Truppen in der vorgebrachten Weise zu beköstigen. Die Truppen-Commandeure werden daher hiermit angewiesen, in derartigen Fällen die Vermittlung des betreffenden Bezirksamts in Anspruch zu nehmen, oder sich mit der bezüglichen Divisions-Intendantur dieserhalb zu benehmen, welche das Erforderliche sofort zu veranlassen hat.*

147 Ebd.: Die Kosten wurden hierfür ebenfalls von der Gemeindeverwaltung verauslagt und von der Stuttgarter Regierung wieder eingefordert. Eingabe Maier/Schwab über 21 Gulden für *einen Wagen Heu* zur Versorgung von 11 Pferden. Die Regierung gewährte einen Abschlag von 10 600 Gulden auf die verauslagten Kosten. Ebd.: Darin auch die Rechnungen der Stadt.

148 Ebd., Bekanntmachung und Fouragekommission.

149 Ebd.: Am 22. August informierte die Regierung die Stadt Hall, dass ein Friedensvertrag abgeschlossen worden sei und der Abmarsch der preußischen Truppen „in den nächsten Tagen erfolgen“ werde. Die kranken und verletzten preußischen Soldaten sollten nach Frankfurt am Main transportiert werden, die zu stark Verletzten wurden im Haller *Krankenhaus* belassen, bis sie *transportfähig gemacht* werden konnten. 4. September 1866.

150 *Behr* (wie Anm. 30), S. 80.

völkerung gegenüber den württembergischen Behörden kein schlechtes Wort über die preußische Besatzung. Dazu beigetragen haben dürfte, dass sich Preußen und Württemberger trotz ihrer Dialekte nicht fremd waren und der württembergische Staat den Gemeinden eine Kostenübernahme garantiert hatte.¹⁵¹

Nur in Künzelsau kam es zu *Störungen und Unordnungen*, allerdings nicht wegen Unstimmigkeiten mit preußischen Soldaten, sondern *aus Anlaß des Transports von verwundeten und kranken Soldaten*.¹⁵² Der Stadtschultheiß habe sich ordnungswidrig verhalten, als er den Abtransport verzögerte – die genauen Umstände sind aus den Akten allerdings nicht zu ersehen.¹⁵³ Eine Wirtshausschlägerei in Mergentheim entzündete sich an einer Beleidigung,¹⁵⁴ die aber ebenfalls keinen Bezug zu preußischen Soldaten aufweist und bereits im Juni stattgefunden hatte, vielleicht ein Beleg für die allgemein gereizte Stimmung, aber kaum ein stichhaltiger Nachweis für Preußenfeindlichkeit.

Anders verhielt es sich in den Gebieten, die zwar von preußischen Truppen besetzt wurden, aber nicht in Reichweite der Kämpfe lagen. In den Akten ist ein *Exzess* in Heilbronn überliefert, der sich deutlich von den gerade beschriebenen Vorfällen unterscheidet. Aus Neckarsulm und dem Umland waren preußische Offiziere nach Heilbronn gekommen und hatten dort sich in Wirtshäusern vergnügt.¹⁵⁵ Das erregte Aufsehen, so dass *Arbeiter, Buben und Mädchen*¹⁵⁶ zum Gasthof gelaufen kamen und die preußischen Soldaten am Gehen hinderten.¹⁵⁷ Die Soldaten zogen ihre Säbel, um sich zu verteidigen, einer der Handwerker griff in einen Säbel und verletzte sich an der Hand.¹⁵⁸ Zugleich machte das Gerücht die Runde, die Soldaten hätten ein Heilbronner Mädchen bedrängt¹⁵⁹ sowie die Württemberger und Hessen verhöhnt.¹⁶⁰ Die Handverletzung führte sofort zum Gerücht, die Preußen hätten dem Betroffenen absichtlich *die Hand abgehauen*, daher *müssten* [die Preußen] *hinaus*, also die Stadt wieder verlassen.¹⁶¹ Der vorbeigekommene Oberamtmann Adolf von Daniel versuchte die Lage unter Kontrolle zu bringen und die preußischen Soldaten wieder nach Hall zurückzubringen. Allerdings scheiterte dies zunächst daran, dass in Sabotageabsicht die eisernen Zapfen an einem Wagen ausgebaut worden waren und der herbeigeru-

151 Ebd.

152 HStAS E 146, Bü 7449.

153 Ebd.

154 Ebd.: *Nannte ihn sogar einen Hund.*

155 Ebd., quad. 8.

156 Ebd.. Die Quelle quad. 4 spricht von *diesen 12 Personen gehören 5 der Stadt Heilbronn an, die anderen 8 sind Fremde, für im Dienst oder Arbeit stehende Arbeiter.*

157 Ebd.

158 Ebd.

159 Ebd.: *Soll nun einer der anwesenden Arbeiter gesagt haben, die Preußen haben ihm sein Mädchen abgespannt.*

160 Ebd., ebenso quad 4: *Darüber, daß die Preußen durch ungebührliches Benehmen die ihnen widerfahrende Behandlung provocirt haben, konnte nichts ermittelt werden und sind die angezeigten Zudringlichkeiten gegen ein Frauenzimmer auf der Straße nicht erwiesen.*

161 Ebd.

fene Schmied zunächst die falschen Zapfen mitgebracht hatte – zudem weigerten sich die preußischen Soldaten, die Stadt in zwei Gruppen zu verlassen.¹⁶² Neben den Burschen und Handwerkern fanden sich auch zahlreiche Besucher eines benachbarten, mittlerweile zu Ende gegangenen Kirchweihfestes sowie Bürger ein, die schließlich mit Hilfe der Polizei und der Feuerwehr nach Hause geschickt werden konnten.¹⁶³ Gegen Abend waren die Wagen schließlich wieder reisefertig. Der Oberamtmann wies den als zuverlässig geltenden Kaufmann Hörner, der die preußischen Wagen begleiten sollte, schließlich an, einen Umweg zu fahren, um die Menschenmenge zu umgehen, die sich zwischenzeitlich nahe des Neckarsulmer Tores wieder zusammengefunden hatte.¹⁶⁴ Unglücklicherweise bog der zweite der Wagen falsch ab und fuhr eben zu dieser Menge, die den Wagen mit Steinwürfen empfang und mehrere Soldaten so schwer verletzte, dass diese mehrere Tage dienstunfähig waren.¹⁶⁵ Aber auch die Soldaten fügten den Zivilisten mit ihren Säbeln mehrere blutende Schnittwunden zu. Schließlich entschärfte sich die Situation und die Menge konnte endgültig zerstreut werden, so dass sich die preußischen Soldaten schließlich nach Neckarsulm zurückzogen. Der Gemeinderat veröffentlichte in der Neckarzeitung einen Aufruf zur Wiederherstellung und Aufrechterhaltung von Sicherheit und Ordnung und verurteilte den Übergriff auf die preußischen Soldaten aufs Schärfste.¹⁶⁶ Weitere Exzesse während der kurzen Besatzungszeit oder in der Folge etwaiger antipreußischer Stimmung sind auch aus Heilbronn nicht bezeugt.¹⁶⁷ Auf den ersten Blick erscheint dieser überlieferte Exzess¹⁶⁸ deutlich zu belegen, dass zumindest unter den Arbeitern und Jugendlichen in Heilbronn eine starke antipreußische Stimmung herrschte. Dafür spricht, dass wiederholt geäußert wurde, die Preußen gehörten nicht hierher und sollten wieder verschwinden. Allerdings lassen sich die Ereignisse auch anders interpretieren, der „Heilbronner Exzess“ ordnet sich nämlich in die im 19. Jahrhundert üblichen Auseinandersetzungen zwischen Militär und Jugendlichen ein, die immer wieder auftauchten und ein ähnliches Muster zeigten.¹⁶⁹ Da wären zum einen die aufkommenden, nicht zu bestätigenden Gerüchte, dass es die Soldaten auf die örtlichen Mädchen abgesehen hätten, dann folgt die offene Konfrontation zwischen bewaffneter

162 Ebd.

163 Ebd.

164 Ebd., quad. 9.

165 Ebd. Auch hier bringt die Quelle quad. 4 höhere Angaben: *haben von den Preußen 2 durch Steinwürfe nicht unerhebliche Verletzungen am Kopf erhalten, so daß sie mindestens 8 Tage dienstunfähig seien.*

166 Ebd., quad. 4.

167 Ebd. So im November: *es kamen aber weitere Unordnungen und Ruhestörungen seither nicht wieder vor.*

168 Im betreffenden Aktenbüschel finden sich noch Deckblätter von zwei anderen Exzessen, zu denen allerdings keine Akten erhalten sind.

169 Vgl. dazu Daniel *Kirn*: *Soldatenleben in Württemberg. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der deutschen Armee (Krieg in der Geschichte 46)*. Paderborn 2009. Zugl. Univ. Diss Stuttgart 2006. S. 308–312.

Macht und Handwerkergelesen, die in Rängelei ausarten und sowohl die lokale Ordnungsmacht als auch die Bürger alarmieren, die versuchen, den Konflikt zu lösen. Schließlich folgt die Trennung von zivilen und militärischen Personen, wobei der Rückzug der Militärs ebenfalls typisch ist.¹⁷⁰ Ebenso wichtig ist, dass sich die Streitigkeiten an auswärtigen Truppenteilen entzünden, es sind eben nicht die preußischen Soldaten, die in Heilbronn stationiert sind, sondern die von außen in die Stadt kommenden,¹⁷¹ die durch ihr öffentliches Auftreten die jungen Männer provozieren. Die übliche Konfliktregulierung innerhalb der Stadt funktioniert in solchen Fällen nicht mehr. Die Bürger Heilbronn selbst akzeptierten die Anordnungen der städtischen Obrigkeit uneingeschränkt und versuchten, das Problem dadurch zu lösen, dass die in Württemberg strikte Trennung zwischen Armeeingehörigen und Zivilisten – so waren die Soldaten mit Ausnahme der Garnisonsstädte wie Ludwigsburg kaum im Stadtbild präsent – wiederhergestellt wurde. Als Beleg hierfür kann auch dienen, dass die „Arbeiter“ und „Gesellen“ vor dem Wirtshaus blieben und nicht etwa in die Wirtsstube drängten, dass die Angriffe nicht innerhalb der Stadt, sondern außerhalb des Stadtbezirks stattfanden. Die Menge beachtete also den rechtlichen (Schutz-)Raum von Haus und Stadt. Dass die Heilbronner sich auf die Seite der Verwaltung stellten, belegt der weitere Bericht des Oberamtmanns und wurde auch von den preußischen Soldaten bestätigt und positiv hervorgehoben.¹⁷² Unter den späteren Angeklagten fand sich mit dem Heilbronner Schneidermeister Heinrich Theus lediglich eine Person, die eine herausgehobenere gesellschaftliche Stellung hatte – als Obmann der Feuerwehr wurde Theus dann auch sofort entlassen.¹⁷³ Es handelt sich also auch im Fall Heilbronn weniger um den Exzess starker Preußenfeindlichkeit der Stadtbevölkerung, sondern eher um eine alltäglich vorkommende Auseinandersetzung zwischen der üblicherweise durch Kasernen und Reglement in Württemberg streng getrennten Sphären von Armee auf der einen Seite und Zivilisten auf der anderen Seite. Auch wenn es keinen offenkundigen „Preußenhass“ gegeben hat, so war es doch von den preußischen Soldaten unklug, in Uniform im öffentlichen Raum der Gaststätte zu feiern. Dies konnte und musste leicht als Verhöhnung der besiegten Württemberger verstanden werden, auch wenn dies

170 Zu erwarten wäre vor dem Hintergrund des preußischen Militarismus, dass die Militärs sich mit allen Mitteln verteidigen, um ihre Vormachtstellung zu behaupten. Stattdessen entziehen sie sich der Situation, man könnte sogar von einer regelrechten „Flucht“ sprechen.

171 Im Einzelnen Heinrich Theus von Heilbronn, Carl Vogel von Heilbronn, Johann Georg Endener von Eberbach, Christian Bai von Eschenau, Jakob Gailing von Reisach, Johann Gerlach von Langebau. HStAS E 146 Bü 7449, 23.11.1866.

172 Ebd., quad. 9: *Wenn auch durch den schlechteren Theil der Bevölkerung Heilbronn bei unserer Anwesenheit am 26. d. Monats mir und meinen Kameraden Inhalten gemacht worden sind, die uns zum Gebrauch unserer Waffen gezwungen haben, so sind sie doch weit entfernt dem besseren Theil der Einwohner dortigen Stadt hieran irgend welchen Antheil beimessen zu wollen. [...] Ihnen sowohl als der betroffenen dortigen Bürgern sind wir im Gegentheile ihnen bereit für Ihre Bemühungen zur Herstellung der Ruh unseren Dank zu sagen.*

173 Ebd., quad. 4.

gar nicht in der Absicht der Soldaten gelegen hatte. Vergleichbare Fälle wie der hier beschriebene sind für die Kaiserzeit in Stuttgart und anderen Garnisonsstädten mehrfach belegt.¹⁷⁴ Die Konkurrenz um die „symbolische Ressource“ Ehre, der Verdacht, „die“ privilegierten Soldaten wollten ihnen die Mädchen wegnehmen, egal ob beabsichtigt oder nicht, führte häufig zu Auseinandersetzungen. Ein weiterer Beleg für diese These des fehlenden „Preußenhasses“ liefert das abschließende Gerichtsurteil, das die fünf beschuldigten Personen vom Vorwurf der Verabredung zum Ungehorsam – was der Fall gewesen wäre, hätten sie die Preußen aufgrund der Besetzung und ihres Preußenseins angegangen – freigesprochen wurden. Das Vergehen der Ehrenkränkung musste am Heilbronner Oberamtsgericht jedoch weiterverfolgt werden. Der Aufruhr entstand also aus einer für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts typischen Konfliktsituation zwischen Stadt/Land und Militär/Zivilisten, drehte sich direkt oder indirekt um das Konzept der Ehre und war nicht durch Nationalismus motiviert. Die große Mehrheit der Württemberger dürfte die Worte des Kolumnisten der Tauberzeitung geteilt haben: *Zwar ruft man ihnen [den Preußen] keine großen Freundlichkeiten nach, jedoch hätten sich die Preußen während ihres Hierseins stets brav benommen [...] ja, [...] sogar einige bei der Feldarbeit [...].*¹⁷⁵ Allerdings darf die politische Einstellung nicht mit dem Verhalten gegenüber den anwesenden Soldaten verwechselt werden. Auch der von der großdeutschen Lösung überzeugte Württemberger lastete die Niederlage nicht den preußischen Soldaten an. Man kann also aus der Ruhe während der Besetzung nicht auf einen Stimmungsumschwung in der württembergischen Bevölkerung schließen. Vielmehr wurde säuberlich zwischen dem einzelnen preußischen Soldaten und der preußischen Politik als Ganzem getrennt.

Die Folgen des Krieges

Die Kosten, die württembergischen Gemeinden im Rahmen der Verpflegung und Versorgung der eigenen und der eingerückten preußischen Soldaten sowie der Verwundeten entstanden waren, erstattete wie auch im Fall Mergentheims die Staatsverwaltung.¹⁷⁶ Allerdings war das bürokratische System schwerfällig und umständlich: Die einquartierten Regimenter mussten Quittungen über das ausgeben, was in Anspruch genommen wurde. Diese Quittungen reichte man bei der jeweiligen Gemeinde ein, das zuständige Oberamt¹⁷⁷ sammelte dann die Belege bei den Gemeinden ein und schickte ein Verzeichnis der entstandenen Kosten nach Stuttgart. Dort wurde geprüft und abgeglichen, ob die Kosten tatsächlich in

174 Kirn (wie Anm. 169), S. 308–312.

175 Behr (wie Anm. 30), S. 79.

176 Vgl. zu dem genauen Vorgehen Verpflegungsreglement für das deutsche Bundesheer während eines Bundesaufgebotes, Stuttgart 1866. Ein Exemplar in StA Schwäbisch Hall, A 751.

177 StA Schwäbisch Hall, Gemeinderatsprotokoll Hall, 204.

dieser Höhe angefallen waren und schließlich das Geld bewilligt.¹⁷⁸ Für Schwäbisch Hall beliefen sich die durch die Stadtverwaltung ermittelten Kosten auf genau 11 418 Gulden und 1 Kreuzer.¹⁷⁹ Geprüft wurde dabei akribisch, so rechnete die Kommission die von Hall zur Verpflegung gemeldeten sieben Offiziere und sechs preußischen Soldaten heraus, weil unklar blieb, ob diese am 26. oder am 27. August verpflegt worden seien. Auch bei den gemeldeten 91 Mannschaften wurden Abschläge vorgenommen, weil diese am 29. August nicht verpflegt worden waren.¹⁸⁰

Die Gemeinden mussten durchaus Sorgfalt an den Tag legen, indem bei der Berechnung der Verpflegungskosten nicht einfach die Angaben der Quartiergeber übernommen, sondern diese mit den Preisen für Nahrungsmittel in der Tageszeitung abgeglichen wurden.¹⁸¹ Besonders ärgerlich für die betroffenen Gemeinden war es dann, wenn die Quittung des ausgehenden preußischen Regiments gerügt werden musste: *Da mir die vom 15. und 27. September 1866 [ausgestellten Quittungen] für die Infanterie-Quartire in Hall und Gelbingen abgehen so kann ich eine Vergleichung nicht anstellen, wie die Zahlen in den Haller und Gelbinger Bescheinigungen vom 17. August zu den Bescheinigungen vom 18. August im Oberamt Künzelsau stellen; aus der Berichtigung welche der Schultheiß Segl von Steinbach auf der Bescheinigung des Commandos der 3ten Compagnie vorzunehmen sich veranlaßt fand, dürfe jedoch abermals hervorheben, daß die Zuverlässigkeit in schriftlichen Zeugnissen bei dem 19. Regiment nicht gerade rühmenswert ist und die Haller Quartierliste, worüber eine Zusammenstellung hier beiliegt, als eine öffentliche Urkunde wohl mehr Glauben verdient, als die berichtigten und doch wieder unrichtigen Bescheinigungen des preußischen Truppencommandos.* Trotz solcher Widrigkeiten und des damit verbundenen Papierkriegs konnten schließlich die Kosten von insgesamt 322 818 Gulden korrekt aus den insgesamt 125 württembergischen Gemeinden, in denen preußische Soldaten einquartiert worden waren, auf den *allgemeinen Reservefonds* als *Landeslast* übernommen werden.¹⁸² Die unmittelbaren Kriegsfolgen steigerten also die Verschuldung des Staates, was wiederum die nötige Reform der Armee behinderte. Auch die Kosten des Krieges führten dazu, Württemberg in die Arme Preußens zu führen.

178 Der Ministerialsekretär Boller erhielt für seine zweiwöchige außerordentliche Leistung auf Fürsprache Varnbüblers beim König eine Gratifikation von 200 Gulden. HStAS E 146, Bü 7437.

179 StA Schwäbisch Hall, Gemeinderatsprotokoll Hall, 356.

180 HStAS E 146, Bü 7437.

181 Ebd., 56.

182 Ebd., 243.

V **Erinnern und Gedenken**

Erinnerung der Lebenden

Das Gedenken an militärische Einsätze erfolgte im 19. Jahrhundert durch die Stiftung von Orden und Ehrenzeichen. Diese dienten dazu, öffentlich zu zeigen, dass der Träger eines Ehrenzeichens an einem Feldzug teilgenommen, der Träger eines Ordens sich besondere Verdienste erworben hatte.¹⁸³ Grundlage für die Ehrenzeichen des Deutschen Krieges von 1866 war die Verleihung der württembergischen Kriegsdenkmünze, die jedem Teilnehmer am Feldzug verliehen werden konnte. Die Stiftung einer Kriegsdenkmünze selbst erfolgte erstmals durch König Wilhelm I. am 1. Januar 1840, der sich dadurch die institutionalisierte Pflege der Erinnerung an die Napoleonischen Feldzüge versprach.¹⁸⁴ König Karl nahm nun unter Bezug auf die Stiftung Wilhelms dessen Stiftung wieder auf und stiftete 1867 auf dieser Grundlage eine Kriegsdenkmünze von 1866.¹⁸⁵

Die Schaffung einer solchen Erinnerungskultur war dem Entstehen des (würtembergischen) Nationalbewusstseins geschuldet, das zum einen ein einheitliches, öffentliches Gedenken, das gleichsam eine kollektive Erinnerung an die württembergischen Feldzüge schaffen sollte¹⁸⁶, und zum anderen dem Bedürfnis nach Heraushebung der Ausgezeichneten aus der Masse anonymer Soldaten, um ihnen damit einen Vorbildcharakter zusprechen zu können. Der Soldat avancierte sozusagen vom „Kanonenfutter“ zum Beispielgeber. König Karl folgte dem Beispiel seines Vaters, das Tragen einer solchen Münze wertete den Träger gesellschaftlich auf und ermöglichte ihm u. a. den Eintritt in Kriegervereine.¹⁸⁷

Gerade diese Verbindung von militärischer Bewährung in Verbindung mit der Anreizwirkung, die davon ausging und der Verleihung durch das Kriegsministerium im Rahmen eines öffentlichen Festaktes, zu dem der jeweilige Oberamtmann die Urkunde und die Kriegsdenkmünze übergab, zeigt, dass der Staat ge-

183 Der Unterschied zwischen Orden und Ehrenzeichen ist, dass der Orden persönlich verliehen wird und die Anzahl der Verleihungen teilweise eingeschränkt ist. Ehrenzeichen können von jedem Berechtigten selbst erworben werden, im Fall des Feldzuges von 1866 musste das Ehrenzeichen beantragt werden. Eine Verweigerung des Ehrenzeichens war nicht möglich.

184 Daniel *Kirn*: „Krieg ist es nicht, was wir wollen“. Veteranen- und Kriegervereine in Württemberg im 19. Jahrhundert. In: *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 2 (2007). S. 281–308, hier S. 284–286.

185 Die Münze besteht aus Bronze, weist einen Durchmesser von 30 mm auf und wiegt ca. 15g. Auf der Vorderseite findet sich der Frakturbuchstabe K für König Karl, umrandet durch Lorbeer. Die Rückseite zieren ein halbkreisförmig gebogener Schild, der oben dreifach geschweift ist und im Hintergrund zwei gekreuzte Schwerter. Die Inschrift lautet „für treuen Dienst in einem Feldzug“. Geschnitten von Gottlieb August Dietelbach, verliehen erstmals am 7.3.1867 anlässlich einer Parade zum Geburtstag des Königs. Vgl. zur württembergischen Kriegsdenkmünze Jörg *Nimmergut*: *Deutsche Orden und Ehrenzeichen bis 1945. Band 4: Württemberg II – Deutsches Reich*. München 2001, S. 1784.

186 Gleiches gilt z.B. auch für die württembergische Festkultur, die zur gleichen Zeit diese Funktion einnahm: Gerhard *Faix*: *Vaterländische Geschichte als öffentliches Ereignis in Württemberg*. In: *ZWL* 59 (2000). S. 119–139.

187 *Kirn* (wie Anm. 184), S. 289.

zielt „Erinnerungspolitik“ betrieb.¹⁸⁸ Denn die Medaille wurde offen am bürgerlichen Anzug getragen und von der Umwelt sofort erkannt, die Urkunde selbst wurde in der Wohnung des Teilnehmers aufgehängt und damit jedem Besucher verdeutlicht, „wen“ er hier vor sich hatte. Daher lautet der Text der Urkunde nicht zuletzt „zum ehrenden Beweise treu geleisteter Dienste für König und Vaterland in dem Feldzuge 1866“.¹⁸⁹

Erinnerung an die Toten

Der Schaffung einer kollektiven Identität und einer spezifischen Erinnerungskultur diente auch die Errichtung von Gefallenendenkmälern. Ein Beispiel hierfür bildet die Errichtung des Denkmals für die im Vorfeld der Schlacht bei Tauberbischofsheim in den Orten Hundheim und Werbach gefallenen badischen Soldaten. Zunächst ausgehend von der Armee selbst, sollte das Denkmal an die gefallenen badischen Soldaten (und nur an diese) erinnern. Zunächst als schlichtes Denkmal für die Armeeeingehörigen gedacht – es sollte aus Spenden und Beiträgen der an den Kämpfen beteiligten Soldaten bezahlt werden – übernahm bald der badische Staat die Finanzierung und Aufstellung des Denkmals.¹⁹⁰ Allerdings sollten schließlich zwei Denkmäler errichtet werden, deren Gesamtkosten von rund 3800 Gulden die anfangs veranschlagten 500 Gulden, die der badische Staat zugesagt hatte, deutlich überstiegen. Dennoch übernahm der badische Staat die höheren Kosten und ließ die beiden Denkmäler in der von der eingesetzten Kommission beschlossenen Form herstellen und aufstellen.¹⁹¹ Als recht kompliziert erwies sich in diesem Zusammenhang die für die Erstellung der Gedenktafel erforderliche Feststellung der Gefallenen und in den Lazarett Verstorbenen. Das Kriegsministerium forderte schließlich ein namentliches Verzeichnis der getöteten Soldaten an.¹⁹² Die ermittelten Personen wurden schließlich nach Rang und Truppenzugehörigkeit differenziert auf das Denkmal genommen, beide Denkmäler erhielten die gleiche Inschrift: *Das dankbare Vaterland den Tapferen, welche im Gefecht bei Hundheim/Werbach am 23./24. July 1866 den Tod auf dem Feld der Ehre fanden.*¹⁹³ Die offizielle Einweihung der Denkmäler fand am zweiten Jahrestag der Gefechte statt, ergänzt um eine Denkmalseinweihung für die gefallenen oldenburgischen Soldaten. Die Gedenkfeier wurde von der Armee veranstaltet und in Form eines Gedenkgottesdienstes, bei dem bezeichnenderweise die Geistlichen nicht predigten, abgehalten. Anwesend waren hier-

188 Eine solche Urkunde für N. Egner aus Weckrieden in StadtA Schwäbisch Hall S01/1389.

189 Jahreszahl handschriftlich eingetragen.

190 Vgl. zur komplexen Vorgeschichte Meinhold Lurz: „Das dankbare Vaterland den Tapfern“. Die Denkmäler für die 1866 in den Kämpfen bei Hundheim und Werbach gefallenen Angehörigen der badischen Armee. In: WFr 68 (1984), S. 153–178, hier S. 155–159.

191 Ebd., S. 159.

192 Ebd., S. 159.

193 Ebd., S. 163.

schen Ministerium vom *Heldentod* zum *Tod auf dem Feld der Ehre* umgeschrieben wurde und der Tod des Soldaten damit in den Vordergrund rückte, während der aus der preußischen Denkmalskultur stammende „Heldentod“ unterdrückt wurde.¹⁹⁶ Von Seiten des Regiments war an ein Sepulkraldenkmal zur Erinnerung an die Gefallenen gedacht worden, das auf den beiden örtlichen Friedhöfen hätte errichtet werden sollen bzw. können,¹⁹⁷ und weniger an die Errichtung eines „Ehrenmales“ nach preußischem Vorbild an der Stätte des Gefechts.

Dem gleichen Schema folgte auch die Errichtung des Denkmals für die württembergischen Soldaten, das bereits ein Jahr zuvor in Tauberbischofsheim errichtet worden war. Bei dieser Denkmaleinweihung beteiligte sich die Stadtbevölkerung allerdings rege, der örtliche Turnverein und der Gesangsverein rahmten die Gedenkveranstaltung, zu der man in der Stadt Glockengeläut und Trauermärsche hörte. Zur Einweihung versammelte sich eine große Menge, die dem Gesandten der Regierung zuhörten. In der Rede wurde wie auch in Baden die Leistung der gefallenen Soldaten betont, Bezüge zur politischen Lage aber wurden vermieden.¹⁹⁸ Insgesamt betonte die Stiftung des Denkmals für die württembergischen Soldaten die stärkere Beziehung zwischen Zivilbevölkerung und aktiven Soldaten.

Insgesamt nutzten aber weder die Armee noch der Staat die Errichtung der Denkmäler für eine eigene politische Erinnerungskultur, in der etwa Politik und Krieg von 1866 gerechtfertigt oder überhaupt das Staatsverständnis demonstriert worden wäre. Vielmehr folgte die süddeutsche Erinnerungskultur nach dem Krieg von 1866 althergebrachten Mustern des militärischen Totengedenkens. Auch im gewählten Kunststil zeigte sich das Festhalten am Bewährten, denn die verwendeten neugotischen Elemente setzten sich vom üblichen klassizistischen Stil der preußischen Grabdenkmale ab.¹⁹⁹ Ebenso für diese Interpretation spricht, dass diese Form der Erinnerung an die gefallenen Soldaten auch von privater Seite praktiziert wurde. So errichteten die Mergentheimer den im dortigen Lazarett gestorbenen Soldaten ein eigenes Denkmal auf dem Mergentheimer Friedhof, das allen gefallenen Soldaten – preußischer, westfälischer und württembergischer Herkunft – gewidmet wurde.²⁰⁰ Die Gedenkkultur vor Ort zeichnet sich also durch eine starke Traditionsorientierung aus, die vor allem die gefallenen Soldaten in den Mittelpunkt rückte. Eine übergeordnete, staatlich instrumentalisierte Gedenkkultur lässt sich für den Krieg 1866 in Württemberg und Baden dagegen nicht feststellen.

196 Ebd., S. 169.

197 Ebd., S. 170/171.

198 Zöller (wie Anm. 50), S. 125–130.

199 Lurz (wie Anm. 190), S. 171.

200 Behr (wie Anm. 30), S. 77.

Politisches Erinnern und Deuten des Krieges von 1866

Nach der Reichseinigung stand auch für die württembergischen Zeitgenossen fest, dass der Krieg von 1866 nur eine Etappe auf dem Weg zur Reichsgründung und zu einem national geeinten Deutschland gewesen war. Allerdings verklärte der Rückblick auf die Ereignisse fünf Jahre zuvor bereits die Tatsachen, denn innerhalb dieser kurzen Zeit tat sich politisch Revolutionäres. Innerhalb weniger Jahre wandelte sich die Stimmung in der Bevölkerung nachhaltig, die überwiegende Zustimmung zur großdeutschen Lösung, notfalls durch ein Zusammengehen Württembergs mit Österreich, wandelte sich in eine Mehrheit zugunsten der kleindeutschen Lösung. An dieser Entwicklung hatte der Deutsch-Französische Krieg weit weniger Anteil als dies zumeist angenommen wurde, wie die Forschungen von Paul Sauer gezeigt haben.²⁰¹ Vielmehr dürften die wiederholt gescheiterten Bemühungen um die Gründung des Süddeutschen Bundes und die Diskussionen um die Heeresreformen²⁰² dazu geführt haben, dass Politik und Gesellschaft erkannten, dass die ursprünglich favorisierte „großdeutsche Lösung“ keine realistische Zukunft hatte. Gerade mit dem Stimmungsumschwung in der Bevölkerung²⁰³ nach 1868 wandelte sich auch die Deutung des Krieges von 1866, von einem üblichen vormodernen Krieg hin zur politischen Bewertung. Ein eindrücklicher Beweis dafür ist die Schwäbisch Haller Schützenscheibe von 1867, die einen gefangenen preußischen Soldaten zeigt, der am Galgen baumelt. Solche Darstellungen sind eindeutig politisch motiviert und berichten über die sich rasch verändernde politische Stimmung nach dem Krieg von 1866. Ausdruck eines „Preußenhasses“ ist die Schützenscheibe freilich nicht, wie die Quellen aus dem Sommer 1866 belegen. Vielmehr trennten die Handelnden sehr genau ihre politische Meinung vom Auftreten gegenüber „feindlichen“ Soldaten und der eigenen württembergischen Gesellschaft. Die partikularen Interessen, Meinungen und Vorstellungen befanden sich vor, während und nach dem Krieg 1866 in ständiger Veränderung und stellen eben keine Besonderheit, sondern die Regel in der entstehenden modernen württembergischen Gesellschaft dar.

Fazit

Der Krieg von 1866 stellt ein viel größeres Ereignis als eine bloße Etappe auf dem Weg zur Gründung des deutschen Nationalstaates dar. Durch die Analyse seines Verlaufes, seiner Struktur und seiner Merkmale wird die Bedeutung des Gefechts von Tauberbischofsheim aus der regionalen Perspektive gerückt und in den größeren Zusammenhang einer Alltags-, Sozial- und Kulturgeschichte Würt-

201 Wolf D. Gruner: Bayern, Preußen und die süddeutschen Staaten 1866–1870. In: ZBLG 37 (1974), S. 799–827, hier 809.

202 Vgl. Sauer (wie Anm. 11), S. 163–174.

203 Moersch (wie Anm. 38), S. 34.

tembergs gerückt. Dass die württembergische Politik und Gesellschaft im positiven Sinne „vormodern“ blieb, beispielsweise in der militärischen Organisation oder der Betonung des Rechts, lässt sich im Krieg von 1866 noch einmal konstatieren und zugleich wird das Ausmaß der Reform sichtbar, das dann bis zur Nationalstaatsgründung und dem Eintritt in das neue Deutsche Reich geleistet werden musste. Daher kommt diesem Gefecht und diesem Krieg ohne Zweifel ein größerer Stellenwert in der Erinnerung zu als derjenige eines kleinen Gefechts im nördlichen Württemberg.

Theodor Rohleder (1864–1942), der Pfarrer von Haßfelden

Zur tragischen Entwicklung eines Pazifisten¹

VON PHILIPPE ALEXANDRE

Theodor Rohleder zählt zu den wenigen deutschen evangelischen Pfarrern, die sich vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg für die Sache des Friedens eingesetzt haben.² In ihrem Buch „Für eine Welt ohne Krieg“, das dem Stuttgarter Stadtpfarrer Otto Umfrid gewidmet ist, schildern Christof Mauch und Tobias Brenner das Wirken dieser Männer mit folgenden Worten: „Ein Kampf auf verlorenem Posten gegen die Übermacht einer nationalistisch gesinnten Geistlichkeit, in dem ihm nur wenige Theologen und Pfarrer wie Walther Nithack-Stahn, Hans Karl August Francke, Theodor Rohleder, Ernst Böhme und Martin Rade an die Seite treten“.³ Wahrscheinlich hätte Otto Umfrid 1914 den Friedensnobelpreis erhalten, wenn der Krieg nicht ausgebrochen wäre. Die Botschaft, die aus seinen Schriften hervorgeht, lautete: Theologie und Politik hängen zusammen, Christentum ist mit Militarismus und Kriegstreiberei unvereinbar.

Rohleder, der jahrzehntelang als Pfarrer in Haßfelden (1900–1934) tätig war, kann – wenigstens für die Zeit bis 1918 – als ein Vertreter des Kulturprotestantismus⁴ betrachtet werden, jener Strömung, deren Wortführer bestrebt waren, die christliche Religion mit der allgemeinen Kulturentwicklung in Einklang zu bringen. Das ethische Handeln sollte nach ihrer Konzeption den Weg zum Reich

1 Dieser Beitrag möchte eine Ergänzung sein zu einem Aufsatz, der 1998 unter dem Titel: „Haller für den Frieden“ in WFr erschienen ist. Siehe Philippe *Alexandre*: Haller für den Frieden, 1870–1914. Ein Beitrag zur Geschichte der bürgerlichen Friedensbewegung im Württemberg der Kaiserzeit. In: WFr 82 (1998), S. 199–324.

2 Siehe Philippe *Alexandre*: Liberté du chrétien et progrès de la civilisation. L’engagement pacifiste dans le milieu protestant allemand à l’époque de Guillaume II. In: Michel *Grunewald* et Uwe *Puschner* (Hg.) en collaboration avec Hans Manfred Bock: Das evangelische Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1871–1963) / Le milieu intellectuel protestant en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1871–1963). Berne, Berlin 2008, S. 207–238.

3 Christof *Mauch* und Tobias *Brenner*: Für eine Welt ohne Krieg. Otto Umfrid und die Anfänge der Friedensbewegung; Geleitwort von Walter Jens. Schönaich 1987, S. 74.

4 Siehe dazu Gangolf *Hübinger*: Kulturprotestantismus und Politik. Zum Verhältnis von Liberalismus und Protestantismus im wilhelminischen Deutschland. Tübingen 1994; *ders.*: Drei Generationen deutscher Kulturprotestanten 1860–1918. In: Johannes *Dantine*, Klaus *Thien*, Michael *Weinzerl* (Hg.): Protestantische Mentalitäten. Wien 1999, S. 181–193. Siehe auch Manfred *Gailus* und Hartmut *Lehmann* (Hg.): Nationalprotestantische Mentalitäten in Deutschland (1870–1970). Konturen, Entwicklungslinien und Umbrüche eines Weltbildes. Göttingen 2005.

Gottes vorbereiten; das heißt: der Christ sollte sich an die jeweilige menschliche Realität anpassen. Pfarrer wie Rohleder suchten den Protestantismus aus kirchlichen und dogmatischen Bindungen zu lösen und ihn dadurch zu einer modernen Bildungsreligion jenseits konfessioneller Beschränkungen umzuformen. Als Erben der liberalen Theologie des 19. Jahrhunderts verstanden sie unter „Bildung“ ein Ethos, das sich hier, in der Friedensarbeit, auch an wissenschaftlichen Erkenntnissen orientierte. Das eigenverantwortliche Individuum, die „Persönlichkeit“, wie Rohleder sagte, und die Gemeinschaftsethik waren zentrale Begriffe in seinem Denken und Wirken. Der Anfang seines Engagements fiel in die Zeit, als die Bestrebungen des Kulturprotestantismus immer mehr durch die Massenkultur in Frage gestellt wurden, wo die Kulturprotestanten es doch für möglich gehalten hatten, dass sich die gesamte Nation nach ihren Vorstellungen entwickelte. Der Erste Weltkrieg und seine Folgen sollten diese Hoffnung weitgehend zunichte machen.

Nach einer biographischen Skizze soll im Folgenden zunächst versucht werden, die politisch-religiöse und philosophische Grundlage von Rohleders Engagement in der Friedensbewegung darzulegen, dann soll sein Wirken in der Friedensbewegung vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg geschildert werden. Zum Schluss möchte ich eine Erklärung für seine geistige Entwicklung nach 1930 vorschlagen.

Theodor Rohleders Werdegang: Ein atypischer Theologe und Pfarrer

Rohleder wurde am 9. Juli 1864 als Sohn eines Schuhmachers in Plochingen bei Esslingen geboren. Von 1879 bis 1884 war er Zögling am Lehrerseminar Tempelhof. Weil er aber in dieses Seminar nicht gleich aufgenommen werden konnte, hatte er vorher ein Jahr in der Werkstatt seines Vaters gearbeitet, und nachdem er das Seminar verlassen hatte, wurde er Hilfslehrer in Öschingen bei Tübingen, dann hielt er sich vom Herbst 1884 bis zum Herbst 1886 als Lehrer in Sofia (Bulgarien) auf, wo er auch Organist an der Hofkirche des Fürsten Alexander von Battenberg war. Nach seiner Rückkehr wurde er wieder Lehrer in Stuttgart, erhielt 1887 die „Maturität“, leistete darauf im Jahre 1888 einen Militärdienst von sechs Wochen ab und studierte drei Jahre lang Hebräisch an der Universität Tübingen (1888–1891).

Seine Karriere als Geistlicher begann im Jahre 1892 mit einem Pfarrvikariat in Bräunisheim, 1893/94 in Obereisesheim – heute ein Teilort der Stadt Neckarsulm im Landkreis Heilbronn. Auf seinen Wunsch entlassen, ging er nach Berlin als Sekretär zu Oberstleutnant Moritz von Egidy, „von dessen religiösen Anschauungen er sich hatte gewinnen lassen“. 1895 kehrte er wieder in den heimatischen Kirchendienst zurück, wurde Pfarrvikar in Freudental, dann auf der Kapfenburg, 1896 in Hürben, 1899 in Haßfelden/Altenberg und ein Jahr später daselbst definitiv Pfarrer; hier hatte er zwei Kirchen und 320 Seelen zu betreuen.

Er heiratete 1902, bekam fünf Kinder.⁵ Von 1924 bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1934 wirkte er auf der Stöckenburg/Vellberg. Er starb am 30. August 1942 in Fellbach, wo er sich niedergelassen hatte.⁶

In einem Lebensabriss aus dem Jahre 1912 schreibt Rohleder, dass seine Mutter immer *den Geßner*⁷ las. Was er von diesem Ethiker festhielt, war die *Buße* und die *Bekehrung* und diese Überzeugung: *Die Gnade Gottes im Geiste Jesu schafft ja allein neue Kreaturen und bringt zum Frieden. Meine Mutter schickte mich im 12. Jahr in die Kapelle der Methodisten*, erzählt er weiter. *Dort bekam ich diese Eindrücke*. Er fügt hinzu: *Lehrer sollte ich werden trotz dürftiger (damaliger) Verhältnisse des Elternhauses (später wurde es besser in Eßlingen wegen der Anlagen). Seit 1881 wollte ich dann Theologe werden. In Tempelhof betete ich mit zwei Freunden im Gebüsch des nahen Waldes Abends*.

Nachdem er die Biographie des britischen Missionars und Forschungsreisenden David Livingstone gelesen hatte, *gelobte* er Gott, wie er erzählt, sein Leben *als eine Art Opfer* zur Linderung der menschlichen Leiden darzubringen, was sein Vater mit einem Gefühl des Mitleids mit anhörte. Noch entscheidender war später die Begegnung mit Oberstleutnant Moritz von Egidy im Jahre 1893. Bis 1896 dauerte seine *liberale Periode*. Beeinflusst wurde er auch durch eine Lebensbeschreibung des damals berühmten britischen Baptistenpredigers Charles-Haddon Spurgeon, der im Januar 1892 gestorben war. Er berichtet weiter: *Seitdem bin ich, was den Glaubensinhalt betrifft, positiv, in der Methode jedoch besitze ich das Verständnis für die neue Zeit*.⁸ Wie wir sehen werden, zeigte sich Rohleder immer regierungs- und kirchentreu, auch wenn er sich öfters gegenüber der evangelischen Kirche als mit dem Staat innig verbundener Institution kritisch äußerte. Eine Antwort auf die Fragen, mit denen er sich beschäftigte, suchte er immer in der Bibel und ganz besonders in der Offenbarung des Johannes; in seinem Wirken als Pazifist handelte er mit einer gewissen Freiheit, sei es in der Verkündigung seiner Botschaften oder in den Kontakten, die er mit Vertretern anderer Konfessionen und Organisationen hatte.

In Lautern bei Gmünd hatte er einen Onkel, der katholisch war; dort ging er in den Ferien oft in die katholische Kirche. Er besaß eine Anzahl katholischer Werke, z. B. das „Leben der Heiligen“ von Johann Kieffer,⁹ „Das Wiedersehen im

5 Theodor Rohleder: Lebensabriss. Haßfelden O/A Hall, 20. August 1912. Literatur-Archiv Marbach, 44578/7. Dieses Dokument ist ein Teil eines Dossiers, das Rohleder damals an katholische Geistliche richtete zwecks einer Zusammenarbeit zugunsten des Friedens.

6 Christian Sigel: Das evangelische Württemberg. 2. Hauptteil: Generalmagisterbuch. Mitteilungen aus dem Leben der evangelischen Geistlichen von der Reformation an bis auf die Gegenwart. Ein Nachschlagewerk in alphabetischer Ordnung – Ri-Schm. Gesammelt & bearbeitet von Christian Sigel, früher Pfarrer in Gebersheim. [o. O. u. J.], 452, 24 S. Siehe auch Rohleders Todesurkunde. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, 390/V. Nr. 11980/37.

7 Gemeint ist hier wohl Johann Anton Wilhelm Geßner (1771–[?]), der Autor der „Theorie der guten Gesellschaft“, der Schriften „Über den Ursprung des sittlich Bösen“ und „Kritik der Moral“.

8 Rohleder (wie Anm. 5).

9 Johann Kieffer: Leben der Heiligen nebst praktischen Lehren für das christlich-katholische Volk

anderen Leben“ von Wilhelm Schneider,¹⁰ „Der Weg zum Glück: für die männliche Jugend“ von Franz Xaver Wetzel.¹¹ Diese Berührung mit katholischen Kreisen erklärt vielleicht seine späteren Kontaktaufnahmen mit Geistlichen der anderen Konfession. Er blieb nichtsdestoweniger ein *überzeugter Protestant*; Protestant, erklärte er 1912, *in der Art, wie ich es in meinen 1908 in London vertretenen Thesen angesprochen habe; ich möchte gerne etwas für die Präsidenschaft der christlichen Kirche tun, da kein christlicher Fürst hiefür willens oder hiefür fähig ist. Voraussetzung hiefür ist allerdings: Anerkennung derjenigen persönlichen und korporativen Rechte der Protestanten*. Ohne diese Anerkennung sei, so Rohleder, das Leben in der Gesellschaft unserer Zeit nicht mehr denkbar. *Achtung und Würde* allein konnten ein Zusammenleben und eine Zusammenarbeit möglich machen. Diese Grundüberzeugung prägte sein Denken und Wirken; sie erklärt auch seine Initiativen zugunsten einer solchen evangelisch-katholischen Annäherung, was er als *nützlich und notwendig für [seine] Zeit* betrachtete.

Solche Bemerkungen bestätigen den Eindruck, den man aus seiner Selbstbiographie gewinnen kann: Rohleder war ein atypischer Theologe und Pfarrer. Er erzählt z. B., dass er 1891 und 1894, bei den beiden theologischen Examina, das Zeugnis *gut in der Klasse II 6* erhalten habe. 1892 versuchte er den Doktor philosophiae mit einer Arbeit über die Willensfreiheit in Tübingen zu machen, aber ohne Erfolg, aus Gründen, die er selbst angab: *Ich übte aber zu viel Kritik und brachte zu viele eigene Gedanken, so daß meine Arbeit – „bei aller Anerkennung für die in der Grundlage niedergelegten Gedanken“ – abgelehnt wurde.*¹²

Die philosophische Grundlage von Rohleders Wirken als Pazifist

In einer „Christlichen Encyclica“ legte Rohleder 1892 zum ersten Mal öffentlich seine Ideen dar. Mitten in der „großen Gärung“ der Zeit empfand er das Bedürfnis, sich an seine Zeitgenossen zu wenden. Er beobachtete nämlich nicht nur die Klassengegensätze, sondern auch die Gegensätze im Völkerleben: „Die ganze Welt starrt in Waffen, schrieb er damals, und fast jedes Jahr bringt eine neue Erfindung, welche die gegenseitige Abschächtung bequemer und umfangreicher machen soll.“ Er sah die Ursache dieser Entwicklung nicht etwa in einer „Raub- und Blutgier“, sondern in dem Gedanken der „Selbsterhaltung“. Seine Überzeugung war: „Die große Mehrzahl wünscht ein friedliches Zusammensein, und nur

mit besonderer Berücksichtigung der bekannteren, der deutschen und der neueren Heiligen. Dülmen i. W. [1894].

10 Wilhelm Schneider: Das Wiedersehen im anderen Leben. Paderborn 1879, ²1882.

11 Franz Xaver Wetzel: Der Weg zum Glück: für die männliche Jugend. Ravensburg ⁶1896.

12 Rohleder (wie Anm. 5).

die Zerrissenheit in Nationen und die Exklusivität dieser Geteiltheit läßt den umfangreichsten Selbstschutz als alleinige Gewähr des Friedens erscheinen“.¹³ Konnten sich aber aus dem Geistesleben der Zeit Kräfte herausbilden, die in der Lage sein würden, den Folgen dieser Lage entgegenzuwirken? So lautete die Frage. Aus seiner Analyse der Situation zog Rohleder folgende Schlüsse. In weiten Schichten der katholischen Welt herrscht „völlige Gleichgültigkeit“; in der evangelischen Kirche decken sich die Botschaften nicht mit dem Auftrag Christi, auch wenn schwache Erfolge zu registrieren sind; das Judentum zeigt sich bereit, Jesu zu folgen, aber nur wenn der Geist und nicht der Buchstabe sich durchsetzen soll,¹⁴ die Heidenländer erwarten, dass in den christlichen Ländern mehr im Geist Christi gehandelt wird.¹⁵ Er stellte zwar fest, dass man nach neuen Wegen suchte und am Bestehenden zu rütteln versuchte, denn man hatte erkannt, dass das Bestehende unhaltbar war. Wie konnte aber „eine neue Ära, ein ganz neues Zeitalter“ herbeigeführt werden? Für Rohleder war die Antwort klar: Durch „die Persönlichkeit und die Lehre Jesu von Nazareth“. Damit meinte er, der Einzelne solle sich engagieren nach dem Gebot: „Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst!“¹⁶

Wollte man sich davon Erfolg versprechen, dann musste der „Zeitgeist“ überwunden werden, der von Rohleder so geschildert wurde: „Der Zeitgeist ist es, der jedem einzelnen die rücksichtslose Wahrung seiner eigenen Interessen zur Lebensaufgabe gemacht und die sociale Lage zu einem Kampf aller gegen alle gestaltet hat.

Der Zeitgeist ist es, der die Völker einander entfremdet und mit eisernen Waffenrüstungen umkleidet hat.

Der Zeitgeist ist es, der den Völkern das Himmelsbild der ewigen Wahrheit verschleiert und durch unheilvolle Spaltungen in ihrem Geistesleben die Anbetung dessen, der über den Sternen thronet, gestört und böswillig angefeindet hat.“¹⁷

Mit einem Wort: Das Beispiel der „dienenden Liebe“ Gottes sollte das Leitbild im Handeln werden, „der thätige Dienst der Liebe zum Wohl des Nächsten“.¹⁸

Humorvoll schilderte Rohleder, wie sich dieser Zeitgeist auch in pazifistischen Kreisen manifestieren konnte. Er hatte im Rahmen der Weltausstellung von 1889, also in Paris, an einem Kongress teilgenommen und er berichtete über eine Erfahrung, die er dort gemacht hatte. Er brachte einen Toast aus auf das friedliche Zusammensein und die internationale Brüderlichkeit, die ganze Gesellschaft stimmte jubelnd zu und alle fühlten sich als eine große Familie; aber auch dort

13 Theodor *Rohleder*: Christliche Encyclica. Internationale Programmrede in Gestalt einer Kongreßpredigt. Stuttgart [1892], S. 7.

14 Er berief sich auf Oskar *Damm*: Die Zukunft des deutschen Judentums. Dresden 1891.

15 *Rohleder* (wie Anm. 13), S. 8.

16 Ebd., S. 9 f.

17 Ebd., S. 12.

18 Ebd., S. 14.

musste er beobachten, wie Vorurteile schließlich die Beziehungen zwischen Menschen belasten können.

Rohleders Weltbild kann widersprüchlich anmuten: Einerseits warnte er vor gefährlichen Entwicklungen, die sich auf die Dauer für die Menschheit als verhängnisvoll erweisen konnten; andererseits schien er zuversichtlich in die Zukunft zu blicken. Er bot aber eine Synthese an: „Wie der einzelne Mensch aus dem Stadium des Vegetierens heraus zu einer Persönlichkeit sich entwickeln muß, so hat sich auch die gesamte Menschheit aus dem Stand der unmündigen Bestialität zur Höhe der persönlichen Mündigkeit zu erheben. Dieser Prozeß in seinem vollkommensten Verlauf stellt sich uns dar als die Überwindung des Zeitgeistes durch den Geist Gottes.“¹⁹

„Es ist ein vom Zeitgeist geschaffener Mißstand, daß die verschiedenen Völker unseres Erdteils mit feindlicher Exklusivität einander gegenüberstehen; der Zeitgeist ist es, der bis heute unmöglich gemacht hat, an Stelle des gegenseitigen Mißtrauens friedliches, keiner Trübung ausgesetztes Einvernehmen treten zu lassen; ein schlechterdings zu überwindender Zeitgeist ist es, der dieses Mißtrauen immer mehr steigert, der den Horizont unserer Zeitgenossen mit dem blutigen Panorama eines noch nie dagewesenen Kriegsgetümmels erfüllt und als eine widerspruchslose Wahrheit die Worte daruntersetzt: ‚Wenn du den Frieden willst, so rüste zum Krieg!‘“

Die Diskussion um den Erhalt des Friedens nahm im Kontext der ersten Haager Konferenz (1899/1900) eine lebhaftere Wendung. Rohleder gehörte zu denjenigen, die für die Losung: *Si vis pacem para pacem* agitierten und die entgegengesetzte Option: *Si vis pacem para bellum* ablehnten. Damals entwickelte sich die Bewegung der internationalen Verständigung (*international conciliation*), deren Wortführer die Ansicht vertraten: Auf das Recht des Stärkeren soll verzichtet werden; ein internationales Schiedsgericht soll von nun an die Konflikte zwischen Nationen beilegen. Dies genügte aber nicht. Man musste weiter gehen, über diesen völkerrechtlichen Standpunkt hinausgehen, das heißt zu einem *organischen Zusammenschluß* gelangen. Wie sollte das nun geschehen? Rohleder setzte auf die Fürsten. Er glaubte nämlich, dass diese, weil sie über dem „Pöbelhaften“ standen, in der Lage wären, unabhängig und zielbewusst den Frieden herbeizuführen. Er behauptete: „In der überlegenen Persönlichkeit des Fürsten tritt dem ganzen Volk sein besseres Ich mit dem Recht einer höheren Autorität gegenüber.“ Eine Verfassung wie die des Nachbarlandes Frankreich und mancher anderen Völker schloss seiner Meinung nach diese Möglichkeit aus. Er erklärte weiter: „Je mehr einem Volk die Kraft eines solch einheitlichen Zusammenschlusses zu einem persönlichen Willen fehlt, desto weniger ist es ein Volk, desto mehr näh[e]rte es sich einer Horde. Es hat sich in dieser Hinsicht in Frankreich wiederholt gezeigt, wie eng umrahmt und wie wenig kraftvoll das Regiment eines republikanischen Präsidenten ist und wieviel Frankreich noch fehlt,

19 Ebd., S. 39.

um in der Bedeutung einer einheitlichen Völkerpersönlichkeit anerkannt und geachtet zu werden.“²⁰

Der damalige Kontext kann solche Vorstellungen erklären. Frankreich hatte nämlich damals die Krise des Boulangismus immer noch nicht überwunden, auch nach dem Selbstmord des Generals Georges Boulanger, der mit den populistischen Schlagwörtern: Verfassungsreform und Revanche-Krieg gegen Deutschland große Teile der öffentlichen Meinung für sich gewonnen hatte. Dagegen erschien der selbstbewusste junge Kaiser Wilhelm II. als eine große Hoffnung. Diese Konzeption der Macht des Fürsten, der als führende Persönlichkeit das „bessere Ich“ des Volkes verkörpert und vertritt, ist beachtenswert.²¹ Dieser zuversichtliche Glaube an die Führergestalt, durch die die Einheit des Volkes erst möglich wird, ist auch bei anderen Vertretern des Kulturprotestantismus anzutreffen; und wir werden ihn in Rohlders späteren Schriften in der Zeit nach 1933 wieder finden. Den „Sedantag“ (2. September) betrachtete er als das Fest der Einheit und der Brüderlichkeit in der Nation, das an die Notwendigkeit des Zusammenhalts zwischen Fürst und Nationalversammlung erinnert.²² In dieser Brüderlichkeit sah Rohleder die erste Stufe der internationalen Solidarität: „Dann mag jenes Friedensfest gefeiert werden, an welchem die gehässigen Scheidewände, wie sie heute noch durch die nationale Exklusivität aufrecht erhalten werden, endgiltig fallen, und wie wir Deutsche vor 21 Jahren aus allen Enden der deutschen Lande uns als Brüder und Freunde begrüßten, so wird man sich die Bruderhand reichen aus Nord und Süd, aus Ost und West unseres ganzen Erdteils. Dann wird das Wort zur Wahrheit: Friede auf Erden und Wohlgefallen, gegenseitiges Wohlgefallen, unter den Menschen (Lukas, 2:14)“.

Nun musste Rohleder zugeben: „In der nüchternen Wirklichkeit erkennen wir die Spuren eines solchen Aufschwungs noch nicht,“ so dass auch er die Notwendigkeit des nationalen Selbstschutzes betonte; man konnte nur, wie er glaubte, auf eine allmähliche Entwicklung der Dinge hoffen. Und er nannte die Faktoren, die seiner Ansicht nach zu dieser Entwicklung beitragen könnten: Die „höheren Gesichtspunkte“, die von den „intellektuellen Vertretern der Nationen verbreitet wurden; de[n] freundschaftliche[n] Verkehr“ zwischen den Nationen, die einander immer näher traten; das Wirken der „Volkserzieher“; die Erkenntnis „gemeinsamer Interessen“, die schon zur Bildung von Bundesreichen in Mitteleuropa geführt hatte; die Zusammenarbeit „einflußreicher Persönlichkeiten.“²³ Nicht nur der Staat, sondern auch die Kirche hatte in dieser Entwicklung eine Aufgabe zu erfüllen. Es ging nämlich dabei zugleich um Sittlichkeit und Religiosität. „Der Zeitgeist bedarf einer völligen Erneuerung und Durchdringung durch den Geist Gottes“, schrieb damals Theodor Rohleder, und dies blieb bei ihm eine

20 Ebd., S. 42–43.

21 Rohleder betrachtete das, was er „das Pöbelhafte“ nannte, als „das andere Ich des Volkes“.

22 Zur Auffassung des „Sedantags“ in kulturprotestantischen Kreisen siehe *Gailus/Lehmann* (wie Anm. 4), S. 25–28.

23 *Rohleder* (wie Anm. 13), S. 47 f.

zentrale Idee. Sollte sich dieser Leitgedanke einmal durchsetzen, dann war die Voraussetzung, dass sich eine „Gemeinschaft im Geist“ bildete. In diesem Sinn engagierte sich Rohleder für eine Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen Konfessionen, den Freimaurern und den politischen Parteien. Er glaubte, dass dieser Geist alle vereinigen konnte „zu einem christlichen Staatsorganismus“, wenn das christliche Leben nur einen Umschwung erlebte²⁴. „Der edle Geist des wahren Christentums“ sollte zum Träger einer solchen Bewegung werden.

Die Begegnung mit dieser Idee hatte durch den Kontakt zu Oberstleutnant Moritz von Egidy und beim Lesen von dessen Buch „Das Einige Christentum“ stattgefunden. Ihren Niederschlag fand sie in einer Schrift mit dem Titel „Politisch-religiöse Grundlage für das einige Christentum“, die Rohleder 1893 veröffentlichte und in der er seine Anschauungen theoretisch darlegte.²⁵ In dem Geleitwort zu dieser Schrift, das von Egidy verfasst worden war, meinte dieser: „Sie ist geschrieben in einer durchaus Jesus-ähnlichen Auffassung unserer Menschheitsbestimmung; sie bekämpft mit ehrlichem Wort die Irrtümer, Vorurteile und Engigkeiten, die uns noch beherrschen; sie tritt mit mutigem Wort ein für die berechtigten Forderungen eines entwickelten Menschheitsbewußtseins und sie wahrt mit liebevoller Pietät das, was dem Einzelnen wert ist, und was er als sein heiligstes Eigentum behalten darf“.²⁶

Rohleders Anliegen war es, im Sinne Egidys „Jesus in das Kulturbewußtsein“ seiner Zeit zu übertragen. In seinen Überlegungen machte er einen scharfen Unterschied zwischen „Kirchentum und Christentum“. Egidy betonte, er selbst weigere sich, Politik und Religion zu trennen, stimmte aber dem Inhalt der Rohlederschen Schrift überhaupt zu. Er gehörte zu den pazifistischen Offizieren der Wilhelminischen Zeit.²⁷ Seine Publikationen und Initiativen charakterisierte eine scharfe Kirchenkritik. Er schrieb z. B.: „Erfüllt die Kirche in ihrer heutigen Gestalt ihren Beruf: die Betätigung und Ausbreitung des Christentums zu fördern? Erreicht sie ihren Zweck: zu sammeln und zu erleuchten? Ich sage: nein, und sage damit nur das, was Millionen Menschen denken, einige klar empfinden, andere unklar ahnen.“²⁸

Mit seiner Schrift „Ernste Gedanken“ (1890) hatte Egidy, als Vertreter des liberalen Protestantismus, einen Skandal heraufbeschworen in einer Zeit, als das religiöse Bewusstsein gerade eine Krise durchmachte. Er vertrat darin Ideen, die sich bei Rohleder wiederfinden: Die Idealvorstellung eines Zusammenschlusses

24 Ebd., S. 65–68.

25 Theodor *Rohleder*: Politisch-religiöse Grundlage für das einige Christentum. Mit einem Geleitwort von M[oritz] v[on] Egidy. Esslingen 1893. Die Schrift erschien bei Wilhelm Langguth, dem künftigen Verleger der Deutschen Friedensgesellschaft.

26 Ebd., Statt einer Vorrede (Berlin, Januar 1893), S. I.

27 Karl *Holl*: Moritz von Egidy (1847–1893) – Ein ungewöhnlicher Offizier, Christ und Kriegsgegner im Wilhelminischen Reich. In: Wolfram *Wette* (Hg.): Pazifistische Offiziere in Deutschland 1871–1933. Unter Mitwirkung von Helmut *Donat* (Geschichte & Frieden; 10). Bremen 1999, S. 41–62.

28 Moritz von *Egidy*: Das einige Christentum. 1. Ernste Gedanken. Leipzig 1890.

aller Christen ungeachtet ihrer jeweiligen kirchlichen Bindungen; die Loyalität gegenüber der Monarchie, den Hohenzollern und dem Staat, dem Kirchenleben; eine zeitgemäße Adaptation der Bibel; Sympathien gegenüber dem Lehrerstand. Rohleder wirkte also als einer der vielen Anhänger der sogenannten Egidy-Bewegung. Eine zentrale Bedeutung hatte bei Egidy das Problem von Krieg und Frieden. Sein Prinzip war: „Wer an das Werden des Christentums glaubt, kann nicht an den Krieg glauben [...] und wer an den Krieg glaubt, kann nicht glauben, daß in absehbarer Zeit das Reich Gottes kommt“.²⁹

In seiner „Politisch-religiösen Grundlage“ zeigte Rohleder eine gewisse Sympathie für die Sozialdemokratie, deren Ideal er mit dem des Kommunismus der christlichen Gemeinde, wie sie in Jerusalem angefangen hatte, verglich; die Sozialdemokratie glaubte an ein „irdisches Reich des Glücks und der Zufriedenheit“,³⁰ „Das Ziel ist edel“, sagte er; aber der Weg, auf dem sie dieses Ziel erreichen wollte, schien ihm falsch. Auch hier vertrat er die Idee, dass „eine Staatsgenossenschaft nur unter monarchischen Staatsformen möglich“ sei. Er begründete seine These mit folgenden Argumenten: „Nur wenn der individuellen Freiheit, die ein Land bietet, die persönliche Haltung entspricht, die von den Unterthanen gefordert werden muss, kann ein Volk auf seiner Höhe sich halten“. Auch hier stützte er sich auf das Beispiel Frankreichs, wo, wie er meinte, die sogenannte „goldene Freiheit ein hohes Maß von Einbildung und Selbstüberhebung im Volksgeist gezeitigt“ habe.³¹ In der Monarchie fasst sich der nationale Wille durch die persönliche Spitze in der Person des Fürsten zusammen, während es in der Republik schwer ist, diesen Willen in der Einheit und Geschlossenheit zu erhalten, welche der Persönlichkeit des Fürsten zu Grunde liegt. Vom Fürsten konnte aber nicht alles abhängen; deshalb appellierte Rohleder an den Einzelnen und den Gelehrten: Der eine sollte als Philosoph oder als Christ in die Wirklichkeit eintreten und nach dem Willen Gottes leben, „so edel, fromm und gut wie Christus“; der letztere einen prophetischen Blick haben, wichtige Wende- und Zielpunkte der künftigen Geistesentwicklung erkennen, und damit zum „geistigen Führer“ werden.³² Rohleder sah aber damals keinen anerkannten Führer „vor der Front des deutschen Geisteslebens“ und der Kirche warf er hier wieder einmal vor, ihren Beruf (sammeln und erleuchten) nicht zu erfüllen.³³

In dieser Schrift, die sich stark an Egidy anlehnte, definierte Rohleder die ethischen Grundsätze seiner Philosophie. Er unterschied drei große Triebe im Menschen: die „Bestialität“, den „Egoismus“ und die „Liebe“. Es galt, die „Bestialität“ und den „Egoismus“ zu überwinden. Den Gottlosen hütete er sich zu verurteilen. Im Gegenteil, denn auch er sei für das Kommen des Reichs Gottes

29 *Holl* (wie Anm. 27), S. 50.

30 *Rohleder* (wie Anm. 25), § 38, S. 45 f.

31 *Ebd.*, § 44, S. 56 f.

32 *Ebd.*, § 46, S. 61 ff. Er berief sich hier ausdrücklich auf Moritz von Egidy (Die Pfingstversammlung, S. 29) und Julius Langbehn (Rembrandt als Erzieher, S. 15).

33 *Ebd.*, § 47, S. 63.

zu gewinnen: „Wo also im Staat nach unseren Begriffen ein ‚Gottloser‘ ist, da wollen wir mit unserem Urteil an uns halten; er ist von Gott gleicherweise wie wir als Haushalter genehmigt. Aber darauf wollen wir unser Augenmerk richten, daß der Egoismus gemildert und veredelt werde durch den Geist Gottes, durch den Geist edler Menschenwürde. Mancher dient Gott, wenn auch nicht nach unserer Weise, und mancher ist empfänglich und innerlich aufgeschlossen für geheimnisvolle Geisteswirkungen, wenn auch nach der Welt Art. Die Wirkungsweise des Gottesgeistes ist mannigfach; sie umschließt die gesamte menschliche Kreatur. Er vermag alle und jeden an der richtigen Seite zu erfassen. Er vermag auch den Egoismus der Gottlosen einzuschränken und zu veredeln.“³⁴ Die Liebe betrachtete Rohleder als „das Prinzip der sich ewig erneuernden Schöpfung; als solche“, schrieb er, „ist sie allgemein anerkannt. Die Liebe ist das Prinzip der Weltregierung; als solche muß sie erst allgemeine Anerkennung finden“. Und er schloss seine Betrachtungen mit dem Bekenntnis: „So werden die Frommen, in deren Innerstem sie [die Liebe] brennt als das eigentliche Centralfeuer unseres Himmelskörpers, dauern und siegen im Kampf gegen die Bestialität und den Egoismus, bis das neutestamentliche Hohelied der Liebe als die Nationalhymne des Menschengeschlechts in den Grenzen der Völkergebiete wiederhallt“.³⁵ In diesen Betrachtungen wurzelte Rohleders Pazifismus. Den Kampf für seine Ideen führte er in den folgenden Jahren mit Publikationen, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann. Er setzte den Akzent auf das Werden des Einzelnen und seine Ethik war eine des Engagements und des Fortschreitenwollens. „Es kommt nicht so sehr darauf an, was Sie gerade jetzt für richtig halten und zu begründen suchen, als vielmehr darauf, daß Sie überhaupt eine Meinung haben und daß in Ihnen ein Wachstum, ein Fortschritt der Erkenntnis vorhanden ist“. So Rohleder in seiner „Laienphilosophie“, die er früher verfasst hatte, aber erst 1900 veröffentlichte als Pfarrer in Haßfelden.³⁶ Darin griff er weitgehend auf den Inhalt der „Politisch-religiösen Grundlage“ zurück.

Rohleders publizistisches Engagement in der Friedensbewegung vor 1914

In jenen Jahren nahm Rohleders pazifistisches Engagement auch konkrete Formen an. Er suchte Vertreter der Freimaurerei für eine Zusammenarbeit zu gewinnen; er sagte, auch er wolle als „Freimaurer ohne Schurz“ seinen Beitrag zum „Menschheitsbau“ liefern. Es galt letztthin, alle Menschen für dieses Werk einzuspannen; aber der Freimaurerei warf er vor, bisher nicht an das Volk herangekommen zu sein, wo ihre Kulturaufgabe doch eben darin bestand, auf das Volk

34 Ebd., § 57, S. 87.

35 Ebd., § 60, S. 88 f.

36 Theodor Rohleder: *Laienphilosophie*. Geistiger Inventarsturz nach vollendetem Universitätsstudium und Anleitung für jedermann, seine Welt- und Lebensanschauung auszubauen. Esslingen a. N. 1900.

erziehend und bildend einzuwirken. Diese Kontaktaufnahme mit den Freimaurern mag erstaunlich anmuten; sie war für ihn selbstverständlich: „Was ich will“, erklärte er, „ist ein Sprechsaal für religiöse und philosophische Diskussion“, woraus ein Wandel resultieren sollte. Durch einen Dialog und dank einer Zusammenarbeit vermochte man gemeinsamen großen Aufgaben gerecht zu werden, nämlich den Menschheitsbau zu fördern und das Reich Gottes hervorwachsen zu lassen.³⁷ Nach seiner Vorstellung war also die Hoffnung, dass eine große Öffentlichkeit entstehen könnte, die den einzelnen Nationen, Kirchen und Parteien erlauben würde, zusammenzuwirken, sich dabei mit der internationalen und der religiösen Frage zu befassen. Kontakte, die sich zunächst als vielversprechend zu erweisen schienen, blieben schließlich ergebnislos. „Wir brauchen eine ‚Europäische Mission‘ und europäische Missionare gegen das Elend unserer inneren und äußeren Zersplitterung in Europa“, bemerkte er enttäuscht. Die Freimaurerei habe die Notwendigkeit, „Arbeit nach außen im Einverständnis mit der Christenheit“, nicht begriffen.³⁸

Im Kampf um seine Ideale betätigte sich Rohleder auch als Dichter; er verfasste Verse, in denen er seinen Gedanken eine literarische Form gab, wie z. B. in folgenden Strophen:

*Nach Gottes Reich zu trachten,
Ist wahres Maurertum.
Will jemand uns verachten,
Sag ihm, er wiss' nichts drum.*

*Die Einheit und der Frieden,
Das ist der Menschheitsbau.
Wills Gott, ist mirs beschieden,
Daß ich ihn fertig schau...³⁹*

Rohleder fand durch die Fühlungnahme mit der organisierten Friedensbewegung das Betätigungsfeld, das ihm erlaubte, auf Kongressen als Redner aufzutreten und seine Thesen zur Geltung zu bringen. Er wurde Mitglied der Deutschen Friedensgesellschaft, die 1892 in Berlin ins Leben gerufen worden war und deren Sitz 1900 nach Stuttgart verlegt wurde. Das Programm dieser Gesellschaft wurde von nun an als Anhang in einigen seiner Publikationen wiedergegeben; es deckte sich mit seinen eigenen Vorstellungen, die sich so zusammenfassen lassen: Aufklärungsarbeit leisten mit dem Ziel, eine bessere Welt möglich zu machen.

37 Theodor Rohleder: Die Kulturaufgaben der Freimaurerei und deren Vernachlässigung. Stuttgart 1905, S. 12.

38 Ebd., S. 46.

39 Ebd., S. 13.

Rohleders Schrift „Die Kirchen und der Völkerfrieden“⁴⁰ enthält seine wichtigsten Ideen über die Friedensbewegung in dieser Periode. In diesem Buch nahm er sich vor, die 12 Thesen näher zu begründen, die er 1907 auf dem XVI. Weltfriedenskongress in München vertreten hatte.⁴¹ Darin hieß es, die Religion sei nicht bloß Sache des Einzelnen, also Privatsache, sondern auch der Gemeinschaft; in der Friedensfrage gehe es nicht um den Frieden der einzelnen Seele in der Stille und in der Geborgenheit, sondern um die Worte Christi: „Friede auf Erden!“, also um den Frieden unter den Menschen.⁴² „Der richtige Begriff vom Reich Gottes schließt als Ideal in sich die Forderung des Völkerfriedens“.⁴³

Dieser Satz kann als der Kerngedanke seiner Friedensidee betrachtet werden. Er erklärt auch die scharfe Kritik, die er immer wieder an der Kirche übte. Die Kirchengemeinschaften haben bis jetzt für die Ausbreitung der Friedensbewegung wenig getan, stellte er zu seinem Bedauern fest. Einen der wichtigsten Gründe dieser Tatsache sah er darin, dass die Kirche sich nur als eine große Domäne des Staates verstand; als solche konnte sie nicht viel tun zugunsten des Friedens. Dem stellte er das Argument entgegen: Seitdem der Staat sich durch konstitutionelle Einrichtungen verselbstständigt hat, kann er auch der Kirche mehr Selbstständigkeit gönnen.⁴⁴ Geistliche hätten die Möglichkeit, in der Friedensbewegung mitzuwirken, was für diese nur von großem Wert sein würde; aber sie zeigten „Indifferenz“ und „Opposition“.

Die Skeptiker unter diesen griffen auf folgende Argumente zurück: 1. Dem Ziel der Friedensbewegung kann man zwar zustimmen, aber ist der Friede mit menschlichen Mitteln zu erreichen? 2. Die Mittel der Friedensvereine sind nicht so bedeutend; die Friedensvereine sind bedeutungslos. 3. Die Arbeit der Friedensvereine könne das Volk schlaff machen. 4. Das Grundübel ist die Bosheit, die im Menschenleben nicht ausgerottet werden kann. 5. Die Lebensfragen werden nicht auf dem Weg des Schiedsgerichts gelöst; das zeigen die neuesten Erfahrungen wie der russisch-japanische Krieg in Ostasien (1904–1905) oder der Burenkrieg in Südafrika (1899–1902). 6. Den Frieden sollte man lieber den Nachbarvölkern, den Franzosen und den Engländern, predigen, nicht den Deutschen. 7. Die Friedensparteien sind gegen die Militärmacht, die für die Verteidigung des Vaterlands unentbehrlich ist. 8. Schiedsgerichte sind recht und gut, aber das Recht ist nur da stark, wo Macht dahinter steckt.

Rohleder bemühte sich, diese Argumente zu widerlegen, sei es durch eine rege Vortragstätigkeit oder durch brieflichen Verkehr mit Geistlichen, in der Hoff-

40 Theodor *Rohleder*: Die Kirche und der Völkerfrieden. Haßfelden, Stuttgart, London 1907. Als Verlag wurde der Verlag der Europäischen Missionsgesellschaft angegeben, den er für seine Zwecke ins Leben gerufen hatte.

41 Dieses Referat wird erwähnt von Karlheinz *Lipp*: Evangelische Friedensaufrufe von 1913 aus Deutschland und Frankreich. In: Pfälzisches Pfarrerberblatt, http://www.pfarrerblatt.de/text_430.htm.

42 *Rohleder* (wie Anm. 40), S. 3 f.

43 Ebd., S. 5.

44 Ebd., S. 5 f.

nung, dass sie umdenken. Er musste aber feststellen, dass sogar höher gestellte Geistliche wenig von der Friedensbewegung wussten. Skeptikern und Gegnern antwortete er:

1. Man soll nicht alles direkt von Gott erwarten, auch wenn er durch Menschen, durch deren intellektuelle und moralische Arbeit, wirkt.
2. Die moralischen und finanziellen Mittel der Friedensvereine werden wachsen von dem Augenblick an, wo sie von Pfarrern und Kirchengemeinden unterstützt werden.
3. Dass die Friedensbewegung das Volk schlaff macht, ist kein annehmbares Argument, denn im Fall eines Konflikts, einer Notwehr, würde ihre Tätigkeit aufhören.
4. Auch das Argument der Bosheit ist nicht stichhaltig, insofern die Bösen nicht regieren; sie sind es nicht, die den Krieg erklären. Ein Zusammenschluss der friedlich Gesinnten nimmt den Bösen den Wind aus den Segeln.
5. Denjenigen, die behaupten: Zuerst sollte man den Franzosen und den Engländern den Frieden predigen, gab Rohleder Recht. Das geschah aber auch: In Frankreich und England wurde, wie er bemerkte, im Allgemeinen viel aktiver für die Friedenssache gearbeitet als in Deutschland. Er fügte hinzu: „Es kann dem Deutschen nicht verübelt werden, wenn er nach den Erfahrungen der letzten Jahrhunderte und wegen der Lage seines Landes doppelt vorsichtig ist. Aber es liegt andererseits genau ebenso sehr in seinem Interesse, daß auch in Deutschland für schiedliche und friedliche Verständigung gearbeitet wird. Ein Abflauen der Friedensbewegung in Deutschland würde unbedingt auch einen Rückgang und vermehrtes Mißtrauen in Frankreich und England zur Folge haben.“
6. Rohleder wünschte, dass nicht mehr allein die Demokratie, d. h. die linksliberalen Parteien, und die Sozialdemokratie sich für den Frieden einsetzten, sondern dass alle Parteien die Verständigung durch ein Schiedsgericht als „eine nationale Sache von größter Wichtigkeit“ ansahen und demgemäß handelten.
7. Pfarrer befürchteten, wenn sie für die Friedenssache eintraten, die Begeisterung bei der militärpflichtigen Jugend zu dämpfen. Ihnen antwortete Rohleder: Das, worum es geht, ist nicht, die Treue gegenüber dem Vaterland und den Eifer im Kasernendienst zu schwächen, sondern dem deutschen Volk und anderen Völkern die Gräueltaten des Krieges zu ersparen, mit anderen Worten die Rechtsprechung an die Stelle gewaltsamer Selbsthilfe treten zu lassen.⁴⁵

Diesen Thesen, die Rohleder auf dem Weltfriedenskongress in München vertrat, lagen zwei Leitgedanken zugrunde. Was die Dichotomie Christentum/Vaterlandsliebe betrifft, so blieb er bei seinem Prinzip: In Kriegszeiten soll das patriotische Gefühl vorherrschen; in Friedenszeiten muss das religiöse Gefühl das beherrschende sein. Der Christ glaubt an das Reich Gottes, an die Veredelung der Menschheit, an den Fortschritt. Dem deutschen Christen geht das Vaterland

45 Ebd., S. 9 f.

über alles; aber es gibt etwas, was noch über den Rahmen des Vaterlandes hinausreicht, das ist die allgemeine Menschenliebe, der Glaube an die Einheit des Menschengeschlechts, an das Reich Gottes, an den richtig verstandenen Fortschritt.

Zu einer anderen, damals vielfach erörterten Frage musste Rohleder Stellung nehmen, und zwar zu der des politischen Engagements der Geistlichen. Der allgemeine Wunsch war, dass diese sich auf dem Gebiet der Politik enthielten. Er antwortete: „In Wahrheit ist sie [die Politik] aber auch eine Frage der Kultur, und deshalb ist es ganz in Ordnung, wenn der Pfarrer hier Stellung nimmt und nicht bloß an der Vergangenheit, sondern auch an den Aufgaben der Gegenwart und Zukunft orientiert und mehr religiös als theologisch interessiert ist.“⁴⁶ Der Ausbau des Rechtes und die Betonung der wirtschaftlichen Interessen zählen zu diesen wichtigen Aufgaben. Seit 1870/71, seit den Haager Konferenzen (1899, 1907), hat die Schiedsgerichtsidee Fortschritte gemacht und die Situation hat sich erheblich geändert, auch wenn die Macht immer noch der „Lebensnerv des Staates“ ist; aber wo bleibt die Hilfe der Kirchen? In diesem Punkt äußerte sich Rohleder sehr kritisch: „Ihre Aufgabe [der Kirchen] ist es vor allem, den Staaten in ihrem Bestreben an die Hand zu gehen, wenn sie zu einem dauernden Friedenszustand zu gelangen suchen. Sind sie dazu nicht im Stande, so ist das eine beklagenswerte Unfähigkeit.“⁴⁷

Den Krieg lehnte Rohleder, wie wir schon gesehen haben, nicht grundsätzlich ab. Frühere Kriege wie die deutschen Befreiungskriege von 1813/1815 oder den deutsch-französischen Krieg von 1870/1871 betrachtete er als notwendig; seit dieser Zeit war aber ein Wandel eingetreten. Man konnte Fortschritte beobachten, in der Bildung, in der Macht der Religion, im Ausbau des Völkerrechts, im Schiedsgerichtswesen. Auch den Militarismus verurteilte er nicht prinzipiell. In seinen Vorstellungen kann man den Einfluss des liberalen Politikers Friedrich Naumann, eines früheren Pfarrers, der von 1907 bis 1912 den Wahlkreis Heilbronn im Reichstag vertrat, erkennen. Sich ausdrücklich auf ihn berufend, schrieb er: „Wir wollen nicht vergessen, daß der Militarismus Deutschland aus dem Sumpf herausgeholt und stark gemacht hat. Wir wollen auch für alle Fälle bereit sein und in unserem eigenen Interesse und in dem des Protestantismus überhaupt das Gebot Naumanns als ein Gottesgebot im Gedächtnis behalten: ‚Deutschland, laß dich nicht klein machen!‘“⁴⁸

Rohleder betonte aber auch, dass „eine bewußte kulturelle Friedensarbeit“ dem Militarismus nachfolgen und vorausgehen sollte. Und er machte schon hier, wie später auf dem Friedenskongress in London (1908), ganz konkrete Vorschläge;

46 Ebd., S. 10.

47 Ebd., S. 14 f.

48 Theodor Rohleder: Stationen zum Völkerfrieden. Aus einem Vortrag von Pfarrer Rohleder. In: Haller Tagblatt, Nr. 303, vom Freitag, 28. Dezember 1906, Beilage.

er empfahl eine Methode, die seines Erachtens zu einem dauernden Friedenszustand führen könnte:

1. Es galt zunächst aus dem einzelnen Staat einen „Organismus“ zu machen, d. h. der Zersplitterung der Parteien ein Ende zu machen, große Parteien unter leitenden Ideen neu zu gruppieren.
2. Die Hilfe der Wissenschaft sollte herangezogen werden in den Bemühungen um eine Einheit innerhalb der Nationen und in den internationalen Beziehungen; das Ziel war, aus dem sozialen und dem internationalen Chaos herauszukommen.
3. Die leitenden Ideen waren, laut Rohleder: Der kirchliche Gedanke, die Bildung, das Recht, die Volkswohlfahrt.
4. Der Staat konnte nach den vier wissenschaftlichen Fakultäten organisiert werden (Theologie, Philosophie, Recht, Medizin).
5. Internationale Organisationen konnten dann begründet werden nach demselben Prinzip der Fakultäten; internationale Ministerienvereinigungen; internationale Präsidenschaften. Die Aufgabe der Kirchen sei es, ihrerseits sich „aus ihrer Verpachtung an den Nationalismus“ zu befreien, ihren Willen zu zeigen, auch nach außen für die Sache der Gerechtigkeit, des Friedens und der Menschlichkeit einzutreten, und auf diese Weise auf das Kommen des Reichs Gottes hinzuwirken. Das Fehlen dieses Willens betrachtete Rohleder als eine Schuld. Der Text des Vortrags, in dem er diese Ideen darlegte, wurde in eine Publikation aufgenommen, der er den Titel „Fingerzeige für Kulturarbeiter“ (1907) gab.⁴⁹

In späteren Vorträgen und Publikationen blieb das Gebot: Auf das Kommen des Reichs Gottes hinzuwirken als Christen, als Deutsche und als Kulturarbeiter. „Friede auf Erden!“, hieß es in der Broschüre „Die Wiederkunft Christi und der Völkerfrieden“. „Es ist lange her, daß diese Losung ausgegeben worden ist. Es ist höchste Zeit, daß man ihr Beachtung schenkt. Wir sind keine Christen, wenn wir nicht für den Frieden sind. Und wir sind nur halbe Christen, wenn wir uns nicht ausdrücklich für den Frieden erklären.“⁵⁰

Wie andere Pazifisten, z. B. der Stuttgarter Professor Hoffmann, der als Abgeordneter des Wahlkreises Hall-Weinsberg 1903 im Reichstag eine aufsehenerregende Rede gehalten hatte, musste Rohleder die Kritik der Gegner, besonders der Nationalisten, widerlegen.⁵¹ Den „nationalen Hochmut“ lehnte er entschieden ab, was aber nicht bedeutete, dass er das Prinzip des Verteidigungskrieges verwarf. Er gab ohne Bedenken zu: „Das deutsche Volk ist gezwungen worden, sich zu bewaffnen und das Pulver trocken zu halten“, und betonte, dass die Frie-

49 Theodor Rohleder: Fingerzeige für Kulturarbeiter. Berlin 1907, S. 10–14. Einige Ideen verdankte er dem Werk von Gustav Ferdinand Müller: Kulturfundamente. Hundert und ein Wahrheitsbeitrag zeitgenössischer Denker. Berlin 1907, 515 S.

50 Theodor Rohleder: Die Wiederkunft Christi und der Völkerfrieden. Vortrag von Pfarrer Theodor Rohleder von Haßfelden. Im Selbstverlag des Verfassers 1906, S. 3.

51 Alexandre (wie Anm. 1), S. 291–297.

densfreunde nicht unpatriotisch seien. „Auch wir Friedensfreunde sind gute Patrioten, sagte er. Auch wir singen: Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt! Wenn wir freilich auch meinen: Deutschland geht uns über alles in der Welt, nicht etwa: Es soll herrschen wollen über alles in der Welt“.⁵²

Rohleder wies außerdem auf Entwicklungen in der Welt hin, die den Pazifisten Recht gaben: Das Völkerrecht machte Fortschritte, die Weltwirtschaft brachte die Völker einander näher,⁵³ das Rote Kreuz erwies sich als eine „großartige Errungenschaft der Humanität“. Er bedauerte allerdings, dass man noch nicht von einer Weltmoral sprechen konnte und dass man für eine Weltreligion, die den Weltfrieden herbeiführen würde, wenig getan habe. Deshalb zeigte er sich kritisch gegenüber den „Liberalen“ unter den Theologen. Er sagte: „[Sie] sollten aufhören, zu meinen, die Vaterlandsliebe und ein gewisser strammer Staatsbegriff verlange es, daß man die erste Forderung der Religion und der Menschlichkeit dem Patriotismus zu Liebe ignoriere. Und die Positiven, was man so heißt, die Gemeinschaftsleute, mehr oder weniger mißbillig, auch Pietisten genannt, sollen bedenken, daß Unwürdigere und Ungeschicktere, als sie selbst sind, auch ihre weltlichen Geschäfte mitbesorgen, wenn sie ihrer sich nicht annehmen wollen“.⁵⁴

Weil das Kommen des Reichs Gottes sein Hauptanliegen war, beschäftigte sich Rohleder intensiv mit der „Offenbarung Johannis“, und besonders mit dem Passus betreffend einen Zeitraum von 1000 Jahren, während dessen das Böse unterdrückt sein und das Gute die Herrschaft haben wird; am Ende dieses Zeitraums erst wird der Richter erscheinen und Gericht über die Toten halten (Joh. 20, 1–7). Rohleder versuchte immer wieder, die Offenbarung Johannis zu aktualisieren, d. h. in seiner Zeit Zeichen zu erkennen, die die Endzeit ankündigten. Er versuchte auch in hervorragenden Persönlichkeiten unter seinen Zeitgenossen „Christusgestalten“ zu erkennen⁵⁵ und „die Sprache der Tatsachen“ zu verstehen. So glaubte er z. B. feststellen zu können, dass die deutsch-protestantische Vormacht sich durchgesetzt hatte, während man „einen Niedergang aller katholischen Völker und eine gewisse Art der Rechtfertigung derjenigen Völker, die eine Reformation hatten und die Bibel in Ehren hielten“, beobachtete – eine Idee, die damals verbreitet war.

In Rohleders Denken gab es dunkle Elemente; etwas konkreter waren dagegen seine Vorschläge für eine Organisation der Welt, die nach seiner Vorstellung auf

52 Rohleder (wie Anm. 50), S. 3. Rohleder bemerkte hier, er sei „seit Jahren Mitglied eines Krieger- und Militärvereins“.

53 Ebd., S. 4: „Man wird sagen dürfen, daß die Weltwirtschaft eigentlich die erste Domäne ist, auf der zu Gunsten des Weltfriedens gearbeitet worden ist“.

54 Ebd., S. 5.

55 Als solche nannte er den Waisenvater Georg Müller in Bristol, den Reichsgründer Otto von Bismarck, Kaiser Wilhelm I., General Booth, den Gründer der Heilsarmee, den Baptistenprediger Charles Haddon Spurgeon.

einer Zusammenarbeit der Fakultäten, der Parteien und der Konfessionen beruhen würde. Mit der Bildung eines „europäischen Senats“ sollte sich ein Blatt der europäischen Geschichte wenden. „Bisher ist das Wohl Europas auf den zweirädrigen Karren der Diplomatie und des Militarismus verladen worden. Und der kippte bald vorn bald hinten hinunter“, schrieb er. Es gelte nun „einen soliden vierrädrigen Wagen“ zu bauen.⁵⁶

Vortrags- und Verlagstätigkeit, Kongresse, Wettbewerbe: Die organisierte Friedensbewegung als Betätigungsfeld des Pazifisten

Um diesen Ideen Geltung zu verschaffen, entwickelte Rohleder eine rege Tätigkeit im Rahmen der Deutschen Friedensgesellschaft, für die er auch zu werben bemüht war. Einen Vortrag beendete er 1906 mit diesem Aufruf: „Es sollte niemand versäumen, für Frieden und Gerechtigkeit zu wirken und sich einer Friedensgesellschaft anzuschließen“.⁵⁷ Im Jahre 1908 trat er auf dem XVII. Weltfriedenskongress in London⁵⁸ für die Idee der *coopération intellectuelle*, also der geistigen Zusammenarbeit, ein. Zu dieser hätten die Kirchen einen Beitrag zu leisten, wobei sie sich aber an bestimmte Regeln halten müssten. Er zeigte sich bei dieser Gelegenheit so kühn, dass er sich die Freiheit nahm, im Namen der Kirche zu sprechen und folgendes Prinzip als Regel festzusetzen: „Die einzelnen Kirchen betrachten es als selbstverständliche Pflicht, ihrer Regierung in dem Bestreben, den Völkerfrieden zu erhalten, jeden irgend möglichen Dienst zu leisten.“

Sie wollen es entschieden vermeiden, ihren Regierungen vorzulaufen oder sie zu drängen oder ihnen irgend im Wege zu sein.

Dagegen erscheint ihnen eine geistige Annäherung und Aussprache recht wohl möglich und nützlich. Diesem Zweck soll eine in den vier Hauptsprachen Westeuropas – deutsch, englisch, französisch und italienisch – in Buchform erscheinende Korrespondenz dienen, für welche die Mitarbeit wenn nicht aller, so doch sehr vieler Leser, mit ganz kurzen Beiträgen, willkommen ist. (Bedingung für den Beginn des Werks: in jedem Lande 300 Teilnehmer; Jahrespreis: 3 M.).“

Es bleibt schwierig, zu wissen, welche Resonanz solche Thesen und Vorschläge fanden, sei es während oder nach den Friedenskongressen. Eines ist sicher: Rohleder wirkte hartnäckig weiter. Im Oktober 1909 wurde er bei dem Concours Narcisse Thibault⁵⁹ neben den französischen Pädagogen André Sève und Achille

56 Rohleder (wie Anm. 50), S. 13–16: V. Was werden soll. – Ein europäischer Senat.

57 Ebd., S. 16.

58 Die Christenheit und der internationale Frieden. Thesen von Theodor Rohleder, Pfarrer in Hassfelden-Hall, Württemberg / Christianity and International Peace. Theses by Pastor Theodor Rohleder, Hassfelden-Hall, Württemberg. Resolutions / Resolutions. [O.O. u. J.]. [Flugblatt.] Württembergische Landesbibliothek Stuttgart, Signatur: Kirch.G. fol K 38.

59 Der 1902 verstorbene französische Maler Narcisse Thibault hatte dem englischen Pazifisten

de Lassus (Algier) mit einem ersten Preis ausgezeichnet. Bei diesem Wettbewerb handelte es sich 1909 um „die Abfassung eines populären Handbuchs der Friedensbewegung zum Gebrauch für Lehrer.“⁶⁰ Diese Preise – es gab drei erste und drei zweite Preise – wurden in jenem Jahr gelegentlich der Generalversammlung des Berner Friedensbureaus in Brüssel in Anwesenheit vieler Notabilitäten der belgischen Hauptstadt und Vertreter der Presse verteilt. Bis jetzt war über Rohleders Preisschrift nichts Näheres zu erfahren. In seinem „Handbuch der Friedensbewegung“ erwähnte Alfred Hermann Fried 1913 die Preisträger des Concours Thibault und wies dabei aber auch auf eine andere Publikation des württembergischen Pfarrers hin. Er fügte nämlich hinzu: „Nicht zu vergessen: Theodor Rohleder: Die europäische Nachbarschaft 1908“.⁶¹ Soll man vermuten, dass diese Publikation mit dem Thibault-Preis gekrönt wurde? Wie dem auch sei, entsprach auch sie den Erwartungen der Jury: Sie wies einen durchaus didaktischen Charakter auf und konnte sehr gut von Lehrern zu friedenspädagogischen Zwecken benutzt werden. Rohleder hatte sie konzipiert im Hinblick auf das Projekt einer europäischen Buchgemeinschaft besonderer Art, dessen Ausgangspunkt sie würde. Haßfelden war der Verlagsort.

Welchen Zweck verfolgte Rohleder mit dieser Publikation? „Es soll zu Gunsten des Völkerfriedens etwas getan werden,“ schrieb er in der Vorbemerkung, „und zwar unter der Voraussetzung: regierungstreu und kirchentreu.“ Wollte der damalige, ohnehin schon verdächtige Friedensfreund etwas zu bewegen versuchen, dann musste er seine Loyalität gegenüber Regierung und Kirche beteuern; sonst wäre jede Initiative von ihm von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. Er war bestrebt zu wirken, aber „nicht dort, wo die politischen Parteien aufeinanderstoßen, sondern daneben, darüber“. Seine Arbeit verglich er mit der des Pfarrers oder des Lehrers, die nichts mit der eines Schultheißen oder eines Abgeordneten zu tun hätte. Rohleder suchte eine Diskussion anzuregen. Seine Leser lud er ein, brieflich zu reagieren, und er hoffte, dass der von ihm ausgelöste

Hodgson Pratt sein ganzes Vermögen vermacht mit dem Auftrag, dieses Vermögen zum Zweck der Aufrechterhaltung des Friedens auf dem europäischen Kontinent zu verwenden. Die Verwendung war ein Preis, der jährlich unter den Auspizien des Internationalen Friedensbureaus in Bern ausgeschrieben und verliehen wurde. Siehe R[ené] J[ean] Dupuy (Hrsg.): Académie de Droit international de La Haye. / The Hague Academy of International Law. Livre jubilaire. / Jubilee Book, Livres 1923 à 1973. A.W. Sijthoff, Leyde, 1973, S. 13. Das Berner Friedensbureau schrieb jedes Jahr einen Preis aus, dessen Thema es jedes Jahr festsetzte. Das Thema des Wettbewerbs lautete z.B. im Jahre 1904: „Welche Voraussetzungen müssen hinsichtlich der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit erfüllt werden, damit ein vollständiges und durchgearbeitetes Rechtssystem zwischen den Nationen entstehen kann?“ Siehe La Revue. Organe du parti démocratique et fédéraliste vaudois, 36. Jg., Nr. 269, 14.11.1904, S. 1.

60 Die Brüsseler Generalversammlung. In: Die Friedens-Warte, 11. Jg., Nr. 10 (Oktober 1909), S. 185–188; siehe auch: Les pacifistes. Notre correspondant de Bruxelles nous écrit. In: Le Temps (Paris), Nr. 17638, 12.10.1909, S. 1.

61 Alfred Hermann *Fried*: Handbuch der Friedensbewegung. Zweiter Teil: Geschichte, Umfang und Organisation der Friedensbewegung. Zweite, gänzlich umgearbeitete und erweiterte Auflage. Berlin und Leipzig: Verlag der „Friedens-Warte“ 1913, S. 400.

Prozess „über die Grenzen unseres Vaterlandes hinausdringen“ würde.⁶² Sein Plan war folgender: Ein „europäischer Leseverein“ sollte sich herausbilden, aber zunächst mit einer „deutschen Sektion“ seinen Anfang nehmen. An einen Verein mit Versammlungen und Mitgliederbeiträgen dachte er nicht; die Mitgliedschaft würde sich nach seiner Vorstellung dadurch betätigen, dass die Leser mit den Autoren brieflich Kontakt aufnehmen, jährlich für einige Mark die „Schriftchen“ für sich und Freunde zahlen. Diese Dynamik würde den Publikationen erlauben, in Französisch, Englisch und Italienisch zu erscheinen und im Ausland von Privatpersonen, Stadtverwaltungen und den Regierungen verteilt zu werden. Rohleders Darstellung endete mit diesem Aufruf: „Zu einer westeuropäischen Verständigung ist eine westeuropäische Versammlung nötig. Eine solche körperlich zu veranstalten, ist unmöglich. Aber geistig ist sie möglich. Tun Sie mit, so fördern Sie die Sache sehr wesentlich.“⁶³

Das Buch besteht in einer Reihe von „Bildern“, die Allegorien sind; jede von diesen Allegorien wird von Rohleder interpretiert. Das Interpretieren macht auch aus ihnen Gleichnisse, aus denen der Leser Lehren ziehen kann. Die Methode zeigt, dass es Rohleder nicht an pädagogischem Talent fehlte. Greifen wir zwei Beispiele heraus:

„Bild: Ein Nachen mit Auslegern, mit Brettern, die nach beiden Seiten
hinausragen

Seit der Nachen auf diese Weise ausgerüstet ist, darf ein Umkippen als ausgeschlossen gelten.

So müssen auch die westeuropäischen Staaten gegenseitig die Fäden ihrer gemeinsamen Interessen aufnehmen und anknüpfen. Dann werden sie ohne Ausnahme ihrem Staatsschiffe eine größere Sicherheit verschaffen und es vor dem Umkippen bewahren.“⁶⁴

„Bild: Ein Straßenbau auf freiem Felde

Beim Straßenbau werden Hügel abgegraben und Niederungen ausgefüllt. Die Haupt- und Poststraße weist eine so gleichmäßige Fahrbahn auf, daß man mit dem Eisenbahnbau demnächst ihr im wesentlichen folgen kann.

Die Arbeiten der Friedensgesellschaften und der Friedenskongresse sind so gleich dem Straßenbau. Hoffen wir, daß ihre Tracierungsarbeiten für internationale Verständigung und für das kommende Weltrecht als nützlich und wertvoll erachtet werden.

62 Theodor Rohleder: Die europäische Nachbarschaft. I. Sieben Leuchter. Gedanken und Bildreden zum Zweck der Pflege und des Austausches der gemeinsamen kulturellen und religiösen Güter, Von Theodor Rohleder, Pfarrer in Haßfelden-Hall, Württemberg. Schwäbisch Hall: Hoergersche Druckerei, 1908, 24 S.; hier S. 3: Vorbemerkung.

63 Ebd., S. 24: Schlußbemerkung. Haßfelden-Hall, Württemberg, im Juli 1908.

64 Ebd., S. 9.

Erst die Wege, dann die Eisenbahn! Freuen wir uns, daß die stille Arbeit der Verständigung der kommenden Rechtsgemeinschaft der Völker wertvolle Dienste leisten durfte.“⁶⁵

Wir lassen es hier dahingestellt sein, welche Resonanz diese Initiative fand, stellen aber fest, dass einige Jahre später (1911) Rohleder ein neues Projekt in die Wege zu leiten suchte. Aus Haßfelden wollte er die Zentralstelle einer „Gesellschaft der 24“ machen, d. h. „eine[r] Vereinigung für religiöse, politische und internationale Verständigung durch Pflege des Verständnisses für Apokalyptik und Weiterentwicklung der Religion, durch Vertiefung der Philosophie und durch Christianisierung der Politik“. Der Plan war dabei, wenigstens 24 Vertreter aus den verschiedenen Kirchen, Schulen, Parteien und Nationen zusammenarbeiten zu lassen.⁶⁶ Als Adresse gab er an: „Direkt oder Bürgergesellschaft Stuttgart“. Offensichtlich hoffte er bei diesem neuen Versuch, sich auf eine schon bestehende größere Organisation stützen zu können.⁶⁷ Sorgfältig hatte er die geplante Zusammenarbeit mit dem Verfassen von 43 Volksliedern vorbereitet, in denen er seine Ideen zusammenfasste, und um diese zu veröffentlichen, hatte er in Haßfelden einen eigenen Verlag gegründet: den „Parusie-Verlag“, dessen Firmenname sein zentrales Anliegen deutlich machte: die Wiederkunft Christi.

Auch bei dieser Initiative ließ sich bis jetzt nicht ermitteln, welcher Erfolg Rohleders Bemühungen beschieden war. Eines kann man aber sagen: Er blieb konsequent bestrebt, seiner Idee eines Zusammenwirkens aller Kräfte in der Friedensarbeit eine konkrete Form und Impulse zu geben. Zu diesem Zweck suchte er nach allen Seiten hin Kontakte zu knüpfen. Um 1912 kam er mit dem Jesuitenkolleg „Stella Matutina“ in Feldkirch in Fühlung. Seine Hoffnung war, dort in Vorarlberg einen Vortrag zu halten, über seine Gedanken und Pläne zu referieren und damit eine Zusammenarbeit einzufädeln.

Ein Briefwechsel, der auch in diesem Fall vielversprechend angefangen hatte, endete aber Ende Oktober 1912 mit diesen Worten des Rektors des Jesuitenkollegs: „Selbstverständlich haben wir, d. h. unsere Patres und ich, mit großem Interesse von Ihren Schriften Kenntnis genommen. Wir haben über Ihre Vorschläge viel nachgedacht und uns besprochen, sind aber zu keinem anderen Ergebnis gekommen, als diesem, daß ich in loyaler Weise Ihnen mitteilen zu müssen glaube. Ihre hochfliegenden Pläne, die aus edlen Gesinnungen hervorgehen, scheinen uns das Schicksal so vieler ähnlicher Entwürfe zu teilen: Die harte Wirklich-

65 Ebd., S. 23.

66 Theodor Rohleder: Die Gesellschaft der 24. 43 neue Volkslieder, singbar nach den bekanntesten Melodien. 1. bis 3. Tausend. Parusie-Verlag in Haßfelden-Hall, Württemberg (Hoerger'sche Buchdruckerei Hall), 1911, S. 41–43: Die Gesellschaft der 24. Haßfelden-Hall, 26. Aug. 1911. Der Vorsitzende: Theodor Rohleder, evang. Pfarrer.

67 Die 1823 gegründete Stuttgarter Bürgergesellschaft heißt heute Stuttgarter Sängervereinigung.

keit lässt sie so aussichtslos erscheinen, daß es fast vermessen wäre, sie trotz allem ins Werk setzen zu wollen.

Ich bedauere lebhaft, daß ich mich für Ihr Vertrauen nicht anders dankbar erweisen kann, als durch die rückhaltlose Offenheit dieser Mitteilung und zeichne mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung [...].“⁶⁸

Eine Zusammenarbeit mit den Jesuiten erwies sich also als unmöglich; das bedeutete, dass Rohleders Hoffnungen auf ein Zusammenwirken der Konfessionen zugunsten des Friedens sich nicht erfüllten. Dagegen eröffneten sich ihm im Verband für internationale Verständigung einige Perspektiven. Diese Organisation wurde im Jahre 1911 in Frankfurt am Main von dem Rechtsgelehrten und Völkerrechtler Otfried Nippold ins Leben gerufen. Zu ihren Mitgliedern zählten nicht nur Juristen und Historiker, sondern auch eminente Vertreter des Kulturprotestantismus, Theologen wie Adolf Harnack, der Marburger Professor Martin Rade, der Herausgeber der Zeitschrift „Die Christliche Welt“, und sein Schwager, der linksliberale Politiker Friedrich Naumann. Sie bildete den deutschen Zweig der Bewegung „International Conciliation“. Der Pfarrer von Haßfelden bekam im Juni 1913 die Möglichkeit, in dem Organ des Verbands, der „Korrespondenz“, seine ethischen Gedanken über die Völkerverständigung darzulegen. „Der Ausbau des Rechts und die Betonung der wirtschaftlichen Interessen sind große, wichtige Aufgaben“, schrieb er in seinem Artikel; „aber man soll die stille, erkenntnisfördernde und religiöse Arbeit darüber nicht versäumen“. So lautete seine Botschaft. Zum Schluss äußerte er die Überzeugung, in der sich der Sinn seines ganzen Wirkens verdichtete: „Die religiöse, die soziale und die internationale Frage bewegen heute mehr als je die Welt. Sie hängen aber alle drei aufs engste miteinander zusammen und können nur vereinigt und auch dann immer nur schrittweise ihrer Lösung entgegengeführt werden“.⁶⁹ Er vertrat hier die Ansicht, „der Wunsch und Gedanke, den Völkerfrieden zu erhalten, [sei] keine Politik. Das ist“, sagte er, „eine elementare Forderung der Kultur und der Religion, vollends in unserer Zeit, da ein Volk durch hundert Beziehungen so eng mit dem andern verbunden ist und mit ihm leidet.“

Das Fehlen des religiösen Moments in der Friedensarbeit blieb die Triebfeder seines Engagements. In der Zeitschrift „Völkerfriede“, dem Organ der Deutschen Friedensgesellschaft, veröffentlichte er im Dezember 1913 einen polemischen Aufsatz, in dem er wieder einmal an den in Württemberg doch so einflussreichen Pietisten Kritik übte. Diesen warf er vor, der Friedensbewegung verständnislos gegenüberzustehen. Das Ausbleiben eines Engagements in den religiösen Kreisen hatte eine Situation zur Folge, die von ihm mit folgender Feststellung charakterisiert wurde: „Es wird in der Arbeit für den Völkerfrieden

68 Brief des Rektors des Jesuitenkollegs Feldkirch (Vorarlberg), Th. Nolte, vom 31. Oktober 1912 an Rohleder. Deutsches Literaturarchiv Marbach, Nachlass Rohleder, Signatur: 44578/5.

69 Theodor Rohleder: Ethische Gedanken über die Idee der Verständigung. In: Korrespondenz des Verbandes für internationale Verständigung (Würzburg und München), Nr. 3, 20. Juni 1913, S. 11–14.

hauptsächlich mit ethischen, humanitären, rechtlichen und wirtschaftlichen Motiven gearbeitet. Das religiöse Moment, das doch vor allem gewichtig sein sollte, erscheint fast ausgeschaltet.⁷⁰ Auch gelegentlich des Kongresses der Internationalen Vereinigung für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie bedauerte er damals, dass den „moralischen Gesetzen“ kaum Bedeutung beigemessen würde. Die Rechtsphilosophie habe eine praktische Seite und sollte allerdings zur Gesetzgebung führen; in der Welt gebe es aber auch moralische Gesetze und „moralische Großmächte“ wie die Weltmission, den Protestantismus, das Papsttum, die Orthodoxie, den Sozialismus, das Kaisertum, die eine Rolle zu spielen hätten.⁷¹ Wie sah 1914 die Bilanz von Rohleders Bemühungen aus? Abgesehen von der organisierten bürgerlichen Friedensbewegung, d. h. von der Deutschen Friedensgesellschaft und dem Verband für internationale Verständigung, konnte er keine Verbündeten finden, weder bei der evangelischen noch bei der katholischen Geistlichkeit. Die Kontakte, die er mit den Freimaurern zu knüpfen suchte, blieben aussichtslos, wo pazifistisch ausgerichtete Linksliberale in Deutschland – wie Elemente des *radicalisme* in Frankreich – doch in der Freimaurerei aktiv waren. Von manchen maßgebenden Seiten hatte er aber vor dem Krieg, wie wir sehen werden, positive Reaktionen registrieren können.

Die Erfahrung des Ersten Weltkrieges und die Zeit der Enttäuschungen

Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges sollte zeigen, dass nicht nur die Machtkategorien, sondern auch das Irrationale noch immer das Denken und Handeln der politischen Entscheidungsträger beherrschten. Mochte der bewaffnete Konflikt die Pazifisten hart treffen, sie wirkten weiter, wie das Beispiel Rohleders zeigt. Der Schock machte seiner Tätigkeit kein Ende. Im Gegenteil.

In Notizen, die aus der Feder des Pfarrers von Haßfelden stammen, hieß es Ende Oktober 1914:

- „1. Es ist die Pflicht für den wahren Christen, für den Frieden zu wirken, wo immer er kann. [...]
2. Die Äußerung des Erzbischofs von Upsala: daß Gott allein bekannt sei, was zum Krieg den Anlaß gegeben habe („Ev.[angelisches] Sonntagsblatt“, Nr. 43, 1943), wäre für mich auch gegenwärtig kein Grund, meine Stimme zu Gunsten des Friedens zu versagen.
3. Wir haben geduldet, daß Politik und Mission sich verquickten. Damit soll man also gegen die Missionsleitung Stellung nehmen? Oder gegen die Regierung?

70 Theodor Rohleder: Der Pietismus und die Friedensvereine. In: Völker-Friede (Eßlingen a. N.), 14. Jg., H. 12, Dez. 1913, S. 132–133.

71 Diskussionsbeitrag zum Referat Kohler: Die Grenzen der Rechtsphilosophie. Von Theodor Rohleder, evang. Pfarrer in Haßfelden bei Hall, Wttbg. In: Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie, Bd. 8, 10. Januar 1914, S. 50–51.

Oder gegen beide? Ich kann das gar nicht finden, daß hier Fehler gemacht wurden. [...]

4. Christus erwartet, daß, wenn die Reiche dieser Welt seine werden sollen, er in seiner Gemeinde auch Brüder findet (er schämt sich nicht, die Brüder zu heißen), die [bereit?] sind, ihm hiebei zu folgen. [...]

6. Ein Fehler ist es auch und eine ungeheure Schuld, wenn es Männer in einflußreicher Stellung gibt, die nach dem Grundsatz leben und andere auch so [behandeln?]: Es ist am besten, man tut nur, was man muß, was einem befohlen ist. Das ist freilich leichter. Aber das führt zu solchen Zuständen, wie wir sie jetzt sehen, zu Katastrophen. Wir müssen Gott danken, daß er gnädig ist und Regierung und Militär [gewährt?], daß sie so ihre Pflicht tun. Aber der Christ hat noch weitere Aufgaben. Von ihm erwartet man Rat und Hilfe. Welche soll das sein?

7. Die Verkündigung des Kreuzes Christi und die Bereitwilligkeit, es zu tragen, ist nur ein Teil des Christentums.⁷²

An die von ihm selbst vertretenen Thesen der Vorkriegszeit anknüpfend, schickte Rohleder Ende 1915 ein Thesenpapier an die Adresse des Studienkongresses Bern-Stockholm-Amsterdam zu Gunsten eines baldigen Friedens. Wieder einmal betonte er hier die Bedeutung der Religion und der Bildung, des Rechts und des Bewusstseins der gemeinsamen Interessen; wieder einmal schlug er zu diesem Zweck eine „europäische und außereuropäische Präsidenschaft der Kirchen und Schulen“ vor. Jedes europäische Land habe sich irgendwann in der Geschichte um die Menschheit verdient gemacht: Italien mit dem Katholizismus, Deutschland mit dem Protestantismus, Frankreich mit dem Republikanismus (Sozialismus) und England dadurch, dass es die Weltwirtschaft, also den Pazifismus, gefördert habe.⁷³

Was Rohleder herbeiwünschte, war „eine europäische Verständigung“, die Neubildung „einer europäischen und außereuropäischen Kulturgemeinschaft“. Im Punkt 4 seines Papiers hieß es: „Wie es eine europäische und außereuropäische Kulturgemeinschaft gab, so muß eine solche in möglichster Bälde wieder aufleben, wenn sich Europa nicht als intellektuell ärmer und als moralisch entarteter im Vergleich zu den anderen Weltteilen darstellen will“. Sollte eine solche europäische und außereuropäische Kulturgemeinschaft möglich werden, dann musste jedes Land künftig als organisches Mitglied auf einzelne Rechte verzichten.⁷⁴ Seine mahnende Stimme suchte Rohleder auch an anderen Orten hören zu lassen. Später, im Laufe des Jahres 1916, hatte er die Absicht, an die Regierungen

72 Gedanken und Erwägungen, Haßfelden, 26. Oktober 1914. Deutsches Literaturarchiv Marbach, Nachlass Rohleder, ohne Signatur.

73 In diesem Thesenpapier beurteilte er die Kolonisation als positiv.

74 Theodor Rohleder, evang. Pfarrer: Zum Studienkongress Bern-Stockholm-Amsterdam, Dezember 1915, zu Gunsten eines baldigen Friedensschlusses, Haßfelden-Hall, 1. Dezember 1915 [Flugblatt]. Deutsches Literaturarchiv Marbach, Nachlass Rohleder, ohne Signatur. Dieser Text wurde später wieder abgedruckt in Theodor Rohleder: Die Offenbarung Johannis und unsere Zeit. Stöckenburg bei Hall 1925, S. 50 ff.

Europas einen „Offenen Brief“ zu richten. In einem Briefkonzept stellte er sich vor: „Wer bin ich? Ein Landpfarrer, der vor 30 Jahren mit dem Fürsten Alexander von Battenberg in Bulgarien auf Vorposten stand und wenige Jahre vor Ausbruch des Weltkriegs das Vertrauen von 9 Ausländern für eine literarische Arbeit über ‚Vereinigung von Patriotismus und Humanität‘ ausgesprochen erhalten hatte. Unter diesen 9 Männern – Belva A. Lockwood, Gaston Moch, E.T. Moneta, Felix Moscheles, Edwin D. Mead, J[ohann] Novicow, De Neufville, Nilsson, Frédéric Passy – ist ein Deutscher: Neufville. Der jetzige Präsident der französischen Republik (1916), Herr Poincaré, ließ mir wenige Monate vor dem Krieg durch das französische Konsulat in Stuttgart Dank und Zustimmung zu einer Druckschrift aussprechen.

Diesen Ausländern kann ich Dutzende deutscher Landsleute vom Oberhofprediger, Geheimrat, Abgeordneten und Staatsanwalt bis zum Fabrikarbeiter mit Zustimmungserklärungen hinzufügen.“⁷⁵

Rohleder musste auf sein Projekt verzichten. Die Kriegszensur zeigte sich unerbittlich; der Brief wurde vom Generalkommando nicht genehmigt. Und das kann man verstehen, denn der Wunsch, den Rohleder hier ausdrückte, war, dass Deutschland jetzt *guten Willen* zeige, wie schon vor dem Krieg. Er erklärte: „Nötig ist jetzt, daß das europäische Schwungrad der gemeinsamen Interessen wieder in Gang gebracht wird. Es wird weder ein deutsches noch ein englisches, weder ein französisches noch ein russisches Schwungrad sein. Es wird ein europäisches Schwungrad sein, das abwechselnd und gemeinsam getrieben wird. Und jede Nation wird ihren Riemen auf die Triebsscheibe legen können und in ihrer Werkstätte arbeiten dürfen, was sie kann und will.“

Mitten im Krieg wollte also Rohleder führenden Persönlichkeiten des Auslands auf höchster Ebene seine früher schon so oft dargestellten Gedanken nahe legen. Es ging um die Organisation Europas und der Welt zwecks eines Dauerfriedens. „Wenn die europäischen Regierungen auf diese Organisationsgedanken eingehen“, schrieb er abschließend in seinem Brief, „dann wird nicht nur das Recht, die Vermittlung und der Vertrag als herrschende Regierungsprinzipien der Zukunft wieder anerkannt, sondern es wird auch jedem Land und Volk das erforderliche Maß der Eigenbewegung eingeräumt und, wenn nötig, sogar der Anstoß dazu von außen gegeben, so daß es auf automatische Art und Weise den Naturgesetzen gemäß sein natürliches Gleichgewicht findet.“⁷⁶

In einer Flugschrift plädierte Rohleder noch einmal für eine Weltorganisation, in der ein jüdischer Nationalstaat eine Rolle spielen würde. Wie lässt sich dieser Gedanke eines jüdischen Nationalstaats bei ihm erklären? Er ging wohl von der

75 Theodor Rohleder: Offener Brief eines württembergischen Pfarrers an die Kabinette der Regierungen Europas aus dem Jahre 1916. Vom Generalkommando damals nicht genehmigt! Ebd., S. 47–50.

76 Ebd., S. 49.

Überzeugung aus, dass der Einzelne sich nur durch die Nation, den Nationalstaat, verwirklichen kann.

Der Brief eines Freundes, Dr. Gustav Hahn, der während des Ersten Weltkrieges Offizier war, und später Dekan des Kirchenbezirks Weikersheim (1926–1933) wurde, liefert uns nicht nur interessante Elemente über Rohleders Stimmung im Jahre 1916, sondern auch über die Polemik, die damals zwischen evangelischen Theologen und Pfarrern entstehen konnte. Hahn und Rohleder, mochten sie auch Freunde sein, vertraten auseinandergelagerte Ansichten über die Verantwortung der Krieg führenden Staaten, die christliche Gemeinschaft und die Weltorganisation.

Gustav Hahn machte Rohleder den Vorwurf, Deutschland zu ungünstig und die Feinde zu günstig zu betrachten, d. h. Deutschland die Last der Verantwortung für den Konflikt zuzuschieben. Er entlarvte den Pazifismus der Engländer als „Heuchelei“ und die „ganz ungläubliche Roheit“ der Franzosen, die sich als „Träger befreiender Ideen“ ausgaben. Es sei falsch, im Fall Deutschlands immer wieder und ausschließlich von Militarismus und Säbelherrschaft zu sprechen, denn kein anderes Volk habe mehr als die Deutschen „die innerlich-geistigen Beziehungen zu anderen Völkern gepflegt“. Er wies hin auf den Begriff ‚Weltliteratur‘, der von zwei Deutschen, Herder und Goethe, geprägt worden war; auf deutsche Verleger, wie Diederichs in Jena oder Reclam in Leipzig, die dem deutschen Publikum die Übersetzung so vieler literarischer Werke aus dem Ausland anboten.

Hahn konnte außerdem in der Frage der Weltorganisation⁷⁷ Rohleders Konzeption nicht teilen. Er meinte, die Erwartung des Reichs Gottes verlange nicht den Glauben an eine Weltorganisation im Sinne seines Freundes; dieser Glaube an den Gottesstaat auf Erden sei katholisch-augustinisch, und Luther habe in diesem Punkt eine ganz andere Ansicht vertreten. Nach Luther wirkt das Wort Gottes, das Evangelium, wo es will, erklärte er. Die Gläubigen, die gar nicht von einander zu wissen brauchen, bilden die „Gemeinschaft der Heiligen“, die „unsichtbare Kirche“. Alle sichtbare, äußere Organisation kommt erst in zweiter Linie. Eine volle christliche Organisation der Welt wäre nur möglich, meinte Gustav Hahn, wenn vorher alle Menschen Herzenschristen wären. Dass es im Lauf der Entwicklung so weit komme, sei nicht nur unwahrscheinlich, sondern widerspreche auch der Auffassung Jesu, wie sie sich z. B. in den Reich-Gottes-Gleichnissen ausdrückt.⁷⁸

So lange nicht alle Menschen wahre Herzenschristen sind, schrieb Gustav Hahn, haben auch nicht alle Menschen die wahre Nächstenliebe, ohne allseitig verbreitete Nächstenliebe gibt es keinen dauerhaften Weltfrieden. Welt-Organisa-

77 Im Titelkopf des pazifistischen Organs „Die Friedens-Warte“ (Berlin) standen die Losung der bürgerlichen Friedensbewegung: *Organisiert die Welt* und ein Räderwerk als Symbol.

78 Vgl. das Gleichnis vom 4fachen Ackerfeld (Wirkung des göttlichen Worts), oder die Gleichnisse vom Unkraut und vom Netz im Meer (Fortbestand, ja Mitwachsen des Bösen bis zum Ende).

tion aber ohne diese wahre Grundgesinnung der einzelnen Organisierten ist eine Nuß ohne Kern, eine vorzeitige, blutleere Konstruktion.

Unsere Aufgabe ist es, an der Ausbreitung der unsichtbaren Kirche im Sinne Luthers zu arbeiten, indem wir das Wort Gottes 'treiben'. Dadurch helfen wir, Menschheitsgesinnung zu verbreiten. Eine volle Weltorganisation wird aus den angeführten Gründen nicht möglich sein. Aber indem wir Menschheitsgesinnung verbreiten, helfen wir mit zur geistigen Fühlungnahme, zur inneren Verständigung, und helfen eine Atmosphäre schaffen, in der man einen kriegerischen Bruch noch schwerer nimmt als bisher; in der man nach Verständigung sucht auch da, wo es bisher herkömmlicherweise keine Lösung mehr gab. Es wird eine Weile dauern, bis der Kriegswahn mit allen Nebeln des Hasses überall verfliegen ist und die (jetzt verschütteten) guten Seiten unserer Feinde wieder hervorkommen. Dann aber wünsche ich, daß unser deutsches Volk seine alte Fähigkeit wieder übt, geistige Fäden zu knüpfen, und daß es ihm die anderen nachtun, mehr als sie es bisher getan haben. Das gäbe einen guten Untergrund, aus dem auch besseres politisches Einvernehmen erblühen könnte.⁷⁹

Die Meinung des Freundes und die Entwicklung des andauernden Krieges hatten wohl einen Einfluss auf Rohleder. In einer Flugschrift von 1917 zum Thema „Politik und Apokalypse“ schrieb der Pfarrer von Haßfelden Folgendes: „Die Schar der Auserwählten, denen der kommende Messias, der wiedererstehende Prophet und der wiederkehrende Christus in der letzten großen Not hilft, sind die rechtlich denkenden Menschen in allen Ländern, besonders in Deutschland, welche die Sicherung ihrer nationalen Zukunft und ihres persönlichen Glückes nicht von kriegerischen Unternehmungen, verzweiflungsvoll oder übermütig, erwarten, sondern allein von der Arbeit und vom Frieden erhofften. Wenn man dem Deutschen etwas anderes zutraut oder nachsagt, so beruht das auf Mißverständnis, Irrtum oder Verleumdung.“⁸⁰ Dies klingt wie eine Korrektur, wenn man diese Worte mit den kritischen Stellen im Brief vom Freund Gustav Hahn aus dem Jahre 1916 vergleicht.

Am Ende des Krieges musste Rohleder feststellen, dass seine Bemühungen um eine christliche Gemeinschaft zwischen Protestanten und Katholiken aussichtslos blieben. Im Sommer 1918 nahm er noch einmal mit katholischen Geistlichen Kontakt auf. An den Domdekan Sebastian Huber in Freising richtete er einen Brief zur Sache *einer Zusammenfassung der Katholiken und Protestanten zu einer Art höherer Einheit*,⁸¹ bekam aber folgende Antwort: *Es wird sich kaum*

79 Brief von Gustav Hahn an Theodor Rohleder, Waldlager, 28. August 1916. Deutsches Literaturarchiv Marbach, Nachlass Rohleder, ohne Signatur.

80 Theodor Rohleder: Weltorganisation (Jakob Sperr's Korrespondenz für Redaktionen. No. II). Expedition: Herr Buchhalter Maier, Schw[äbisch] Hall, Heilbronner Str. 70. Hoerger'sche Buchdruckerei, Hall [1917].

81 Brief von Domdekan S[ebastian] Huber an Theodor Rohleder, Ordinariat des Erzbistums München und Freising, München, den 9. August 1918. Deutsches Literaturarchiv Marbach, Nachlass Rohleder, ohne Signatur.

ein Mann finden, der, wie Sie meinen, „Protestant und Katholik, Freimaurer und Jesuit in höherer Einheit“ zugleich sein kann.

Wir weisen unter den vielen Entwürfen dieser Art nur auf die geschichtlich denkwürdigsten Verhandlungen zwischen Bossuet und Leibniz, zwei der glänzendsten Geister, hin, die ebenfalls ergebnislos verlaufen sind. Wir begrüßen es, daß auch auf der anderen Seite das Fehlen der religiösen Einheit im deutschen Volk als schmerzlicher Mangel empfunden wird, sind aber der Überzeugung, daß, solange nicht die Lehrautorität der Kirche allgemein anerkannt [ist], eine Änderung der Dinge sich nicht herbeiführen läßt und daß bis dahin nur das „schiedlich-friedliche“, das geduldige Ertragen der Gegensätze und die gegenseitige Achtung und Menschenliebe am Platze ist.⁸²

Nach einer solchen Antwort musste Rohleder einsehen, dass ein wichtiges Element seines Plans im Hinblick auf eine künftige Weltorganisation, nämlich die Bildung einer Weltchristenheit, einer großen christlichen Gemeinschaft, nicht gelingen konnte.

Wahrscheinlich unter dem Eindruck der Zweifel beschäftigte er sich nun noch intensiver mit der „Offenbarung Johannis“. In dieser suchte er eine Antwort auf die Frage, die ihn schon lange beschäftigte, und stützte sich dabei auf die Interpretation wichtiger Ausleger, die sich mit dem geheimnisvollen Text des Johannes befasst hatten. 1925 erschien eine Broschüre mit dem Titel „Die Offenbarung Johannis und unsere Zeit“.⁸³ Diese Arbeit war nicht neu; das Vorwort gibt an: „Geschrieben 1900“. Damals hatte er sich schon die Frage gestellt: „Was können wir heute aus der Offenbarung erfahren, damit wir wissen, wie wir uns zu verhalten haben oder was wir tun sollen?“⁸⁴ Diese Suche und dieser Wille, nicht nur in der Offenbarung, sondern auch im Buch Daniels (Daniel, 7) eine Antwort auf die Fragen seiner Zeit zu finden, führten ihn – wie schon so viele Autoren vor ihm – dazu, in den Tieren der Apokalypse historische Figuren und Länder zu erkennen. Eine besondere Aufmerksamkeit wandte er dem vierten Tier zu, von dem ein Ausleger gemeint hatte, es könne Deutschland sein. Rohleder hatte einmal in einer früheren Schrift diese Hypothese wiedergegeben. Ein Leser hatte darauf heftig reagiert: „Das ‚Tier‘ sei das Sinnliche, Augenlust, Fleischlust und hoffärtiges Wesen und sei auf jeden einzelnen Menschen, wie auch auf die ganze Menschheit zu beziehen. Die Menschheit sei in anderen Ländern nicht besser. Es sei deshalb wohl nicht angebracht, dem deutschen Volk in seiner gegenwärtigen Schmach auch noch das anzutun, daß wir es als das 4. Tier in Daniel 7 bezeichnen. Die 4 Tiere in Esekiel 1, Daniel 7 und Offenbarung 4 seien dasselbe“.⁸⁵

82 Ebd.

83 Theodor Rohleder: Die Offenbarung Johannis und unsere Zeit. Stöckenburg bei Hall 1925. Schwäbisch Hall, Buchdruckerei W. Burkhardt, 1925.

84 Ebd., S. 6.

85 Ebd., S. 53.

Rohleders Entwicklung in den 30er Jahren: Der Pazifist auf Irrwegen

Im Laufe der Jahre schien Rohleder in einen gewissen Pessimismus abzudriften, was wohl auf den Einfluss seiner gescheiterten Bemühungen und des Zweifels zurückzuführen ist.

In einer Broschüre ging er 1931, also im Kontext einer wirtschaftlichen Krise und einer Radikalisierung des politischen Diskurses, von der Feststellung aus: „Heute noch muß der Pazifist ein öder, oberflächlicher Sittenverderber sein. Man leugnet heute in Deutschland, daß es jemals patriotische Pazifisten gab. Und wenn man Verständnis gehabt hätte für das, was die Schweizer, die Franzosen, die Engländer und die Amerikaner an bürgerlicher Freiheit längst erkämpft und geschätzt hatten, und wenn man zur rechten Zeit darnach hätte handeln können und wollen, so hätten wir heute unser Heer und unser ungeschmälertes Vaterland noch“.⁸⁶ Bismarck, meinte Rohleder, war seit 1871 Pazifist. Wem war die Schuld zuzuschreiben? Den Generälen, die „Halbgötter“ geworden waren, und Deutschland, das 1907 die zweite Haager Konferenz hatte scheitern lassen.⁸⁷ Alle Mühen der Hellsichtigen blieben deshalb umsonst. „Das Ziel ist die Harmonie aller in Freiheit und Vertrauen. Von diesem Ziel sind wir heute weiter entfernt denn je“,⁸⁸ schrieb er auch in derselben Schrift.

Weiterhin suchte Rohleder jedoch in der Apokalypse eine Antwort, die aus dieser Lage herausführen würde. Die Wiederkunft Christi könne einen Ausgleich mit sich bringen, „die christliche Freiheit im Rahmen einer organischen Ordnung des Ganzen“. Das Jüngste Gericht bedeute nicht nur Strafe, sondern auch „Rechtsfindung für jeden Menschen“. Der einzelne Christ sollte sich engagieren; aber die Lösung lag schließlich in den Händen der Entscheidungsträger. Er meinte: „Soll eine Gemeinschaft des Reiches Gottes auf Erden möglich werden, so müssen die nationalen Parteiführer zu universalen Parteiführern sich entwickeln und im Interesse der Harmonie des Ganzen bereit sein, Opfer zu bringen“.⁸⁹

Mochte er noch so gereizt sein, Rohleder hatte noch den Mut, den Kampf fortzuführen; er beging aber dabei Fehler. Er glaubte, er könne sich erlauben, die Kirchenhierarchie vor den Kopf zu stoßen. Am 29. November 1929 hatte er eine Beschwerde gegen den Evangelischen Oberkirchenrat bei dem Präsidenten des Landeskirchentags eingereicht, eine Beschwerde *wegen der Verständnislosigkeit, die der Oberkirchenrat [seiner] Lebensarbeit seit 1861 gegenüber im Amt und außer dem Amt gezeigt* habe. Der Ausschuss für Lehre und Kultus des Landeskirchenrats erklärte sie als unbegründet und betonte, die Oberkirchenbehörde

86 Theodor Rohleder: Die tieferen Ursachen unseres Elends und der rettende Ausweg. Zeitspiegel und Weg-Führung. (Metzingen: Druck von G. Hauser) Selbstverlag: Fellbach/Suttgart 1931, S. 4.

87 Ebd., S. 5–6.

88 Ebd., S. 6.

89 Theodor Rohleder: Apokalyptik und Weltpolitik. Biblische Lichtblicke nach Daniel und der Offenbarung Johannis und unsre irdische Zukunft. Schwäbisch Hall: Burkhardt [1932].

habe jederzeit und vor allem in der Gegenwart die Bedeutung der freien volksmissionarischen Arbeit in der Kirche in vollem Maße anerkannt und dieser Arbeit, soweit es ihr möglich, Förderung angedeihen lassen.⁹⁰

Rohleder bedauerte auch, dass die Oberkirchenbehörde aus nicht sachlichen Gründen auf seine Person nicht zurückgegriffen habe; eine Behauptung, die Kirchenpräsident D. Wurm ablehnte. Er war nun über 65 Jahre alt und konnte pensioniert werden, aber seine *Leistungsfähigkeit*,⁹¹ wie er sagte, ließ noch nicht nach. Auch wenn er an der Kirche als Institution zweifelte, blieb er entschlossen, für seine Ideen weiterhin zu kämpfen. Von Seiten der Kirchenbehörden erwartete er eine Unterstützung, die ihm aber nicht gewährt wurde. In einem seiner Briefe an den Geschäftsausschuss für Lehre und Kultus des Württembergischen Landeskirchentags schrieb er offensichtlich verbittert: *Was ist es nun, was ich mit meinen Anträgen noch will?*

Ich sah seit 1891 die Einheit und die Wechselwirkung der sozialen Aufgaben und der religiösen Fragen; ebenso den Zusammenhang und die Auswirkung beider auf das Ausland.

Ich will nichts anderes, als daß meine im Druck erschienenen Schriften und meine Manuskripte so gut wie die Schriften gottloser Modeschriftsteller gelesen werden können und dem europäischen und außereuropäischen Verderben steuern.

*Wie man mich verständnislos beurteilt und unsachlich behandelt hat, will ich hier nicht wiederholen.*⁹²

In diesen Briefen äußerte Rohleder den Wunsch, außerhalb der Kirche zu wirken und seiner *allzulangen Isolierung in Haßfelden* ein Ende zu machen. In der Kirche seien seine Verdienste nie gebührend gewürdigt worden. *Was nun?*, schrieb er im August 1930. *Wenn der Evangelische Volksbund und der Evangelische Bund in Württemberg und Deutschland mich zur Arbeit heranziehen, so will ich auf 1. Mai oder 1. Juli 1931 um meine Pensionierung nachsuchen.*⁹³ Persönliche Vortragsarbeit und literarische Arbeit sollten dazu dienen, dass seine Lebensarbeit: *Synthese von Religion, Bildung, Recht und Wirtschaft* einem weiten Publikum bekannt wurden. *Jetzt bin ich denen von Rechts zu frei und denen von Links zu gläubig. Das ist bei der heutigen Lage begreiflich,*⁹⁴ sagte er.

Unter solchen Bedingungen fragte er sich, von welchen Verlegern er nun unterstützt werden könnte? Darin lag die Tragik seiner nunmehrigen Entwicklung.

90 Ev. Landeskirchenausschuss Herrn Pfarrer Theodor Rohleder Stöckenburg, Stuttgart, den 10. Juli 1930, Der Vorsitzende des Landeskirchenausschusses Kirchenpräsident D. Wurm. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Rohleders Personalakte, Signatur: 266/V. Nr. 4423.

91 Pfarrer Theodor Rohleder, Dekanatamt Hall, An den Geschäftsausschuss für Lehre und Kultus des Württembergischen Landeskirchentags, Stöckenburg, 7. August 1930. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Rohleders Personalakte, Signatur: 367/V. Nr. 4597.

92 Ebd.

93 Ebd.

94 Ebd.

Das Engagement im Rahmen großer Organisationen allein schien ihm noch Aussichten auf eine Betätigung in der Öffentlichkeit zu bieten. Er sagte: *Der Evangelische Bund und der Evangelische Volksbund und vielleicht auch ein Parteeinfluß werden nur dann mich zur Arbeit heranziehen, wenn der Ausschuß für Lehre und Kultus oder der Oberkirchenrat selbst es als notwendig erkennt.*⁹⁵ Nach einer Sitzung des Landeskirchenrats vom 2. Oktober 1930 weigerten sich aber die Kirchenbehörden von nun an, auf die Eingaben und Anträge des Querulanten zu antworten.⁹⁶

Rohleder war seit einiger Zeit auf der Suche nach einer rettenden Hand. Mitte Januar 1930 hatte er an einer Versammlung der Stuttgarter Ortsgruppe der Deutsch-Französischen Gesellschaft teilgenommen.⁹⁷ Den Kirchenbehörden hatte er berichtet: *Herr Generaldirektor Dr. Heilmer hat mich persönlich eingeladen, nachdem ich vorher mit ihm brieflich Fühlung genommen hatte. Auch mit Professor Jourdan-Paris konnte ich mich aussprechen. Mitarbeit eines Pfarrers ist sehr willkommen. Aber er kann nicht und er sollte auch – aus moralischen Gründen des Ansehens und der Unabhängigkeit – von solchen Gesellschaften nicht bezahlt werden.*⁹⁸

Rohleder erinnerte den Präsidenten der Landeskirchenversammlung Röcker und den Kirchenpräsidenten Wurm in Stuttgart an die Konsequenz seines Wirkens seit seinem Abgang von Tübingen, d. h. seit der Beendigung seines theologi-

95 Ebd. Der Evangelische Volksbund, der damals noch 130.000 Mitglieder zählte, war in den folgenden Jahren Angriffen seitens der Deutschen Christen (DC) und der NS-Presse, also Druck von außen, ausgesetzt; er sollte im Laufe des Jahres 1934 aufgelöst werden. Siehe Hermann Ehmer: Vom Volksbund zum Gemeindedienst. Wurzeln und wesentliche Spuren der gemeindebezogenen Dienste. Referat beim Studiengang des Evangelischen Gemeindedienstes, Stuttgart, 7. Dezember 2005. In: Der Evangelische Volksbund www.elk-wue.de/fileadmin/.../bp/img/.../GD_Vortrag_H.Ehmer.pdf, 11 S.; hier S. 1, 4–5 (Zugriff: 5. März 2017). Was den Evangelischen Bund betrifft, so sollte er bald durch Richtungskämpfe gespalten werden; bei Kundgebungen wurde zwar parteipolitische Neutralität betont, aber vor allen Wahlen wurde vor der Politik der Linksparteien und des Zentrums gewarnt. Eine deutsch-christlich orientierte Strömung bildete sich, schließlich konnten sich aber Forderungen nach einer „Evangelischen Nationalkirche“ wie der „Deutschglaube“ und das „völkische Neuheidentum“ im Bund nicht behaupten. Siehe Walter Fleischmann-Bisten: Der Evangelische Bund in der Weimarer Republik und im sogenannten Dritten Reich. Frankfurt am Main et al. 1989. Der Bund zählte 1932 etwa 300.000 Mitglieder.

96 Pfarrer Theodor Rohleder, Dekanatamt Hall, An den Geschäftsausschuss für Lehre und Kultus des Württembergischen Landeskirchentags (wie Anm. 90).

97 Diese Gesellschaft war als Verständigungsorganisation zwei Jahre vorher ins Leben gerufen worden. Siehe Hans-Manfred Bock: Projekt deutsch-französische Verständigung. Die Rolle der Zivildienstgesellschaft am Beispiel des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg. Opladen 1998, bes. S. 2. Die Anfänge zivilgesellschaftlichen Austauschs zwischen Deutschland und Frankreich. B. Bildungsbürgerliche Initiativen: Die „Deutsch-Französische Gesellschaft“ und die „Ligue d'Études germaniques“, S. 40–55.

98 Theodor Rohleder, Pfarrer, Vellberg, Dek[anatamt] Hall, Betreff: Äußerung, Bericht und neuer Antrag, Stöckenburg, 18. Januar 1930, Post Vellberg (Abschrift – Auf die Personalakte v. Pf. Rohleder), Herrn Generalstaatsanwalt und Präsident der Landeskirchenversammlung Röcker und Herrn Kirchenpräsident D. Wurm Stuttgart. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Personalakte Theodor Rohleders, Signatur: 362.

schen Studiums an der dortigen Universität. Immer wieder habe er *auf die Notwendigkeit, die soziale, die internationale und die religiöse Frage als Einheit anzufassen*, hingewiesen.⁹⁹ Schon in seiner „Christlichen Encyclica“ (1892) habe er *die soziale, die internationale und die religiöse Aufgabe im Zusammenhang* behandelt. 1930 blieb er bei dieser Auffassung: *Diese drei großen Fragen und Aufgaben der Gegenwart müssen zusammen und einheitlich gelöst werden. Und zwar ist dies nur möglich nach erfolgter allgemeiner religiöser Neubelebung.*

In der Frage der sozialen Arbeit hatte Rohleder Ende 1929 mit dem Magnaten und Parteiführer (Deutsch-Nationale Volkspartei) Alfred Hugenberg Fühlung gesucht und gefunden. Hugenberg hatte Rohleders Bericht und Arbeitsplan sowie einen Teil seiner Druckschriften erhalten; darauf hatte er verfügt, da er im Grundsatz zustimmte, dass die Leitung seiner Partei mit Rohleder Kontakt aufnehmen sollte. Am 17. Januar [1930] hatte der Pfarrer auf der Geschäftsstelle (Stuttgart – Werastraße 88) mit Hauptmann a. D. Wüst ein fruchtbares Gespräch führen können. Reichsrat Dr. Hirzel war z. Z. auf dem Rathaus abwesend; aber Notar Laux in Hall hatte den Auftrag erhalten, mit Rohleder in Fühlung zu kommen. Diese Entwicklung zeigt deutlich, dass er nun einen Kurs nach rechts eingeschlagen hatte: *Es gilt, eine starke Front Rechts zu bilden*, schrieb er den Kirchenbehörden. *Aber die Führer sind dazu infolge alter germanischer Stammesfehler wohl kaum im Stande. Zersplitterung. Eigenbrötelei. Wie gehässig benahm sich in Hall ein Studienrat gegen den eigenen Parteigenossen Stresemann! Es ist zu viel versäumt worden!*

Was die religiöse Aufgabe betrifft, forderte Rohleder *freie Evangelisation*; diese Arbeit wollte er übernehmen. *Aber*, betonte er, *nicht im Sinn der pietistischen Weltflucht und Hilflosigkeit*. [...] *Auch nicht im Sinn des Gauger'schen Mottos: „Der Christ wartet nicht auf die Weltverklärung, sondern auf den Weltuntergang“*.¹⁰⁰ Rohleder blieb bei seinem früheren Vorschlag, dem einer *Kirchenpräsidenschaft*, die alle Kräfte zusammenfassen und *eine raschere Handlungsweise* ermöglichen sollte. Er meinte, wenn wir richtig zwischen den Zeilen lesen: Es handelt sich dabei um eine dringende Angelegenheit. Er wies darauf hin, dass im Stuttgarter Landtag der SPD-Abgeordnete Karl Ernst Schneck¹⁰¹ das Gespenst der *russischen Revolution* beschworen hatte und dass in Berlin gekämpft wurde.

99 Ebd.

100 Gemeint ist hier wohl der pietistisch geprägte Theologe und Pfarrer Joseph Gauger (1866–1939), der damals Direktor der Schriftenmission der Evangelischen Gesellschaft für Deutschland war. Siehe <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/item/T3OY75WNXYTM73OUQTH6VD65SHINKNPO>. Gauger war im Widerstand gegen Hitler und das NS-Regime aktiv und wurde deshalb im Sommer 1934 verhaftet. Siehe auch <https://www.pfarrerverband.de/pfarrerblatt/index.php?a=show&id=3879> (Zugriff: 5. März 2017).

101 Karl Ernst Schneck (1886 Hageloch/Württ.–1943 UdSSR) war damals Fraktionsvorsitzender im Landtag. Nach der Haft in einem Konzentrationslager nahm er am Spanischen Bürgerkrieg teil, ging 1938 in die UdSSR und wurde 1941 nach Sibirien verbannt. Siehe Herbert A. Strauss und Werner Röder: Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933, hg. vom

Die Revolution: Das war die Gefahr, die offensichtlich Rohleders Entwicklung nach rechts bestimmte, wie es damals auch bei vielen anderen der Fall war. Im Mai 1931 besuchte er eine Tagung des „Stahlhelm“ in Großaltdorf, *lediglich um selbst zu sehen und zu hören*, schrieb er in einem Brief an den Oberkirchenrat in Stuttgart. Der Leiter dieser Organisation für Württemberg und Baden habe ihn gebeten, ohne dass er sich irgendwie vorgedrängt hätte, die Sache zu unterstützen. Er habe sich *natürlich* gehütet, bei dieser Versammlung das Wort zu ergreifen. *Von meiner Filiale Talheim sind 24 junge Leute dabei*, berichtete er weiter. *In Vellberg heißt es: „Da wird anders geschimpft. Die können es nicht warten, bis es wieder Krieg gibt.“* Den Vortrag, den er in Großaltdorf gehört hatte, bezeichnete er als *gläubig, wahr, mutig und edel*. Dem Oberkirchenrat empfahl er, dass die Kirche – unter Bezugnahme auf einen Antrag des Abgeordneten Hermann Kling¹⁰² im Landtag (11. Mai) – sich *in angemessener Form* der Bewegung *indirect* annahm. Er selbst enthielt sich jeden Schrittes, denn, sagte er, *meine Erfahrungen mit den politischen Leuten sind ganz schlecht*.¹⁰³ Dagegen schrieb er in demselben Brief, er möchte sehr gern in Tübingen tätig sein, um *überall dort mithelfen* zu können, *wo (s)eine Arbeit nötiger ist als in Vellberg*.¹⁰⁴ Im Oktober 1934, nachdem er sich als Pensionierter in Fellbach niedergelassen hatte, erklärte sich Rohleder *bereit, als Pfarrverweser in der Nähe von Fellbach Dienst zu tun*,¹⁰⁵ so eine Meldung, die an den Evangelischen Kirchenrat gerichtet wurde. Die Antwort fiel aber negativ aus. Oberkirchenrat Öhler reagierte unverzüglich: *1. Kommt meiner Meinung nach nicht in Frage. 2. Zurück an den Bf. [Bischof]: Pf. a. D. Rohleder sollte m. E. im Kirchendienst nicht wieder verwendet werden; bei seiner höchst merkwürdigen, geistigen Einstellung könnten sich zumal in gegenwärtiger Zeit leicht Schwierigkeiten ergeben. (S. die Schriftsätze u. die dabei liegenden Drucksachen!). 19.10.*¹⁰⁶ Dies bedeutete, dass Rohleders Hoffnung als Pfarrer in der Öffentlichkeit weiterhin wirken zu können, enttäuscht wurde.

Wollen wir die Situation zusammenfassen, so stellen wir Folgendes fest. Am Ende seiner Karriere erlebte Theodor Rohleder manche persönliche Enttäuschungen. Den Kirchenbehörden warf er vor, seinen Ideen und seinem Wirken verständnislos gegenüberzustehen. Irrationales schien nun seine Gedankenwelt zu trüben: Intensiver beschäftigte er sich mit dem Spiritismus, den Visionen

Institut für Zeitgeschichte München und von der Research Foundation for Jewish Immigration, Inc. New York. München et al. 1980, Bd. 1: Politik, Wirtschaft, Öffentliches Leben, S. 657.

102 Hermann Kling (1880–1957) gehörte von 1928 bis 1933 als Vertreter des *Christlich-Sozialen Volksdienstes* (CSVD) dem *Landtag des freien Volksstaates Württemberg* an.

103 Pfarrer Th. Rohleder, Stöckenburg bei Hall, 12. Mai 1931, Brief an den Evangelischen Oberkirchenrat Stuttgart. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Signatur: 368 / V. Nr. 7240.

104 Ebd.

105 Brief an den Evangelischen Oberkirchenrat: *Pfarrer i. R. Rohleder (früher in Stöckenburg) wohnhaft in Fellbach, Schulstr. 30, ist bereit, als Pfarrverweser in der Nähe v. Fellbach Dienst zu tun. Stuttgart, d. 17.10.1934*. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Signatur: 387/V. Nr. 7122.

106 Ev. Oberkirchenrat, 18.10.1934. Ebd., Signatur: Nr. A 9390, B 18.10.34, OKRat Öhler.

Swedenborgs, der Offenbarung Johannis, wobei millenaristische Vorstellungen ihm vorschwebten. Ihn quälte die Frage der Erlösung, des Heils. Da spielte auch das frustrierende Gefühl mit, über keine Wirkungsmöglichkeiten mehr zu verfügen. Diese Faktoren und wohl auch andere, wie die Fehleinschätzung der Lage in Deutschland und der Glaube, dass das NS-Regime seine Erwartungen erfüllen würde, führten ihn dazu, – wie seine letzten Veröffentlichungen zeigen, – sich zum Nationalsozialismus zu bekennen.

Noch einmal suchte er verzweifelt, durch die Mitgliedschaft in einer Organisation eine Tribüne für seine Ideen zu finden. Diese Organisation war der judenchristliche Völkerversöhnungsbund in Hamburg, dessen zweiter Vorsitzender er geworden war.¹⁰⁷ In einer Broschüre, die 1935 unter dem Titel „Hilfe in der Not“ erschien, schrieb er: „Voraussetzung für Gedanke und Tat ist die Treue zu Reichskanzler Adolf Hitler.

Das gefestigte Dritte Reich ist Ausgangspunkt und Rückhalt für alles, was geschehen kann und soll für Deutschland und die übrige Welt. [...]

Voraussetzung ist nach wie vor: Freiheit des deutschen Bürgers als Mensch und als Christ und Treue dem Führer Adolf Hitler gegenüber.“

In einem Nachwort schrieb der erste Vorsitzende des Bundes: „Die obigen Ausführungen des greisen Verfassers, der seit dem Antritt seines geistlichen Amtes niemals müde geworden ist, seine Stimme für einen allgemeinen Völkerfrieden zu erheben, ist von der glühenden Liebe zu seinem Vaterland und der Menschheit getragen.

Getrieben von inniger Liebe zum Vaterland, das er stets über dogmatische Fesseln der Kirchenbehörden stellte, ist er seinem Ideal bis zu seinem heutigen patriarchalischen Alter von Siebzig Jahren treu geblieben.

Seit 43 Jahren ertönt erfolglos sein Ruf für Frieden und Verständigung der Völker allerorts. Heute in dem Umbruch der Zeit schaut dieser Friedensbote neue Wege zur Herbeiführung des Weltfriedens.

Erneut schwingt der ergraute Friedenskämpfer seine Flagge des Friedens, um dem lang ersehnten Völkerfrühling einen Weg zu bahnen. [...]

Mögen die hohen Regierungen der führenden Weltstaaten, wie auch die Staatsmänner und alle andern Persönlichkeiten, die für das Wohl und Wehe der Menschheit in unserer gefährschwängern Zeit dem Schöpfer verantwortlich sind, diese Stimme in der Wüste hören, ehe es zu spät ist.“¹⁰⁸

Wie und wann hatte Rohleder Kontakte mit dem judenchristlichen Versöhnungsbund geknüpft? Wir sind nicht in der Lage, diese Fragen zu beantworten. Die Broschüre „Hilfe in der Not“ wurde im Januar 1935 herausgegeben. Die ersten Nürnberger Gesetze, die am 15. September desselben Jahres erlassen wurden,

107 Theodor *Rohleder*: Hilfe in der Not. Ein friedlicher Aufmarschplan für Kirche und Staat, für die Partei und für die Nationen. Als Manuskript gedruckt. Tübingen: Lebensfragen-Druckerei Gg. Hauser, Metzingen 1935.

108 Ebd., Nachwort von Desider Aszlányi und Carl Fr. Berner, Hamburg, 20. Januar 1935, S. 8.

verfügten, dass Juden nicht mehr länger deutsche Bürger sein durften. Rohleder musste dann feststellen, dass sich ihm wieder einmal eine Betätigungsmöglichkeit entzog. Der Titel der letzten Publikation, die wir von ihm kennen, lautet „Richtlinien“; sie erschien im April 1936. Darin bekannte er sich zu einem *positiven Christentum*, griff damit ein Schlagwort der NS-Propaganda wieder auf. Dieses Christentum definierte er als eine *Gestaltung dessen, was sein soll und in die gesamte Politik Europas eingeführt werden muß*.¹⁰⁹ *Hitlers Lebenswerk ist Positives Christentum im Geist der Propheten des Alten Testaments und der Evangelien des Neuen*, behauptete der Pfarrer, der auf Irrwege geraten war. Abschließend muss dieser Entwicklung zum Trotz hervorgehoben werden, dass Rohleders Verdienst um die Friedensbewegung sehr groß ist. Er gehörte nämlich zu den wenigen evangelischen Pfarrern und Theologen, die sich schon vor dem Ersten Weltkrieg in der Friedensbewegung einsetzten und für seine Ideale hat er große Opfer in Kauf genommen. Er, dem die „Isolierung“ in Haßfelden unerträglich wurde, suchte in verschiedenen Organisationen eine Tribüne zu finden, um seine Ideen, Thesen und Pläne darzulegen und sie zur Geltung zu bringen. Seine Schriften vor 1930 verdienen unsere Aufmerksamkeit, insofern sie sich mit einer wichtigen Frage befassen, mit der damals so intensiv diskutierten Frage der Verknüpfung zwischen Religion und Nation. Sein Bildungsideal, seine Verankerung im Bürgertum, seine offene Haltung gegenüber anderen Konfessionen, seine „nationalpatriotische Mentalität“¹¹⁰ machen aus ihm einen Vertreter des Kulturprotestantismus. Er trat auf seine Weise für die Grundideen der bürgerlichen Friedensbewegung ein, nämlich: die Völkerverständigung, die schieflige Beilegung von Konflikten zwischen Nationen, eine Weltorganisation. Das tat er im Namen einer christlichen Ethik. Seine offene Haltung sowie seine Bemühungen um eine Zusammenarbeit der Konfessionen und der Parteien sind wohl beachtenswerter als seine schematisch, ja manchmal unrealistisch entworfenen Pläne. Mag diesen auch etwas Befremdendes anhaften, man kann den Mut bewundern, den er unter Beweis stellte gegenüber vorsichtigen Kirchenbehörden, die ihrerseits vor der Revolution von 1918/1919 zur Loyalität gegenüber konservativen Regierungskreisen verurteilt waren. Umso tragischer erscheint die Entwicklung eines Mannes, der wohl aus Verzweiflung und sicher, weil er die Natur des NS-Regimes fehleinschätzte, in diesem die Verwirklichung seiner Ideale zu sehen glaubte.¹¹¹

109 Theodor Rohleder: *Richtlinien*, [O. .O. u. J.], Stuttgart/Fellbach, 18. April 1936. Landeskirchliches Archiv Stuttgart, Signatur: 389/3.

110 Gailus/Lehmann (wie Anm. 4).

111 Der Stand der Forschung erlaubt nicht zu sagen, wie sich Theodor Rohleder von 1936 bis zu seinem Tod im Jahre 1942 entwickelt hat. Dies soll aber eine Anregung zu weiterer Forschungsarbeit sein.

Von der „Zeitschrift“ zum „Jahrbuch“: 100 Bände „Württembergisch Franken“

VON CHRISTOPH BITTEL

„Die lange Reihe der Jahresbände vom Gründungsjahr bis heute mit ihren inzwischen unzähligen Aufsätzen und Beiträgen, viele davon auf hohem Niveau, ist ein stolzes, unschätzbares Zeugnis der forschenden Tätigkeit dieses Vereins, und wer immer sich mit der Geschichte dieses Raumes ernsthaft beschäftigt, über welches Thema auch immer, wird an dieser Reihe nicht vorbeikommen.“¹

Mit diesen Worten würdigte Hans-Martin Maurer, ehemaliger Direktor des Hauptstaatsarchivs Stuttgart und Verfasser zahlreicher Beiträge zur württembergischen Landesgeschichte, in seinem Festvortrag zum 150-jährigen Vereinsjubiläum am 25. Januar 1997 in Künzelsau das vom Historischen Verein für Württembergisch Franken seit der Gründung herausgegebene Organ.

Mittlerweile ist die „lange Reihe“ der früheren „Zeitschrift“ und des heutigen „Jahrbuchs“ – jedoch nicht gleichförmig und kontinuierlich – auf 100 Bände angewachsen. Von 1847 bis 1878, also im Zeitraum von 32 Jahren, erschien jährlich mit Ausnahme der Jahre 1874 und 1876 ein Heft, von denen seit 1853 (auch rückwirkend) jeweils drei Hefte zu einem Band mit – seit 1857 – durchgehender Seitenzählung zusammengefasst wurden. Von da an dienten bis 1913 die „Württembergischen Vierteljahreshefte für Landesgeschichte“ und die nachfolgende „Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte“ als das gemeinsam mit anderen Vereinen genutzte Publikationsorgan.

Parallel erschien – gewissermaßen als Demonstration der Selbstständigkeit des Vereins – im Abstand von drei bis fünf Jahren je ein Heft „Württembergisch Franken“ in „Neuer Folge“. Aus dieser „Neuen Folge“, die seit 1936 mit Ausnahme der Kriegs- und Nachkriegsjahre 1941 bis 1946 meist jährlich, manchmal auch als Doppeljahrgang erschien, ist das heutige „Jahrbuch“ hervorgegangen. Seit 1957 entfiel die Zählung der „Neuen Folge“, stattdessen kehrte man unter Anrechnung der bis 1878 veröffentlichten ersten zehn Bände zur – wenn man so will – „alten“, jetzt allerdings jahrgangsweisen Bandzählung zurück.

1 Hans-Martin Maurer: Die Anfänge des Historischen Vereins für Württembergisch Franken. In: WFr 81 (1997), S. 7–27, hier S. 11.

1846–1847/48: Hoher Stellenwert der Zeitschrift

Der vereinsinterne hohe Stellenwert der Zeitschrift geht bereits aus der ersten Geschäftsordnung von 1847 hervor. Sie weist dem „Redacteur“ (Schriftleiter) als Mitglied des geschäftsführenden und unmittelbar leitenden „Central-Ausschusses“ (heute: Geschäftsführender Vorstand) neben Vorstand (Vorsitzender), „Secretär“ (Schriftführer) und Rechner (Rechnungsführer) eine zentrale Funktion zu. Der „Redacteur“ hatte die „Herausgabe der Vereinszeitschrift“ zu besorgen: „Er ordnet das Material, bereitet es zum Drucke, überwacht die Correctur und den Vertrieb u. s. w.“² Bei der Auswahl der Manuskripte für den Druck waren Vorstand und „Secretär“ zur Mitwirkung verpflichtet. „Es ist dabei“, so heißt es in § 8 wohlweislich, „stete Rücksicht auf Mannichfaltigkeit zu nehmen, soweit nicht die Gründlichkeit dabei leiden würde.“³

In den ersten, vom späteren Schriftleiter Hermann Bauer 1846 entworfenen und auf der Gründungsversammlung 1847 unverändert angenommenen „Satzungen des historischen Vereins für das fränkische Württemberg und seine Grenzen“ beschäftigt sich ein ganzer Paragraph (§ 25) ausführlich mit der grundsätzlichen Gliederung und Programmatik des (beabsichtigten) Organs:⁴ „Der Verein gibt eine Zeitschrift heraus, Mittheilungen enthaltend über die und aus der geschichtsforschenden Thätigkeit seiner Glieder, z. B. historische Monographien und Miscellen, Abdrücke von Urkunden und anderen Geschichtsquellen, Nachrichten und Beschreibungen von Alterthümern und Denkmälern u. dgl. Dabei wird man suchen historischen Sinn und Verständniß überhaupt zu wecken und zu verbreiten. Auch ist damit Raum geschafft für An- und Nachfragen. Zugleich wird periodische Rechenschaft abgelegt über die Finanzen des Vereins, die Zu- und Abnahme seiner Mitglieder, über die Hauptversammlungen berichtet u. s. w.“ Der „Wirkungskreis“ des Vereins und seiner Zeitschrift sollte nach § 2 nicht nur „Wirtenberg, so weit es zum fränkischen Kreis gehörte (Hohenlohe, Limburg, Deutschordisches, Ansbach- und Rothenburgisches Gebiet sammt Enclaven), sondern überhaupt das Flußgebiet von Tauber, Jagst und Kocher“ umfassen, „so weit es früher oder später einen Theil Ostfrankens bildete“.⁵ Jenseits der württembergischen Landesgrenzen sollten auch „die jetzt bayerischen-Hohenloheschen Stammgüter“ sowie Landstriche, die einst mit anderen Bestandteilen des bezeichneten „Wirkungskreises“ im engsten Zusammenhang standen, wie beispielsweise das badische Amt Krautheim, „in den Kreis der Forschungen“ einbezogen werden.⁶

2 WFr 1. Heft (1847), Anhang S. II.

3 Ebd., Anhang S. III.

4 Hermann *Bauer*: Zur Feier des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des historischen Vereins für Württembergisch Franken. Gegründet den 21. Januar 1847. Heilbronn 1872, S. 12.

5 Ebd., S. 7.

6 Ebd.

§ 1 der Satzungen definiert als „Zweck des Vereins“ die Sammlung „alle[r] zersplitterten Kräfte und Hilfsmittel [...], um die Geschichte seines Wirkungszweiges, und zwar gerade in ihren Einzelheiten, sammt den Alterthümern gründlich zu erforschen“.⁷ Durch seine Tätigkeit hoffte der Verein, wie es weiter heißt, „für die Provincial- und Lokal-Geschichte überall Interesse zu erwecken und auf diesem Wege auch die Liebe zum Geburtsboden zu erhöhen“.⁸ Beide Sätze bezogen sich natürlich nicht nur auf den Verein selbst, sondern auch auf die Zeitschrift als dessen Sprachrohr.

„Die Liebe zum Geburtsboden erhöhen“: Man wollte also durch historische Forschung und deren Veröffentlichung den Regionalpatriotismus zum – im Bauerschen Satzungsentwurf von 1846 so genannten – „fränkischen Wirtenberg“ bzw. zu – wie es dann im Vereinsnamen definitiv hieß – „Württembergisch Franken“ beleben. Die Anknüpfung an den historischen Namen des mittelalterlichen Stammeshertzogtums und des frühneuzeitlichen Reichskreises besaß durchaus eine ethnische oder „landsmannschaftliche“ Komponente. So beschäftigte sich schon die erste historische Abhandlung im ersten Heft der Zeitschrift von 1847 mit dem „Volksstamm im württembergischen Franken“ und dessen Abkunft.⁹ In den Augen des Verfassers, des fürstlich Hohenlohe-Kirchberger Amtmanns Ludwig Fromm in Kirchberg/Jagst,¹⁰ eines der fünf Gründer des Historischen Vereins, hatte mit Bezug auf Tacitus¹¹ der germanische Volksstamm der Chatten¹² „mit Sicherheit“ als derjenige zu gelten, „von dem die Einwohner wenigstens des größten Theils des württembergischen Franken [...] herkommen“.¹³ Partikularistische Tendenzen dürften indessen weit entfernt von den Intentionen der Vereinsgründer und ersten Mitglieder gelegen haben, von denen 85 Prozent als Theologen, Beamte, Juristen, Ärzte und Apotheker tätig waren¹⁴, die meisten von ihnen staatliche Gehaltsempfänger oder von obrigkeitlicher Zulassung abhängig, nicht wenige sicher auch aus nichtfränkischen Landesteilen hierher versetzt oder zugezogen. Der Historische Verein verfolgte gemäß seinen Satzungen ausdrücklich „die gleichen Zwecke“ wie der Württembergische Verein für Vater-

7 Ebd.

8 Ebd.

9 WFr 1. Heft (1847), S. 4–8.

10 Christian Ludwig Fromm (1797–1861), Sohn eines Pfarrers, war von 1822 bis 1829 Oberamtsaktuar in Künzelsau, ab 1830 Hohenlohe-Neuenstein-Kirchbergischer Rentbeamter und ab 1831 zugleich Bezirksamtmann (Polizeiamtmann) in Kirchberg an der Jagst, er wurde 1849 nach Aufhebung der Patrimonial-Polizeiverwaltung in den Ruhestand versetzt. Fromm, der ab 1850 provisorisch und 1853 bis 1861 definitiv Oberamtmann in Calw wurde, verfasste die Oberamtsbeschreibung Gerabronn (1847) und wirkte an der Oberamtsbeschreibung Calw (1850) mit.

11 Der römische Historiker Publius Cornelius Tacitus (um 55 – um 120) beschreibt im 30. und 31. Abschnitt seiner kurzen ethnographischen Schrift „Germania“ (98) die Chatten.

12 Die Chatten hatten etwa zwischen Christi Geburt und der „Völkerwanderung“ ihren Siedlungsschwerpunkt im Bereich der Täler von Eder, Fulda und des Oberlaufs der Lahn im heutigen Hessen.

13 WFr 1. Heft (1847), S. 8.

14 Maurer (wie Anm. 1), S. 13.



Abb. 1: Josef Albrecht (1803–1871), Domänenrat und Archivdirektor, Neuenstein, Schriftleiter 1847. Foto: F. Brandseph, Vorlage und Reproduktion: Württembergische Landesbibliothek, Karten und Grafik.

landskunde, „nur in einem weit enger begrenzten Kreise“.¹⁵ Dieses 1822 von Seiten des Statistisch-topographischen Bureaus (später Statistisches Landesamt) aus angeregte Gremium vom König ernannter oder bestätigter Kenner örtlicher Geschichte aus allen Landesteilen sollte zur Arbeitsunterstützung des Bureaus historische und topographische Informationen aus allen Landesteilen sammeln und gegebenenfalls auch an deren Publikation mitwirken.¹⁶ Man ging also konform mit einer staatsnahen Institution, die sich der Erforschung des noch jungen Königreichs, seiner natürlichen und geschichtlichen Grundlagen, widmete. Ferner bezeichnet sich der Historische Verein in seinen Satzungen von 1846 „seiner Tendenz nach“ als „Hilfsverein“ des drei Jahre zuvor ins Leben getretenen, landesweit agierenden „Altertumsvereines“¹⁷, der heute noch unter veränderter Aufgabenstellung als „Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein“ existiert. Damals stand für den Württembergischen Altertumsverein die häufig erfolgreiche Rettung historischer Denkmale im Zentrum seiner Bestrebungen, die von Unkenntnis, Missachtung, Schaden, Verderb und Verlust bedroht waren – auch solche unter der Erdoberfläche.¹⁸ Der Historische Verein unterstellte sich damit dem Arbeitsprogramm einer landesweiten bürgerlichen Initiative, die zu dieser Zeit Aufgaben der Denkmalpflege wahrnahm und über eine beachtliche und umfangreiche Bibliothek und Museumssammlung verfügte.

1847/48–1871/72: Zwei Pioniere: Hermann Bauer und Ottmar Schönhuth

Unter dem ersten Redakteur der Zeitschrift, dem fürstlich hohenlohischen Domänenrat Josef Albrecht (1803–1871) in Öhringen, erschien für den ersten Jahrgang 1847 im März des folgenden Jahres ein verhältnismäßig schmales Heft im Umfang von 64 Seiten.¹⁹ Unmittelbar nach dessen Ausgabe wünschte der Kanzleibeamte, der auch Direktor des gemeinschaftlichen Hausarchivs des in mehrere Linien gegliederten Gesamthauses Hohenlohe war, „wegen bedeutender Vermehrung seiner Berufsgeschäfte der übernommenen Redaktion der Hefte enthoben zu werden“.²⁰ Der Sohn eines Schrozberger Gastwirtes hatte sich durch Sammlung von alten Urkunden und Münzen als Autodidakt ohne „klassische Vorbildung“ allmählich in die hohenlohische Geschichte und Numismatik einge-

15 *Bauer* (wie Anm. 4), S. 14.

16 Vgl. Hans-Martin *Maurer*: Gründung und Anfänge des Württembergischen Altertumsvereins. In: Hans-Martin *Maurer* (Hg.): Württemberg um 1840. Beiträge zum 150jährigen Bestehen des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins (Lebendige Vergangenheit 18). Stuttgart 1994, S. 117–134, hier S. 118–122.

17 *Bauer* (wie Anm. 4), S. 14.

18 Vgl. *Maurer* (wie Anm. 16).

19 Anlässlich seines 150jährigen Bestehens gab der Verein 1997 einen originalgetreuen Nachdruck dieses ersten Heftes heraus.

20 WFr 2. Heft (1848), S. 104.



Abb. 2: Hermann Bauer (1814–1872), Pfarrer, Dekan, Gnadental, Aalen, Künzelsau, Schriftleiter 1848, 1850, 1853, 1855, 1857, 1859–1871. Vorlage und Reproduktion: Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Nr. 27 109.

arbeitet und hierüber einige Abhandlungen veröffentlicht.²¹ Albrecht, dessen Leistungen als Archivar noch heute von fachlicher Seite als „hervorragend“ bezeichnet werden²², publizierte jedoch vergleichsweise wenig, weil, wie sein Freund Adolf Fischer²³ im sehr warmherzigen Nekrolog 1872 schreibt, „das Ordnen und Zusammenstellen des Gesammelten, und vollends das Formiren, Abschließen und Ausderhandbringen der Arbeit weniger seine Sache war“.²⁴ So übernahm der eigentliche Begründer des Historischen Vereins, der 1847 von Gnadental nach Aalen versetzte „Helfer“ (Diakon) Hermann Bauer (1814–1872)²⁵ trotz der örtlichen Entfernung die Redaktion des zweiten Jahrgangsheftes für 1848,²⁶ das bereits doppelt so umfangreich war wie das erste. Fortan besorgte er, seit 1854 Dekan und Stadtpfarrer in Künzelsau, fast regelmäßig im Wechsel mit dem Wachbacher und späteren Edelfinger Pfarrer Ottmar Schönhuth (1806–1864)²⁷ die Herausgabe der Zeitschrift – beide seit 1850 gewissermaßen nebenamtlich: Bauer als Sekretär des Vereins, Schönhuth als dessen Vorstand.²⁸ Der jeweils verantwortliche Redakteur ist unschwer zu erkennen:

21 Adolf Fischer: Josef Konrad Albrecht (Nekrolog). In: WFr 9, 2. Heft (1872), S. 332–339; E. Teufel: Ein Schrozberger Gastwirtssohn als Archivdirektor. Zur Erinnerung an Joseph Albrecht, 1803–1871. In: Der Franke (Gerabronn), 12.1.1937.

22 Peter Schiffer, Wilfried Beutter (Bearb.): Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein. Gesamtübersicht der Bestände. Stand: 1. Januar 2001 (Werkhefte der staatlichen Archivverwaltung Baden Württemberg D 1). Stuttgart 2002, S. 12.

23 Adolf Fischer (1811–1877), seit 1835 Stadtpfarrer in Forchtenberg und seit 1838 Diakon, Stadtpfarrer sowie schließlich Dekan und Stiftsprediger in Öhringen, veröffentlichte 1866 bis 1871 in drei Bänden die bis heute grundlegende „Geschichte des Hauses Hohenlohe“. 1991 erschien ein einbändiger Nachdruck.

24 Fischer (wie Anm. 21), hier S. 335.

25 Bernhard Bauer: Hermann Bauer (Nekrolog). In: WFr 9, 2. Heft (1872), S. 323–332; Christian Sigel: Das evangelische Württemberg. II. Hauptteil: Generalmagisterbuch. Mitteilungen aus dem Leben der evangelischen Geistlichen von der Reformation an bis auf die Gegenwart. Ein Nachschlagewerk in alphabetischer Ordnung. 10. Bd.: Abel bis Cyrus. Stuttgart 1931 (Masch.), S. 158; Herbert Plickert: Hermann Bauer. Aalens Geschichtsschreiber. In: Ostalb 7 (1973), Nr. 12, S. 56–57; Karlheinz Bauer: Hermann Bauer (1814–1872). Der Vater der Aalener Geschichtsschreibung. In: Aalener Jahrbuch 1986, S. 105–135; Karlheinz Bauer: Hermann Bauer 1814–1872. In: Literarische Vielfalt in Ostwürttemberg. Heimatforscher aus dem Raum Aalen. Schwäbisch Gmünd 2010, S. 8–44.

26 WFr 2. Heft (1848), S. 104.

27 G.A. Euler: Ottmar Schönhuth. Eine biographische Skizze. Tauberbischofsheim 1866; Eugen Schneider: Ottmar Schönhuth. In: Allgemeine Deutsche Biographie. Bd. 32, Leipzig 1891, S. 307–308; Sigel (wie Anm. 25). 16. Bd.: Schnabel-Utz, S. 936; Otto Borst: Ottmar F.H. Schönhuth. Historiker, Germanist, Volksschriftsteller, Pfarrer 1806–1864. In: Max Miller, Robert Uhland (Hg.): Lebensbilder aus Schwaben und Franken. Bd. 7. Stuttgart 1960, S. 214–251; Christine Schmidt: Ottmar Friedrich Heinrich Schönhuth. Geschichtsschreiber, Volksschriftsteller, Mitbegründer des Historischen Vereins für Württembergisch Franken sowie Pfarrer und seine Beziehung zu Eduard Mörike. In: Maike Trentin-Meyer (Hg.): Mörikes Mergentheimer Jahre. Zum Mörike-Kabinett im Deutschordensmuseum. Baunach 2007, S. 101–113 (gekürzte Fassung in WFr 89 [2005], S. 221–235); Hans Dieter Haller: Ottmar F.H. Schönhuth (1806 bis 1864). In: Hans Dieter Haller: Pegasus auf dem Land. Schriftsteller in Hohenlohe (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken 25). Crailsheim 2006, S. 181–193.

28 WFr 4. Heft (1850), S. 116.



Abb. 3: Ottmar Schönhuth (1806–1864), Pfarrer, Wachbach, Edelfingen; Schriftleiter 1849, 1851–1852, 1854, 1856, 1858. Vorlage: Carl-Ottmar Schönhuth, Bad Mergentheim.

Schönhuth firmierte auf dem Titelblatt seiner Jahrgänge als Herausgeber, Bauer nicht. Bauers Hefte sind während seines Aalener Aufenthaltes – einschließlich des Jahrgangs 1855 – wegen der notwendigen kurzen Kommunikationswege zwischen Redakteur und Setzer in der ehemaligen Reichsstadt am Oberlauf des Kochers gedruckt worden. 1860 trat der Künzelsauer Dekan die Nachfolge von Schönhuth im Vorstandsamt an,²⁹ der in jenem Jahr von einer Krankheit befallen wurde, die „ihn an weitem Arbeiten hinderte“.³⁰ Bauer übernahm zugleich auch die alleinige Schriftleitung der Zeitschrift.

Bauer und Schönhuth, beide protestantische Pfarrer, haben im ersten Vierteljahrhundert seines Bestehens den Verein und seine Zeitschrift ganz entscheidend geprägt. Beide waren, wie Hans-Martin Maurer 1997 in der Rückschau betonte, „weit über Hohenlohe hinaus bekannte Persönlichkeiten, beide von unbändiger Arbeitskraft und Kreativität, beide, soweit es ihre beruflichen Aufgaben erlaubten, der geschichtlichen Forschung und Darstellung mit unermüdlichem Eifer zugetan“.³¹ Beide Männer unterschieden sich allerdings in ihrem Wesen und in ihrer Arbeitsweise vollkommen. Während Bauer nach dem Urteil Maurers „besonnen“ war, „ein kluger Gesprächspartner und geschickter Organisator“, sei Schönhuth „im Grunde eine Künstlernatur“ gewesen und zeitweilig durch seine „emotionelle, manchmal unbedachte Art“ in persönliche Schwierigkeiten geraten.³² Bauers Veröffentlichungen waren, so Maurer, „tiefgründig, kritisch, alles mit urkundlichen Quellen belegend, echte Forschungsbeiträge, in der Darstellung aber oft schwer zu konsumieren“.³³ Schönhuths Beiträge hingegen seien in flüssigem Stil geschrieben und leicht lesbar, in der Art von Essays und Erzählungen verfasst.

Inhaltlich sind die im ersten Vierteljahrhundert der Vereinsgeschichte erschienenen 25 Hefte in der Regel jeweils in sieben Rubriken untergliedert:

1. Historische Abhandlungen und Miscellen,
2. Urkunden und Überlieferungen,
3. Altertümer und Denkmale,
4. Anfragen, Bemerkungen und Nachträge,
5. Beiträge zur Geographie, Statistik und Topographie,
6. Bücheranzeigen und Rezensionen,
7. Chronik des Vereins bzw. Rechenschaftsbericht.

Die Beiträge in der Rubrik „(Historische) Abhandlungen und Miscellen“ (Miscellen = kleine Aufsätze verschiedenen Inhalts, Vermischtes) beschäftigen sich, nicht selten sehr materialreich und quellengesättigt, mit der Geschichte einzelner Regionen, Orte, Klöster, Kirchen und klerikaler Ordensgemeinschaften, Adelsgeschlechter und Personen. Die Epoche des Mittelalters überwiegt ganz

29 WFr 5. Bd., 2. Heft (1860), S. 322.

30 *Bauer* (wie Anm. 4), S. 15 f.

31 *Maurer* (wie Anm. 1), S. 12.

32 Ebd., S. 12 f.

33 Ebd., S. 13.

eindeutig, vor allem in den Aufsätzen von Bauer und Schönhuth, einige Beiträge erstrecken sich aber auch bis in die Neuzeit, während die Vor- und Frühgeschichte nur in zwei Betrachtungen berührt wird.

Im Abschnitt „Urkunden und Überlieferungen“ finden sich vorwiegend mittelalterliche Urkundentexte, häufig in Latein, allerdings weder übersetzt, noch eingeleitet oder kommentiert, vielfach aber auch frühneuzeitliche rechtsgeschichtliche Quellen aus Städten und Dörfern (Dorfordnungen) sowie Auszüge aus Chroniken in deutscher Sprache. In gewisser Hinsicht können die mittelalterlichen Quellentexte als Vorarbeiten zu dem seit 1849 erschienenen elfbändigen „Württembergischen Urkundenbuch“ oder zum ab 1899 publizierten dreibändigen „Hohenlohischen Urkundenbuch“ gelten. Im Vorwort zum zweiten Band des „Württembergischen Urkundenbuches“ von 1858 wird Hermann Bauer für die Mitteilung „sehr schätzbare Beiträge“ gedankt³⁴ und im ersten Band des „Hohenlohischen Urkundenbuches“ von 1899 hebt der Herausgeber Karl Weller in der Vorrede „verschiedene Hinweise“ hervor, die er „den Veröffentlichungen des historischen Vereins für das württembergische Franken“ verdanke³⁵.

Unter der Rubrik „Altertümer und Denkmale“ sind denkmalpflegerische Beiträge versammelt, die im Sinne des Programms des bereits erwähnten Württembergischen Altertumsvereins den Wert und die Bedeutung von Bauwerken, Kunstgegenständen und Bodenfunden hervorheben, um sie vor Unkenntnis, Missachtung oder mutwilliger Zerstörung zu bewahren. Wilhelm Ganzhorn (1818–1880)³⁶, Oberamtsrichter in Neckarsulm von 1860 bis 1878, Dichter des Liedes „Im schönsten Wiesengrunde“, lieferte ab 1862 ziemlich regelmäßig Berichte über seine archäologischen Beobachtungen, über vor- und frühgeschichtliche Grabhügel und deren Ausgrabungen sowie über römische Münzfunde.³⁷ Ferdinand Haug (1837–1925),³⁸ damals evangelischer Diakon in Weinsberg, steuerte in den Jahrgängen 1869 bis 1871 eine Zusammenstellung der „römischen Inschriften in Württembergisch Franken“ in drei Folgen bei.³⁹ Sie waren Vorarbeiten zu dem 1900 von ihm in erster und 1914 in zweiter Auflage gemein-

34 Königliches Staatsarchiv in Stuttgart (Hg.): Württembergisches Urkundenbuch. 2. Bd., Stuttgart 1858, S. XI.

35 Karl Weller (Hg.): Hohenlohisches Urkundenbuch. Im Auftrag des Gesamthauses der Fürsten zu Hohenlohe hg. Bd. I: 1153–1310. Stuttgart 1899, S. V.

36 Walter P. H. Scheffler: Wilhelm Ganzhorn. In: Neue Deutsche Biografie 6 (1964), S. 68–69.

37 Die prähistorische Archäologie befand sich damals noch in den Anfängen, wie das nachfolgende Beispiel zeigt. 1862 grub Ganzhorn nach eigenem Bericht auf der Gemarkung Kochendorf – heute ein Stadtteil von Bad Friedrichshall – einen „germanischen (keltischen) Totenhügel“ aus (WFr 6. Bd., 1. Heft, S. 103–106). Nach Einschätzung des Landesarchäologen Jörg Biel (1943–2015) ist der Grabhügel der „Urnenfelderzeit“ (etwa 1300 bis 800 v. Chr., späte Bronzezeit) zuzuordnen; den Grabungsbericht von Ganzhorn bezeichnet Biel als „wenig aufschlußreich“ (Jörg Biel: Untersuchung eines urnenfelderzeitlichen Grabhügels bei Bad Friedrichshall, Kreis Heilbronn. In: Fundberichte aus Baden-Württemberg 3 [1977], S. 162–172, hier S. 162).

38 Peter Goessler: Ferdinand Haug (1837–1925). In: Fundberichte aus Schwaben NF 3 (1926), S. 1 f.

39 Ferdinand Haug: Die römischen Inschriften in Württembergisch Franken. In: WFr 8, 2. Heft

sam mit Gustav Sixt herausgegebenen umfangreichen Band „Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs“,⁴⁰ bis heute ein unverzichtbares Standardwerk für dieses Land. Ferner finden sich in dieser Rubrik in großer Anzahl Beschreibungen und Untersuchungen von Denkmälern, Grabsteinen, Epitaphien, Altären, Glasfenstern, Kirchenglocken, Kirchtürmen, Kirchen, Kapellen, Klöstern, Friedhöfen, Burgruinen, Siegeln und Wappen – ausschließlich aus dem Mittelalter, der Zeit der Romanik und Gotik. Die Epochen der Renaissance, des Barock, des Rokoko und Klassizismus blieben bemerkenswerterweise unberücksichtigt.

Die „Beiträge zur Geographie, Statistik und Topographie“ kamen dem bereits erwähnten Bedürfnis des Statistisch-topographischen Bureaus entgegen, entsprechende Informationen aus allen Landesteilen zu erhalten. Hermann Bauer, der an den vom Bureau herausgegebenen Oberamtsbeschreibungen von Hall (1847), Aalen (1854), Gmünd (1870) und Neresheim (1872) wenigstens zum Teil mitgewirkt hat,⁴¹ veröffentlichte in der Vereinszeitschrift unter der genannten Rubrik fortlaufend Informationen über alte Gebietsgrenzen, die Herkunft von Ortsnamen, die Lage abgegangener Orte, aber auch vereinzelte Angaben über historische Preise und Rechnungen. Ottmar Schönhuth dagegen ließ gemäß seinem eher poetischen Naturell in den topographischen Abteilungen „seiner“ Hefte romantische und gemütvolle Beschreibungen von Kapellen, Ruinen und Tälern abdrucken. Der Wachbacher und spätere Edelfinger Pfarrer hat abseits der Vereinszeitschrift in Einzeldrucken und eigenen Periodika eine Vielzahl von Geschichten, Nacherzählungen, Sagen, Märchen und Wanderbeschreibungen publiziert.

1872/73–1890/91: Anschluss an die Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte

Der überraschende Tod des 57-jährigen Vorstands und Schriftleiters Hermann Bauer am 18. Mai 1872 infolge einer Unterleibsentzündung bedeutete für den Verein und seine Zeitschrift einen nicht zu unterschätzenden Einschnitt. Hinzu kam noch der Umzug der bisher im Künzelsauer Schloss untergebrachten Museumssammlung des Vereins nach Schwäbisch Hall, der durch die künftige Nut-

(1869), S. 331–352, WFr 8, 3. Heft (1870), S. 512–546, WFr 9, 1. Heft (1871), S. 143–147 (Nachlese).

⁴⁰ Ferdinand Haug war bei Erscheinen des Buches Gymnasiumsleiter in Mannheim, Gustav Sixt Professor am Stuttgarter Karls-Gymnasium und Vorstand des Königlichen Lapidariums in der württembergischen Residenzstadt.

⁴¹ Hans Jänichen, Karl Heinz Schröder: 150 Jahre amtliche Landesbeschreibung in Baden-Württemberg. In: Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte 33 (1974), S. 1–23; Martin Burkhardt: Das Statistisch-topographische Bureau und die württembergischen Oberamtsbeschreibungen 1824 bis 1930. Ergebnisse der Verzeichnung des Archivbestandes im Staatsarchiv Ludwigsburg. In: ZWLG 64 (2005), S. 227–259, insbesondere 245 f.

zung des Gebäudes als staatliches Schulseminar notwendig geworden war.⁴² Damit übernahm die ehemalige Reichsstadt am Kocher allmählich die Rolle eines neuen „Vororts“ (= Sitz) des Vereins.⁴³ Für die Zeitschrift begann mit dem Ableben des Künzelsauer Dekans, der noch den Jahrgang 1871 zu drei Vierteln selbst verfasst hatte, ein schrittweiser Wandel des Formats, der Erscheinungsweise und der inhaltlichen Gliederung.

Unter der Verantwortung des neuen, 1873 definitiv gewählten Redakteurs Julius Hartmann (1836–1916),⁴⁴ der im Jahr darauf von Oberamtsrichter Wilhelm Ganzhorn (Neckarsulm) auch das Vorstandsamt übernahm, erschienen die Jahrgänge 1872 und 1873 als zweites und drittes Heft des neunten Bandes im hergebrachten (kleineren) Oktavformat und anschließend in etwas unregelmäßigen Abständen drei Hefte 1875, 1877 und 1878 im (größeren) Quartformat als zehnter Band. Damit fand die bisherige Bandzählung zu je drei Jahrgangsheften, die 1853 nach dem Vorbild anderer Vereine eingeführt worden war⁴⁵ und wahrscheinlich mit der damals üblichen Einbindung der Zeitschrift durch einen Buchbinder zusammenhing, ihr Ende.

Das Interesse für württembergische Kirchen- und Landesgeschichte war bei dem zum Dr. phil. promovierten Julius Hartmann, der seit 1865 als Pfarrverweser in Schöntal und seit 1868 als Stadtpfarrer in Widdern amtierte, bereits frühzeitig geweckt worden.⁴⁶ Aus seiner Feder finden sich in der Zeitschrift vor allem statistische Materialien und Quellentexte, so etwa eine Aufstellung der Wittenberger Studenten aus Württembergisch Franken von 1502 bis 1546,⁴⁷ eine kritische Abhandlung über den Schöntaler Abt Benedikt Knittel (1650–1732) und das Problem der Etymologie der Bezeichnung „Knittelverse“ mit Textbeilagen,⁴⁸ eine Zusammenstellung „der Ansichten unserer bedeutendsten Sprachgelehrten und Ortsnamenforscher“ über die Herkunft des Namens (Schwäbisch) Hall⁴⁹ oder die Mitteilung eines Möckmühler Zentbriefes von 1429 aus dem alten Stadtbuch von Widdern.⁵⁰ 1875 entschied sich Hartmann entsprechend seinen Neigungen zum Übertritt in den Dienst des Statistisch-topographischen Bureaus in Stuttgart.⁵¹ An seine Stelle rückten 1878 Gymnasialprofessor Hermann Ehemann (Schwäbisch Hall) als Vereinsvorstand und Pfarrer Gustav Bossert d. Ä.

42 Konrad Dieter *Hassler*: Geschichte des historischen Vereins für das württembergische Franken 1847 bis 1897. In: WFr NF 6 (1897), S. 1–20, hier 9 f.

43 Gerd *Wunder*: 125 Jahre Historischer Verein für Württembergisch Franken 1847–1972. In: WFr 56 (1972), S. 153–155, hier 154.

44 Vgl. WFr 9, 3. Heft (1873), S. 474.

45 WFr 3, 1. Heft (1853), S. 127.

46 Heinrich *Höhn*: Julius Hartmann zum Gedächtnis. In: Kirchlicher Anzeiger für Württemberg 1916, S. 355 ff. *Sigel* (wie in Anm. 25). 12. Bd.: Gaab-Hypodemander, S. 607 f.

47 WFr 9., 2. Heft (1872), S. 235–239.

48 Ebd., S. 246–261; WFr 9, 3. Heft (1873), S. 408–423.

49 WFr 10, 1. Heft (1875), S. 28–31.

50 Ebd., S. 34–36.

51 Vgl. *Höhn* (wie in Anm. 46); *Sigel* (wie in Anm. 25). 12. Bd.: Gaab-Hypodemander, S. 607–608.

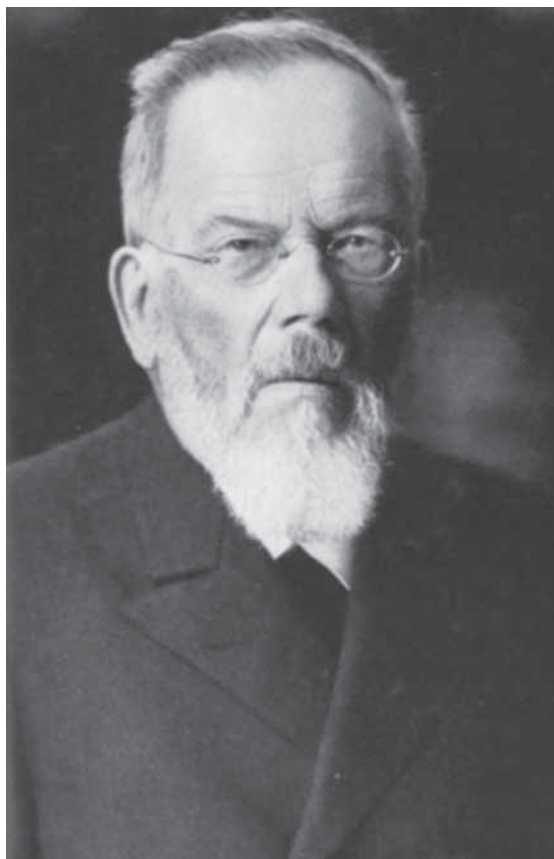


Abb. 4: Julius Hartmann (1836–1916), Stadtpfarrer, Widdern, Schriftleiter 1873–1878, Vorlage und Reproduktion: Hauptstaatsarchiv Stuttgart J 300 Nr. 53.

(Bächlingen) als Redakteur.⁵² Während seiner Stuttgarter Tätigkeit im Bureau, seit 1885 Statistisches Landesamt, erwarb sich Hartmann bleibende Verdienste als Herausgeber von einschlägigen Periodika und als Mitarbeiter an gedruckten Oberamts- und Landesbeschreibungen.⁵³ Eine schwerwiegende Entscheidung fiel in der Phase des Übergangs der Redaktionsgeschäfte von Hartmann auf Bossert, als der Ausschuss des Vereins im Mai 1878 beschloss, dem Beispiel des „Württembergischen Altertumsvereins“ und des „Vereins für Kunst und Altertum in Ulm und Oberschwaben“ zu folgen und vom kommenden Jahr an die vom Statistisch-topographischen Bureau herausgegebenen „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“ als gemeinsames Publikationsorgan zu nutzen.⁵⁴ Der „Anschluß an ein größeres Ganzes“ werde auf den Verein „nur fördernd und anregend

52 Tauber-Zeitung, 14.9.1878; *Hassler* (wie Anm. 42), S. 4–5.

53 Julius Hartmann, der 1903 in den Ruhestand trat, war Herausgeber der Württembergischen Jahrbücher für Statistik und Landeskunde, der Vierteljahrshefte für württembergische Landesgeschichte, Redakteur des Hof- und Staatshandbuchs, Mitarbeiter an den Oberamtsbeschreibungen von Mergentheim, Balingen (je 1880), Neckarsulm (1881), Künzelsau (1883), Crailsheim (1884) und Ellwangen (1885) sowie an den mehrbändigen Landesbeschreibungen „Das Königreich Württemberg“ 1882–1886 und 1904–1907, dazu *Jänichen, Schröder* (wie Anm. 41); *Burkhardt* (wie Anm. 41).

54 WFr 10, 3. Heft (1878), S. 209 f.

wirken“, so hieß es, auch werde den Mitgliedern ein „wesentlicher Gewinn“ durch den künftigen Bezug von vier Vierteljahresheften erwachsen, „die einen stattlichen Band von 20 Bogen bilden“.⁵⁵ Ein finanzieller Anreiz wurde auch den Autoren in Aussicht gestellt, so dass es „an Freudigkeit zur Mitarbeit [...] nicht fehlen“ werde.⁵⁶ Während bisher die Verfasser der Texte dem Verein nämlich „manches Opfer an Zeit und Arbeit gebracht“ hätten, würden die Beiträge künftig vom Statistisch-topographischen Bureau honoriert.⁵⁷ Die in Weikersheim tagende Jahresversammlung stimmte dem Beschluss im September 1878 zu und damit fand, wie Vorstand Konrad Haßler in seiner „Geschichte des historischen Vereins für das württembergische Franken“ 1897 feststellt, „die Selbständigkeit der Zeitschrift unseres Vereins ein Ende“⁵⁸ – wenigstens vorerst.

Seit dem zweiten Jahrgang von 1879 war der Historische Verein für das Württembergische Franken mit einem eigenen Teil in jedem Vierteljahresheft vertreten, für dessen separaten Inhalt jeder der beteiligten Vereine – seit 1880 auch der



Abb. 5: Gustav Bossert (1841–1925), Pfarrer, Bächlingen, Schriftleiter 1878–1888. Vorlage und Reproduktion: Württembergische Landesbibliothek, Karten und Grafik.

55 Ebd.

56 Ebd.

57 Ebd.

58 Hassler (wie Anm. 42), S. 5.

Sülchgauer Altertumsverein (Rottenburg am Neckar) – selbst die Verantwortung trug.⁵⁹ Der Schriftleiter des Historischen Vereins, Gustav Bossert d. Ä., der bereits das im September 1878 ausgegebene letzte Jahrgangsheft von „Württembergisch Franken“ in „interimistischer Weise“ redigiert hatte,⁶⁰ gehörte auch der vier-, später fünfköpfigen Redaktion der neuen landesgeschichtlichen Zeitschrift an. In diesem Gremium saßen neben dem Ulmer, dem fränkischen und dem Rottenburger Vertreter Eduard Paulus als Konservator der vaterländischen Kunst- und Altertumsdenkmale in Stuttgart⁶¹ und der uns bereits bekannte Julius Hartmann als ordentliches Mitglied des Statistisch-topographischen Bureaus und nachmaligen Statistischen Landesamts, auf den wohl auch das neue Periodikum unter Einbindung der Vereine maßgeblich zurückging. Die Vierteljahrshefte erschienen im „Lexikon-Oktav“ (= Quart), im Umfang von je 80 Seiten und „in der sonstigen Ausstattung“ der Württembergischen Jahrbücher für Statistik und Landeskunde in deren Reihe.⁶²

Schon bald machte man in Schwäbisch Hall die Erfahrung, dass insbesondere von den außerwürttembergischen historischen Vereinen die Herausgabe des neuen gemeinschaftlichen Organs als Ende der Selbstständigkeit des fränkischen Vereins fehlinterpretiert wurde und daher wenigstens teilweise die Zusendung von Schriften im Tauschverkehr unterblieb.⁶³ Um dieser Tendenz entgegenzuwirken, beschlossen die Verantwortlichen 1880/81, nach Ermessen des Ausschusses etwa alle zwei bzw. drei Jahre parallel zu den Vierteljahrsheften wieder eine selbstständige Publikation herauszubringen.⁶⁴ Damit war die „Neue Folge“ von „Württembergisch Franken“ geboren, in deren Rahmen 1882 ein 48-seitiges erstes Heft mit mehreren Abhandlungen und 1885 ein 110-seitiges zweites Heft mit einem Aufsatz von Schulrektor Ernst Boger über die Stiftskirche in Öhringen erschien. Dessen Druck überstieg allerdings infolge der Beigabe von 13 Illustrationen, insbesondere von vier ganzseitigen Tafeln im Tiefdruckverfahren der Photogravure zur Wiedergabe fotografischer Vorlagen, die finanziellen Möglichkeiten des Vereins erheblich.⁶⁵ Ein jährlicher Staatsbeitrag von 400 Mark ab 1885 war die rettende Lösung.⁶⁶

Das dritte, 1888 herausgegebene Heft der Neuen Folge bestritt Redakteur Gustav Bossert d. Ä. (1841–1925)⁶⁷, seit 1869 als Pfarrer in Bächlingen an der Jagst tä-

59 Vgl. WVjH 4 (1881), S. 298.

60 WFr 10. Bd., 3. Heft (1878), Rückseite Titelblatt.

61 Eduard Paulus d. J. (1837–1907), Kunsthistoriker, Archäologe und Dichter, seit 1866 Hilfsarbeiter im Statistisch-topographischen Bureau, seit 1875 Konservator, begründete mit der Reihe „Die Kunst- und Altertums-Denkmale im Königreich Württemberg“ die Denkmalinventarisierung in Württemberg.

62 WVjH 3 (1880), S. 129.

63 Vgl. Hassler (wie Anm. 42), S. 6.

64 WVjH 3 (1880), S. 300; WVjH 5 (1882), S. 307.

65 WVjH 7 (1884), S. 304.

66 WVjH 8 (1885), S. 280.

67 Gebhard *Mehring*: Gustav Bossert. Versuch eines Überblicks über sein Schaffen (WFr NF 14

tig, im Alleingang – ohne Abbildungen – mit einer umfangreichen Arbeit „Zur älteren Geschichte des Klosters Kumburg“, die aus einem im November 1885 gehaltenen Vortrag hervorgegangen ist.⁶⁸ Bossert hatte nach eigenem Bekunden etwa 1873 „um der Seelsorge willen“ begonnen, „die Geschichte seiner Gemeinde gründlich zu studieren“.⁶⁹ Er legte sich Zug um Zug eine kirchen- und landesgeschichtliche Bibliothek an, unternahm Archivreisen nach Nürnberg, Bamberg, Würzburg, München, Innsbruck und arbeitete zur Reformationsgeschichte Frankens, zur Geschichte des Klosters Frauental (bei Creglingen) und zum „Lorscher Codex“, einer im 12. Jahrhundert in der Reichsabtei Lorsch (Hessen) angelegten Handschrift zur Klostergeschichte mit zahlreichen, auch für Franken und Schwaben relevanten Urkundenabschriften. In den für den fränkischen Verein vorbehaltenen Partien der Vierteljahrshefte steuerte er neben vielen anderen auch für breitere Leserschichten geeignete Beiträge über den Schwäbisch Haller Chronisten Johann Herolt,⁷⁰ über das ehemalige Kloster Anhausen bei Crailsheim,⁷¹ über fränkische Dorfordnungen⁷² oder über die Anfänge des Klosters Murrhardt⁷³ bei. Bossert wertete auch bisher wenig beachtete Quellen wie Rechnungen und Steuerlisten aus und bemühte sich, schwer zugängliche Quellen durch deren Publikation für die Ortsgeschichte nutzbar zu machen.

Mitten in diesen Bemühungen traf den Bächlinger Ortspfarrer die kleine 46-seitige Schrift des Gießener Historikers Georg Haag „Die Territorial-Geschichte und ihre Berechtigung“ von 1882⁷⁴ offensichtlich bis ins Mark. Der einer nationalen Geschichtsschreibung verpflichtete Akademiker warf den (regional-)historischen Vereinen in herablassender Weise vor, durch ihren „Dilettantismus“ die historische Forschung zu untergraben und ihrer Aufgabe, für die (nationale) Wissenschaft neue Quellen bereitzustellen und Grundlagendienste zu leisten, nicht gerecht zu werden.⁷⁵ Bossert räumte in seiner Gegenschrift „Die histori-

(1927); *Sigel* (wie in Anm. 25). 10. Bd.: Abel bis Cyrus, S. 438–439; Erwin *Brandes*: D. Dr. Gustav Bossert zum 50. Todestag. Ein gütiger Theologe und Naberner Ortspfarrer von wissenschaftlichem Rang auf dem Gebiet der Geschichtsforschung. In: Beiträge zur Heimatgeschichte des Bezirks Kirchheim unter Teck NF 22 (1975), S. 24–28; Fritz *Scheerer*: Gustav Bossert, ein großer Sohn Täbingens. In: Heimatkundliche Blätter Balingen 22 (1975), S. 42–43; N.N., Gustav Bossert d. Ä. (1841–1925). In: Reutlinger Geschichtsblätter NF 29 (1990), S. 50–51; Hermann *Ehmer*: Lehrjahre eines Altmeisters – Gustav Bossert als Pfarrer in Bächlingen 1869–1888. In: WFr 99 (2015), S. 267–278.

68 WFr NF 3 (1888), S. 1.

69 Zit. nach *Ehmer* (wie Anm. 67), S. 274, Fußnote 26.

70 WVjH 4 (1881), S. 289–295.

71 Ebd., S. 141–150.

72 WVjH 9 (1986), S. 71–80, 119–134, 225–238, 277–282.

73 WVjH 11 (1888), S. 217–222.

74 *Georg Haag*: Die Territorial-Geschichte und ihre Berechtigung, Gotha 1882.

75 *Mehring* (wie in Anm. 67), S. 6 f.; Bernhard *Mann*: Historischer Verein und Geschichtswissenschaft – gestern und morgen. In: Christhard *Schrenk*, Peter *Wanner* (Hg.): heilbronnica 3. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte, Heilbronn 2006, S. 17–30, hier 21 ff.; *Ehmer* (wie Anm. 67), S. 278.

schen Vereine vor dem Tribunal der Wissenschaft“⁷⁶ zwar die Forschungsdefizite in der Territorial- und Ortsgeschichte ein, gab aber den Vertretern der Wissenschaft die Schuld daran, die einen weitaus bequemeren Zugang zu den infolge der Säkularisation und Mediatisierung zentralisierten Archive hätten, gleichwohl aber die Arbeit der Vereine höchst selten durch Vorträge oder Textbeiträge für die Vereinszeitschriften unterstützen würden. Die von Haag angemahnte Zentralisation der Forschung sah Bossert in Württemberg durch die Kooperation des Statistisch-topographischen Bureaus mit den Vereinen von Stuttgart, Ulm, Schwäbisch Hall und Rottenburg in Form der Vierteljahrshefte für Landesgeschichte bereits verwirklicht. Als Reaktion auf die beiden Schriften behielt sich der Historische Verein in einer Resolution Ende März 1883 „für alle Fälle und jederzeit“ vor, „sich seine Aufgabe selbst zu stellen“; auch erkannte die damals tagende Generalversammlung „die bisherige Thätigkeit des Herrn Pfarrer Bossert bei dieser Gelegenheit an“.⁷⁷

Nach der Übersiedlung „des unermüdlichen Forschers“⁷⁸ Gustav Bossert d. Ä. an die besser dotierte Pfarrstelle in Nabern bei Kirchheim unter Teck übernahm im Herbst 1888 Pfarrer Dr. Gottlob Blind (1856–1923)⁷⁹ in Adolzhausen bei Niederstetten die Schriftleitung des Historischen Vereins. Bossert hat bis zu seinem Tod 1925 eine immense Anzahl von Arbeiten zur Landes- und Ortsgeschichte, insbesondere zur Kirchengeschichte, veröffentlicht und mehrere wichtige Publikationsreihen und Fachzeitschriften in Württemberg angeregt und unterstützt.⁸⁰ Sein Nachfolger Blind brachte es in den wenigen Jahren seiner Redakteurstätigkeit in den Vierteljahrsheften auf acht, teilweise recht umfangreiche Beiträge über die Kelten, die Herren von Hohenlohe und Schmiedelfeld, zur Geschichte der Jagd, zum „medizinischen“ Aberglauben und zum Gaunertum des 18. Jahrhunderts.⁸¹ Der spätere Pfarrer in Hollenbach (bei Muldingen) und Dekan in Weikersheim „gab“, wie der Archäologe und Mainzer Museumsleiter Karl Schumacher 1923 im Nachruf schrieb, „niemals trockene Gelehrsamkeit, sondern lebensvolle bildhafte Kulturgeschichte in geradezu klassischer Sprache und wußte seinen Gegenstand lebendig und mit Humor zu gestalten“.⁸²

76 Gustav Bossert: Die historischen Vereine vor dem Tribunal der Wissenschaft. Heilbronn 1883.

77 WVjH 6 (1883), S. 310.

78 So Vorstand Haßler im Bericht über das Vereinsjahr 1879–80. In: WVjH 3 (1880), S. 300.

79 Sigel (wie Anm. 25). 10. Bd.: Abel bis Cyrus, S. 284–285; K. Sch. [Karl Schumacher]: Dekan Dr. Blind †. In: Tauber-Zeitung, 4.6.1923.

80 Bossert, bis 1907 Pfarrer in Nabern und seitdem im Ruhestand in Stuttgart, hat 801 Titel veröffentlicht, dazu über 400 Rezensionen verfasst. Zu seinen bekanntesten Werken zählen „Württembergische Kirchengeschichte“ (1893), „Das Interim in Württemberg“ (1895) und der Band „Herzogtum Württemberg“ in der Reihe „Quellen zur Geschichte der Wiedertäufer“ (1930, postum). Zu den von Bossert angeregten Zeitschriftenreihen gehören die „Theologischen Studien aus Württemberg“ (1880–1889) und die ältere Reihe der „Blätter für württembergische Kirchengeschichte“ (1886–1895) als Beilage zum „Evangelischen Kirchen- und Schulblatt für Württemberg“.

81 WVjH 12 (1889), S. 23–55, 180–218; WVjH 13 (1890), S. 114–117; WVjH NF 1 (1892), S. 218–230.

82 Sch. (wie Anm. 79).



Abb. 6: Dr. Gottlob Blind (1856–1923), Pfarrer, Adolzhausen, Schriftleiter 1888–1891. Foto: Ludwig Holl, Mergentheim und Wertheim, Vorlage: Ev. Dekanatamt Weikersheim.

Die kurze Amtszeit von Blind – er hatte die Schriftleitung nur bis Mai 1891 inne – war indessen eine der schwierigsten in der Publikationsgeschichte des Vereins.⁸³

Vorstand Konrad Haßler sah 1897 in der Rückschau die Schuld für den nun heraufziehenden Konflikt beim neuen Direktor des Statistischen Landesamts seit 1886, Otto von Knapp, der im einmal jährlich einberufenen größeren Redaktionsausschuss den Vorsitz führte. Diesem für die technische Fortführung der Vierteljahrshefte zuständigem Gremium gehörten neben den Redakteuren die Vertreter aller an der Zeitschrift beteiligten Institutionen und Vereine an. Knapp habe, so Haßler, im Gegensatz zu seinen Vorgängern „die Rechte unseres Vereins wie der übrigen mit

dem statistischen Landesamt in den Vierteljahrsheften verbundenen Vereine in Beziehung auf das Honorar, auf die Zusammensetzung des Redaktionsausschusses und der Freixemplare zu beschränken“ versucht.⁸⁴ Diese „geradezu feindse-

83 Gottlob Blind, 1884 zum Dr. phil. promoviert, war seit 1883 Pfarrer in Adolzhausen, seit 1893 in Hollenbach und von 1898 bis 1916 Dekan in Weikersheim. Als Bienenzüchter und -freund hatte er von 1895 bis 1898 die Stelle eines Redakteurs der Zeitschrift „Bienenpflege“ des württembergischen Imkerverbandes inne. Als fürstlich Hohenlohe-Langenburger Archivar übernahm er in Weikersheim Ordnungsaufgaben. Der Text seines 1911 gehaltenen anschaulichen Vortrags über das einstige Weikersheimer Hofleben erlebte als Broschüre 1930 unter dem Titel „Ein Grafenhof vor 200 Jahren“ und 1957 unter dem Titel „Ein Grafenhof vor 250 Jahren“ zwei Auflagen.

84 Hassler (wie Anm. 42), S. 5–6.

lige Stellung“ des neuen Direktors habe schließlich zur Aufkündigung des Übereinkommens mit dem Statistischen Landesamt durch die beteiligten Vereine geführt.⁸⁵ Mit dem 1891 erschienenen 4. Heft des 13. Jahrgangs stellten daher die „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“ – wenigstens in der alten Folge – ihr Erscheinen ein.

1892–1909: Im Verbund der Neuen Folge der Vierteljahrshefte

Bereits 1892 fanden die Württembergischen Vierteljahrshefte unter Beteiligung der vier Vereine von Ulm, Stuttgart, Schwäbisch Hall und Rottenburg als „Neue Folge“ ihre Fortsetzung – jetzt allerdings unter der Herausgeberschaft der neu gebildeten „Württembergischen Kommission für Landesgeschichte“. Deren Gründung lässt sich wenigstens mittelbar auf Anregungen von Gustav Bossert d. Ä. und von Dr. Michel Buck in den 1880er Jahren zurückführen. Bossert hatte bereits 1883 in einer anonym erschienenen Schrift drei „pia desideria“ (= „fromme Wünsche“) für die württembergische Geschichtsforschung geäußert: 1. die Bearbeitung einer Quellensammlung zur württembergischen Geschichte, 2. die Beschleunigung der Arbeit am Württembergischen Urkundenbuch (von 1849 bis 1871 waren erst drei Bände erschienen, die die Urkunden bis ins Jahr 1240 verzeichneten), 3. die Durchforschung der Kirchenbücher für die württembergische Landesgeschichte bis 1650.⁸⁶ Der 1888 verstorbene Oberamtsarzt Buck (Ehingen),⁸⁷ einer der engagiertesten Mitarbeiter der alten Folge der landesgeschichtlichen Zeitschrift, hatte in einer Zuschrift an Julius Hartmann ein recht kritisches Urteil über die bisherigen Vierteljahrshefte gefällt: „Sie vereinigen in sich auf engem Raum zu vielerlei, müssen ohne bestimmten Plan und streng einzuhaltende Ordnung eben bringen, was gerade einläuft, bieten nicht Raum für größere Arbeiten, Quellenschriften u. dgl.“⁸⁸ Buck schlug neben den Vierteljahrsheften, die als Anzeiger für die einschlägigen Staatsanstalten (Landesamt, Archiv, Konservatorium, Altertümersammlung, Bibliothek) sowie die historischen Vereine fortbestehen sollten, das Erscheinen eines Jahrbuchs für größere geschichtliche Arbeiten und eines „Archivs für Herausgabe der Landesgeschichtsquellen“ vor.⁸⁹

85 Ebd., S. 6.

86 [Gustav Bossert:] Drei pia desideria für die württembergische Geschichtsforschung, Heilbronn 1883; *Ehmer* (wie Anm. 67), S. 277 f.

87 Michel Buck, Arzt, Ethnologe, schwäbischer Mundartdichter (1832–1888).

88 Zit. nach Max Miller: 70 Jahre landesgeschichtliche Forschungsarbeit. Bericht von der Tätigkeit der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte 1891–1954 und der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg 1954–1991. In: ZWLG 21 (1962), S. 1–225, hier 10.

89 Ebd., S. 10.

Julius Hartmann wies in seiner Eingabe „über die amtliche Pflege der Landesgeschichte“ vom Oktober 1888 an das Finanzministerium, mit der er den wesentlichen Anstoß zur Errichtung der Kommission nach auswärtigem Vorbild gab, ausdrücklich auf die Zuschrift von Buck hin.⁹⁰ Zwei ehemalige Schriftleiter von „Württembergisch Franken“, Hartmann und Bossert, haben sich demnach – neben anderen Persönlichkeiten – sehr um das Zustandekommen der neuen Institution verdient gemacht. Zu den ordentlichen Mitgliedern der Kommission gehörten u. a. Beamte des Geheimen Haus- und Staatsarchivs, Vertreter der geschichtlichen Fächer der Landesuniversität, Angestellte der Königlichen Öffentlichen Bibliothek (Landesbibliothek), der Staatssammlung vaterländischer Kunst- und Altertumsdenkmale (Landesmuseum) und des Statistischen Landesamts sowie Vertreter der vier bisher an den Vierteljahrsheften beteiligten Vereine.⁹¹ Die Kommission gab neben der „Neuen Folge“ der „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“ (42 Jahrgänge von 1892 bis 1936) und deren Nachfolgerin „Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte“ (12 Jahrgänge von 1937 bis 1953) die Reihe „Württembergische Geschichtsquellen“ (25 Bände von 1894 bis 1953), die Serie der „Darstellungen aus der württembergischen Geschichte“ (40 Bände von 1904 bis 1954) sowie viele weitere Reihen und Einzelpublikationen heraus. Schließlich ernannte sie gemeinsam mit der Archivdirektion des Landes „Pfleger“ in allen Landesteilen, die die im Besitz von Gemeinden, Korporationen und Privaten befindlichen Archive und Registraturen „durchforschen, ordnen und ihren Inhalt verzeichnen“ sollten.⁹² Diese grundlegenden Arbeiten führten zur Publikation der „württembergischen Archivinventare“ (13 Hefte von 1907 bis 1920, fortgesetzt von der Württembergischen Archivdirektion bzw. der Staatlichen Archivverwaltung).⁹³

Die Neue Folge der Vierteljahrshefte erschien im Großoktav, also in kleinerem Format als bisher, in zwei bis vier Heften, teils in Doppelheften, im Gesamtumfang von 30 Bogen à 16 Seiten pro Jahr.⁹⁴ Von diesen standen laut Statut von 1891 der Kommission und den Vereinen sechs Bogen gemeinsam für Titel, Inhaltsverzeichnis, Register usw., den Vereinen 8 ½ Bogen (Ulm 2 ½ – 3, Schwäbisch Hall 3 ¼ – 3 ½, Rottenburg 2–2 ½) und der Kommission 15 ½ Bogen zur Verfügung. Der Stuttgarter Verein (Württembergischer Altertumsverein) beanspruchte nur gelegentlich einen kleinen Raum für Benachrichtigungen an die Mitglieder. Der tatsächliche Umfang des einzelnen Jahrgangs schwankte in der Zeit von 1892 bis 1909, dem letzten Jahrgang mit besonders ausgewiesenen Ver-

90 Ebd.

91 Mitteilungen der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte 1 (1892), S. 1, 5, eingebunden in: WVjH NF 1 (1892).

92 Ebd., S. 2.

93 Verzeichnis aller Veröffentlichungen der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte. In: *Miller* (wie Anm. 88), S. 174–183.

94 Mitteilungen der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte 1 (1892), S. 7–10.

einsteilen, zwischen 460 und 670 Seiten. Das Autorenhonorar lag 1891 bei 40 Mark pro Druckbogen.

Jeder beteiligte Verein, ausgenommen der Württembergische Altertumsverein, setzte einen eigenen Redakteur ein und bildete einen besonderen Redaktionsausschuss, die beide über die Aufnahme von Arbeiten in den Vereinsteil entschieden – vorbehaltlich eines Vetos des Redaktionsausschusses der Kommission. Dieses auch als Redaktionsausschuss der Vierteljahrshefte bezeichnete Gremium bestand wenigstens bis 1908, wie aus diversen Hefrückseiten (bei nicht gebundenen Jahrgängen) hervorgeht, aus sieben bis vier Mitgliedern einschließlich Julius Hartmann bzw. dessen Nachfolger Eugen Schneider⁹⁵ als Redakteur.⁹⁶ Jeweils drei Männer bildeten die Redaktionsausschüsse der drei Vereine mit Sitz in Ulm, Schwäbisch Hall und Rottenburg – auch hier gehörte der jeweilige Redakteur dazu. Im dreiköpfigen Ausschuss von „Württembergisch Franken“ waren neben dem Schriftleiter der Vorstand (Vorsitzende) und der Vereinsbibliothekar vertreten.

In der Schriftleitung von „Württembergisch Franken“ folgte nun schon wie gewohnt im häufigen Wechsel ein (evangelischer) Geistlicher auf den anderen. Pfarrer Gustav Hartmann (1849–1923)⁹⁷ in Nassau bei Weikersheim, der das Amt erst 1891/92 von Pfarrer Dr. Gottlob Blind in Adolzhausen bei Niederstetten übernommen hatte, legte es bereits Ende 1894 wieder infolge seiner Versetzung nach Böttingen bei Münsingen nieder.⁹⁸ Sein Nachfolger wurde der zweite Stadtpfarrer Dr. Eugen Gradmann (1863–1927)⁹⁹ in Neuenstein, der allerdings schon im Sommer 1896 eine neue Stelle in Dettingen bei Urach erhielt.¹⁰⁰ Trotz ihrer kurzen Tätigkeit haben beide Männer in den Vierteljahrsheften und in der als Beilage weitergeführten „Neuen Folge“ von „Württembergisch Franken“ ihre Spuren hinterlassen. Von Gustav Hartmann stammen acht Textbeiträge über fremde Sprichwörter und Redensarten, über „Poetisches in alten Kirchenbüchern“, „Lokalgeschichtliche Kleinigkeiten“ und ähnliches in den Heften und

95 Dr. Eugen Schneider (1854–1937), Direktor des württembergischen Staatsarchivs, Landeshistoriker.

96 WVjH NF 1 (1892), S. VI; WVjH NF 8 (1899), Heft 1–2, Rückseite; WVjH NF 11 (1902), Heft 1–2, Rückseite; WVjH NF 18 (1908), Heft 4, Rückseite.

97 *Sigel* (wie Anm. 25). 12. Bd.: Gaab bis Hypodemander, S. 597–598.

98 Gustav Hartmann war von 1894 bis 1898 Pfarrer in Böttingen und anschließend bis 1919 Garnisonspfarrer in Ulm, wo er seinen Lebensabend verbrachte.

99 *Sigel* (wie Anm. 25). 12. Bd.: Gaab bis Hypodemander, S. 375; Gertrud *Kauffmann*: Eugen Gradmann. In: ZWLG 1 (1937), S. 224–248.

100 Eugen Gradmann, von 1896 bis 1898 zweiter Pfarrer in Dettingen an der Erms und zugleich Bezirksschulinspektor für den unteren Uracher Bezirk, von 1899 bis 1920 Landeskonservator und Vorstand der Staatssammlung vaterländischer Altertümer in Stuttgart, ist vor allem durch seine gemeinsam mit Hans Klaiber und Hans Christ verfassten, 1914 erstmals erschienenen und 1926, 1955, 1970 und 1984 in teils neuer Bearbeitung und unter leicht verändertem Titel wieder aufgelegten „Kunstwanderungen in Württemberg und Hohenzollern“ einer breiteren Öffentlichkeit bekannt geworden.

Beilagen von 1887 bis 1894.¹⁰¹ Der schon frühzeitig kunstinteressierte Gradmann hat 1893 in einem kleinen Beitrag die Reliefplatte „Freundschaftstempel“ im Neuensteiner Schlossmuseum als eine Arbeit des Augsburger Bildhauers und Medailleurs Hans Daucher (1485–1538) ermittelt¹⁰² und für die Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum des Historischen Vereins 1897 einen sehr kompakten 53-seitigen Überblick über die „Altfränkische Kunst in Württembergisch Franken“ von der Karolingerzeit bis ins 17. und 18. Jahrhundert geliefert.¹⁰³ Diese Arbeit des späteren Landeskonservators und Vorstandes der Staatssammlung vaterländischer Altertümer (historisches Landesmuseum), die schon ganz selbstverständlich die Kunst und Architektur der Renaissance einbezieht und schätzt, hat seine Tochter und Biographin Gertrud Kauffmann 1937 als „kleines Meisterwerk“ bezeichnet, das „heute noch mit Genuß zu lesen“ sei.¹⁰⁴

Nach der Aussage von Gertrud Kauffmann soll ihr Vater Eugen Gradmann selbst 1896 Karl Weller, mit dem er während seiner Neuensteiner Amtszeit „in freundschaftlichen Verkehr getreten war“, als seinen Nachfolger zum Redakteur des Historischen Vereins vorgeschlagen haben.¹⁰⁵ Mit Gymnasiallehrer Karl Weller



Abb. 7: Gustav Hartmann (1849–1923), Pfarrer, Nassau bei Weikersheim, Schriftleiter 1891–1894. Vorlage: Ulmer Bilder-Chronik 4 (1937), S. 211.

101 Gerlinde Eymann, Ursula Pfeiffer, Daniel Stihler (Bearb.): Württembergisch Franken. Gesamtverzeichnis 1847–1996 (1. Heft bis Band 80), Schwäbisch Hall 1997, S. 38 ff. (hier werden allerdings sechs Beiträge von Gustav Hartmann irrtümlicherweise Julius Hartmann zugeschrieben).

102 Eugen Gradmann: Eine Dauchersche Originalskulptur in Neuenstein. In: WVjH NF 2 (1893), S. 383–386.

103 Ders.: Altfränkische Kunst in Württembergisch Franken. In: Festschrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Histor. Vereins f. Württ. Franken (Württembergisch Franken NF 6, Beilage zu den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte). Schwäbisch Hall 1897, S. 78–130.

104 Kauffmann (wie Anm. 99), S. 231.

105 Ebd., S. 231 (die Verfasserin nennt irrtümlicherweise G. Bossert als direkten Vorgänger ihres Vaters 1894).

(1866–1943),¹⁰⁶ der seit 1893 im Auftrag des fürstlichen Gesamthauses von Hohenlohe das „Hohenlohische Urkundenbuch“¹⁰⁷ zusammenstellte und von 1902 bis 1908 am Öhringer Progymnasium unterrichtete, riss die ununterbrochene Folge von sieben evangelischen Pfarrern in der Schriftleitung von „Württembergisch Franken“ seit 1848/49 endgültig ab. Der Pädagoge, Schwabe durch Geburt und Abstammung, aber in württembergisch Franken aufgewachsen, galt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als einer der führenden Landeshistoriker – sowohl der württembergischen als auch der hohenlohischen Geschichte.¹⁰⁸ Bis zu seiner endgültigen Übersiedlung nach Stuttgart 1908 veröffentlichte Weller in den Vierteljahrsheften und in der Beilage „Württembergisch Franken“ neun Beiträge über die Besiedlungsgeschichte von Württembergisch Franken und von Schwaben, über viele Aspekte



*Abb. 8: Dr. Eugen Gradmann (1863–1927),
2. Stadtpfarrer, Neuenstein, Schriftleiter
1894–1896. Vorlage und Reproduktion:
Württembergische Landesbibliothek,
Karten und Grafik.*

106 Peter *Goeßler*: Professor Karl Weller und die Frankenforschung. In: WFr NF 22/23 (1947–48), S. 5–23; Hermann *Haering*: Der Geschichtsforscher Karl Weller (1866–1943). Mit Bild und Schriftenverzeichnis, Ludwigsburg 1949; Max *Miller*: Karl Weller. In: ZWL 9 (1949/50), S. 291–297.

107 Karl *Weller* (Hg.): Hohenlohisches Urkundenbuch. Im Auftrag des Gesamthauses der Fürsten zu Hohenlohe herausgegeben. Bd. 1: 1153–1310, Stuttgart 1899; desgl. Bd. 2: 1311–1350, Stuttgart 1901; Karl *Weller*, Christian *Belschner* (Hg.): desgl. Bd. 3: 1351–1375, Stuttgart 1912.

108 Von den vielen Veröffentlichungen Karl *Wellers* seien hier nur wenige genannt, die zweibändige „Geschichte des Hauses Hohenlohe“ bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts von 1903/08, die 1908 erstmals gedruckte und von 1916 bis 1989 in weiteren neun überarbeiteten Auflagen – seit 1957 von seinem Sohn Arnold Weller als Herausgeber – erschienene „Württembergische Geschichte [im südwestdeutschen Raum]“, die „Württembergische Kirchengeschichte bis zum Ende der Stauferzeit (bis 1250)“ von 1936, die „Besiedlungsgeschichte Württembergs vom 3. bis 13. Jahrhundert n. Chr.“ von 1938 und die „Geschichte des schwäbischen Stammes bis zum Untergang der Stauer“ von 1944.



Abb. 9: Dr. Karl Weller (1866–1943), Öhringen, zuletzt Professor, Stuttgart, Schriftleiter 1896–1932. Vorlage und Reproduktion: Hauptstaatsarchiv Stuttgart J 300 Nr. 181.

der Staufergeschichte, über die Stadtgeschichte Schwäbisch Halls in der Stauerzeit, über den Öhringer Gymnasiallehrer und Hohenloher Hausarchivar Ernst Boger (1816–1895) sowie über den „Vorstreit der Schwaben und die Reichssturmflagge des Hauses Württemberg“.¹⁰⁹ Der Redakteur des Historischen Vereins, der, wie der Archivar und Historiker Max Miller 1949/50 schreibt, „von hohenlohischen Geschichtsquellen aus [...] sehr bald auch zu entscheidenden Problemen der deutschen mittelalterlichen Geschichte“ vordrang,¹¹⁰ publizierte seine thematisch über Württembergisch Franken hinausgehenden Abhandlungen in dem von der Kommission redigierten Teil der Vierteljahrshefte. Dies war generell zulässig, denn die Redaktionsausschüsse der Vereine durften laut Statut „auch Manuskripte für die Aufnahme in den der Kommission zustehenden Raum empfehlend einsenden“.¹¹¹

Mit der weitgehenden Einbindung der Publikationstätigkeit des Vereins in die landesgeschichtliche Zeitschrift traten die gedruckten Mitteilun-

gen über Vereinsinterna zwangsläufig allmählich in den Hintergrund. In den Württembergischen Vierteljahrsheften alter Folge war letztmals 1886 ein von dem damaligen Vorstand Konrad Haßler verfasster, recht ausführlicher Jahresbericht des Historischen Vereins erschienen.¹¹² Nach Haßlers eigener Darstellung von 1897 unterblieb der Jahresbericht von 1886/87 mit Rücksicht auf die Konflikte mit dem damaligen Direktor Knapp des Statistischen Landesamts, die „der Vorstand“ nicht „berühren wollte“; später seien, so Haßler, „bedauerlicher-

109 Eymann, Pfeiffer, Stihler (wie Anm. 101), S. 40–42; WVjH NF 3 (1894), S. 1–93; WVjH NF 6 (1897), S. 113–160; WVjH NF 7 (1898), S. 301–350; WVjH NF 12 (1903), S. 95–136; WVjH NF 9 (1906), S. 263–278.

110 Miller (wie Anm. 106), S. 293.

111 Mitteilungen der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte 1 (1892), S. 8.

112 WVjH 9 (1886), S. 292 ff.

weise diese Berichte nicht wieder aufgenommen“ worden.¹¹³ Organ für die Vereinsmitteilungen war fortan die auch seit Beginn der Neuen Folge der Vierteljahrshefte als Beilage weitergeführte Neue Folge von „Württembergisch Franken“, in deren Rahmen nochmals drei knappe Dreijahresberichte mit Abrechnungen für den Zeitraum 1897 bis 1906 publiziert wurden.¹¹⁴ Die vorwiegend im Dreijahresrhythmus publizierten Hefte von „Württembergisch Franken“ enthalten von 1882 bis 1906 – mit Ausnahme der Ausgabe von 1885 – Informationen über den Stand des Vereins mit Aufstellungen der Funktionsträger und namentlichen Mitgliederlisten.

1910–1932: Geringe Publikationstätigkeit des Vereins

Ab dem 19. Jahrgang (1910) der „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte. Neue Folge“ wurde die bis dahin übliche besondere Kennzeichnung der Vereinsbeiträge im Text und im Inhaltsverzeichnis aufgegeben.¹¹⁵ In den Kommissionsmitteilungen, die der Zeitschrift beigegeben sind, findet sich weder ein Hinweis noch eine Begründung, auch ist keine entsprechende Änderung bzw. Neufassung des Statuts der Vierteljahrshefte durch die Kommission überliefert oder bekannt. An der (formalen) Beteiligung der vier Vereine an der Herausgabe durch die Kommission änderte sich freilich nichts, sie blieb bis zum 42. Jahrgang von 1936 erhalten und setzte sich sogar noch in der nachfolgenden „Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte“ bis zum 7. Jahrgang 1943, dem letzten vor Kriegsende, fort.

Bis wenigstens 1921 blieben auch der Redaktionsausschuss der Vierteljahrshefte und die Redaktionsausschüsse der drei Vereine mit Sitz in Ulm, Schwäbisch Hall und Rottenburg, wie aus den Hefrückseiten (bei ungebundenen Jahrgängen) hervorgeht, bestehen.¹¹⁶ Als Redakteur im drei- bzw. seit 1913 zweiköpfigen Redaktionsausschuss des Historischen Vereins lässt sich bis dahin der bereits bekannte, mittlerweile in Stuttgart ansässige Gymnasialprofessor Karl Weller nachweisen. Weller übernahm 1931 auch die gesamte Schriftleitung der Vierteljahrshefte,¹¹⁷ die Kommissions-Geschäftsführer Viktor Ernst (1871–1933) als Nachfolger von Archivdirektor Eugen Schneider (1854–1937) seit 1921 innegehabt hatte.

In seinem Beitrag „Pflege der Landesgeschichte“ zur Festschrift von 1916 anlässlich des 25-jährigen Regierungsjubiläums von König Wilhelm II. von Württemberg hebt Archivrat Gebhard Mehring die Fortschritte der Neuen Folge der

113 *Hassler* (wie Anm. 42), S. 6.

114 WFr NF 7 (1900), S. 101–107; WFr NF 8 (1903), S. 204–209; WFr NF 9 (1906), S. 81–87.

115 Vgl. *Miller* (wie Anm. 88), S. 51.

116 WVjH 19 (1910), Heft 1–2, Rückseite; WVjH 22 (1913), Heft 1, Rückseite; WVjH 26 (1917), Heft 1–2, Rückseite; WVjH 30 (1921), Rückseite.

117 Staatsarchiv (StA) Ludwigsburg E 216 Bü 168.

Württembergischen Vierteljahrshefte gegenüber ihrem Vorgänger hervor.¹¹⁸ „Der Kreis der Mitarbeiter ist größer geworden und umfaßt jetzt auch die akademischen Vertreter der Wissenschaft. Dementsprechend ist der Inhalt reicher und vielfach wissenschaftlich wertvoller und findet auch immer mehr Beachtung. Alle Landesteile genießen gleiche Berücksichtigung, soweit eben Arbeiten vorgelegt werden. Alle Zeitalter, vom vorgeschichtlichen Altertum bis zum 19. Jahrhundert sind vertreten [...]. Politische, wirtschaftliche, Kirchen-, Kriegs-, Rechts-, Sitten-, selbst Sprach- und Literaturgeschichte finden Raum. Die durch einige Jahre fortgeführten Versuche einer Bücher- und Zeitschriftenschau sind leider eingestellt, dagegen bringt jeder Jahrgang eine Übersicht der neuerschiedenen geschichtlichen Literatur, die sehr willkommen ist.“

Blättert man die 20 Jahrgänge der Württembergischen Vierteljahrshefte von 1910 an durch, die im Zuge der wirtschaftlichen und politischen Krisenzeiten in den Jahren 1918 bis 1921 nur im halben Umfang erschienen und in den Jahren 1922 bis 1926 sogar zu einem Dreifach- und einem Doppeljahrgang zusammengefasst werden mussten, so stößt man lediglich in neun Exemplaren auf je ein bis zwei Beiträge über Württembergisch Franken, die teilweise von Autoren aus der Region verfasst worden sind. Erwähnt seien hier „Rückblicke auf die letzte Zeit der Hoch- und Deutschmeister in Mergentheim“ von Heinrich Schmitt (Waldenburg) 1910,¹¹⁹ „Regesten zur Bau- und Kunstgeschichte des Klosters Schöntal“ von Hans Klaiber (Heidenheim) 1913,¹²⁰ „Das Rätsel von Regenbach“ [Krypta einer nicht erhaltenen romanischen Basilika in Unterregenbach bei Langenburg] von Eugen Gradmann (Stuttgart) 1916,¹²¹ „Beiträge zur Baugeschichte des Chors der Michaelskirche in Hall“ von Walter Buder (Schwäbisch Hall) 1922/24¹²² sowie „Der Turm der Michaeliskirche in Hall“ von Adolf Mettler (Maulbronn) 1929.¹²³

Zum eigentlichen Schwerpunkt der Vereinspublikation wurde die Neue Folge von „Württembergisch Franken“, von der alle drei bis vier Jahre ein Heft erschien, und zwar im Großoktav wie die Württembergischen Vierteljahrshefte seit 1892, damit die Einzelnummern, wie es 1910 ausdrücklich heißt, „mit denselben zusammen gebunden werden können“.¹²⁴ Bis Heft 12 von 1919 firmierte die Neue Folge auf dem Umschlag als „Beilage zu den Württembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte“, ab Heft 13 von 1922, zugleich „Festschrift zum fünfzigjährigen Vereinsjubiläum“, lautete der Untertitel „Zeitschrift des Historischen Vereins für Württ. Franken“. Von der einstigen, regelmäßige er-

118 Gebhard *Mehring*: Pflege der Landesgeschichte. In: Viktor *Bruns* (Hg.): Württemberg unter der Regierung König Wilhelms II., Stuttgart 1916, S. 719–730, hier S. 723.

119 WVjh 19 (1910), S. 455–463.

120 Ebd., 22 (1913), S. 287–319.

121 Ebd., 25 (1916), S. 1–46.

122 Ebd., 31 (1922/24), S. 176–199.

123 Ebd., 35 (1929), S. 59–98.

124 WFr NF 10 (1910), S. 65.

schienenen Zeitschrift dieses Namens der Ära Bauer-Schönhuth war die Neue Folge von „Württembergisch Franken“ von 1910 bis 1932 mit – bis auf eine Ausnahme – einem Heftumfang von lediglich 40 bis 76 Seiten allerdings noch weit entfernt.

Die Ausnahme bildet Heft 11 von 1915, das einen 162-seitigen Beitrag des Schwäbisch Haller Verlagsbuchhändlers Wilhelm German zur „Geschichte der Buchdruckerkunst in Schwäbisch Hall bis Ende des 17. Jahrhunderts“ enthält.¹²⁵ German steuerte in späteren Heften auch Aufsätze über „Schwäbisch Hall in der Literatur“¹²⁶ und über „Die Häuser am Marktplatz in Schwäb. Hall“¹²⁷ bei, dort finden sich auch Vortragstexte von Sanitätsrat Richard Dürr „Zur Geschichte der Haller Münzstätte und des Hellers“ und über „Die Haller Personenmedaillen und Gedächtnismünzen“¹²⁸ sowie, um die Reihe der Beispiele abzuschließen, drei Miszellen von Karl Weller über „Frauennamen in Ortsbezeichnungen des württembergischen Fränkens“,¹²⁹ „Das Alter der Stöckenburg“¹³⁰ und über „Hohenlohische Landstände“.¹³¹ Jahresberichte und Mitgliederlisten des Vereins sucht man vergeblich, jedoch besteht Heft 10 (1910) aus einem „Verzeichnis der Bücher, Schriften und Urkunden des Historischen Vereins für das Württembergische Franken“¹³² und Heft 16 (1932) aus einem „Register zur Zeitschrift des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Neue Folge 1882–1930, Hefte 1–15“,¹³³ letzteres herausgegeben von Emil Kost, der seit 1925 als Bibliothekar des Vereins amtierte und bald auch den Vorsitz und die Schriftleitung übernehmen sollte.

1933–1953: Wiederaufschwung unter Emil Kost

Aus der „innigen Gemeinschaft“ der vier Vereine mit der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte war bei der Herausgabe der Württembergischen Vierteljahrshefte, wie Max Miller 1962 in der Rückschau feststellt, „mehr und mehr eine schöne ‚Angabe‘ geworden“.¹³⁴ Tatsächlich beschränkte sich die Beteiligung der vier Vereine, wie bereits angedeutet, bis zum letzten Jahrgang der Württembergischen Vierteljahrshefte und bis zum 7. Jahrgang der nachfolgenden „Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte“ von 1943 auf einen entsprechenden Hinweis auf dem Umschlag bzw. Titelblatt. Zudem finden sich

125 Ebd., 11 (1915), S. 1–162.

126 Ebd., 12 (1919), S. 3–42.

127 Ebd., 14 (1927), S. 14–34.

128 Ebd., 13 (1926), S. 5–57.

129 Ebd., 14 (1927), S. 35 f.

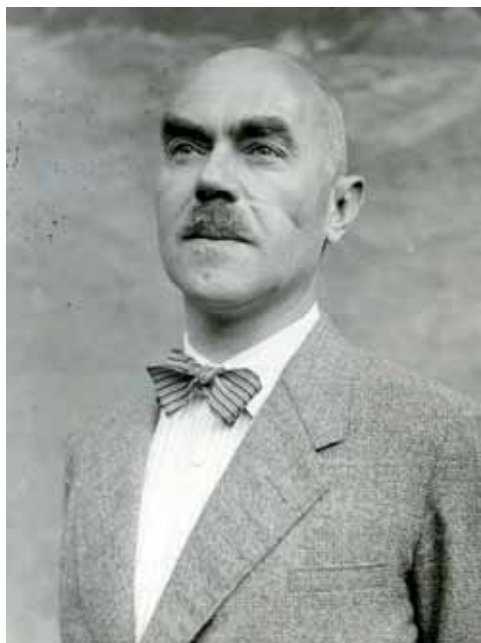
130 Ebd., S. 37 ff.

131 Ebd., 15 (1930), S. 41 ff.

132 Ebd., 10 (1910).

133 Ebd., 16 (1932).

134 *Miller* (wie Anm. 88), S. 50.



*Abb 10: Dr. Emil Kost (1891–1953),
Studienrat, Schwäbisch Hall, Schriftleiter
1933–1953. Vorlage und Reproduktion:
Staatsarchiv Ludwigsburg EL 902/9
Bü 5166.*

Beiträge mit Bezug zu Württembergisch Franken in diesen elf Jahrgängen nur noch selten. So erschien 1933 ein Aufsatz von Karl Weller über „Die Öhringer Stiftungsurkunde von 1037“,¹³⁵ im Jahr darauf ein Bericht von Adolf Mettler über „Eine neue Urkunde für das Kloster Komburg von 1104“¹³⁶ und 1941 ein Überblick von Karl Otto Müller über „Das Geschlecht der Reichserbschenken zu Limpurg bis zum Aussterben des Mannesstammes“.¹³⁷

Mit der „Gleichschaltung“ der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte und der Umbenennung der zuletzt ohnehin nicht mehr quartalsweise erschienenen „Württembergischen Vierteljahrshefte“ in „Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte“ geriet Württembergisch Franken 1937 vollends in den Hintergrund. Der 30-köpfigen neuformierten Kommission, zu deren sieben Vorstandsmitglie-

dern neben Vertretern landesgeschichtlich tätiger Anstalten und Behörden Prof. Wilhelm Gieseler vom „Rassenkundlichen Institut“ der Universität Tübingen und Studienrat Dr. Max Hoffmann von der „Nationalpolitischen Erziehungsanstalt“ Rottweil zählten, gehörte fortan Studienrat Dr. Emil Kost als Delegierter des Historischen Vereins und einziger Inhaber eines Wohnsitzes im Vereinsgebiet an.¹³⁸ Die Kommission werde in Zukunft, so führte deren Leiter, Archivdirektor Dr. Hermann Haering, auf der Eröffnungssitzung Anfang März 1937 aus, „da unsere heutigen Grenzen Kernlande des alten Schwabenstammes in größerem Maße umschließen als jedes andere reichsdeutsche Land, der Erforschung des schwäbischen Stammestums und Stammesgebiets besondere Aufmerksam-

135 WVjH NF 39 (1933), S. 1–24.

136 Ebd., 40 (1934), S. 194–197.

137 ZWL 5 (1941), S. 215–243.

138 Mitteilungen der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte Stuttgart 1937, eingebunden in: ZWL 1 (1937), S. 15 f.

keit widmen“.¹³⁹ Landesgeschichte werde nicht mehr „im Sinne einer dynastischen Territorialgeschichte“, sondern als „Rassen-, Stammes- und Sippenge-
schichte“ betrieben werden.¹⁴⁰ Im letzten Kriegsjahrgang der „Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte“ von 1943 bezeichnet es Kommissionsleiter Haering als „durchaus berechtigt, wenn Württemberg im besonderen als schwäbisches Land galt und gilt“.¹⁴¹ Die „nördlich der Stammesgrenze liegenden Gebiete“, also Württembergisch Franken, stuft Haering in diesem Zusammenhang kurzerhand als „schwäbisch-fränkisches Mischgebiet“ ein.¹⁴²

Ab den 1930er Jahren verlagerte sich – gewissermaßen im Gegenzug – der Publikationsschwerpunkt des Historischen Vereins auf die Neue Folge von „Württembergisch Franken“, die nun mit erweitertem Heftumfang und in kürzeren Zeitabständen erschien. Im Oktober 1933 wurde der Schwäbisch Haller Studienrat Dr. Emil Kost (1891–1953),¹⁴³ der zuvor eine Auswahl aus der Vereinssammlung als „Heimatismuseum“ in zwei Räumen der „Keckenburg“ neu aufgestellt hatte, als Nachfolger des verstorbenen Sanitätsrats Dr. Richard Dürr „zum Führer und Vorstand des Historischen Vereins für Württembergisch Franken“ gewählt.¹⁴⁴ Mit dem Neuphilologen Kost, der sich als Autodidakt von der Heimatgeschichte her in die Vorgeschichte und Volkskunde einarbeitete und während des „Dritten Reiches“ auch entsprechende fachliche Parteiämter bekleidete,¹⁴⁵ nahm der Verein, das Museum und nicht zuletzt das Periodikum „Württembergisch Franken“ einen ungeahnten Aufschwung.

1936 erschien die erste Ausgabe der „Zeitschrift“, wie sie damals noch im Untertitel hieß, unter der Schriftleitung von Emil Kost im bisherigen Großoktav-Format, jetzt freilich im beachtlichen Umfang von 246 Seiten mit 57 Ab-

139 Ebd., S. 8.

140 Ebd., S. 7, 9.

141 Hermann Haering: Württemberg und das Reich in der Geschichte. In: ZWL 7 (1943), S. 294–322, hier S. 296.

142 Ebd., S. 296.

143 Max Miller: Nachruf Emil Kost. In: ZWL 12 (1953), S. 332–333; ders.: Dr. Emil Kost †, in: WFr NF 28/29 (1953/54), S. 5–6; Gerd Wunder: Emil Kost – sein Leben. In: WFr NF 28/29 (1953/54), S. 6–11; Dieter Narr: Emil Kost als Volkskundler. In: WFr NF 28/29 (1953/54), S. 11–14; Oskar Paret: Nachruf auf Dr. Emil Kost (Schwäbisch Hall). In: Fundberichte aus Schwaben NF 13 (1952–54), S. 5–6; Hans König: Heimatforscher, Vorgeschichtler und Volkskundler. Emil Kost (1891–1953), Gründer der Hutzeltuete. In: Hans König: Vergessen? Berühmt? Unsterblich? Menschen aus dem Limpurger Land. Lebensbilder aus fünf Jahrhunderten (Veröffentlichungen zur Orts-
geschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken 16). Horb am Neckar 1998, S. 122–123.

144 Haller Tagblatt, 23.10.1933.

145 Kost, der von 1925 bis 1943 am Realgymnasium und der Oberrealschule (später „Mergenthaler-Oberschule“) in Schwäbisch Hall als Studienrat und von 1940 bis 1945 an der Lehrerbildungsanstalt Esslingen als kommissarischer Dozent für Vorgeschichte und Volkskunde tätig war, gehörte u. a. seit 1933 dem NS-Lehrerbund (seit 1933 als Kreis-, seit 1938 als Gausachbearbeiter für Deutsche Vorgeschichte), von 1933 bis 1935 der SA-Reserve in Schwäbisch Hall (Sturm R 106/413) und seit 1937 der NSDAP (seit 1938 als Gaubeauftragter für Deutsche Vorgeschichte) an. 1947 wurde Kost von der Spruchkammer Schwäbisch Hall als „Mitläufer“ eingestuft (StA Ludwigsburg E 203 I Bü 2945; StA Ludwigsburg EL 902/9 Bü 5166).

bildungen, darunter viele Fotografien, und drei Landschaftskarten. Sie kam als Doppelnummer 17/18 der Neuen Folge heraus, einer Zählung, mit der offensichtlich der lange Zeitraum seit der Herausgabe des letzten Heftes im Jahr 1932 berücksichtigt werden sollte. Kost selbst gab mit einem umfassenden Überblick über „Die Besiedlung Württembergisch Frankens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit“ von der Altstein- bis in die Merowingerzeit einen hervorragenden Einstand.¹⁴⁶ Karl Weller, dem als „dem früheren Herausgeber unserer Zeitschrift“ das Heft gewidmet ist, steuerte unter dem Titel „Die Geschichtsschreibung im württembergischen Franken 1750–1870“ eine Übersicht über die geschichtlichen Werke der Region in dieser Periode bei.¹⁴⁷ Hauptlehrer und Vereinsarchivar Karl Schumm lieferte einen Beitrag über die Schwäbisch Haller Landhege,¹⁴⁸ das bis 1802 von einer etwa 200 Kilometer langen Landwehr umschlossene Territorium der ehemaligen Reichsstadt, und Oberst a.D. Max Ruoff eine Darstellung des Aufmarsches von Napoleon 1805 in Württembergisch Franken.¹⁴⁹ Teils sehr ausführliche Buchbesprechungen rundeten diese erste „Württembergisch Franken“-Ausgabe der Ära Kost ab, die Maßstäbe für die künftige Publikations-tätigkeit des Vereins setzte.

Die Neue Folge von „Württembergisch Franken“ erschien von nun an mit dem neuen Untertitel „Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken“ unter der neuen Schriftleitung in Abkehr vom bisherigen dreijährigen Turnus alle zwei Jahre – mit Ausnahme der Kriegs- und Nachkriegsjahre 1942, 1944 und 1946. Der Druck des „Jubiläumsjahrbuchs“ zum 100-jährigen Bestehen des Historischen Vereins 1947/48 erfolgte erst nach Genehmigung durch die „Publications Control Branch“ der US-Militärregierung in Württemberg-Baden durch deren Chef, Ewald W. Schnitzer.¹⁵⁰ Emil Kost, der als „Pfleger des Landesamts für Denkmalpflege“ über seine Funde und Grabungen in der Fachzeitschrift „Fundberichte aus Schwaben“ stetig Mitteilungen publizierte, stellte seine archäologischen Beobachtungen im Arbeitsgebiet des Vereins fortlaufend in Aufsätzen in den Jahrbüchern in einen größeren Zusammenhang.¹⁵¹ Die spektakuläre Entdeckung von Teilen einer spätlatènezeitlichen Salzsiedeanlage mit gut erhaltenen Holzfunden 1939 beim Bau der Kreissparkasse am Hafenmarkt in Schwäbisch Hall zog drei einschlägige und umfassende Artikel von Kost, vom Stuttgarter Archäologen und Direktor der Staatlichen Altertümersammlung Walter Veeck und vom Haller Stadtarchivar Wilhelm Hommel im Jahrbuch von 1939/40

146 WFr NF 17/18 (1936), S. 11–109.

147 Ebd., S. 123–139.

148 Karl Schumm: Die hällische Landhege. In: WFr NF 17/18 (1936), S. 140–173.

149 Max Ruoff: Württembergisch Franken als Aufmarsch- und Durchzugsgebiet in den napoleonischen Kriegen 1805–1815. In: WFr NF 17/18 (1936), S. 174–201. – Der als Fortsetzung für die Neue Folge 19 angekündigte Beitrag von Kost „Aus den Kriegsjahren 1806–1815“ erschien nicht.

150 StadtA Schwäbisch Hall HV AR/A 243.

151 WFr NF 19 (1937/38), S. 153–190; WFr NF 20/21 (1939/40), S. 5–38; WFr NF 22/23 1. Teil (1947/48), S. 24–37; WFr NF 24/25 (1949/50), S. 5–68; WFr NF 26/27 (1951/52), S. 5–78.

nach sich.¹⁵² Auch namhafte württembergische Prähistoriker, wie etwa Peter Goessler mit einem Aufsatz „Aus der germanisch-spätromanischen Frühgeschichte der Öhringer Gegend“¹⁵³ oder Kurt Bittel mit einem Beitrag über „Das keltische Oppidum bei Finsterlohr“¹⁵⁴ (im heutigen Main-Tauber-Kreis), gewann Kost zur Mitarbeit.

In den Jahrbüchern dieser Zeit spielte die Volkskunde, vertreten u. a. durch kürzere Beiträge von Kost über „Die drei Schicksalsfrauen“¹⁵⁵ oder „Drachensagen von Württembergisch Franken“,¹⁵⁶ eher eine Nebenrolle. Als eindeutige Reverenz gegenüber der damals herrschenden NS-Rassenideologie ist die Aufnahme des Aufsatzes des Berliner Universitätsdozenten hohenlohischer Abstammung Erich Murr über „Zeitgemäße Sippenforschung in Franken. Erläutert an der Sippe der Murr zu Weikersheim“ in das Jahrbuch von 1937/38 zu betrachten.¹⁵⁷ Siedlungsgeschichtliche Darstellungen über „Mergentheim – seine Entwicklung von 500–1340“,¹⁵⁸ „Das Urdorf Heiningen und die frühdeutsche Besiedlung der Backnanger Bucht“¹⁵⁹ sowie „Der Maulachgau. Wachstum und Organisation einer ostfränkischen Landschaft im frühen Mittelalter“¹⁶⁰ stammen vom Bad Mergentheimer Oberlehrer Johannes Zeller, von Kost und vom Erlanger Universitätsprofessor Helmut Weigel. An gewichtigen baugeschichtlichen Beiträgen seien Arbeiten des Haller Architekten Eduard Krüger zur Stadtbefestigung der ehemaligen Reichsstadt,¹⁶¹ des Direktors des Mainfränkischen Museums Würzburg Max H. von Freeden zur Weikersheimer Barock-Orangerie¹⁶² und des Aachener Hochschulprofessors Hans Christ über die Pfarrkirche in Unterregen-

152 Emil Kost: Die Keltensiedlung über dem Haalquell im Kochtertal in Schwäbisch Hall. In: WFr 20/21 (1939/40), S. 39–111; Walter Veeck: Eine keltische Solesiederei in Schwäbisch Hall. In: WFr 20/21 (1939/40), S. 112–128; Wilhelm Hommel: Keltische und mittelalterliche Salzgewinnung in Schwäbisch Hall. Beiträge und Wiederherstellungsversuche zu den keltischen Siedlungsfunden 1939 in der Baugrube des Kreissparkassenneubaus in Schwäbisch Hall. In: WFr NF 20/21 (1939/40), S. 129–144.

153 WFr NF 20/21 (1939/40), S. 145–160.

154 Ebd. 24/25 (1949/50), S. 69–86.

155 Ebd. 19 (1937/38), S. 27–40.

156 Ebd. 26/27 (1951/52), S. 263–267.

157 WFr 19 (1937/38), S. 5–26. – Murr, dessen Beitrag auf einen Vortrag anlässlich der 90. Jahrestagung des Historischen Vereins in Schwäbisch Hall Mitte November 1937 zurückging, bezeichnete „die Sippenkunde geradezu als die Wissenschaft von der Blutsgemeinschaft“ und kam zu dem Schluss, dass die Genealogie erst durch den „Blick auf die Gegenwart, auf die kranke Familie und auf das Volksganze und seine Zukunft [...] auch immer gehörig auf praktische Anwendung, auf tätige Sippenpflege ausgerichtet sein“ werde.

158 WFr NF 20/21 (1939/40), S. 161–211.

159 Ebd. 24/25 (1949/50), S. 87–108.

160 Ebd. 26/27 (1951/52), S. 123–169.

161 Eduard Krüger: Die Stadtbefestigung von Schwäbisch Hall. Erster Teil: Die Altstadt. In: WFr NF 22/23, 1. Teil (1947/48), S. 89–144; *Ders.*: Das Klötzletor – ein Denkmal des Gegensatzes zwischen Limpurg und Schwäbisch Hall. In: WFr 24/25 (1949/50), S. 144–153.

162 Max H. von Freeden: Die Weikersheimer Orangerie und ihr Meister Johann Christian Lüttich. In: WFr NF 22/23, 1. Teil (1947/48), S. 145–170.

bach¹⁶³ hervorgehoben. Genannt seien schließlich noch die von dem Fürstlich Hohenlohischen Archivrat Karl Schumm (Neuenstein) zusammengestellte umfangreiche „Übersicht über die Archivbestände Württembergisch Frankens mit besonderer Berücksichtigung der Archive der Fürsten zu Hohenlohe“ von 1949¹⁶⁴ und der im Jahrgang 1951/52 erschienene erste Artikel einer Frau, der Kunsthistorikerin Elisabeth Grünenwald (Neuenstein), über „Die Künstlerfamilie Sommer aus Künzelsau“.¹⁶⁵

Diese Beispiele zeigen zur Genüge, in welchem Ausmaß es Emil Kost gelang, Experten unterschiedlicher Disziplinen zur Mitarbeit an den „Jahrbüchern Württembergisch Franken“ zu gewinnen. Seine Omnipräsenz als Vereinsvorstand (Vorsitzender), als Schriftleiter von „Württembergisch Franken“ und als Leiter des „Keckenburgmuseums“ ist in der Geschichte des Historischen Vereins wohl einzigartig. „Niemand konnte ihm hier gleichkommen“, stellte sein Nachfolger als Schriftleiter Gerd Wunder im Nachruf 1953/54 halb bewundernd, halb resignierend fest, „er war sein eigener Schriftführer, Schriftleiter, Rechner, Museumsleiter und Bibliothekar, und er ließ sich nur wenig helfen und führte auch die geringsten technischen Arbeiten eher selbst aus, als daß er sie weitergab.“¹⁶⁶ Seinen heutigen Stellenwert hat der Historische Verein, das „Hällisch-Fränkische Museum“ und das „Jahrbuch Württembergisch Franken“ in hohem Maße der Aufbauarbeit von Emil Kost zu verdanken.

1953–1980: Glanzzeit unter Gerd Wunder

An diese Lebensleistung konnte Dr. Gerd Wunder (1908–1988) nahtlos anknüpfen, der von 1950 bis zu seiner Pensionierung 1973, seit 1959 als Gymnasialprofessor, am Haller Mädchengymnasium im Haal Geschichte, Deutsch und Romanistik unterrichtete.¹⁶⁷ Bis auf zwei Ausnahmen hat Wunder, zunächst assistiert von dem hohenlohischen Hausarchivar Karl Schumm (1900–1976) und von dem Gröninger Pfarrer Georg Lenckner (1888–1973), später vom Schwäbisch Haller Stadtarchivar Dr. Kuno Ulshöfer, die von 1953/54 bis 1980 erschienenen 25 Jahrgänge von „Württembergisch Franken“ redigiert. Nach Kosts Ableben waren und blieben die Ämter des Vereinsvorsitzenden und des Schriftleiters des Jahrbuchs personell getrennt, wengleich Wunder zusätzlich den zweiten Vor-

163 Hans *Christ*: Die Pfarrkirche von Unterreggenbach. In: WFr NF 24/25 (1949/50), S. 116–143, und WFr NF 26/27 (1951/52), S. 197–232.

164 WFr NF 22/23, 2. Teil (1949). – Das 68-seitige Heft ist separat erschienen.

165 Ebd. 26/27 (1951/52), S. 275–299.

166 *Wunder* (wie Anm. 143), S. 10.

167 Dieter *Wunder*: Gerd Wunder. In: WFr 58 (1974), S. 7–13; Eberhard *Göpfert*: Dr. Gerd Wunder 1908–1988, in: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 40 (1988), S. VII–VIII; In Memoriam Gerd Wunder. Ansprachen bei der Trauerfeier am 3. Juni 1988, in: WFr 73 (1989), S. 355–361; Kuno *Ulshöfer*: Gerd Wunder 1908–1988. In: ZWL 48 (1989), S. 429–431.

sitz des Historischen Vereins übernahm.¹⁶⁸ Auch die Schriftleitung war seit 1955, wie bereits erwähnt, nicht mehr wie zu Kosts Zeiten in einer Hand, sondern auf mehrere Schultern verteilt, eine Maßnahme, die sich durch die damals beschlossene jährliche Herausgabe des Jahrbuchs statt der bisher zweijährlichen sowie durch die Publikation von Sonderbänden und – seit 1967 – der Reihe der „Forschungen aus Württembergisch Franken“ durchaus bewährt haben dürfte.

Gerd Wunder, 1908 in Landsberg am Lech als Sohn eines Saatzüchters geboren, war in Deutsch-Ostafrika (Tansania) und Chile aufgewachsen, hatte in Deutschland Biologie, Chemie und anschließend Geschichte studiert und war nach dem Staatsexamen und der Promotion 1935 Leiter der Düsseldorfer Volksbücherei geworden. Während des Zweiten Weltkrieges hatte er, wie erst einige Zeit nach seinem Tode allgemein publik wurde, in verschiedenen Funktionen dem „Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg“ in den von der deutschen Wehrmacht besetzten Gebieten Frankreichs und der Sowjetunion angehört.¹⁶⁹ Gerd Wunder war von Herbst 1945 bis Mai 1948 in Schwäbisch Hall, Dachau, Ludwigsburg und Kornwestheim interniert, er wurde als „Mitläufer“ eingestuft.

Karl Schumm, 1900 als Sohn eines Glasermeisters in Kirchberg an der Jagst geboren, war nach der Dienstprüfung im Lehrerseminar in Künzelsau zunächst als Lehrer in Bad Mergentheim, dann im reformpädagogischen Landerziehungsheim Herrlingen bei Ulm, 1927 in Eschental bei Kupferzell, 1930 in Neunkirchen bei Gnadental und 1938 in Künzelsau tätig gewesen.¹⁷⁰ Während des „Dritten Reiches“ hatte Schumm ähnlich wie seinerzeit Emil Kost einschlägigen NS-Parteioorganisationen angehört – allerdings nur auf Bezirksebene.¹⁷¹ Die Be-

168 WFr NF 28/29, S. 309.

169 Aufgabe des formal zur Wehrmacht zählenden, von dem NS-Parteideologen Alfred Rosenberg geleiteten „Einsatzstabes“ war die „Sicherstellung“ und „Bergung“ von Büchern und Akten zur volks- und rassenkundlichen Forschung, aber auch die Konfiszierung von jüdischen Kunst- und Kulturgütern zur „Erforschung der Judenfrage“. Ziel der Tätigkeit des Stabes, dem im Januar 1943 – einschließlich einheimischer Dolmetscher, Sekretärinnen und Kraftfahrer – etwa 350 Personen angehörten, war der Aufbau einer infolge der Kriegsentwicklung nicht zustande gekommenen „Hohen Schule der NSDAP“. (Nazarii *Gutsul*: Der Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg und seine Tätigkeit in der Ukraine [1941–1944]. Diss. Phil. Gießen 2013 [Masch.], S. 37–44). Wunder war seit November 1940 in der Hauptarbeitsgruppe „Frankreich“ Leiter des Sonderstabes „Bibliotheksaufbau der Hohen Schule“ (https://de.wikipedia.org/wiki/Gerd_Wunder; abgerufen am 7.6.2017), 1941 Leiter der Arbeitsgruppe „Ingermanland“ und Einsatzleiter bei der Arbeitsgruppe „Petersburg“, im August 1942 Leiter der Abteilung Auswertung IIc bei der Hauptarbeitsgruppe „Ostland“, 1942 Leiter der Hauptarbeitsgruppe „Ostland“ und 1943 Leiter der „Ostbücherei Rosenberg“ (*Gutsul* [wie oben], S. 316).

170 Fritz *Ulshöfer*: Karl Schumm 1900–1976. In: Mainfränkisches Jahrbuch für Geschichte und Kunst 28 (1976), S. 15–16; Karl Schumm (Nachruf). In WFr 61 (1977), S. 198–199; Hans-Henner *Kownatzki*; In memoriam Dr. h. c. Karl Schumm. In: WFr 85 (2001), S. 445–447; Fritz *Ulshöfer*: Dr. h.c. Karl Schumm (Kirchberger Hefte 1), Kirchberg/Jagst 2006; Hans Dieter *Haller*: Karl Schumm (1900–1976). In: Hans Dieter *Haller*: Pegasus auf dem Land. Schriftsteller in Hohenlohe, Crailsheim 2006, S. 131–135.

171 Karl Schumm war laut Originalkartei der NSDAP seit 1.4.1933 im „Nationalsozialistischen Lehrerbund (NSLB)“ in der Funktion eines „Kreissachbearbeiters für Vorgeschichte“, seit 1.10.1933 in der „Hitler-Jugend (HJ)“ als Jungzugführer und von 1937 bis 1939 (?) in der NSDAP als Mitglied

gegnung mit dem damaligen Erbprinzen Gottfried von Hohenlohe-Langenburg wurde zur entscheidenden Wende für Schumms Karriere. Der bisherige Volksschullehrer wurde 1946 zum Archivar des Hauses Hohenlohe in Neuenstein bestellt und begann mit der erst in den 1980er Jahren vollendeten Zusammenlegung der auf gut ein Dutzend Schlösser verteilten Linienarchive des Hauses.¹⁷² Karl Schumm hatte damit den Grundstein für das Hohenlohe-Zentralarchiv gelegt, das seit seiner Pensionierung 1971, nach wie vor Eigentum der heutigen sechs Linien dieses Hauses, vom Landesarchiv Baden-Württemberg betreut wird. Die gewaltige Aufgabe der Umlagerung der Archivbestände konnte Schumm letztlich nicht abschließen. Seit den 1950er Jahren wandte er sich zunehmend und in außerordentlich fruchtbarer Weise der Beratung von Doktoranden und anderen Archivnutzern, der Mitarbeit in historischen und volkskundlichen Vereinen, der Publikation zahlreicher Schriften, der Übernahme von Exkursionen und Vorträgen sowie der Denkmalpflege zu.

Georg Lenckner, 1888 als Nachkomme alter (protestantischer) Pfarrerrfamilien in Gerabronn geboren, war nach dem Besuch der Seminare in Schöntal und Urach sowie des Tübinger Stifts seit 1911 in verschiedenen Pfarreien tätig gewe-



*Abb. 11: Dr. Gerd Wunder (1908–1988),
Gymnasialprofessor, Schwäbisch Hall,
Schriftleiter 1953–1980. Foto: Haida/Haller
Tagblatt, Vorlage und Reproduktion: Stadt-
archiv Schwäbisch Hall, Nr. 09 558.*

Nr. 5.456.710. Dort übte er die Funktion eines „Kreis Schulungsredners, Amt für Beamte“ aus. Schumm, der nach eigenen Angaben lediglich 1936/37 zwei wissenschaftliche Vorträge vor dem Jungvolk und dem Amt für Beamte gehalten hat, war nach dem Kriege gemäß Sühnebescheid vom 3.1.1947 als „Mitläufer“ eingestuft (StA Ludwigsburg EL 902/13 Bü 223).

172 *Schiffer, Beutler* (wie Anm. 21), S. 12–15, 30–31.

sen.¹⁷³ Während des Ersten Weltkrieges war er als Soldat im Einsatz, das Kriegsende hatte er als Internierter in Odessa erlebt. 35 Jahre lang, von 1920 bis 1955, blieb er Pfarrer in Gröningen bei Crailsheim, Berufungen zu höheren Ämtern schlug er aus. Georg Lenckner, einer „der besten Kenner der fränkischen Personen- und Gelehrten-geschichte“, verbrachte seinen Lebensabend bis 1967 in Schwäbisch Hall und zuletzt in Aalen.¹⁷⁴

Bereits im ersten von ihm redigierten Doppelband für die Jahre 1953/54 kündigte Schriftleiter Gerd Wunder die Umstellung auf die jährliche Erscheinungsweise des Jahrbuchs bei gleichzeitigem „geringeren Umfang“ an.¹⁷⁵ Lediglich 1956 gab es kein Jahrbuch; als Ersatz erhielten die Vereinsmitglieder als „Jahresgabe“ den von Wunder und Lenckner bearbeiteten 708-seitigen Band „Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395 bis 1600“,¹⁷⁶ eine umfassende Darstellung der Sozial- und Wirtschaftsstruktur der Salzsiederstadt auf der Grundlage der städtischen Steuerlisten. Der beabsichtigte „geringere Umfang“ konnte beim 440-seitigen Jahrbuch 1966 und beim 526-seitigen Jahrbuch 1974 nicht eingehalten werden – das eine war Karl Schumm, das andere Gerd Wunder als Festschrift zugeeignet. Zum Ausgleich blieben die jeweiligen Nachfolger mit 86 und 120 Seiten recht schmalbrüstig, das für 1967, weil „der in Aussicht gestellte Staatszuschuß“ für den Vorgänger „wesentlich gekürzt“ worden war,¹⁷⁷ das für 1975, weil der „erhöhte Umfang des vorigen Jahrbuchs“ den Verein geradezu gezwungen habe, den aktuellen Jahrgang „im Umfang zu beschränken“.¹⁷⁸

Mit der Neuen Folge 31 des Jahrbuchs 1957 kehrte „Württembergisch Franken“ zur Bandzählung der Anfangsjahre von 1847 bis 1878 – ohne näheren redaktionellen Hinweis – zurück. Einen kleinen Unterschied gab es allerdings: Während seinerzeit drei aufeinander folgende Hefte jeweils zu Dreijahresbänden zusammengefasst waren, zählte jetzt jeder neue Jahrgang für sich als einzelner Band. Unter Anrechnung der ersten zehn Bände erschien die Neue Folge 31 als Band 41 und für eine Übergangszeit bis Band 50 (1966) stand auf dem Umschlag und der Titelseite die Nummer der Neuen Folge jeweils zusätzlich in Klammern hinter der Bandnummer. In ihrer äußeren Gestalt blieben die Jahrbücher mit ihrem hellblauen Kartonumschlag seit 1936 nahezu unverändert. Bereits zu Kosts Zeiten hatte man die Schrift im Heftinneren von der Fraktur (1939/40) auf die Antiqua (1947/48) umgestellt, bei der Umschlagbeschriftung wich erst mit dem Jahrgang 1960 (Band 44) die traditionelle Textur einer moderneren Schrifttype.

173 Gerd Wunder: Pfarrer Georg Lenckner (Nachruf). In: WFr 57 (1973), S. 357 f.

174 Ebd.

175 WFr NF 28/29 (1953/54), S. 311.

176 Gerd Wunder, Georg Lenckner (Bearb.): Die Bürgerschaft der Reichsstadt Hall von 1395 bis 1600. Zum Jubiläum der Stadt Schwäbisch Hall 1956 (Württembergische Geschichtsquellen 25). Stuttgart, Köln 1956.

177 WFr 51 (1967), S. 77.

178 Ebd. 59 (1975), S. 111.

Die Tradition der jährlichen „Chronik des Vereins“ bzw. des „Rechenschafts-Berichts“, die einst zum festen Bestandteil der Jahrgänge von „Württembergisch Franken“ gehört hatte, ließ Wunder wieder aufleben. Der letzte Tätigkeitsbericht und die letzte Abrechnung des Vereins waren 1906 gedruckt erschienen¹⁷⁹ – also vor rund einem halben Jahrhundert. Anfänglich noch als „Vereinschronik“ oder als „Chronik des Historischen Vereins“ bezeichnet, erschienen die Jahresberichte ab Band 44 (1966) unter dem Titel „Aus der Arbeit des Historischen Vereins für Württembergisch Franken“ nahezu regelmäßig. Eine echte Bereicherung bildete ferner die Erschließung der Bände ab dem Jahrgang 1957 durch ein Register der Orts- und Personennamen. Dies hatte es zuvor nur für die seit 1879 erschienenen Beiträge des Vereins im Rahmen der „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“ und für die ersten 15 Hefte der Neuen Folge von „Württembergisch Franken“ (1882–1930) gegeben.

In einem „Schlußwort der Schriftleitung“ entwarf Gerd Wunder im ersten von ihm redigierten Jahrbuch 1953/54 ein inhaltliches Programm in der Tradition seiner Vorgänger. So habe Emil Kost immer zwei Ziele vor Augen gehabt, nämlich „die exakte wissenschaftliche Forschung, die in mühsamer und gewissenhafter Kleinarbeit neue Erkenntnisse sucht, und die volkstümliche Verbreitung der gefundenen Erkenntnisse, die das lebendig zu machen und zu übermitteln strebt, was die Wissenschaft gefunden hat“.¹⁸⁰ Beide Ziele seien auch künftig für das Jahrbuch verpflichtend, auch wenn es nicht immer möglich sei, „wissenschaftlich wertvolle Ergebnisse zugleich klar und interessant vorzutragen“.¹⁸¹ Zum Inhalt der künftigen Jahrbücher sollten die Vorgeschichte und Volkskunde, zu der Kost vielerlei Anregungen gegeben habe, ferner auch die „vielen ungehobenen Schätze der mittelalterlichen Urkunden“ in der Nachfolge Hermann Bauers, die „reiche Kunstgeschichte unserer Heimat“ mit stets verbesserten Abbildungen, die vorreformatorische Kirchengeschichte, vor allem „die Erforschung der alten Klöster und Stifte unseres Raumes getreu der Tradition von Bossert“, der Bauernkrieg und die Bauerngeschichte, sozialgeschichtliche Fragen, die künftig zunehmende Beachtung finden würden, die „Staats- und Rechtsgeschichte unserer Territorien und Einrichtungen“, die „neueste Geschichte unseres Raums“ und schließlich die Geistesgeschichte Nordostwürttembergs gehören.¹⁸² Mit dem Abdruck alter Texte, Urkunden und Regesten sollte, wie Wunder im folgenden Jahrbuch hervorhob, „dem Heimatschriftsteller, der Heimatzeitung und dem Lehrer Rohmaterial für eigene Arbeiten“ an die Hand gegeben werden, allerdings ergänzt durch „lesbare Deutungen und Bearbeitungen der alten Tex-

179 Georg *Fehleisen*: Uebersicht über die Tätigkeit des Histor. Vereins für württ. Franken 1903/06. In: WFr NF 9 (1906), S. 81–82; Abrechnung über die Jahre 1903/06 per 1. April. In: WFr NF 9 (1906), S. 85–87.

180 WFr NF 28/29 (1953/54), S. 310.

181 Ebd.

182 Ebd., S. 310f.

te“.¹⁸³ Den Buchbesprechungen schrieb der Schriftleiter im Band 43 von 1959 die Funktion zu, „Mitteilungen über neue Heimatliteratur aus Württembergisch Franken zu geben, unsere Leser ganz allgemein über den Stand der überörtlichen Forschung auf dem laufenden zu halten und zu den vorliegenden Veröffentlichungen Ergänzungen aus unserem Gebiet zu geben“.¹⁸⁴ In den infolge der hohen Druckkosten auf knappsten Raum zu beschränkenden Rezensionen sollte gelegentlich auch sachliche Kritik und Wertung zum Ausdruck kommen. Auch „in den großen Zeiten von Hermann Bauer“ habe man sich nicht gescheut, „selbst unter Freunden Bedenken gegen vorgetragene Ansichten öffentlich auszusprechen und zu erörtern“ und „unzulängliche Leistungen als solche zu bezeichnen“.¹⁸⁵ So bündelte Wunder in seinem editorischen Programm Bewährtes aus den Zeiten seiner Vorgänger Bauer, Bossert und Kost mit neuen Forschungsansätzen, vor allem sozialgeschichtlichen.

Zu den Glanzlichtern der Jahrbücher der Wunder-Jahre zählen einige Beiträge überregional bekannter deutscher Historiker, die zum Teil aus Vorträgen in der Stadt Schwäbisch Hall hervorgegangen sind. Hierzu gehören die Aufsätze des Göttinger Mediävisten Percy Ernst Schramm über die „Kaiseridee des Mittelalters“,¹⁸⁶ des Würzburger Wirtschaftshistorikers Hermann Kellenbenz über den Erbauer der Klosterresidenz Mafra in Portugal, João Frederico Ludovice,¹⁸⁷ des Würzburger und Münchner Historikers Karl Bosl über die „mittelalterlichen Grundlagen der modernen deutschen Gesellschaft“,¹⁸⁸ des Heidelberger Historikers Erich Maschke über „Landesgeschichtsschreibung und Historische Vereine“¹⁸⁹ und des Bonner Historikers Walther Hubatsch über „Hochmeister-Residenzen des Deutschen Ordens“.¹⁹⁰ In diesem Zusammenhang seien auch die Artikel des Prähistorikers und provinzialrömischen Archäologen Hans Schönberger (Saalburg) über das „römische Kastell am Rendelstein in Öhringen“,¹⁹¹ des Neuendettelsauer Kirchenhistorikers Friedrich Wilhelm Kantzenbach über „Johannes Brenz. Der Prediger von Schwäbisch Hall und Reformator in Württemberg“,¹⁹² des Marburger und Bonner Historikers und Archivars Heinrich Büttner über „Staufische Territorialpolitik im 12. Jahrhundert“,¹⁹³ des Marburger Landes- und Verfassungshistorikers Walter Schlesinger über „Pfalzen und Kö-

183 Ebd. 30 (1955), S. 199.

184 WFr 43 (1959), S. 4.

185 Ebd.

186 Ebd. 41 (1957), S. 3–16 (Vortrag beim Heimattag anlässlich der 800-Jahrfeier der Stadt Schwäbisch Hall 1956).

187 Ebd. 42 (1958), S. 156–178.

188 Ebd. 44 (1960), S. 3–17 (Vortrag in der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins 1959).

189 Ebd. 58 (1974), S. 17–34 (Vortrag im Verein 1973).

190 Ebd. 60 (1976), S. 3–13.

191 Ebd. 43 (1959), S. 148–157.

192 Ebd. 46 (1962), S. 63–99.

193 Ebd. 47 (1963), S. 5–27 (Vortrag in der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins 1962).

nigshöfe in Württembergisch Franken und angrenzenden Gebieten“¹⁹⁴ und des Stuttgarter Agrarhistorikers Günther Franz über „Reformation und landesherrliches Kirchenregiment in Hohenlohe“¹⁹⁵ genannt.

Wunder und seine Mitarbeiter konnten zudem bedeutende wissenschaftliche Kräfte des Landes als Autoren für das Jahrbuch gewinnen. So untersuchte der Stuttgarter Prähistoriker Oscar Paret 1953/54 „Unsere vorgeschichtlichen Grabhügel in Württemberg und Hohenzollern“ in ihrer allgemeinen Bedeutung für Landschaft und Geschichte,¹⁹⁶ während sein Tübinger Kollege Wolfgang Kimmig 1973 einen umfassenden Überblick über die „Vorgeschichte zwischen Neckar und Nördlinger Ries“¹⁹⁷ bot. Von den Beiträgen des bekannten Tübinger Landesgeschichtlers Hansmartin Decker-Hauff seien dessen Ausführungen über den „Öhringer Stiftungsbrief“ von 1037, diesem für die Geschichtsforschung zahlreicher Städte und Gemeinden der Region so wichtigen Dokument, in den Jahrbüchern 1957 und 1958 hervorgehoben.¹⁹⁸ Der Stuttgarter Landesgeologe Walter Carlé vermittelte in mehreren Aufsätzen zur Geschichte des Alaun-Vitriol-Werkes in Crailsheim¹⁹⁹ und der Salinen im Brettachtal bei Gerabronn,²⁰⁰ in Criesbach, Niedernhall und Weißbach im mittleren Kochertal²⁰¹ und in Schwäbisch Hall²⁰² im Verlauf der 1960er Jahre neue Einblicke in die Frühindustrialisierung von Württembergisch Franken. Lebensbilder des 1848er-Revolutionärs Gottlieb Rau aus Gaildorf²⁰³ und des Schwäbisch Haller Fabrikanten Carl Kirchdörfer²⁰⁴ entwarfen die beiden Stuttgarter Landeshistoriker und Archivare Paul Sauer und Robert Uhland 1978 und 1980. Das Spektrum der Aufsätze des Tübinger Volkskundlers und Kulturwissenschaftlers Hermann Bausinger reichte von der „Waldenburger Fastnacht“ in „Volkssage und Geschichte“ 1957²⁰⁵ bis zur „Aufklärung und Lesewut“ 1980.²⁰⁶ Der Stuttgarter Landeskundler Hans Jänichen ging 1966 der Frage „Der oder die Bach“ im Rahmen eines Beitrages „zur fränkisch-schwäbischen Stammesgrenze“ nach,²⁰⁷ während sich der Stuttgarter Kunsthistoriker Werner Fleischhauer 1974 den heute in alle Winde verstreuten

194 Ebd. 53 (1969), S. 3–22 (Vortrag in der Jahreshauptversammlung des Historischen Vereins 1967).

195 Ebd. 58 (1974), S. 120–152.

196 WFr NF 28/29 (1953/54), S. 33–64.

197 WFr 57 (1973), S. 207–278.

198 Ebd. 41 (1957), S. 17–31; WFr 42 (1958), S. 3–32.

199 Ebd. 45 (1961), 75–101.

200 Ebd. 47 (1963), S. 149–190; WFr 53 (1969), S. 80–92.

201 Ebd. 48 (1964), S. 65–145.

202 Ebd. 51 (1967), S. 21–35.

203 Paul Sauer: Gottlieb Rau und die revolutionäre Erhebung in Württemberg im September 1848. In: WFr 62 (1978), S. 93–143.

204 Robert Uhland: Carl Kirchdörfer. Ein Wegbereiter der Industrialisierung 1814–1875. In: WFr 64 (1980), S. 197–210.

205 WFr 41 (1957), S. 107–130.

206 Ebd. 64 (1980), S. 179–196.

207 Ebd. 50 (1966), S. 72–77.

Kunstsammlungen der Herzöge von Württemberg-Neuenstadt widmete²⁰⁸. Diese Übersicht erhebt natürlich keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Besondere Akzente setzte die Schriftleitung unter Gerd Wunder durch zwei Festschriften und vier vorwiegend einem Hauptthema gewidmeten Jahrbüchern. Der voluminöse Band 50 von 1966 war Archivrat Karl Schumm (Neuenstein) zum 65. Geburtstag gewidmet, er enthält 18 „Beiträge zur Volks- und Landesforschung“, 15 Aufsätze über „Haus und Land Hohenlohe“ und ein umfassendes Verzeichnis der wissenschaftlichen und landeskundlichen Arbeiten des Geehrten²⁰⁹. Noch umfangreicher ist das Jahrbuch 1974 (Band 58) geraten, eine Festschrift zum 65. Geburtstag von Gerd Wunder, der die Schriftleitung für dieses Mal ganz an den Schwäbisch Haller Stadtarchivar Kuno Ulshöfer abtrat. 13 Beiträge zur allgemeinen Geschichte und Landeskunde und zwölf Aufsätze zur Genealogie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte teils illustrierter Autoren reihen sich hier aneinander, gefolgt von einem Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten des Gymnasialprofessors.²¹⁰

Das 1968er Jahrbuch ist anlässlich des 200. Geburtstags von Friedrich David Gräter ganz diesem Schwäbisch Haller Gymnasiallehrer der Goethezeit, dem deutschen Volkskundler und Begründer der wissenschaftlichen Nordistik, der mit Christoph Martin Wieland und Johann Gottfried Herder im Briefwechsel stand, gewidmet.²¹¹ Die Schriftleitung übernahm ausnahmsweise der Volkskundler Dieter Narr aus Eschenau bei Vellberg, der ergänzend im Jahrbuch von 1974 (Wunder-Festschrift) acht Briefe eines Studienfreundes an Gräter publizierte und kommentierte.²¹² Band 56 von „Württembergisch Franken“, 1972 zum 125-jährigen Vereinsjubiläum unter Mitarbeit des Landesdenkmalamts herausgegeben, vereinigt in sich ausschließlich „Beiträge zur Geschichte der Komburg“, dieser imposanten Klosteranlage auf einem Hügel im Kochertal vor den Toren von Schwäbisch Hall.²¹³ Das Jahrbuch enthält einen umfangreichen Tafelanhang mit vielen – für die damalige Zeit – hochwertigen Schwarzweiß-Abbildungen und einigen Kartenbeilagen. Auch Band 60 von 1976 entstand im Windschatten eines Jubiläums, und zwar der im Vorjahr von der Stadt Bad Mergentheim offiziell gefeierten „450. Wiederkehr der Ernennung der Stadt zur Residenz der Hoch- und Deutschmeister des Deutschen Ordens“.²¹⁴ Zunächst waren für den

208 Ebd. 58 (1974), S. 209–229.

209 Ebd. 50 (1966).

210 Ebd. 58 (1974).

211 Ebd. 52 (1968).

212 Dieter Narr: Georg Gustav Fülleborn an Friedrich David Gräter. Freundesbriefe aus den Jahren 1788–1795. In: WFr 58 (1974), S. 423–463.

213 WFr 56 (1972). – Gerd Wunder spricht sich in der Einleitung (S. 4) mit Nachdruck für die von allen Landeshistorikern traditionell verwendete Schreibweise „Großkomburg“ und „Kleinkomburg“ und damit gegen die vom Landesvermessungsamt „ohne Angabe von Gründen“ festgelegte Schreibweise „Comburg“ bzw. „Schloß Comburg“ und „Kleinkomburg“ aus.

214 WFr 60 (1976). – Tatsächlich kann Mergentheim frühestens ab 1527 als Hochmeisterresidenz gelten, wie Walther Hubatsch in seinem Beitrag anmerkt (S. 3).

„Sonderband“ zwölf Artikel zum Thema „Deutschordensland Mergentheim“ vorgesehen, das Vorhaben musste allerdings infolge zurückgezogener Beitragszusagen, abgelehnter Abnahmegarantien und Vorbestellungen sowie zu geringer Zuschüsse auf fünf Beiträge reduziert und zum Ausgleich um einige sachfremde Aufsätze erweitert werden.²¹⁵ Der 700 Jahre zurückliegende Schiedsspruch des Königs Rudolf von Habsburg, mit dem der langjährige Streit zwischen den Schenken von Limpurg und dem Schwäbisch Haller Rat zugunsten der Staufferstadt entschieden worden war, gab 1980 Veranlassung für ein Jahrbuch, das ausschließlich „Studien zur Geschichte der Stadt Schwäbisch Hall“ enthält.²¹⁶ Der damalige Wiener Schiedsspruch war für die Stadt am Kocher ein entscheidender Schritt auf dem Weg zur Reichsstadt.

Zu den kontinuierlich mitarbeitenden Jahrbuchautoren aus Schwäbisch Hall und Umgebung gehörte neben den drei Schriftleitern Wunder, Schumm und Lenckner in erster Linie der bereits erwähnte, bis Kriegsende in Stuttgart ansässige Architekt Eduard Krüger, zu dessen baulichen Glanzleistungen im Vereinsgebiet ohne Frage die helle Wandelhalle mit ihren schlanken Rippen im Bad Mergentheimer Kurpark von 1934/35 gehört. Krüger veröffentlichte 1951/52 und 1965 zwei umfassende Abhandlungen zur einstigen Klosterkirche St. Jakob (am heutigen Standort des Haller Rathauses)²¹⁷ und zum romanischen Ursprungsbau von St. Michael²¹⁸, die auf jahrzehntelanger Beobachtung vieler Bodenöffnungen beruhten und bis heute das Fundament der Baugeschichte Schwäbisch Halls bilden, wenn auch nicht alle seine Schlussfolgerungen heute noch überzeugen.²¹⁹ Genannt sei auch der Schwäbisch Haller Oberstudiendirektor Walter Hampel, der sich seit 1973 in Essays aktuellen ostfränkischen und ostschwäbischen Mundartautoren widmet.²²⁰

Die meisten Beiträge in der langen Amtszeit von Gerd Wunder als Schriftleiter stammen gewiss von ihm und seinen beiden Mitarbeitern Karl Schumm und Georg Lenckner, auch viele Buchbesprechungen flossen aus den Federn der drei. Gerd Wunder, Mitglied zahlreicher geschichtlicher Vereinigungen Südwestdeutschlands, veröffentlichte eine Vielzahl von Arbeiten zur Geschichte seiner Heimat Chile, zur deutschen Landesgeschichte, Schwäbisch Haller Stadtgeschichte und zu Quellen, Lebensbilder, Beiträge zur Sozialgeschichte, genealogische Abhandlungen über Familien der Agrarbevölkerung, des Bürgertums, des Patriziats, des Adels bis hin zum Hochadel – und das nicht nur in „Württemberg-

215 WFr 60 (1976), S. 317.

216 WFr 64 (1980).

217 WFr NF 26/27 (1951/52), S. 233–258.

218 WFr 49 (1965), S. 66–104.

219 Ulrike *Marski* (Hg.): Hall 1156 – die staufische Stadt. Schwäbisch Hall 2007, S. 27.

220 Z. B.: Walter *Hampel*: Gottlob Haag als Hohenloher Mundartdichter. In: WFr 57 (1973), S. 195–206; *Ders.*: Gottlob Haag, Willi Habermann, Fitzgerald Kusz, Wilhelm Staudacher und Dieter Wieland. Möglichkeiten moderner ostfränkischer und ostschwäbischer Mundartlyrik. In: WFr 61 (1977), S. 156–164.

gisch Franken“.²²¹ 1980 publizierte das spätere Ehrenmitglied des Historischen Vereins eine Sozialgeschichte der ehemaligen Reichsstadt unter dem Titel „Die Bürger von Hall“²²² in der von ihm 1967 begründeten Vereinsreihe der „Forschungen aus Württembergisch Franken“ für umfangreichere Arbeiten, in der 1984 und 1988 auch eine Auswahl seiner bisher veröffentlichten Lebensbilder in zwei Bänden unter dem Titel „Bauer, Bürger, Edelmann“²²³ erschien.

Karl Schumm, seit 1971 Ehrenmitglied des Historischen Vereins und Ehrendoktor der Philosophie der Eberhard-Karls-Universität Tübingen, verfasste – abgesehen von zahllosen Zeitungsaufsätzen – über 100 Arbeiten zur Verfassungs- und Rechtsgeschichte, Vor- und Frühgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Kunst und Kultur, über Burgen und Klöster, Adel, Bürger und Bauern – viele sind im Jahrbuch abgedruckt.²²⁴ Sein „Opus magnum“ aber bilden die gemeinsam mit seiner Ehefrau Marianne jahrzehntelang gesammelten und 1985 nach seinem Tod in einem 771 Seiten starken Band erschienenen „Hohenlohischen Dorfordnungen“.²²⁵ Pfarrer Georg Lenckner, auch er Ehrenmitglied des Vereins (seit 1963), ist vor allem durch seine zahlreichen Arbeiten zur fränkischen Personen-, Gelehrten- und Künstlergeschichte – viele in „Württembergisch Franken“ – hervorgetreten und hat sich besonders um die Entschlüsselung schwieriger Orts- und Personennamen in der Region verdient gemacht.²²⁶

Eine Darstellung der Wunder-Ära von „Württembergisch Franken“ wäre indessen unvollständig, wenn nicht eine kurze Notiz des Gymnasiallehrers im Jahrbuch von 1961 unter der Überschrift „Zeitgeschichte und Landeskunde“ Erwähnung fände, die ein interessantes Schlaglicht auf die Beschäftigung der Regional- und Ortsgeschichte jener Zeit mit dem Nationalsozialismus wirft.²²⁷

Gerd Wunder bezieht sich in seinem Text auf einen bemerkenswerten Aufsatz von Franz-Josef Heyen in der vorjährigen Juliausgabe der Zeitschrift „Geschichte in Wissenschaft und Unterricht“, in dem der Koblenzer Archivrat feststellt, dass die Geschichte des Dritten Reiches „nur in den oberen Rängen“ spiele und in der Landes- und Ortsgeschichte verdrängt werde.²²⁸ Gerade im Bereich der geschichtlichen Landeskunde, in der „Kleinforschung“, die ein Bild von der Praxis und vom Alltag liefere, erwartete Heyen Aufschlüsse zur vorzeitig abgebro-

221 Verzeichnis der wissenschaftlichen Arbeiten G. Wunders in: WFr 58 (1974), S. 494–500.

222 Gerd Wunder: Die Bürger von Hall. Sozialgeschichte einer Reichsstadt 1216–1802 (FWFr 16). Sigmaringen 1980.

223 Gerd Wunder: Bauer, Bürger, Edelmann. Ausgewählte Aufsätze zur Sozialgeschichte. Festgabe zu seinem 75. Geburtstag (FWFr 25). Sigmaringen 1984; Ders.: Lebensläufe. Bauer, Bürger, Edelmann. Band 2. In memoriam Gerd Wunder (FWFr 33). Sigmaringen 1988.

224 Die wissenschaftlichen und landeskundlichen Arbeiten von Karl Schumm in: WFr 50 (1966), S. 416–418.

225 Karl und Marianne Schumm (Bearb.): Hohenlohische Dorfordnungen (Württembergische ländliche Rechtsquellen 4). Stuttgart 1985.

226 Vgl. WFr 38 (1964), S. 184.

227 WFr 35 (1961), S. 147 f.

228 Franz-Josef Heyen: Zeitgeschichte und Landeskunde. Zur Diskussion gestellt. In: GWU 11 (1960), S. 401–409.

chenen Frage nach der Kollektivschuld, Aufschlüsse über das Ausmaß der „Kenntnis oder Unkenntnis im deutschen Volke“.²²⁹ Die Argumente, „daß die Zeit noch nicht reif sei und man noch nicht genügend Abstand gewonnen habe, um sine ira et studio ein Urteil finden zu können, und daß noch zu viele der damals politisch Tätigen lebten, die man durch die Erwähnung ihres Tuns nicht schädigen dürfe“, rechtfertigten nach Heyens Ansicht diesen „‘Mord‘ an der Geschichte“ nicht.²³⁰ Darstellungen und Quellenveröffentlichungen über diese Zeit könnten sich durchaus mit anonymisierten Personen- und Ortsangaben begnügen, „da es für den zu schildernden Tatbestand völlig unbedeutend ist, wer diese oder jene positive oder negative Tat anordnete oder ausübte“.²³¹ Zunächst aber gehe es vor allem, so Heyen, um den „heute viel wichtigeren Teil der Erfassung, Erstellung und Sicherstellung der Quellen“, zu denen der Archivrat Briefsammlungen und Tagebücher, andere private Aufzeichnungen, Privatsammlungen von Druck- und Flugschriften, Tageszeitungen, Zeugenbefragungen und Erlebnisberichte rechnet.²³² Gerade die Tatsache, dass bereits zahlreiche Quellen verloren gegangen seien, mache es, so Heyen, „um so nötiger [...], schnellstens etwas für die Erfassung und Rettung der noch vorhandenen Nachrichtenquellen zu tun“.²³³ Wunder reagierte auf die Anregung von Heyen eher etwas verhalten, er hielt sie, „wie man auch zu seinen einzelnen Gedanken stehen mag, zumindest einer Erörterung wert“.²³⁴ Er verwies auf die 1957 erschienene 254-seitige Darstellung des Backnanger Studienrats und Vereinsmitglieds Friedrich Blumenstock „Der Einmarsch der Amerikaner und Franzosen im nördlichen Württemberg im April 1945“²³⁵ als eines „der ersten Bücher über die jüngste Geschichte“.²³⁶ Karl Schumm hatte den Band im Jahrbuch „Württembergisch Franken“ von 1958 besprochen und auf die Notwendigkeit der Sammlung weiterer „objektiver Berichte“ für eine zukünftige, zu überarbeitende Neuauflage hingewiesen.²³⁷ In ähnlicher Weise wollte Wunder im Interesse der Wahrheitsfindung „Heyens Anregungen auch in unserer Landschaft zur Diskussion stellen und anregen, Tatsachen und Erlebnisberichte aufzuzeichnen und dem Historischen Verein für Württembergisch Franken zur Verfügung zu stellen – nicht zur Veröffentlichung, sondern zur Sammlung“.²³⁸ Welche Resonanz diese Sammlungsaufrufe fanden, ist nicht bekannt. Die Darstellung von Blumenstock erschien 1994 jedenfalls in

229 Ebd., S. 406 ff.

230 Ebd., S. 403.

231 Ebd., S. 405.

232 Ebd., S. 405, 408.

233 Ebd., S. 408.

234 WFr 35 (1961), S. 147.

235 Friedrich *Blumenstock*: Der Einmarsch der Amerikaner und Franzosen im nördlichen Württemberg im April 1945 (Darstellungen aus der württembergischen Geschichte 41). Stuttgart 1957.

236 WFr 35 (1961), S. 147.

237 Ebd. 42 (1958), S. 201.

238 Ebd. 35 (1961), S. 147.

einer Neuausgabe – als unveränderter Nachdruck.²³⁹ Und bis zum Rücktritt von Gerd Wunder als hauptverantwortlicher Schriftleiter 1980 erschien im Jahrbuch „Württembergisch Franken“ nur ein einziger Beitrag über das Dritte Reich im Vereinsgebiet – 1980 von Michael Sylvester Koziol zum amerikanischen Luftangriff auf Schwäbisch Hall am 23. Februar 1945.²⁴⁰

1981–2003: Von Kuno Ulshöfer bis Andreas Maisch

Mit dem 1935 geborenen Kuno Ulshöfer, seit 1965 Schwäbisch Haller Stadtarchivar und seit 1968 Mitarbeiter in der Schriftleitung des Jahrbuchs, begann 1981 nach den Pfarrern und Lehrern die Reihe der ausgebildeten hauptamtlichen Archivare unter den hauptverantwortlichen Schriftleitern von „Württembergisch Franken“. Ulshöfer übernahm das Amt nach eigenen Worten im Auftrag des Ausschusses, „nicht ohne mich der Hilfe und des Rates meines väterlichen Freundes und Mentors Gerd Wunder zu versichern“.²⁴¹ Gerd Wunder unterzog sich in seinen letzten Lebensjahren der mühevollen Zusammenstellung des Orts- und Personenregisters, wobei er strikt an der „seit Jahrhunderten“ üblichen Schreibweise „Komburg“ mit „K“ festhielt, „obwohl aus unerfindlichen Gründen die amtliche Schreibweise Comburg lautet“.²⁴² Ulshöfer, der bereits 1984 als Leiter an das Stadtarchiv Nürnberg wechselte, ist in seinen Schwäbisch Haller Jahren neben Publikationen zur Stadtgeschichte auch durch zwei Ausstellungen 1970 über den Reformator Johannes Brenz²⁴³ und 1982 über die Geschichte der Juden in Hall²⁴⁴ hervorgetreten. Von seinen Jahrbuchbeiträgen seien die Aufsätze über die „evangelische Politik der Reichsstadt Hall“ in den 1530er Jahren,²⁴⁵ über die Industrialisierung der Kocherstadt im 19. Jahrhundert²⁴⁶ und über „Spital und Krankenpflege im späten Mittelalter“²⁴⁷ genannt.

239 *Blumenstock* (wie Anm. 235); (Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken 8), Crailsheim 1994.

240 Michael Sylvester *Koziol*: Der amerikanische Luftangriff am 23. Februar 1945 auf Schwäbisch Hall. In: WFr 64 (1980), S. 211–231.

241 WFr 65 (1981), S. 314.

242 Ebd. 70 (1986), S. 225.

243 Hans-Martin *Maurer*, Kuno *Ulshöfer* (Bearb.): Johannes Brenz 1499–1570. Eine Gedächtnis-ausstellung zum 400. Todesjahr des Reformators, durchgeführt vom Hauptstaatsarchiv Stuttgart. Schwäbisch Hall 1970.

244 Kuno *Ulshöfer* (Bearb.): Aus der Geschichte der Juden in Hall. Ausstellung des Stadtarchivs Schwäbisch Hall vom 15.–28. Februar 1982 in der Stadtbibliothek Schwäbisch Hall aus Anlaß der Veranstaltungsreihe des Goethe-Instituts Schwäbisch Hall „Zeugnisse einer verlorenen Zeit“. Schwäbisch Hall 1982.

245 Kuno *Ulshöfer*: Die evangelische Politik der Reichsstadt Hall vom Augsburger Reichstag 1530 bis zum Eintritt der Stadt in den Schmalkaldischen Bund. In: WFr 55 (1971), S. 67–83.

246 Kuno *Ulshöfer*: Schwäbisch Hall und die Industrialisierung im 19. Jahrhundert. In: WFr 58 (1974), S. 478–493.

247 Kuno *Ulshöfer*: Spital und Krankenpflege im späten Mittelalter. In: WFr 62 (1978), S. 49–68.



Abb. 12: Dr. Kuno Ulshöfer (geb. 1935), Stadtarchivdirektor, Schwäbisch Hall, Schriftleiter 1981–1984. Foto: Haida/Haller Tagblatt, Vorlage und Reproduktion Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Nr. 16 236.

Auch Ulshöfers Nachfolger als Schriftleiter, Oberstaatsarchivrat Gerhard Taddey (1937–2013), Leiter des Hohenlohe-Zentralarchivs, ein gebürtiger Gelsenkirchener, der nach dem Studium in Göttingen und Freiburg und der archivarischen Staatsprüfung seit 1967 zunächst im Hauptstaatsarchiv in Stuttgart und ab 1971 in Neuenstein grundlegende Aufbau- und Ordnungsaufgaben übernommen hatte, betreute bis zu seiner Versetzung zum Abteilungsleiter der Landesarchivdirektion nach Stuttgart 1986 nur wenige Jahrgänge von „Württembergisch Franken“.²⁴⁸ Zu den Pionierleistungen Gerhard Taddeys gehörte die gemeinsam mit Franz Hundsnurscher erarbeitete Darstellung „Die jüdischen Gemeinden in Baden: Denkmale, Geschichte, Schicksale“ von

1968²⁴⁹ im Rahmen der umfassenden, wissenschaftlich fundierten Dokumentation über die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs während der nationalsozialistischen Verfolgungszeit von 1933 bis 1945. Taddeys regionale Arbeitsschwerpunkte waren die Geschichte des Hauses und Landes Hohenlohe, seiner Schlösser Langenburg, Neuenstein und Hermersberg, die Geschichte einzelner Städte und Gemeinden der Region sowie die Geschichte der Medizin, der

248 Norbert Hofmann, Stephan Molitor, Robert Kretzschmar, Andreas Maisch: Zum Geleit. In: WFr 86 (2002), (Festschrift Gerhard Taddey), S. 7 ff.; Peter Müller: Gerhard Taddey (16.11.1937–13.11.2013). In: WFr 97 (2013), S. 319–323; Ernst Breit: Zum Gedenken an Professor Dr. Gerhard Taddey. In: WFr 97 (2013), S. 324–325; Robert Kretzschmar: Gerhard Taddey †. In: Der Archivar 67 (2014), S. 127–129; Anton Schindling, Uwe Sibeth: Nachruf auf Gerhard Taddey (1937–2013). In: ZWLG 73 (2014), S. 363–370.

249 Franz Hundsnurscher, Gerhard Taddey: Die jüdischen Gemeinden in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksale (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 19). Stuttgart 1968.

Kunst, der frühen Kartographie und die Kirchengeschichte. Die langjährige Beschäftigung mit der Geschichte der Juden in Württembergisch Franken in Veröffentlichungen und Vorträgen führte 1992 zur 376 Seiten umfassenden Publikation „Kein kleines Jerusalem. Geschichte der Juden im Landkreis Schwäbisch Hall“.²⁵⁰ Taddey, der seinen Neuensteiner Wohnsitz nicht aufgab, übernahm nochmals von 2004 bis zu seinem Tod Verantwortung für das Jahrbuch.

Sein Nachfolger als Leiter des Hohenlohe-Zentralarchivs, Oberstaatsarchivrat Franz Moegle-Hofacker, trat mit dem Jahrgang 1988 auch die Nachfolge Taddeys in der Schriftleitung von „Württembergisch Franken“ an. Zu den bekanntesten Veröffentlichungen Moegle-Hofackers zählen Arbeiten zum „Parlamentarismus der Krone“ unter Württembergs König Wilhelm I.²⁵¹ und zur Bürgerordnung der Stadt Waldenburg von 1687.²⁵² Der Neuensteiner Archivleiter, der 1994 eine neue Aufgabe im Hauptstaatsarchiv Stuttgart übernahm, ist im Jahrbuch 1989 durch den Beitrag „Stadt und Staat im Kleinfor-

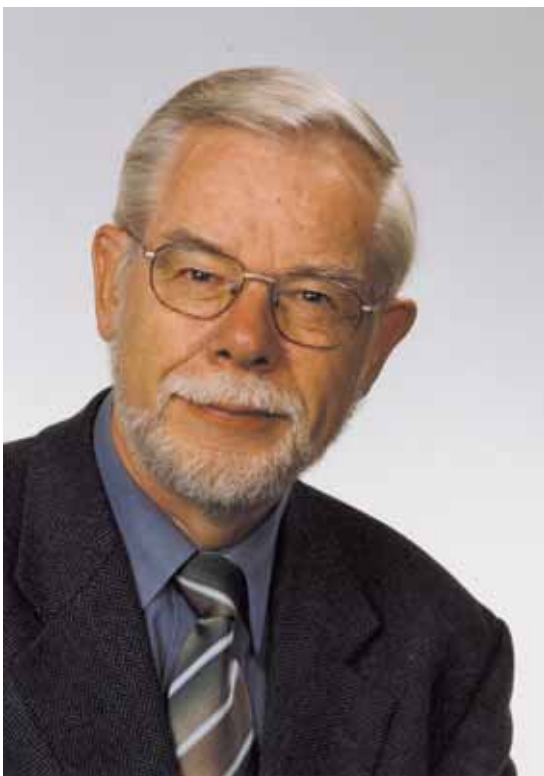


Abb. 13: Prof. Dr. Gerhard Taddey (1937–2013), Leitender Archivdirektor, Neuenstein, Schriftleiter 1985–1987 und Mitglied der Schriftleitung 2004–2013. Foto: Atelier Kleiber, Ludwigsburg, Vorlage und Reproduktion: Stadtarchiv Schwäbisch Hall, Nr. 39 150.

250 Gerhard Taddey: Kein kleines Jerusalem. Geschichte der Juden im Landkreis Schwäbisch Hall (FWFr 36). Sigmaringen 1992.

251 Franz Moegle-Hofacker: Zur Entwicklung des Parlamentarismus in Württemberg. Der „Parlamentarismus der Krone“ unter König Wilhelm I. (VKfgL B 97). Stuttgart 1981.

252 Franz Moegle-Hofacker (Bearb.): Bürgerordnung zu Waldenburg von 1687. Ein Beitrag zur Geschichte des südwestdeutschen Bürgertums. Hg. von der Stadt Waldenburg. Kommentiert von Otto Borst. Crailsheim 1987.

mat“,²⁵³ Text eines in Waldenburg anlässlich des 300-jährigen Jubiläums der Bürgerordnung gehaltenen Vortrags, vertreten.

Neuer Jahrbuch-Schriftleiter wurde Andreas Maisch, ein gebürtiger Stuttgarter des Jahrgangs 1960, der Mitte 1993 seinen Dienst als Leiter des Stadt- und Hospitalarchivs in Schwäbisch Hall angetreten hatte. Andreas Maisch ist 1990 mit einer in der Druckfassung 518-seitigen Dissertation über „Lebensbedingungen und Lebensstile in einer ländlichen Gesellschaft der frühen Neuzeit“ promoviert worden.²⁵⁴ Entsprechend liegen seine Schwerpunkte neben der allgemeinen Schwäbisch Haller Stadtgeschichte und der Ortsgeschichte einzelner Stadtteile vor allem in der Sozialgeschichte im weitesten Sinne, auch der Frauengeschichte und der Geschichte der einstigen jüdischen Bevölkerung. In den Jahrbüchern ist er durch zwei Aufsätze über Kirchen- und Schulordnungen²⁵⁵ sowie über Behinderungen und behinderte Menschen²⁵⁶ in der Reichsstadt am Kocher vertreten.

Als Redaktionsmitarbeiterinnen und -mitarbeiter wirkten an den Jahrbüchern von 1981 bis 2003 – abgesehen von Gerd Wunder (1981–1988, seit 1986 Register) – vom Stadt- und Hospitalarchiv Schwäbisch Hall Herta Beutter (1981–1984 Redaktionsassistentin, 1994–1995 Mitarbeit), Archivleiter Manfred Akermann (1986–1993 Rezensionen) und Daniel Stihler (1994–2003 Mitarbeit), vom Kreisarchiv Schwäbisch Hall Hans Peter Müller (1989–1990 Register) und vom Kreisarchiv des Hohenlohekreises in Künzelsau bzw. Neuenstein Rainer Gross (1991–1993 Register) mit. Die meisten von ihnen sind mit Beiträgen in den Jahrbüchern dieser Zeitspanne vertreten. Erwähnt seien die kurzen Ausführungen von Herta Beutter, der ersten und bisher einzigen Frau in der Schriftleitung, über die Heilig-Grabkapelle auf dem Friedhof in Schwäbisch Hall-Steinbach²⁵⁷ sowie die beiden Aufsätze von Daniel Stihler über Schwäbisch Hall während des Bauernkrieges 1525²⁵⁸ und über die bis 1802 im Bereich der Schwäbisch Haller Altstadt entstandenen Brücken und Stege.²⁵⁹ Der jüngeren Vergangenheit widmen sich die Beiträge von Hans-Peter Müller über die Geschichte der Schwäbisch

253 Franz *Moegle-Hofacker*: Stadt und Staat im Kleinformat. Was gibt der ‚kleine Gegenstand‘ für die ‚große Forschung‘ her?. In: WFr 73 (1989), S. 141–154.

254 Andreas *Maisch*: Notdürftiger Unterhalt und gehörige Schranken. Lebensbedingungen und Lebensstile in württembergischen Dörfern der frühen Neuzeit (Quellen und Studien zur Agrargeschichte 37). Stuttgart, Jena, New York 1992.

255 Andreas *Maisch*: ‚Bürgerlich policey‘ und ‚christlich Kirch‘. Kirchen- und Schulordnungen der Reichsstadt Schwäbisch Hall. In: WFr 80 (1996), S. 175–199.

256 Andreas *Maisch*: Behinderungen und behinderte Menschen in der Reichsstadt Schwäbisch Hall. In: WFr 86 (2002), S. 321–332.

257 Herta *Beutter*: Die Heilig-Grabkapelle auf dem Friedhof in Schwäbisch Hall-Steinbach. In: WFr 70 (1986), S. 147–150.

258 Daniel *Stihler*: ‚Wan Got straffen will, so hetzt er Wolff an Wolff‘: Schwäbisch Hall und der Bauernkrieg 1525. In: WFr 83 (1999), S. 179–221.

259 Daniel *Stihler*: Die Schwäbisch Haller Brücken und Stege des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. In: WFr 86 (2002), S. 95–126.



Abb. 14: Zeitschrift und Jahrbuch im Wandel der Zeiten, Collage von Otto Windmüller, Schwäbisch Hall.

Haller Arbeiterbewegung bis 1890²⁶⁰ und über den Antisemitismus im Königreich Württemberg zwischen 1871 und 1914²⁶¹ sowie von Rainer Gross und anderen über jüdisches Leben in Hohebach (Gemeinde Dörzbach, Hohenlohekreis).²⁶²

Dem „Ruf nach Darstellungen zur neueren Geschichte“²⁶³ wurde seit Beginn der 1980er Jahre in den Jahrbüchern „Württembergisch Franken“ endlich Rechnung getragen. Im Band 66 von 1982 finden sich die beklemmenden Erinnerungen der Pfarrerswitwe Irmgard Umfrid an ihren Ehemann Hermann Umfrid und an dessen Amtsjahre 1930 bis 1934 in Niederstetten (Main-Tauber-Kreis) während des heraufziehenden und schließlich alles beherrschenden Nationalsozialismus.²⁶⁴ Pfarrer Umfrid hatte sich in einer Predigt gegen SA-Übergriffe auf Juden am 25. März 1933 im Taubertal gewandt und war im folgenden Jahr, von den Nationalsozialisten immer stärker bedrängt und von seiner evangelischen Amtskirche im Stich gelassen, freiwillig in den Tod gegangen. Das Jahrbuch 1984 brachte den Text eines Vortrags von Thomas Schnabel, ab 1989 Leiter des Hauses der Geschichte Baden-Württemberg in Stuttgart, über Schwäbisch Hall auf dem „Weg ins Dritte Reich“, gehalten am 12. Juni 1983 in der Kocherstadt „anlässlich des 50. Jahrestags des SPD-Verbotes am 22. Juni 1933“.²⁶⁵ Einer speziellen Opfergruppe des „Dritten Reiches“ bzw. Zweiten Weltkriegs, den „Zigeunerkindern“ aus der St. Josephspflege in Mulfingen (Hohenlohekreis), widmet sich die Darstellung von Johannes Meister im gleichen Band.²⁶⁶ 37 Sinti-Kinder wurden deportiert, nur vier überlebten – „Wiedergutmachungsleistungen“ gab es nach dem Krieg in Baden-Württemberg in zehn, in Hessen in vier Fällen, in 19 Fällen wurden keine gewährt.

Der 50. Jahrestag der Machtübertragung an Adolf Hitler 1983 und insbesondere der 40. Jahrestag des Kriegsendes 1985 mit der damaligen Rede von Bundespräsident Richard von Weizsäcker über die „Befreiung vom Nationalsozialismus“, die zum Wandel in der deutschen „Erinnerungskultur“ führte, fanden auch in den Jahrbüchern einen gewissen Niederschlag. Im Jahrgang 1988 erschien eine knapp über 100-seitige Untersuchung von Anette Hettinger über den Aufstieg der NSDAP, die „Machtergreifung“ und die „Gleichschaltung“ am Beispiel des

260 Hans Peter Müller: Vom Arbeiterbildungsverein zur Sozialdemokratie. Die Haller Arbeiterbewegung von den Anfängen bis zum Fall des Sozialistengesetzes. In: WFr 72 (1988), S. 195–219.

261 Hans Peter Müller: Antisemitismus im Königreich Württemberg zwischen 1871 und 1914. In: WFr 86 (2002), S. 547–583.

262 Georg Leiberich, Rainer Gross, Kurt Häfele, Ernst Zeller: „Ich liebte dieses Dorf und seine Leute.“ Jüdisches Leben in Hohebach. In: WFr 83 (1999), S. 223–246.

263 WFr 66 (1982), S. 288.

264 Irmgard Umfrid: Hermann Umfrid. Erinnerungen an die Jahre 1930 bis 1934 in Niederstetten. In: WFr 66 (1982), S. 203–227.

265 Thomas Schnabel: Auf dem Weg ins Dritte Reich – Der Fall Schwäbisch Hall. In: WFr 68 (1984), S. 179–195.

266 Johannes Meister: Schicksale der „Zigeunerkinder“ aus der St. Josephspflege in Mulfingen. In: WFr 68 (1984), S. 197–229.

badischen Amtsbezirks Adelsheim.²⁶⁷ Das Jahrbuch 1986 brachte einen kurzen Bericht über die „Kämpfe im Raum Krautheim im April 1945“ von Karlheinz Böckle²⁶⁸ der Jahrgang 2000 eine etwas längere Darstellung über die „Kämpfe um Schwäbisch Hall“ des gleichen Kriegsmonats von Erik Windisch²⁶⁹ – beide Beiträge beschränken sich auf die Schilderung der militärischen Ereignisse. Karlheinz Böckle war sich der Unvollständigkeit seines Berichtes bewusst und rief zur Sammlung weiterer Aussagen zur Abrundung des Gesamtbildes dieses „schrecklichen Krieges“ auf: „Bevor alles im Dunkel der Vergangenheit verschwindet, sollte festgehalten werden, was die Zivilbevölkerung, die Kriegsgefangenen, die Flüchtlinge, die Ausgebombten usw. erlebt und erlitten haben.“²⁷⁰ Im Wesentlichen auf den Berichten von Zeitzeugen basiert die Darstellung der Zerstörung Waldenburgs Mitte April 1945 von Ulrich von Sanden im Jahrbuch 1996,²⁷¹ während die Aufzeichnungen von Elisabeth Pfisterer, Pfarrfrau in Gelbingen von 1941 bis 1952, im Band 87 von 2003 eindringliche und berührende Einblicke in den Dorfalltag dieser schweren Zeit in der Gemeinde nahe Schwäbisch Hall gewähren.²⁷²

Mit dem angedeuteten Wandel in der Erinnerungskultur erfuhr auch die im Holocaust untergegangene jüdische Lebenswelt in Württembergisch Franken zunehmende Aufmerksamkeit. So erläutert Efraim Jonai aus Haifa (Israel) im Jahrbuch 1984 anhand von zehn Abbildungen einzelne Motive und Schriftfelder der von Eliezer Sussmann 1738/39 ausgemalten Synagogenvertäfelung aus Untertimpurg, die zu den besonders kostbaren Exponaten des Hällisch-Fränkischen Museums in der ehemaligen Reichsstadt am Kocher gehört.²⁷³ Uri Kaufmann widmet sich in kurzen Ausführungen im Band 82 von „Württembergisch Franken“ (1998) einem Genisa-Fund in Form einer Vielzahl von hebräischen Druckfragmenten, die zu Beginn der 1980er Jahre bei Restaurierungsarbeiten an der ehemaligen Synagoge von Michelbach/Lücke in den Bauschutt gelangten und teilweise geborgen werden konnten.²⁷⁴ Mit der Geschichte der Juden in Weikers-

267 Anette *Hettinger*: Die NSDAP auf dem Land. Aufstieg, Machtergreifung und Gleichschaltung im badischen Amtsbezirk Adelsheim 1928–1935. In: WFr 72 (1988), S. 91–194.

268 Karlheinz *Böckle*: Die Kämpfe im Raum Krautheim im April 1945. In: WFr 70 (1986), S. 135–140.

269 Erik *Windisch*: Die Kämpfe um Schwäbisch Hall im April 1945. In: WFr 84 (2000), S. 289–353.

270 WFr 70 (1986), S. 140.

271 Ulrich *von Sanden*: Die Zerstörung Waldenburgs im Zweiten Weltkrieg. In: WFr 80 (1996), S. 297–324.

272 Elisabeth *Pfisterer*: Elisabeth Pfisterer, Pfarrfrau in Gelbingen 1941–1952. In: WFr 87 (2003), S. 255–262.

273 Efraim *Jonai*: Einige Erläuterungen zur Bemalung der Holzsynagoge in Hall. In: WFr 68 (1984), S. 139–152.

274 Uri R. *Kaufmann*: Die Synagogen-Ablege in Wallhausen-Michelbach an der Lücke. Fragen zur jüdischen Kultur Württembergisch Frankens. In: WFr 82 (1998), S. 143–156.

heim beschäftigt sich Helmut Herrmann im Jahrbuch 1988,²⁷⁵ während Martin Frey und Stefan Kraut im Jahrbuch 1993 die einstige jüdische Gemeinde in Künzelsau dokumentieren.²⁷⁶ Seine „Hohenloher Memoiren 1933–1939“ schrieb der mittlerweile in Israel verstorbene einstige Religionslehrer, Kantor und Jugendleiter in Schwäbisch Hall sowie anschließende Leiter der jüdischen Bezirksschule in Braunsbach, Simon Berlinger, für den Jahrgang 1992 von „Württembergisch Franken“ nieder.²⁷⁷ Für das Jahrbuch 1998 stellte Paul Sauer seine Erinnerungen an die Zusammenarbeit mit dem nach England emigrierten jüdischen Künstler Hermann Fechenbach bei dessen Buchprojekt „Die letzten Mergentheimer Juden“ von 1972 zur Verfügung.²⁷⁸ Die sehr wechselhafte und entbehrungsreiche Karriere des jüdischen Volksschullehrers Nathan Eduard Sommer aus Ailringen (bei Mulfingen) zeichnet Elmar Weiss im Jahrgang 2000, ergänzt um ein von Sommer selbst verfasstes „Curriculum vitae“, nach.²⁷⁹

Zweimal änderte sich in den 1980er und 1990er Jahren das äußere Erscheinungsbild der Jahrbuchreihe. Seit dem Band 73 von 1989 erschien „Württembergisch Franken“ mit einer wechselnden Farbabbildung auf weißem Schutzumschlag und seit Band 83 – allerdings nur für fünf Jahrgänge – mit hellblau-weiß gehaltenem Einband ohne Umschlag. Auch der Bandumfang nahm in diesen Jahren zeitweilig erheblich zu: Spitzenwerte erreichten die Jahrgänge 1993 mit 588, 1994 mit 592, 1995 mit 584, 2001 mit 538 und 2002 (Festschrift für Gerhard Taddey) mit 638 Seiten. Zuvor waren schon die Jahrbücher 1989 und 1990 mit je einem Zusatzband („Beilage“) mit einer in sich abgeschlossenen umfangreicheren Abhandlung erschienen. Von 1989 bzw. 1991 bis 2003 leitet ein Vorwort des Vereinsvorsitzenden Albert Rothmund bzw. Christoph Philippi, seit 1996 gemeinsam mit Schriftleiter Maisch verfasst, in den themenreichen und weitgefächerten Inhalt des einzelnen Bandes ein.

In den 1980er und 1990er Jahren öffnete sich das Jahrbuch – abgesehen von der Zeitgeschichte – auch anderen neuen Themen, von denen hier einige angeführt seien. Über das reiche „Musikschaffen“ im Baden-Württembergischen Franken bis zum Ende des Alten Reiches bietet der Mainzer Musikwissenschaftler Friedrich W. Riedel im Jahrgang 1990 einen einleitenden Überblick, dem sich im gleichen Band fünf weitere Beiträge, alle Referattexte der im Vorjahr im ehemaligen Kloster Schöntal abgehaltenen Tagung „Musik aus dem Baden-Württembergischen Franken“, anschließen.²⁸⁰ Im Band 76 der Jahrbuchreihe sind zwei

275 Helmut *Herrmann*: Zur Geschichte der Juden in Weikersheim (1637–1987). In: WFr 72 (1988), S. 373–378.

276 Martin *Frey*, Stefan *Kraut* :... und lebten unter uns. Juden in Künzelsau. In: WFr 77 (1993), S. 475–521.

277 Simon *Berlinger*: Hohenloher Memoiren 1933–1939. In: WFr 76 (1992), S. 297–316.

278 Paul *Sauer*: Erinnerungen an Hermann Fechenbach. In: WFr 82 (1998), S. 325–338.

279 Elmar *Weiss*: „Arm an Geld und noch ärmer an Hoffnungen“. Der Lebenslauf des jüdischen Volksschullehrers Nathan Eduard Sommer aus Ailringen. In: WFr 84 (2000), S. 235–257.

280 WFr 74 (1990), S. 5–108.

Arbeiten von Teilnehmern des Leistungskurses Geschichte der Jahrgangsstufe 13 des Erasmus-Widmann-Gymnasiums in Schwäbisch Hall abgedruckt, die sich den Dr. Gerd-Wunder-Preis für besondere Leistungen im Fach Geschichte 1991 teilten. Die Arbeit von Armin Müller befasst sich mit der Oberamtsstadt Hall „im Spiegel des 1. Weltkriegs“, diejenige von Florian Wandel mit dem „Alltag und politischen Wandel“ der Stadt am Kocher von Oktober 1918 bis Januar 1919.²⁸¹ Mit einem der dunkelsten Kapitel der einstigen Deutschordens-Residenzstadt (Bad) Mergentheim, den Hexenprozessen von 1628 bis 1631 auf der Grundlage der damaligen Verhörprotokolle im Staatsarchiv Ludwigsburg, beschäftigt sich ein umfangreicher Beitrag von Karin Wohlschlegel im Jahrbuch „Württembergisch Franken“ von 1995.²⁸² Philippe Alexandre aus Schwäbisch Halls französischer Partnerstadt Epinal spürt im Jahrbuch 1999 den „Erben der 48er Revolution“ in der Kocherstadt während des Kaiserreichs von 1871 bis 1914, den „bürgerlichen“ Demokraten bzw. dem Haller Volksverein auf der einen und den „sozialen“ Demokraten bzw. der Arbeiterbewegung auf der anderen Seite, nach.²⁸³ Einem eher düsteren Aspekt der Renaissancezeit, den chemisch-alchemischen Experimenten des Grafen Wolfgang II. von Hohenlohe in Weikersheim, wendet sich Jost Weyer (Hamburg) in Band 87 des Jahrbuchs „Württembergisch Franken“ von 2003 zu.²⁸⁴

Da die Geologie und die Vor- und Frühgeschichte über eigene Publikationsorgane im Lande verfügen, findet man im Jahrbuch „Württembergisch Franken“ seit 1981 nur recht wenige Beiträge in diesen beiden Disziplinen. Mit dem im Zuge des Eisenbahnbaus durch Erdbewegungen und Auffüllungen verschütteten Umlaufberg von Schwäbisch Hall beschäftigt sich zum Beispiel der Geologe Theo Simon (Fichtenberg) im Jahrbuch 1989.²⁸⁵ Der Prähistoriker Rüdiger Krause, seinerzeit Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes in Stuttgart, lieferte für die Jahrgänge 1982 und 1991 Vorberichte über die vor- und frühgeschichtlichen Funde der Grabungen von 1980 in Ernsbach (Stadt Forchtenberg)²⁸⁶ und über die archäologischen Grabungen und Forschungen im römischen Lagerdorf in Jagsthausen von 1987 bis 1989.²⁸⁷

Einen traditionellen Schwerpunkt bilden in der Reihe der Jahrbücher Abhandlungen zur Architektur- und Baugeschichte, Studien über Sakralbauten, Burgen, Schlösser und Stadthäuser. Nahezu die Hälfte des Jahrbuchs 1981 nehmen fünf Beiträge zur Bau- und Kunstgeschichte der Komburg (Großcomburg) von Clemens Kosch, Fritz Arens, Hans-Joachim von Brockhusen, Rainer Jooß und Horst

281 Ebd. 76 (1992), S. 275–296.

282 Ebd. 79 (1995), S. 41–115.

283 Ebd. 83 (1999), S. 351–390.

284 Ebd. 87 (2003), S. 11–41.

285 Ebd. 73 (1989), S. 271–278.

286 Ebd. 66 (1982), S. 7–46.

287 Ebd. 75 (1991), S. 23–48.

Wengerter ein,²⁸⁸ denen im Jahrgang 1994 ein weiterer Forschungsbericht zu diesem ehemaligen Klosterkomplex von Ulrike Plate, Mitarbeiterin des damaligen Landesdenkmalamts, folgt.²⁸⁹ In ähnlicher Weise gehören in den Jahrbüchern „Württembergisch Franken“ seit jeher kunstgeschichtliche Beiträge, Artikel über Kunstsammlungen, über Raumausstattungen und Künstler, zu den festen und unverzichtbaren Bestandteilen. Anna-Franziska von Schweinitz liefert beispielsweise im Jahrgang 1987 Beiträge zur Rekonstruktion der „Kirchberger Kunstammer“ in Schloss Neuenstein, einer im Besitz des Hauses Hohenlohe seit über 300 Jahren im Grundbestand fast unveränderten „Kunst- und Raritätenkammer“.²⁹⁰

Mit dem Mönchsorden der Zisterzienser, seinen (ehemaligen) Niederlassungen in der Region und dem Bildungsstand der fränkischen Zisterzienserinnenkonvente beschäftigen sich die ersten sechs Beiträge im Jahrbuch 1988, alles Vortragstexte einer im Vorjahr im ehemaligen Zisterzienserkloster Schöntal abgehaltenen Tagung zu diesem Thema.²⁹¹ Hervorgehoben sei hiervon das überarbeitete Referat des damaligen Leiters des Staatsarchivs Wertheim, Hermann Ehmer, über das Kloster Bronnbach (Main-Tauber-Kreis) im Zeitalter der Reformation.²⁹²

Verstärkt fanden in den 1980er und 1990er Jahren auch die Bemühungen und Ergebnisse in zwei speziellen Zweigen der Wirtschaftsgeschichte, in der Erforschung der ehemaligen Wassermühlen und Glashütten der Region, ihren Niederschlag. Gerhard Fritz (Murrhardt) berichtet im Jahrgang 1988 über die konstituierende Sitzung des Arbeitskreises für Mühlenforschung im Historischen Verein im Jahr zuvor und entwickelt im Anschluss das Projekt eines Mühlenatlasses als Dokumentation der Erfassung bestehender und verschwundener Mühlen.²⁹³ Andreas Kozlik (Backnang) erstellte für das Jahrbuch 1994 eine „Bibliographie zur Glashüttenforschung des Schwäbisch-Fränkischen Waldes unter Berücksichtigung von Schönbuch, Schurwald und Ellwanger Bergen“ mit 419 Titeln als Grundlage für die weitere Erforschung der im 19. Jahrhundert eingegangenen Glasproduktion in der Region.²⁹⁴

Diese Auswahl – wahrscheinlich nicht unbedingt ausgewogen und wohlbegründet – mag hier genügen. In den 23 Jahrbüchern von 1981 bis 2003 finden sich folgende weitere Themen in willkürlicher Auswahl und alphabetischer Reihen-

288 Ebd. 65 (1981), S. 5–126.

289 Ebd. 78 (1994), S. 7–36.

290 Ebd. 71 (1987), S. 179–259.

291 Ebd. 72 (1988), S. 5–75.

292 Ebd. 72 (1988), S. 21–42.

293 Ebd. 72 (1988), S. 347–348. – Mittlerweile erschienen im Rahmen des „Mühlenatlas Baden-Württemberg“ u. a. jeweils zwei Bände für den Rems-Murr-Kreis (1996), den Stadt- und Landkreis Heilbronn (2005) und den Kreis Schwäbisch Hall (2011).

294 Ebd. 78 (1994), S. 333–367. – 1991 hat sich in Murrhardt ein „Arbeitskreis Glashütten im Mainhardter, Murrhardter und Welzheimer Wald“ gebildet, der im Projekt „Glashüttenatlas Baden-Württemberg“ mitarbeitet.

folge: Anthropologie, Bildhauer, Chroniken, Diakonissen, Fossilien, Gesundheitswesen, Handschriften, Instrumentenmacher, Komponisten, Leichenpredigten, Mägde, Neuwürttemberger, Orgelbau, Physiker, Religionsstreitigkeiten, Siedlungsgeschichte, Türme, Vor- und Frühgeschichte, Wallfahrten, Zwangsarbeiter. Insgesamt enthalten die teilweise recht umfangreichen Bände dieser Periode – ohne Vorworte, Jahresberichte, Mitgliederverzeichnisse und Buchbesprechungen – 346 Aufsätze, Kurzbeiträge und Nachrufe.²⁹⁵ Rechnet man noch die parallel in der Reihe „Forschungen aus Württembergisch Franken“ erschienenen 37 Bände im Umfang von 112 bis 716 Seiten hinzu, so kann man von einer sehr beachtlichen Publikationstätigkeit des Historischen Vereins sprechen.

Einen Höhepunkt in der Jahrbuchreihe „Württembergisch Franken“ der Periode von 1981 bis 2003 bildet der Band 86 von 2002, der dem Archivar und Historiker Gerhard Taddey zum 65. Geburtstag gewidmet ist. 33 Beiträge von vorwiegend südwestdeutschen Archivarinnen und Archivaren und Historikern sprechen, wie Robert Kretzschmar, Präsident des Landesarchivs Baden-Württemberg, im Nachruf von 2013 schreibt, „eindrücklich für die Wertschätzung bei den Kolleginnen und Kollegen“.²⁹⁶ An der Schriftleitung waren als Mitarbeiter neben dem Schwäbisch Haller Gespann Maisch-Stihler diesmal die Landesarchivare Robert Kretzschmar und Stephan Molitor sowie der Lauffener Stadtarchivar Norbert Hofmann beteiligt. Angesichts der „Vielseitigkeit des Jubilars“ hat die fünfköpfige Redaktion nur Beiträge mit überwiegendem Bezug zur Region Franken aufgenommen, der Taddey, wie es im Geleitwort heißt, „einen erheblichen Teil seiner Arbeitskraft gewidmet“ habe.²⁹⁷

2004 bis heute: Neues Team um Gerhard Fritz und Gerhard Taddey (†)

Bereits im Vorwort des Jahrbuchs 2003 kündigt sich eine nicht unerhebliche Veränderung in der bisherigen Redaktionsarbeit an. „Die finanzielle Krise der Stadt Schwäbisch Hall zwang im letzten Jahr zu drastischen Einschnitten“, heißt es dort, „die unter anderem auch zum Abzug von Mitarbeiterinnen aus dem Stadtarchiv Schwäbisch Hall führten.“²⁹⁸ „Da die Aufgaben keineswegs reduziert wurden“, waren die beiden Mitarbeiter des Stadtarchivs, Andreas Maisch und Daniel Stihler, nicht mehr in der Lage, wie bisher in ihrer Dienstzeit zusätzlich die Redaktion des Jahrbuchs weiterzuführen.²⁹⁹ Die „Finanzkrise“ habe, wie im Jahresbericht des Historischen Vereins im Jahrbuch 2004 zu lesen ist, „vor allem den kulturellen Bereich der Stadt in Mitleidenschaft“ gezogen, darunter

295 <http://www.wuerttembergischfranken.de/> (abgerufen 16.7.2017).

296 *Kretzschmar* (wie Anm. 248).

297 WFr 86 (2002), S. 9.

298 Ebd. 87 (2003), S. 4.

299 Ebd. und WFr 88 (2004), S. 277.

neben der Schriftleitung des Jahrbuchs auch die Mitarbeit des Vereins am Hällisch-Fränkischen Museum.³⁰⁰

Bereits im Verlauf des ersten Halbjahres 2003 konnte die „schwierige Nachfolgefrage“ auf ehrenamtlicher Basis³⁰¹ durch akademisch ausgebildete Historiker, Archivare und Museumsfachleute gelöst werden. Die Schriftleitung übernahmen Gerhard Fritz (Murrhardt), Abteilungsleiter für Geschichte an der Pädagogischen Hochschule Schwäbisch Gmünd, Jahrgang 1953, Gerhard Taddey (Neuenstein), zuletzt bis zum Eintritt in den Ruhestand 2002 Leiter des Staatsarchivs Ludwigsburg und seit 1995 Vorsitzender der Kommission für Landesgeschichte in Baden-Württemberg, Jahrgang 1937, Stadtarchivamtsrätin Herta Beutter vom Hällisch-Fränkischen Museum, Studiendirektor Herbert Kohl vom Erasmus-Widmann-Gymnasium in Schwäbisch Hall, Jahrgang 1952 (Rezensionen), und Museumsleiter Armin Panter vom Hällisch-Fränkischen Museum, Jahrgang 1958. Mit diesem neuen Team konnte das hohe redaktionelle Niveau und wissenschaftliche Renommee des Jahrbuchs „Württembergisch Franken“ weiter gefestigt und ausgebaut werden.

Zu den weitgefächerten Forschungsschwerpunkten von Gerhard Fritz zählen u. a. die Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit, die Stadt- und Siedlungsforschung, die Militärgeschichte der Neuzeit, die Technikgeschichte mit Schwerpunkt Wasserkraftnutzung, Dokumentationen zur Alltagsgeschichte des 20. Jahrhunderts und die Geschichtsdidaktik. In den Jahrbüchern hat Fritz vor allem Beiträge zur Geschichte von Murrhardt veröffentlicht: über die Festspiele 1925 bis 1928, die Bürgeraufstände des 16. Jahrhunderts, die Mühlen, die Stadterhebung, den Stadtbrand von 1765, den Inzest im späten 17. und 18. Jahrhundert, die Stadtrechtsquellen des 15. und 16. Jahrhunderts, die Müllerzunft und das Kloster.³⁰² Gerhard Taddey, der ja bekanntlich bereits von 1985 bis 1987 Schriftleiter war und dessen Wirkungskreis ähnlich dem von Gerhard Fritz weit über den Historischen Verein hinaus ging, publizierte im Jahrbuch zwischen 1973 und 2010 Beiträge über Einzelaspekte der Orts- und Stadtgeschichte von Ozendorf (Wüstungskommune), Langenburg, Mulfingen, Kirchberg/Jagst, Öhringen, Niedernhall und Waldenburg.³⁰³

Herta Beutter, die bereits 1982–1984 und 1994/95 in der Schriftleitung mitgewirkt hatte und mittlerweile in den Ruhestand getreten ist, hat als Autorin vor allem an Katalogen des Hällisch-Fränkischen Museums mitgewirkt. Für das Jahrbuch 2004 schrieb sie einen Beitrag über „Bäder und Bader in Hall“, der auf einem Vortrag an einem „Offenen Abend“ des Historischen Vereins beruht.³⁰⁴ Herbert Kohl, seit kurzem ebenfalls pensioniert, veröffentlichte im Jahrbuch 2014 einen Aufsatz „Der Sommer 1914 – Augusterlebnis oder Augusternüchte-

300 Ebd. 88 (2004), S. 277.

301 Ebd.

302 <http://www.statistik.baden-wuerttemberg.de/LABI/home.asp> (abgerufen 19.7.2017).

303 Ebd.

304 Ebd. 88 (2004), S. 41–69.

„Schöntaler Tagen“ im Mai jenes Jahres zum Thema „1914 – als in Europa die Lichter ausgingen“.³⁰⁵ Kohl hat hierzu die damalige Berichterstattung örtlicher Zeitungen in Schwäbisch Hall, Gaildorf, Öhringen und Bad Mergentheim ausgewertet. Armin Panter lieferte für „Württembergisch Franken“ drei kürzere Abhandlungen über emblematische Darstellungen auf einigen Schützenscheiben aus der einzigartigen Sammlung des Historischen Vereins im „Hällisch-Fränkischen Museum“ (1994)³⁰⁶, über ein Bildwerk der Reformation von Peter Dell d. Ä. „Gesetz und Gnade“ im Museum Schloss Neuenstein (1998)³⁰⁷ und über die große Freitreppe der Schwäbisch Haller Stadtpfarrkirche St. Michael unter der Fragestellung „statische Notlösung oder bauhistorisches Monument der Vorreformation“ (2008)³⁰⁸. Nach dem Ableben von Gerhard Taddey (Neuenstein), der 2008 mit der Ehrenmitgliedschaft des Historischen Vereins ausgezeichnet worden ist, trat Jörg Brehmer (Schwäbisch Hall) 2014 neu in die Schriftleitung ein.

Das für 2004 ausgegebene Jahrbuch „Württembergisch Franken“ zeigt sich gegenüber seinem Vorgänger im Äußeren stark verändert. Ein fester Einband ist an die Stelle der Broschur getreten, der Umschlag ist von nun an dunkelblau gehalten. Auch im Bandinneren gibt es einige Neuerungen. So enthalten die jetzt fadengehefteten Jahrbücher kein Vorwort mehr und 2004 fehlt ausnahmsweise auch ein Register, nachdem zuvor seit 1999 nur noch die Buchbesprechungen durch ein solches erfasst waren. Ab 2005 gibt es wieder ein Orts- und Personenregister, das jetzt umgekehrt statt der Rezensionen nur den Aufsatzteil erschließt. Der Umfang der Bände wurde, wie im Jahresrückblick im Jahrgang 2004 zu lesen ist, „vorsichtig auf geringere Seitenzahlen zurückgeführt“.³⁰⁹ Lediglich der Doppelband 90/91 für 2006/07 zählt noch 464 Seiten und wird von einem 90-seitigen Beiheft („Beilage“) mit einem Aufsatz von Gerhard Seibold über „Häuser und Menschen. 500 Jahre Stadtgeschichte am Beispiel einer Haller Häuserzeile“ begleitet. Ebenso wie diese Beilage enthalten die Jahrbücher ab Band 92 (2008) neben schwarz-weißen zahlreiche farbige Abbildungen.

Wie schon in den zurückliegenden Dezennien gibt es auch in den Jahrgängen ab 2004 Bände, die teilweise oder vollständig einem bestimmten Thema oder Jubiläum gewidmet sind. So enthält das erste Jahrbuch unter der neuen Schriftleitung eingangs fünf Reden eines Festaktes von Ende Oktober 2003, die aus Anlass des Doppeljubiläums „130 Jahre Museum des Historischen Vereins für Württembergisch Franken in Schwäbisch Hall und 15 Jahre Hällisch-Fränkisches Museum Schwäbisch Hall“ gehalten wurden.³¹⁰ In den Jahrgängen 2008 und 2009 finden sich sieben überarbeitete Referattexte der Tagung „Neue For-

305 Ebd. 98 (2014), S. 117–141.

306 Ebd. 78 (1994), S. 205–215.

307 Ebd. 82 (1998), S. 29–38.

308 Ebd. 92 (2008), S. 283–286.

309 Ebd. 88 (2004), S. 277.

310 Ebd., S. 9–25.

schungen zur Geschichte Hohenlohes“ unter der Leitung von Wolfgang Zimmermann (Landesarchiv) in Schöntal, die parallel zur neuen Kreisbeschreibung des Hohenlohekreises erarbeitet worden sind.³¹¹ Ausschließlich mit einem hundert Jahre zuvor eingetretenem Ereignis und dessen Auswirkungen beschäftigen sich zwölf Aufsätze im Jahrbuch 2014.³¹² Es handelt sich um Vortragstexte der Tagung „1914 – als in Europa die Lichter ausgingen. Der Erste Weltkrieg an der Heimatfront“ des gleichen Jahres im Bildungshaus Kloster Schöntal unter der Leitung von Gerhard Fritz, die er gemeinsam mit Herbert Kohl vorbereitet hat. Die wichtigsten Referate der Tagung „Neuere Forschungen zur Bächlinger Kirche“ von 2014 sind im Jahrbuch 2015 nachzulesen, darunter auch ein erweiterter Beitrag von Hermann Ehmer über einen ehemaligen Schriftleiter von „Württembergisch Franken“ unter dem Titel „Lehrjahre eines Altmeisters. Gustav Bossert als Pfarrer in Bächlingen 1869–1888“.³¹³

Auch einiger Jahrestage, die nicht auf allen Seiten erfreuliche Erinnerungen wachriefen und wachrufen, wird in den Jahrbüchern „Württembergisch Franken“ im neuen Jahrtausend gedacht. So wirft Kurt Andermann im Band 88 (2004) unter der Überschrift „Von Mecklenburg nach Württemberg. Zweihundert Jahre Reichsgrafen von Zeppelin in Aschhausen“ einen Blick auf die Belehnung der aus Norddeutschland stammenden Adelsfamilie mit dem bis 1802 von den Zisterzienseräbten in Schöntal als Sommersitz genutzten Schloss Aschhausen und deren Konsequenzen.³¹⁴ Er betrachtet den Empfang des Guts aus der „Gönnerhand“ des Kurfürsten und späteren Königs Friedrich von Württemberg 1803 unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten eher als Glücksfall,³¹⁵ während wohl die meisten Ausstellungen und Vortragsveranstaltungen im Lande aus Anlass der 200 Jahre zurückliegenden Säkularisation 1803 und Mediatisierung 1806 diese historischen Vorgänge mehrheitlich unter einem negativen Blickwinkel betrachteten. Wie unterschiedlich die Perspektiven sein können, zeigen zwei Beiträge über die Okkupation des Deutschordenterritoriums in und um Mergentheim durch das Königreich Württemberg 1809 – ebenfalls anlässlich dieser 200 Jahre zurückliegenden territorialen Veränderung. Daniel Kirn (Kuhn) sieht in seiner Abhandlung „Der Mergentheimer Aufstand des Jahres 1809 und das Ende des Meistertums Mergentheim“ im Jahrbuch 2006/07 den damaligen Bauernaufstand „vorwiegend“ als „Ausfluss der unsicheren Situation, die das Zusammenbrechen des Alten Reiches verursacht“ habe, und nicht als einen Versuch der „Wiederherstellung der alten Ordensherrschaft“.³¹⁶ In die Rolle des historischen Verlierers versetzt sich Susanne Sonja Tesche, deren Beitrag im Jahrbuch 2010 „Ein Ende auf Raten oder der Kampf gegen ein unabwendbares Schicksal?

311 Ebd. 92 (2008), S. 7–86; Ebd. 93 (2009), S. 7–67.

312 Ebd. 98 (2014).

313 Ebd. 99 (2015), S. 175–278.

314 Ebd. 88 (2004), S. 27–40.

315 Ebd., S. 39.

316 Ebd. 90/91 (2006/07), S. 91–129, hier S. 125.

Die letzten Jahre der Deutschordensherrschaft aus der Mergentheimer Perspektive“ vor allem auf dem Deutschordensbestand im Staatsarchiv Ludwigsburg beruht.³¹⁷

Von den 147 Beiträgen der Jahrbücher von 2004 bis 2016 beschäftigen sich etwa 6 Prozent mit baugeschichtlichen und rund 13 Prozent mit kunstgeschichtlichen Themen.³¹⁸ Unterteilt man die restlichen, mehr oder weniger rein historischen Artikel nach den behandelten Epochen, so fällt der vergleichsweise geringe Anteil der vor- und frühgeschichtlichen Aufsätze mit 1,5 Prozent ins Auge. Das Mittelalter ist – in manchen Fällen auch in Form von Quelleneditionen – mit 10 Prozent noch recht gut vertreten, gegenüber den Zeiten von Hermann Bauer und Ottmar Schönhuth aber wohl eher in den Hintergrund gerückt. Mit 55 Prozent haben die Beiträge zur Neuzeit deutlich an Gewicht gewonnen. Von diesen entfallen 30 Prozent auf die frühe Neuzeit, 13 Prozent auf das 19. Jahrhundert und 22 Prozent auf das 20. Jahrhundert.

Quantitative Informationen über die berücksichtigten örtlichen Schwerpunkte in der Zeitschrift bzw. im Jahrbuch „Württembergisch Franken“ seit 1847 lassen sich dem Ortsregister zum Gesamtverzeichnis aus dem Jahr 1996 entnehmen.³¹⁹ Zur besseren Übersichtlichkeit beschränken wir uns auf die mindestens fünfmal genannten Städte in den drei Kreisen des Vereinsgebiets ohne deren Stadtteile oder Teilorte. Danach beziehen sich auf Gaildorf, Ingelfingen, Krautheim und Langenburg je sechs, auf Creglingen, Gerabronn, Kirchberg/Jagst und Neuenstein je acht, auf Weikersheim 16, Künzelsau 22, Crailsheim 29, Öhringen 43, Bad Mergentheim 47 und Schwäbisch Hall 187 Beiträge. Berücksichtigen wir noch zusätzlich, dass allein der Comburg 59 Aufsätze und Miscellen gewidmet sind, so wird der örtliche Schwerpunkt der ehemaligen Salzsiederstadt am Kocher und ihrer unmittelbaren Umgebung deutlich.

Zum Schluss wollen wir noch einmal auf den eingangs erwähnten Festvortrag von Hans-Martin Maurer zum 150jährigen Jubiläum des Historischen Vereins zurückkommen. „Werfen wir einen Blick in die Gegenwart“, so war nach seinen damaligen Ausführungen deutlich festzustellen, „daß die Ziele der Gründergeneration, die Prinzipien der ersten Satzung nach wie vor Maßstab und Leitlinien der Vereinstätigkeit sind.“³²⁰ Geändert hätten sich Stil und Mentalität, verschwunden sei das Pathos, zugenommen habe in bewundernswertem Maß die Zahl der Veröffentlichungen, verfeinert sei die historische Methode, erweitert die Breite der Themen, einbezogen seien zudem historische Fragestellungen. Neben der Zeitschrift, die weiterblühe und jährlich als eine der ersten Vereinsor-

317 Ebd. 94 (2010), S. 153–208.

318 Etwa 5 Prozent entfallen auf die hier mitgezählten Nachrufe. – Einem kunsthistorischen Thema widmet sich auch die dem Jahrbuch 2016 beigelegte 72-seitige Broschüre: Hildegard Heinz: Louis Braun (1836–1916) – Skizzen aus dem Alltag; Hg. im Auftrag des Historischen Vereins von Herta Beutter und Armin Panter. Schwäbisch Hall 2016.

319 Eymann, Pfeiffer, Stihler (wie Anm. 101), S. 74–83.

320 Maurer (wie Anm. 1), S. 23.

gane erscheine, gebe es inzwischen zwei Veröffentlichungsreihen, seit Jahrzehnten die „Forschungen“ und seit einigen Jahren die Reihe der Ortsgeschichte und Heimatkunde (mittlerweile 54 und 27 Bände). „Der Verein bietet damit einen weiten Rahmen“, so Maurer 1997, „um möglichst alles, was im fränkischen Teil Württembergs erforscht wird, in einheitlicher, gediegener Form zu publizieren.“³²¹ – Dies gilt auch heute.³²²

321 Ebd.

322 Neben dem erwähnten WFr-Gesamtverzeichnis von *Eymann, Pfeiffer, Stihler* von 1996 (Anm. 101) und dem bis heute fortgeführten WFr-Gesamtverzeichnis auf der Homepage des Historischen Vereins (www.wuerttembergischfranken.de/) ist für die älteren Ausgaben immer noch die folgende, 1950 erschienene WFr-Zusammenstellung wegen ihrer knappen Hinweise zum Inhalt von Interesse, die allerdings nur die Beiträge der alten Reihe und der Neuen Folge der Zeitschrift bzw. des Jahrbuchs des Historischen Vereins, nicht dagegen die im „Vereinsteil“ der „Württembergischen Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“ enthaltenen auflistet: Wilhelm *Engel*: Die Jahresberichte des Historischen Vereins für das Württembergische Franken (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte XI, II, 3). Würzburg 1950.

Neue Bücher

Helga Steiger: St. Michael in Schwäbisch Hall. Untersuchungen zur Geschichte und Baugeschichte im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalspflege in Baden-Württemberg; Band 16. Ostfildern (Jan Thorbecke) 2016. 264 S., 240 Abb.

Man fragte sich unwillkürlich bei der Vorstellung des Buches im Februar 2017, ob es wirklich notwendig war, über das sicherlich am besten untersuchte historische Gebäude in Schwäbisch Hall noch einmal eine umfangreiche Publikation vorzulegen, nachdem doch erst zum 850-jährigen Weihejubiläum der Kirche im Jahr 2006 ein dickes Buch zu ihrer Geschichte erschienen ist. Beim Lesen und Studieren dieses mit Abbildungen gut ausgestatteten neuen Werkes verflüchtigen sich diese Überlegungen allerdings schnell, denn nun liegt zu einem der überregional bedeutenden mittelalterlichen Kirchenbauten im Südwesten Deutschlands endlich eine fundierte und zusammenfassende Untersuchung vor, die auch jüngste Forschungen und Erkundungen mit eingebracht hat, um bisherige Fehlinterpretationen aufzudecken.

Die Kunsthistorikerin Helga Steiger hat für ihre Dissertation sich also einem Bau gewidmet, der eigentlich als „erforscht“ gilt und keine großartigen neuen Erkenntnisse erwarten ließ. Umso spannender liest sich dann, wie die Kirche vom ersten romanischen, nicht vollständig erschlossenen Bau sich über die späte Gotik zu ihrer Vollendung im beginnenden 16. Jahrhundert entwickelt haben könnte – denn vieles vor allem des romanischen Baus bleibt im Reich der Spekulation. Dabei ist von entscheidender Bedeutung, dass sich die Autorin nicht allein auf den kunsthistorischen Apparat zur Einschätzung von Alter und Herkunft der Architektur verließ, sondern archivalische und bauhistorische Forschungen mit einbezog. So ist es ihr gelungen, mit der eingehenden Auswertung der bisher kaum beachteten schriftlichen Überlieferungen im Stadtarchiv zum spätgotischen Bau mit Langhaus und Chor neue Aspekte zur Frage der Urheberschaft und Bauzeit zu setzen.

Helga Steiger hat natürlich auch die bisherigen Erkenntnisse zum romanischen Vorgängerbau intensiv unter die Lupe genommen, die Ausgrabungsergebnisse von Eduard Krüger genau analysiert und die unterschiedlichen Auffassungen der Fachwelt zur Entstehungsgeschichte diskutiert. Aufgrund der kritischen Überprüfung der Krügerschen Pläne, entstanden aus seinen Beobachtungen beim Heizungseinbau in den 1950er und 1960er Jahren, begründet sie, dass einige Interpretationen Krügers – wie die doppelte Ostturmausbildung, wie natürlich auch seine „Kaiserempore“ – zweifelhaft sein müssen, da selbst seine Ausgrabungsbefunde diese Annahmen nicht stichhaltig nachvollziehen lassen. Aus dem Vergleich mit anderen Bauten der Zeit um 1200 kommt sie zum Schluss, dass diese erste Kirche St. Michael, von der sich nur der Westturm erhalten hat, vermutlich selbst schon in mehreren Bauphasen entstanden sein wird; es also keineswegs gesichert ist, dass Langhaus und Chor in einem einheitlichen Bauzyklus entstanden sein müssen. Insbesondere der lange Chor, untypisch für eine Pfarrkirche, stellt sie vor ein Rätsel. Sie sieht in seiner Form mit dem polygonalen Schluss, wie es die Ausgrabungen von Krüger nahe legen, Ähnlichkeiten zu Chören des 13. und 14. Jahrhunderts in der Haller Kirchenlandschaft, so z. B. zum Chor der Urbanskirche oder dem Chor von St. Katharina. Aufgrund dieser vieleckigen Form, die sonst selten bei Kirchen um 1200 auftritt, vermutet sie, dass der Chor erst später entstanden sein könnte und vielleicht schon eine erste Erneuerung der alten Kirche war. Dass der Turm nach dem Bau des Langhauses einige Jahre später errichtet wurde, haben schon Alfons Mettler und Manfred Eimer vor Jahrzehnten erkannt, Eduard Krüger hat aber in seiner heute immer noch wirksamen Darstellung der Baugeschichte darauf keine Rücksicht genommen. Helga Steiger bestätigt nun auch aufgrund der Stilmerkmale des Turmes seine Bauzeit am Ende des 12. Jahrhunderts, also etwa 30 Jahre nach der überlieferten

Weihe. Auch die Bedeutung dieses Turmes für die Stilgeschichte der südwestdeutschen Architektur der Zeit um 1200 bewertet sie neu und sieht ihn als innovative, eigenständige Schöpfung an, die direkt keiner Bauschule zuzuordnen sei. Weder elsässische, schwäbische noch wormische Einflüsse können allein geltend gemacht werden. Wie überhaupt Helga Steiger dankenswerterweise recht vorsichtig mit Herleitungen und Datierungsansätzen aus anderen Beispielen umgeht, „denn gerade jene stilprägenden, innerhalb der letzten Jahrzehnte des 12. Jahrhunderts entstandenen Großbauten sind in ihren einzelnen Bauteilen nicht präzise datiert“ – so schreibt sie auf Seite 153.

Auch bei der bauhistorischen Würdigung des Neubaus des gotischen Langhauses mit anfänglich nur fünf Querjochen hat Helga Steiger viel Neues und Interessantes zu bieten. Da sie sowohl für die Zeitphase des Langhausbaus wie für den Chorneubau die Stadtrechnungen durchgesehen hat, kommt sie zum Schluss, dass die für den Bau des Langhauses in der Literatur bisher häufig erwähnten Namen wie Nikolaus Eseler oder Heinrich dem Barlierer nicht mit dem Bau in Bezug zu bringen sind. Das hängt auch damit zusammen, so die Autorin, dass bisher häufig die Berufsbezeichnungen aus den Schriftquellen wie „Meister“ schnell zu „Steinmetzmeister“ wurden, dabei dürften Nennungen wie „Baumeister“, „Kirchenmeister“ oder „Stadtbaumeister“ im heutigen Sinne keine Baumeister und Architekten, also Planer gewesen sein, sondern eher Baumanager und Bauverwalter. Offensichtlich hatte die Stadt Schwäbisch Hall als Baulastträger des Neubaus keinen eigenen Planer beschäftigt, wie Helga Steiger festgestellt hat, sondern sich immer wieder Rat und fachliche Unterstützung von anderen kirchlichen Großbaustellen aus Ulm oder Esslingen geholt. Auch die Inschriften, die in der Kirche zum Bau des Langhauses erhalten sind, hat sie überprüft und ihre oftmals fehlerhafte Wiedergabe korrigiert. Demnach wurde mit dem Bau nicht erst 1427, wie häufig dargestellt, sondern schon 1424 begonnen und das Langhausgewölbe wurde nicht 1456, sondern wohl erst 1476 geschlossen. Bemerkenswert am Neubau des Langhauses ist, dass eine Hallenkirche mit annähernd gleich breiten Schiffen angelegt wurde. Helga Steiger sieht hier die Vorreiterrolle des Ulmer Münsterbaus, aber gleichzeitig auch eine pragmatische Lösung, denn so konnten die Außenwände ohne Störung des kirchlichen Betriebs hochgezogen und auf eine teurere Lösung für die Überhöhung des Mittelschiffs verzichtet werden. Vermutlich auch um Kosten zu sparen, wurde ein recht hoher Wandanteil gewählt, die Fenster wurden relativ schmal ausgeführt. Auch die Innenseite der Wände blieben bis auf wenige Bereiche wie dem Heiligen Grab recht schmucklos. Dass die Jahreszahl im Schlussstein im südlichen Seitenschiff nun mit „1476“ zu lesen ist, kann Helga Steiger auch mit stilkritischen Überlegungen nachvollziehen und ihre Formen mit Gewölbeteilen im Ulmer Münsterbau und der Nördlinger Georgskirche vergleichen, beide um 1470 entstanden. Wenn das so zutrifft, stellt sich allerdings die Frage, warum der Kirchenbau fast zwanzig Jahre zwischen dem Aufrichten des Dachstuhls 1458 und dem Fertigstellen des Gewölbes 1476 liegenblieb, in den Stadtrechnungen ist darüber nichts vermerkt.

Der im ausgehenden 15. Jahrhundert begonnene Chorneubau führt die Anlage des Langhauses nur bedingt fort, die Seitenschiffe mit dem Chorumgang sind deutlich schmaler ausgeführt als im Langhaus. Helga Steiger sieht hier jeweils eigenständige Planer am Werk, die „nicht in einem ursprünglichen Planungszusammenhang zu sehen sind“ (S. 197). Der Chorneubau wurde um ein weiteres Längsjoch vom Altbestand nach Osten abgerückt und erst ganz zum Schluss dieser Abstand mit Mauerwerk und Gewölbe geschlossen. Wer nun an diesem Baugeschehen beteiligt war, kann nun Helga Steiger aus den Stadtrechnungen im Gegensatz zu den Beteiligten am Langhausbau deutlicher belegen. Der schon von Hans Koepf erkannte Hans von Urach findet sich auch in den Rechnungen der Stadt. Das erste Mal wird er am 9. November 1493 in Hall beim Vertrag über den Chorneubau erwähnt. Konrad Schaller, der Schwiegersohn Hans von Urachs, taucht 1507 nach dem Tode seines Schwiegervaters als Kirchenmeister auf. Beide waren nicht die Stadtbaumeister, sondern diesen nachrangig unterstellt. Pfleger, also Kassenwart von St. Michael war in diesen Zeiten der später bekannt gewordene Hans Büschler. 1495 kam es dann nach der Fundamentierung zur Grundsteinlegung, 1524 bezeugt

eine Inschrift über der Scheitelkapelle des Chores dessen Einwölbung, 1525 dürfte der Bau abgeschlossen worden sein.

Warum dieser große Chor Neubau geplant wurde, lässt sich nur schwer erklären. Helga Steiger sieht in dem Rückzug des Klosters Comburg aus der liturgischen Betreuung in der Stadt einen der Gründe dafür, einen solchen großen Chorraum mit Umgang und Seitenkapellen anzulegen, der für die damalige Stadtgröße eigentlich nicht notwendig gewesen wäre. Im Gegensatz zum Langhaus, dessen Neubau wohl unter einem Spardiktat stand, wurde beim Chor darauf kaum Rücksicht genommen. Das kleinteilige Gewölbe im Mittelteil und dem nördlichen Seitenschiff zeigt dies beispielhaft. Helga Steiger sieht in dieser Steigerung der Gewölbetechnik am Ausgang der Gotik eine ungewöhnliche Lösung, die sie auf Hans von Urach zurückführt. Im südlichen Seitenschiff des Chors ist in zwei Jochen ein „Schlingrippengewölbe“ ausgeführt, die „Kompliziertheit der Verschlingungen hat dabei ein Höchstmaß erreicht“, wie Helga Steiger formuliert. Diese aufwändige Rippenanordnung hat offensichtlich der Haller Rat gewünscht, denn in einem der beiden Joche ist das Haller Stadtwappen als Schlussstein angebracht. Wie Helga Steiger durch genaue Vermessung festgestellt hat, verengen sich die Abstände der Säulen bis zum Chorabschluss hin, ein Phänomen, das sie als bewusste Raumerweiterung und Rauminszenierung interpretiert.

Das etwa 250 Seiten dicke Buch mit den vielen Abbildungen ist nicht nur für Fachleute gedacht, es liest sich für jeden an Geschichte Interessierten informativ und ist trotz des notwendigen wissenschaftlichen Apparates eine spannende Lektüre. Wer das Buch studiert hat, sieht St. Michael mit anderen Augen und sehr viel differenzierter, entdeckt sehr viel mehr Bauteile und kann den großartigen Kirchenbau in seiner Entwicklung und seiner Bedeutung besser einschätzen und „genießen“, auch wenn weiterhin viele Rätsel bleiben, die Anregung zu weiterer Diskussion geben können.

Albrecht Bedal

Peter B l i c k l e : Der Bauernjörg – Feldherr im Bauernkrieg. Georg Truchsess von Waldburg 1488–1531, München (C.H. Beck) 2015. 586 S., Abb., auch in Farbe.

Georg III. Truchsess von Waldburg (1488–1531), als oberster Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes Organisator und Sieger im Bauernkrieg 1525, handelte rasch, energisch und erfolgreich nach der Maxime: Wer seinen Feind „spart“, der „pflanz Schaden und Nachteyl auf sein haupt“. In fünfeinhalb Monaten legten seine Truppen eine Wegstrecke von 1866 Kilometern zurück, zerstörten mehr oder weniger 3000 Dörfer, töteten um die 20.000 Menschen. Schon zu Lebzeiten war der „Bauernjörg“ eine mythische Gestalt. Für die einen, den Kaiser und die Fürsten, war er der Retter des Reiches, für die andern, die Untertanen der siegreichen Herren, der Schlächter der Bauern und ein Kinderschreck. Auch auf ihn trifft zu, was Schiller über den nicht weniger schrecklichen und faszinierenden Kriegsherrn Wallenstein schreibt: „Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“. Peter Blicke, ausgezeichnete Kenner der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Oberdeutschlands und der Verfasser des Standardwerkes „Der Bauernkrieg. Die Revolution des Gemeinen Mannes“, hat nun eine alle verfügbaren Quellen kritisch ausschöpfende Biographie des Bauernjörg und der sozialen, wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Beziehungsnetze, in denen er lebte und handelte, geschrieben. Erstmals konnten auch die reichen Aktenbestände des Fürstlich Waldburg-Wolfeggischen Archivs ausgewertet werden. Es ist ein beeindruckend gelehrtes, nachdenklich fragendes, engagiert urteilendes und dabei spannend erzähltes Buch geworden. Galten die bisherigen Arbeiten von Blicke dem „gemeinen Mann“ – ein Begriff, den er in die Forschung zum Bauernkrieg eingeführt hat – d. h. den Bauern und ländlichen Handwerkern, den Bürgern der landsässigen Städte, den Bergknappen, also allen nicht herrschaftsfähigen Untertanen als Akteuren und Gescheiterten der größten Volkserhebung in Deutschland vor der Französischen Revolution, so konzentriert er sich in diesem Buch auf den

Adel, die Herren, die Regenten, die Herrschaft und Macht ausübten. Ihre Sicht auf den „gemeinen Mann“, ihre Vorstellungen von Recht und Ordnung werden untersucht. Georg Truchsess ist ein hervorragender Vertreter dieser Adelswelt: „Über Bauern hat er geherrscht, den Fürsten hat er gedient“. Blickle zeigt ihn zunächst als den Herrn über seine oberschwäbischen Besitzungen, über Land und leibeigene Leute von Waldburg, Wolfegg, Waldsee und Wurzach. Dann als Kriegsmann im Dienst von Fürsten, die ihn brauchen und bezahlen konnten. Im Dienst des Herzogs Ulrich war er 1514 an der Niederschlagung des „Armen Konrad“, eines Bauernaufstands in Württemberg, beteiligt. Im Dienst des Herzogs Wilhelm von Bayern führte er Krieg gegen Venedig, wurde bayerischer Landeshauptmann, bewährte sich 1519 bei der Vertreibung des Herzogs Ulrich aus Württemberg, wechselte 1520 als „Rat von Haus aus und Diener“ zu Erzherzog Ferdinand von Österreich, dem Bruder Kaiser Karls V. Er wurde Habsburgs Statthalter im Reichsregiment über das besetzte Württemberg und oberster Feldhauptmann des Schwäbischen Bundes, also Kommandant der schlagkräftigsten Armee des Reiches. Georg Truchsess hat in kurzer Zeit als Militär und Diplomat Karriere gemacht, vielseitig einsetzbar nicht nur gegen die Bauern und den fränkischen Adel um Franz von Sickingen, sondern auch im Türkenkrieg und auf den Reichstagen von Speyer 1526, 1529 und Augsburg 1530. Jörg Truchsess war als Rat Karls V. Akteur in der Reichspolitik geworden. Der Dank des Hauses Habsburg machte ihn zum Reichserbtruchsess und gab ihm die Herrschaft Zeil als Reichslehen.

Das Hauptaugenmerk richtet Blickle dann auf die Rolle, die Georg Truchsess im Bauernkrieg spielt, insbesondere auf die rechtlichen Fragen und Probleme, die die Kriegsführung aufwirft. Blickle zeigt, wie er den Krieg gezielt herbeigeführt hat und stellt fest: „Jörg Truchsess wollte den Krieg.“ Er wies die Rechtsauffassung der Bauern zurück. Die beriefen sich auf das im Evangelium konkretisierte „Göttliche Recht“, das Werte und Gesellschaftsvisionen wie Autonomie und Selbstbestimmung für die Gemeinde denkbar machte, die, wenn verwirklicht, die überkommene Ständegesellschaft gesprengt hätten. Georg Truchsess begründete den Krieg kurzerhand mit Widerstand und Empörung gegen die Herrschaft und mit Landfriedensbruch. Ob der Protest tatsächlich als Landfriedensbruch gelten kann, bezweifelt Blickle. Richtete sich der „Ewige Landfrieden“ von 1495 doch gegen das Fehderecht des Adels, nicht gegen die Bauern. Am 15. Februar 1525 eröffnete der Truchsess den Krieg. Blickle weist in diesem Zusammenhang auf die „strukturelle Ähnlichkeit der Argumentation“ Luthers in seiner Schrift „Wider die räuberischen und mörderischen Rotten der andern Bauern“ hin. Er sieht eine „Koooperation der politischen und intellektuellen Eliten über alle Glaubensgrenzen hinweg bei der Bekämpfung der Bauern.“ Blickle belässt es nicht bei einer kritisch kommentierten Schilderung des Kriegszugs. Er behandelt das Heer des Bundes (etwa 6000 angeworbene Landsknechte und rund 1900 Reiter), seine schwierige, komplizierte Finanzierung, seine Organisation und Verwaltung, die Bewaffnung und Bekleidung der Söldner, die Artillerie und die aus dem Adel rekrutierte Reiterei. 1000 Trosswagen sollen das Heer begleitet haben. Deren Professionalität und Beweglichkeit entschieden die Schlachten gegen die durchaus kriegserfahrenen, in der Landesverteidigung geübten Bauernhaufen. Die logistischen Fähigkeiten des Stabes, Strategie und Taktik des Feldherrn werden erläutert. Mit Plakaten wurde der Feind diffamiert. Mit Niederbrennen der Häuser und Dörfer, mit gnadenloser Verfolgung der Geschlagenen, mit Hinrichtung der Hauptleute wurde er demoralisiert und mit Kontributionen ausgebeutet. Eingehend und differenziert befasst sich Blickle mit der rechtlichen Bewertung der sog. Weinsberger Tat am Ostersonntag 1525, als die Verteidiger der Burg Weinsberg, darunter der Graf von Helfenstein, durch die Spieße gejagt wurden. Die Bauern hätten die Adligen nicht einfach erschlagen, also Lynchjustiz ausgeübt, sondern in einem ritualisierten Verfahren nach Kriegsrecht getötet.

Hier wie auch sonst haben die Schreiber, Räte und Richter der Fürsten die Überlieferung formuliert. Das tatsächliche Geschehen hinter dem Schleier der Propaganda, den interessegeleiteten Aussagen, den Gerüchten und Erfindungen aufzuspüren, ist die Aufgabe des kritischen Historikers. Blickle versteht es, weitreichende Fragen zu stellen: „Wie verändert sich ein

Mensch, der Zehntausende tötet und töten lässt, eigene Untertanen, Bauern befreundeter Grafen und Fürsten, Bürger kleiner Landstädte und Weinbaugemeinden? Türmten sich danach Widerstände gegen ihn auf, eröffneten sich ihm neue, zuvor verschlossene Möglichkeiten?“ Solche und andere Fragen schärfen das Profil des Truchsess, können aber nur soweit beantwortet werden, wie die Dokumente, Akten und Briefe Antworten zulassen oder nahe legen, wenn der Biograph nicht psychologisierend oder romanhaft spekulieren will. Georg Truchsess selbst hat seine Lebensgeschichte und die seines Hauses in den repräsentativen, handkolorierten Pergamentbänden der Truchsess-Chronik darstellen und verherrlichen lassen. Die Deutungshoheit über sein Leben und seine Taten beanspruchte der stolze Herr für sich selbst. Das Chronikwerk, wertvolles Dokument für sein Selbst- und Geschichtsverständnis und noch heute im Archiv in Wolfegg verwahrt, wird von Blickle eingehend kritisch gewürdigt. Im letzten Kapitel seines Buches über Georg Truchsess von Waldburg und den Bauernkrieg zeigt Blickle die Wandlungen, die der „Mythos Bauernjörg“ in der Folgezeit durch Geschichtsschreibung und Literatur erfahren hat. In Venedig kann der Tourist das Reiterdenkmal des Kriegsherren und Söldnerführers Colleoni von Andrea Verrochio, in Padua das des Gattamelata von Donatello bewundern. Für den Bauernjörg gibt es kein Denkmal. Allerdings hat Albrecht Dürer unmittelbar nach der Niederlage ein Denkmal gezeichnet: Ein Bauer ist meuchlings mit dem Schwert ermordet, seine Haltung gleicht der des Schmerzensmanns auf der großen Holzschnittpassion. Das Denkmal wurde nicht errichtet.

Eberhard Göpfert

Martin Blümcke / Friedemann Schmoll (Hg.): Karl Julius Weber. Verneigung vor einem aufgeklärten Kopf. Leben, Wirken, Wirksamkeit. Tübingen (Klöpper & Meyer) 2017. 196 S., Abb.

Der Titel des handlichen Buches ist Programm: Die Autoren verneigen sich vor einem aufgeklärten Denker, der um 1800 herum lebte, leidenschaftlich gern und viel las und der Nachwelt vor allem seine Bestseller „Demokritos oder Hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“ sowie „Deutschland oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen“ schenkte. Der in 12 Bänden größtenteils posthum erschienene „Demokritos“ wurde vielfach, zuletzt im Jahr 1927 nachgedruckt. Heute sind nur noch kleinere Auswahlbände auf dem Markt.

Ein Jubiläum gab den Anlass, sich wieder einmal eingehender mit Karl Julius Weber zu befassen. Er wurde im Jahr 1767, vor 250 Jahren, in Langenburg (heute Kreis Schwäbisch Hall) geboren, besuchte die dortige Lateinschule und dann das hohenlohesche Landesgymnasium in Öhringen, studierte Jura in Erlangen.

In seinem beruflichen Leben ging nicht alles so wie erhofft. Dass er den Erbgrafen von Isenburg-Büdingen als Hauslehrer auf seiner Kavaliertour begleiten durfte, erschien zunächst vielversprechend. Die Reise endete mit einem schlimmen Zerwürfnis, denn der Erbgraf war „der größte Selbstler, der mir je vorgekommen war“.

Den größten Teil seines Erwachsenenlebens verbrachte Weber zurückgezogen als Privatier in Hohenlohe. Nun hatte er Zeit für seine 11.000, nach anderen Quellen 20.000 Bände umfassende Bibliothek. Noch einmal trat er kurz in das Licht der Öffentlichkeit, als er zwischen 1820 und 1823 Abgeordneter der Zweiten Kammer des Stuttgarter Landtages wurde. Weber starb im Jahr 1832, im Todesjahr von Johann Wolfgang von Goethe, in Kupferzell (Hohenlohekreis).

Martin Blümcke, langjähriger Leiter der Redaktion „Land und Leute“ beim Süddeutschen Rundfunk und profunder Kenner des Autors, verweist auf einen bemerkenswerten Fund, die Abschiedsrede, die Karl Julius Weber im Herbst 1785 am Öhringer Gymnasium gehalten hatte. Erstaunlich ist, dass der Schüler seine Rede in Französisch vortrug: „Pensées sur la Connexion des belles lettres et de la Philosophie.“ Der lange verloren geglaubte Text wurde in der Bibliothek der Universität Straßburg wieder aufgefunden.

Friedemann Schmoll, Professor für Volkskunde und Kulturwissenschaft an der Universität Jena, verweist auf die unterschiedlichen Bewertungen, die der Hohenloher Autor in der Vergangenheit erfuhr. Rudolf Schlauch griff wohl zu hoch, wenn er von dessen „Weltgeltung“ sprach. Tatsächlich schwanken die Urteile der Fachleute „zwischen Anerkennung und ungnädigem Tadel“. Sein Bruder Benedikt nannte ihn „einen lachenden, hell um sich schauenden, doch mehr in die Weite, als in die Tiefe blickenden Weltphilosophen“. Schmoll stellt fest: „So entsteht ein wechselndes Nebeneinander, bei dem sich Anfang und Ende der Gedankenströme schnell vergessen lassen. [...] Eben dies provozierte immer wieder die Kritik, von der er sich Vorwürfe mangelnder Geschlossenheit und Systematik [...] einhandelte.“

Martin Scharfe, früher Professor in Marburg, befasst sich im Buch mit der Ironie Webers, die ja das Grundprinzip seines „Demokritos“ ist. Er stützt sich auf Aussagen von Peter Szondi und Carl Pietzcker und kommt zu dem Ergebnis: „Ironie (und Carl Julius Webers ganzer Demokritos!) ließ sich dann als Symptom verstehen, das auf die Empfindung einer Krise, einer kritischen Epoche verweist.“

Stefan Knödler, Akademischer Rat in Tübingen, befasst sich mit dem „Bibliomanen“ Karl Julius Weber und mit seiner fantastisch umfangreichen Bibliothek, ohne die seine literarischen Werke nicht denkbar wären.

Als ehemaliger Schulleiter des Hohenlohe-Gymnasiums Öhringen und Rezensent habe ich mich besonders über das gefreut, was Martin Blümcke vergleichsweise ausführlich über Webers dreieinhalbjährige Schulzeit in Öhringen berichtet. Was Schule und talentierte Schüler schon damals zu leisten vermochten, erfüllt uns mit Bewunderung. Auch diejenigen, die sich mit der französischen Sprache schwertun, können Webers Gedanken leicht nachvollziehen. Schülerinnen und Schüler des Gymnasiums Gerabronn haben den Originaltext unter Anleitung ihres Lehrers Andreas Ilg in ein gefälliges, angenehm zu lesendes Deutsch übersetzt: „Es ist wahr, dass die schöngeistige Literatur uns nicht unmittelbar tugendhaft macht, aber sie ist der sicherste Weg uns dort hinzuführen.“

Das schöne, abwechslungsreiche Buch wird durch einen Beitrag von Wilhelm Arnold Ruopp, ehemaliger Pfarrer in Langenburg, abgerundet. Er schildert, wie die im Jahr 1936 von Jakob Wilhelm Fehrl geschaffene, heute ja noch vorhandene Skulptur Karl Julius Webers an der alten Volksschule zustande kam. Natürlich gab es Schwierigkeiten. Ruopp schließt seinen Aufsatz mit der Bemerkung „Dass sich die Langenburger für diese Büste entschieden haben, kann auch als eine Verneigung vor einem ‚aufgeklärten Kopf‘ verstanden werden“. – Freilich, aufgeklärte Köpfe waren nicht immer willkommen!

Das neue Buch ist ein erfreulich anregender Beitrag zur Literatur der späteren Aufklärungszeit. Wichtig ist es aber vor allem auch für die hohenlohische Literatur und Kulturgeschichte.

Kurt Schreiner

Louis Braun (1836–1916) Skizzen aus dem Alltag. Begleitheft zur Ausstellung des Hälisch-Fränkischen Museums vom 24. September 2016 bis 8. Januar 2017. Hg. im Auftrag des Historischen Vereins für Württembergisch Franken e.V. von Herta B e u t t e r und Armin P a n t e r, Autorin Hildegard H e i n z . Schwäbisch Hall (Oskar Mahl) 2016. 72 S., Abb.

„München leuchtete ... Die Kunst blüht, die Kunst ist an der Herrschaft, die Kunst streckt ihr rosenumwundenes Zepter über die Stadt hin und lächelt“. So eröffnet Thomas Mann seine Erzählung „Gladius Dei“, mit der er die Licht- und Schattenseiten der Kunstmetropole München um 1900 behandelt. Kunstakademie und Pinakotheken König Ludwigs I., das 1845 eröffnete großzügige Ausstellungsgebäude „Glaspalast“, die liberale Großzügigkeit des regierenden Prinzregenten Luitpold und ein mäzenatisches Großbürgertum zogen Künstler magnetisch an. In München fanden sie Förderer, Aufträge, Käufer und eine breite Publikumsresonanz. Tonangebend war eine monumentale, theatralische und hochpathetische Hof- und Akademiekunst, wie sie von Carl Theodor von Piloty, von Franz von Lenbach oder Wil-

helm von Kaulbach vertreten wurde. Neben deren Historienmalerei und an Tizian orientierte Portraitkunst dieser geadelten „Malerfürsten“ traten die Vertreter eines romantisierenden Symbolismus, die „Deutschrömer“ wie Ludwig Feuerbach, Arnold Böcklin oder Hans von Marees. Sie wurden wie die Malerfürsten vor allem von Adolf Friederich Graf von Schack gefördert, gesammelt und ausgestellt. Erfolg hatten auch die an Courbets Realismus orientierten Maler um Wilhelm Leibl, die sich in die oberbayerischen Moor- und Seenlandschaften zurückzogen, aber auch die biederen Genre- und Unterhaltungsmaler, die sich auf harmlose oder witzige Anekdoten um raufende Bauern und biertrinkende Mönche spezialisierten. 1892 wurde gegen die Dominanz Franz von Lenbachs und seine etablierte Kunst die Münchner Sezession gegründet. Sie fand ihre Repräsentanten in Franz von Stuck, Lovis Corinth oder Max Slevogt. Wie die Künstler um die in München gegründeten Zeitschriften „Die Jugend“ – München wurde damit zum Zentrum des europäischen Jugendstils – und „Simplizissimus“ wollten sie den Historismus überwinden und Anschluss an die französische Moderne finden. Der Generaldirektor der Pinakotheken, Hugo von Tschudi, konnte 1909 dank privater Spenden Hauptwerke von Courbet, Manet, Monet, van Gogh und Paul Gauguin erwerben. 1896 kam Wassily Kandinsky nach München, scharte die Schwabinger Künstler Franz Marc, Gabriele Münter, Paul Klee, Alexej Jawlenski und Marianne Werefkin um sich und gründete 1909 die „neue Künstlervereinigung München“. In der Galerie Thannhauser zeigten dann 1911 diese jungen Künstler unter dem Signum „Der Blaue Reiter“ erstmals ihre expressionistischen Werke.

Welcher Richtung der in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts möglichen malerischen Stile und Schulen schloss sich nun der 1836 in Schwäbisch Hall geborene Louis Braun an – Generationsgenosse von Manet (*1832), Degas (*1834), Lenbach (*1836), Marees (*1837), Cezanne (*1839), Rodin (*1840)? Nach dem Besuch der königlichen Kunstschule in Stuttgart zog es den jungen, begabten Zeichner und Maler ins Zentrum der Malkunst nach Paris und dort ins Atelier von Horace Vernet, eines bedeutenden Historienmalers, der von den letzten Bourbonenkönigen und Napoleon III. große Staatsaufträge erhielt. Als Kriegszeichner, ein Reporter mit Bleistift und Farbenkasten, nahm er an Preußens Kriegen gegen Dänemark, gegen Österreich und gegen Frankreich teil. Soldaten, Pferde, Uniformen, Kriegssituationen vor allem, siegreiche Aktionen der deutschen Truppen sind seine bevorzugten Sujets. Er zeichnet und malt technisch perfekt, vordergründig realistisch, „naturtreu“ und doch idealistisch. Blut sieht man kaum bei den gezeichneten und gemalten Kämpfen. Seine Sicht auf den Krieg ist die der kommandierenden Offiziere und Heerführer. Geweckt werden Begeisterung und Stolz auf die geeinte Nation und ihre Armee. Mit den Schrecken und dem Elend des Krieges wird den Betrachter erst Otto Dix konfrontieren. Regierende Fürsten, hohe Militärs und das nationalliberale Bürgertum sind Bewunderer und Kunden dieser Bühnenhaft inszenierten und kostümierten Geschichtsreportagen. Die Zeit Bismarcks und Wilhelms II., nicht zuletzt das München der Prinzregentenzeit liebt die Geschichte als Erzählung von großen Helden und ihren Taten, liebt den Glanz der Uniformen und die historische Kostümierung. 1869 ließ sich Louis Braun nach Studien und Reisen als bekannter und erfolgreicher Historien-, Militär- und Schlachtenmaler in München nieder. Louis Braun malte sich in der Uniform eines Pappenheimer Reiters. Im großen Atelier auf der Theresienhöhe umgab er sich mit Waffen und Rüstungen, gesammelten kriegerischen Antiquitäten. Prinzregent Luitpold besuchte ihn, kaufte Bilder und bot ihm den Adelstitel an. Louis Braun gehörte zur guten, konservativen Münchner Gesellschaft, nicht zur Bohème Schwabings, die selbstkritisch ironisch von „Wahnmoching“ sprach. Außerordentlich populären, auch finanziellen Erfolg hatte Louis Braun, als er seine Historienmalerei mit einem Stab von Mitarbeitern und modernsten technischen Mitteln in großem Stil zu monumentalen Panoramen ausweitete, die den späteren Historienfilm vorbereiten. Es zeigt sich aber auch im Blick auf die Münchener Malerei zur Zeit Louis Brauns, dass zeitgemäß Erfolgreiche und Populäre oft zeitgebunden bleiben. Zur Avantgarde der modernen Malerei zählen wir nicht die akademischen Historienmaler und Louis Braun, sondern die französischen Künstler, die Tschudi nicht mit Staatsgeldern kaufen durfte, die Sezessionisten und die Maler des Blauen

Reiter. Heute findet man in den Ausstellungsräumen der Neuen Pinakothek, der Schackgalerie oder des Lenbachhauses kein Werk von Louis Braun.

Der Historische Verein für Württembergisch Franken und das Hällisch-Fränkische Museum pflegen mit großer Aufmerksamkeit und Umsicht das Andenken an Louis Braun durch den Ankauf von Bildern und Skizzenbüchern, wann immer das möglich ist. Ausstellungen und Veröffentlichungen präsentieren den Künstler. So erschienen 1976 „Louis Braun – Ein Blick in seine Skizzenbücher“, 1986 „Louis Braun – Panoramen von Krieg und Frieden aus dem Deutschen Kaiserreich“, 2012 „Der Panoramamaler Louis Braun. Vom Skizzenblatt zum Riesenrundbild“. Das nun vorgelegte Ausstellungsbuch „Louis Braun – Skizzen aus dem Alltag“ erfreut uns mit einer überraschend neuen Sicht auf den Schlachtenmaler. Häusliche, familiäre Szenen, idyllische Orte und Landschaften, das bäuerliche Landleben, volkstümliche Motive, die er bei seinen Sommeraufenthalten im bayerischen Voralpenland studieren konnte, Skizzen auch zu seiner Heimatstadt Schwäbisch Hall zeigen einen unpathetischen, humorvollen Blick und einen sicheren, pointierten Zugriff. Dass auch hier das Historische und Kriegerische nicht fehlen, versteht sich von selbst. Hildegard Heinz hat die Werke Louis Brauns, die sich im Besitz des Historischen Vereins für Württembergisch Franken befinden, gesichtet, geordnet und katalogisiert und eine kundige Auswahl getroffen. Ihre sachkundige, sympathische, hilfreiche Einführung will uns „den anderen, den friedlichen Louis Braun“ nahe bringen. Dies ist ihr mit diesem Ausstellungsbuch gelungen.

Eberhard Göpfert

Gerhard Seibold: Kommen und Gehen. Sechs Beiträge zur Crailsheimer Personengeschichte. Hg. v. Crailsheimer Historischen Verein. Deiningen (Steinmeier) 2016. 131 S., 75 Abb., teilw. farbig

Die historische Migrationsforschung hat Konjunktur. Doch täuscht der modisch angehauchte Titel des hier zu besprechenden Bandes ein wenig über seinen Inhalt hinweg. In diesem Buch geht es weniger um die Darstellung früher Mobilität und ihrer Ursachen, sondern mehr um Menschen oder Familien, die nur vorübergehend ihren Wohnsitz in Crailsheim hatten. Im Mittelpunkt stehen sechs (und daneben weitere, auf verschiedenste Weise mit ihnen verbundene) Personen aus der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Doch warum war das „Kommen und Gehen“ so typisch für diesen Ort? Der Autor nennt als wesentlichen Grund dafür die Randlage, die für Crailsheim kennzeichnend war. Damals befand man sich am äußersten westlichen Rand der Markgrafschaft Brandenburg-Ansbach, als Standort wenig attraktiv für aufstiegs- und erfolgsorientierte Zeitgenossen. Wer etwas zu sagen hatte – oder es anstrebte – den hielt es offenbar nicht sehr lange in diesem kleinen Städtchen. Selbst die für Crailsheim zuständigen ansbachischen Oberamtleute, so ist einem der Texte zu entnehmen, zogen es im 18. Jahrhundert vor, lieber in der Residenzstadt zu wohnen, als sich dauerhaft an ihrem eigentlichen Amtssitz aufzuhalten. Wenn man so will, besteht diese Randlage ja heute noch, nur umgekehrt, nämlich am östlichen Rand des Landes Baden-Württemberg. Nun könnte man dem Rezensenten unterstellen, hier zeige sich wieder einmal der Hochmut des in einer alten und ehemals stolzen Reichsstadt lebenden Menschen. Doch das wäre weit gefehlt: Diese Tatsache ist nämlich auch denjenigen bewusst, die sich regelmäßig mit der Geschichte Crailsheims befassen. So sagte Stadtarchivar Folker Förtsch bei der Vorstellung des Buches, Crailsheim sei nicht gerade „der Nabel der Welt“ gewesen und habe außer Hans Scholl keine wirklich bedeutenden Persönlichkeiten hervorgebracht.

Zum Inhalt: Unter den Beschriebenen befinden sich ein Pfarrer, ein Viehhändler, drei Herzoginnen, ein Jurastudent, sowie Vertreter verschiedener niederadliger Familien. Besonders interessant ist das Beispiel des jungen Studenten aus einer Rothenburger Familie, der sich in den Jahren 1646/47, modern gesagt, zu einer Art Praktikum in Crailsheim aufhielt. Von ihm ist eins der damals sehr beliebten *Alba amicorum*, auch als Stammbücher bekannt, überliefert. Dort

trugen Freunde, Verwandte und Kommilitonen Sinnsprüche ein, meist auf Latein – so wie es Mephisto, als Faust verkleidet, in der Schülerszene des gleichnamigen Schauspiels tut. Besonders hübsch wirken diese Eintragungen, wenn sie mit farbigen Zeichnungen geschmückt sind, wie man im ausführlichen Bildanhang des Büchleins sehen kann. 16 der 73 Einträge in diesem Album stammen aus Crailsheim. Der Autor geht davon aus, dass etliche der Inskribenten mit dem jungen Mann verwandt waren, denn nicht nur der Adel war untereinander versippt und verschwägert, sondern auch die besitzende und gebildete Bürgerschicht ganzer Landstriche des Alten Reiches. Diese familiären Verbindungen der bürgerlichen und patrizischen Geschlechter in den süddeutschen Land- und Reichsstädten bilden einen Forschungsschwerpunkt in der Arbeit des Verfassers. Die sechs Kapitel des Buches machen es dem Leser jedoch nicht immer einfach, da der Autor gern, wie er es nennt, „Zufallseindrücke“ einfließen lässt (S. 41). Gemeint sind damit biographische Details zu Personen, die ebenfalls in den Akten auftauchen und mit der jeweils im Mittelpunkt stehenden Persönlichkeit etwas zu tun haben, wobei diese Beziehungen für den Leser nicht immer leicht zu überblicken sind. Versehen ist der Band mit Personen- und Ortsregister, einer Bibliographie sowie einem umfangreichen Abbildungsteil. Der Crailsheimer Historische Verein hat dieses Buch seinen Mitgliedern als kostenlose Jahresgabe zukommen lassen. Es kann zudem im Stadtarchiv Crailsheim käuflich erworben werden.

Herbert Kohl

Brunhilde Bross – Burkhard: Gärten an Kocher, Jagst und Tauber – Ein Reiseführer ins Grüne. Tübingen (Silberburg) 2016. 159 S., zahlr. durchgehend farbige Abb.

Dieses Buch hat in der Silberburg-Reihe von Publikationen über Hohenlohe gefehlt. Was Carl-Heinz Gräter als Anekdotenerzähler ist Brunhilde Bross-Burkhard für Parks und Gärten. Die Fachfrau hat sich zu ihrem runden Geburtstag selbst ein sehr schönes Geschenk gemacht: Ihr Wissen über die Gärten und Parks ihrer Heimat zusammengetragen, getextet, fotografiert, alles zu Papier gebracht und dann zwischen zwei Buchdeckel gepackt. Bei den beschriebenen Gärten und Parks handelt es sich häufig um historische Anlagen, wie z. B. Barockgärten oder Landschaftsgärten, die zu Schlössern und Burgen gehören. Neugierige, Reisende, Touristen aber auch Kundige profitieren davon: Im Jahr der Landesgartenschau in Öhringen ein willkommener Wegweiser für weiteres Grün in Hohenlohe und Umgebung. Überhaupt scheint die Gartenbaukunst gerade den Nerv der Zeit zu treffen: So haben die staatlichen Schlösser und Gärten Baden-Württemberg das Themenjahr „Welt der Gärten – Kostbarkeiten für alle Sinne“ ausgerufen. Die Denkmalstiftung und das Schlössermagazin legen ihr verstärktes Augenmerk auf Grünanlagen und die dazugehörigen Bauten, z. B. die Orangerien. Vielleicht sucht der moderne Mensch gerade in unserer Zeit Erholung vom hektischen Alltag in ruhigen, besinnlichen, zauberhaften Pflanzenparadiesen.

Das Paperback ist in drei Abschnitte gegliedert: Wissenswertes über Gärten, die Beschreibung dieser Gärten und Parks sowie der Besuch bei alten Baumgestalten. Das Vorwort und der Anhang runden das Werk ab. Besonders erfreulich ist im Anhang, dass auf zwei Seiten der öffentliche Nahverkehr der Region beschrieben ist. Auch bei jedem Park oder Garten wird auf die Anfahrtsmöglichkeiten hingewiesen. Teilweise sind diese mit dem öffentlichen Nahverkehr oder nur individuell zu realistischen Reisezeiten zu erreichen. Außerdem ist in den Beschreibungen jeweils eine kleine farblich hervorgehobene Besonderheit vom übrigen Text abgesetzt. In diesen Infokästen sind punktuell besondere Themen angeführt. Zusammengefasst werden am Ende jeder Beschreibung Schwerpunkte wie z. B. Gehölze, Nutzpflanzen, Zierpflanzen, die genaue Adresse und GPS-Koordinaten, Erreichbarkeit mit Bus, Bahn oder Pkw, Zugangs- bzw. Öffnungszeiten, ggf. Gastronomie, Einkaufsmöglichkeiten, Informations- und Führungsmöglichkeiten. All das ist vorbildlich zusammengetragen.

Frau Bross-Burkhard versteht es, mit der kurzen Einführung Appetit auf mehr Lesen und Wissen über die Gärten und Parks in Hohenlohe und natürlich auf deren Besuch zu wecken. Dieses

Vorgehen ist sehr ausgewogen. Mit den im Buch angerissenen Themen ließen sich mühelos viele wissenschaftliche Werke füllen. Nur wer von uns Laien wollte diese lesen? Die promovierte Agrarwissenschaftlerin erliegt aber nicht dieser Versuchung, sondern gibt uns Lesern einen guten Überblick, um dann zügig zu den einzelnen Grünanlagen zu wechseln. Dort ist sie nicht streng auf Hohenlohe-Franken beschränkt, sondern zeigt sich grenzüberschreitend. Das kommt ihrem Anliegen, die Anlagen in der Region abgerundet darzustellen, sehr zu Gute. Über Hohenlohe hinaus sind Ziele in Rothenburg ob der Tauber, auf der Ostalb, im Heilbronner Land und im Neckar-Odenwald-Kreis aufgenommen. Ihre Auswahl ist umfassend, rund vier Dutzend Gärten und Parks sind verzeichnet und werden vorgestellt. Es besteht also keine Gefahr, dass ein wesentliches Objekt vergessen wurde. Auch Anlagen, die erst seit kurzem wieder zugänglich oder wieder ins Bewusstsein gerückt sind, werden angesprochen, wie z. B. der Sophienberg in Kirchberg an der Jagst.

Die Autorin ist also nicht nur Fachfrau und in der Region bestens zu Hause, sie ist auch auf der Höhe der Zeit. Mit dem Abschnitt über alte Baumgestalten gibt sie uns noch eine schöne Zugabe. Auf dem Inneren der Umschlagseiten befindet sich eine Übersichtskarte zur Orientierung in der Region mit farblicher Gliederung zu den unterschiedlichen Hauptschwerpunkten. Adressen von Baumschulen und Gartenliebhabervereinigungen sind ebenfalls enthalten. Insgesamt also nicht nur ein wundervoller Reiseführer ins Grüne Hohenlohes, sondern ein Aufschluss dieser einzigartigen Kulturlandschaft im Bereich des Gartenbaus. Das hat bisher gefehlt und der Dank geht an die Autorin und an den Verlag, die sich dieser Herausforderung gestellt und sie so eindrucksvoll gemeistert haben. Die Landesgartenschau ist vergangen, der Reiseführer ins Grüne bleibt uns aber erhalten.

Thomas Voit

Ernst Schmidt: Hohenlohe Waldenburg. Heimatgeschichtliches Lesebuch (Stadt Waldenburg und Waldenburger Kreis für Kulturgeschichte. Veröffentlichungen zur Ortsgeschichte und Heimatkunde in Württembergisch Franken, Band 26, hrsg. vom Historischen Verein für Württembergisch Franken) 2016. 346 S., zahlr. Abb.

Geschichte wird auf sehr unterschiedliche Weise erlebt. Ja, es stimmt – jedenfalls in der Regel –, was wir in unseren Geschichtsbüchern lesen von Königen und Kaisern, von Kriegen und Revolutionen, von bahnbrechenden Erfindungen und der Gedankenwelt genialer Geister. Aber Geschichte vollzieht sich auch im Kleinen, im Alltagsleben der Menschen, vor der Haustür gewissermaßen, in unseren Dörfern und Städten – und nicht selten bleibt das hier Erlebte länger im Bewusstsein haften: Das haben wir erlebt und erlitten!

Ernst Schmidt war seiner Heimat aufs engste verbunden, und das beweg ihn, alles, was die Stadt Waldenburg betraf, mit großem Fleiß und bewundernswürdiger Akribie für die Nachwelt zu notieren. Das von dem ehemaligen Postbeamten nach dem Krieg verfasste Heimatbuch erschien im Jahr 1951 in einer sehr schlichten Aufmachung, weil es an Geld fehlte. Nur 300 Exemplare wurden gedruckt.

Die Neuauflage, für die der Waldenburger Kreis für Kulturgeschichte verantwortlich zeichnet, ist dagegen ein sehr gut gelungenes, repräsentatives Werk, das zum Durchblättern und Lesen einlädt. Zahlreiche Abbildungen veranschaulichen das Geschriebene.

Wie gesagt: Erst Schmidt wollte ein möglichst umfassendes Bild der Geschichte seiner Heimat zeigen. Unverzichtbar ist so ein ausführlicher Überblick über die Entwicklung des Hauses Hohenlohe und des in Waldenburg ansässigen Grafen- und Fürstengeschlechtes Hohenlohe-Waldenburg. Im Jahr 1253 wurde das Städtchen erstmals in einer Urkunde erwähnt: „Actum et datum apud Waldenberc.“ Wir erfahren Ausführliches über die auf dem nördlichen Bergsporn gelegene Burg und die sich in ihrem Umfeld über Jahre und Generationen entwickelnde Stadt, die fürs erste am wehrhaften und bis heute erhaltenen Lachnersturm endete. Von zahlreichen historischen Bauten ist die Rede, u. a. von der evangelischen Stadtkirche und der

katholischen Schlosskirche mit der Fürstengruft sowie der im 14. Jahrhundert erbauten Friedhofskapelle, in der sich Wandmalereien aus dem 15. Jahrhundert erhalten haben.

Natürlich darf auch die Schilderung der schrecklichen Fastnachtseignisse auf dem Waldenburger Schloss vom Jahr 1570 nicht fehlen. Ein fröhliches Fest hätte es werden sollen, zu dem sich der Graf und andere Hohheiten versammelt hatten. Sie waren fantasievoll kostümiert. Aber dann fingen ihre Kostüme Feuer, und ein verzehrender Brand brach aus. Es gab fünf Tote.

Ausführlich befasst sich Schmidt mit der kirchlichen Organisation in der Herrschaft Waldenburg. Dazu gehören auch die beiden Klöster Gnadental und Goldbach.

Viel wäre noch über Hohenlohe-Waldenburg zu sagen. Sicher macht hier jeder Leser seine eigenen Entdeckungen und erfährt Neues aus ferner Vergangenheit. Die napoleonische Zeit brachte besonders einschneidende Veränderungen. Im Jahr 1806 verlor Hohenlohe seine staatsrechtliche Souveränität und wurde im Zug der vom französischen Kaiser erzwungenen Mediatisierung in das zum Königreich erhobene Württemberg eingegliedert.

„Am Samstag, den 13. September werden [...] alle fürstlichen Beamten [...] sowie die Geistlichen für den König von Württemberg in Pflichten genommen. [...] Württembergische Infanterie und Reiterei geben dem Unterwerfungsakt den äußeren Rahmen.“ –

Soweit auffindbar, verarbeitete Ernst Schmidt auch Anekdotisches, das den Leser gelegentlich zum Schmunzeln veranlasst und manches Zeitereignis etwas farbiger erscheinen lässt. Aus neuer Zeit ist die Eröffnung der Eisenbahnlinie im Jahr 1862 zu erwähnen. Es versteht sich von selbst, dass sie wegen der topografischen Gegebenheiten am Fuß des Burgbergs gebaut wurde und dass hier auch das repräsentative Bahnhofsgebäude entstand. Den Höhepunkt der Eröffnungsfeierlichkeiten bildete der Besuch des württembergischen Königs Wilhelm mit einem Sonderzug. Am Empfang beteiligten sich Fürst Friedrich Karl, seine Gemahlin und deren Kinder. „Der greise Monarch verlässt seinen Salonwagen und wird jubelnd begrüßt. Eine Schülerin überreicht ihm einen Strauß aufblühender Rosen.“

Uns erscheint die Linienführung der Bahn von Heilbronn über Öhringen und Waldenburg nach Schwäbisch Hall als etwas ganz Selbstverständliches. Aber damals gab es auch heftige Widerstände. Im Gespräch war eine Trasse durch das Kochertal über Künzelsau nach Hall. –

Wer sich mit der Geschichte Waldenburgs befasst, muss auch die schrecklichen Ereignisse erwähnen, die sich hier gegen Ende des Zweiten Weltkriegs abspielten. Schmidt zitiert Augenzeugenberichte, die den Untergang des malerischen Bergstädtchens ergreifend veranschaulichen.

„In der Nacht vom 14. zum 15. April beschießen etwa acht amerikanische Batterien die Stadt von allen Seiten. Aus Wassermangel rücken die Einwohner den Bränden mit Abort-, Mistbrühe und Most zu Leibe, so dass bis 2 Uhr morgens alle Feuer gelöscht sind. Kurz darauf steht jedoch ein Teil des Schlosses in Flammen. Eine mittägliche Feuerpause ermöglicht der in der Stadt und im Schloss befindlichen Zivilbevölkerung den Abzug in Richtung Goldbach und Ziegelhütte. Inzwischen ist der Befehl eingetroffen: „Waldenburg muss gehalten werden.“ Infolge des Brandes zieht sich auch die deutsche Wehrmacht aus dem Schloss in das Stadtgebiet zurück. Das Ende war das noch nicht. Nach Abschluss der Kampfhandlungen wurden zahlreiche verbliebene Gebäude durch nachrückende amerikanische Soldaten angezündet und von Panzern niedergewalzt. –

„Ex flammis orior.“ – Aus den Flammen steige ich (wieder) auf. Dieser Wappenspruch des Adelsgeschlechts Hohenlohe gilt auch für die liebenswerte Stadt Waldenburg, der die Zerstörungen von 1945 heute nicht mehr anzusehen sind.

Ernst Schmidt war kein Historiker im engeren Sinn. Sein Motiv, ein so umfassendes und facettenreiches Werk zu schreiben, war die Liebe zu seiner Heimat und vor allem zu seiner Heimatstadt. – Darauf verweist er mehrfach in der euphorischen Sprache seiner Zeit. – Allen, die die Neuauflage des schönen Heimatgeschichtlichen Lesebuchs ermöglicht haben, gebührt Dank. Ich bin sicher, dass die meisten Leserinnen und Leser es immer wieder einmal zur Hand nehmen werden und jedes Mal etwas Neues und Interessantes entdecken.

Kurt Schreiner

Uttenhofen – mit Raibach, Tullau, Wilhelmglück. Hg. von Christoph Bittel, Ulrike Marski und der Gemeinde Rosengarten. 2013.

Rund 30 Autorinnen und Autoren haben in 49 Beiträgen auf über 650 Seiten – wie es im Vorwort der Redaktion – heißt: „fast alle Aspekte der Geschichte und Gegenwart von Uttenhofen, Raibach, Tullau und Wilhelmglück“ beleuchtet. Die redaktionelle Arbeit dazu wurde von Ulrike Marski und Dr. Christoph Bittel geleistet, was bei einem Werk dieses Umfangs einer Herkules-Aufgabe gleichkommt.

Der Band ist in zehn Themenbereiche gegliedert. Zu Beginn des Bandes betrachtet Thomas Schmidt einleitend die Geoökologie Rosengartens und die naturräumlichen Ebenen Hang, Fläche und Tal. Im ersten Themenblock wird die Geschichte des Hällischen Amtes Rosengarten in acht Beiträgen beleuchtet, dabei widmet sich Andreas Maisch Fragen der Rechtssituation der Dörfer unter der Herrschaft der Reichsstadt Schwäbisch Hall. Albrecht Bedal betrachtet die Rätsel, die in der Geschichte des Tullauer Schlosses liegen. Wolfgang Ott schließlich stellt die Sigismund-Kapelle in Uttenhofen und ihre bewegte Nutzungsgeschichte vor.

Im Anschluss bilden drei Beiträge von Christoph Bittel den zweiten Themenblock. Sie geben Einblicke in die zum Teil sehr wechselvolle Geschichte der Gemeindeverwaltung und Lokalpolitik der Dörfer Uttenhofen, Raibach und Tullau. Dabei wird auch deutlich, wie die Ereignisse auf lokaler Ebene von der „großen Politik“ mitbestimmt werden.

Im dritten Themenblock geht es um Verkehr, Siedlung und Infrastruktur. Dazu betrachtet Jürgen Elßer die Entwicklung der Straßen von Staatsstraßen im 19. Jahrhundert über Reichsstraßen bis zur B 19 als wichtige Verkehrsverbindung der Gegenwart. Den Wege- und Straßenbau in Tullau im 19. Jahrhundert untersucht Ulrike Marski und ermittelt allerlei Schwierigkeiten, die damit verbunden waren. Norbert Gundelfinger unternimmt anschließend den Sprung ins 20. Jahrhundert, indem er sich dem Wohnungsbau nach 1945 widmet. Die Wasserversorgung ist Thema eines Beitrages von Günther Seybold, der die schwierige Entwicklung einer Wasserversorgung mit Hausanschlüssen vorstellt.

Im vierten Themenblock gehen 13 Beiträge Fragen zu Bevölkerung und Wirtschaft nach. Zunächst betrachtet Monika Kolb in zwei Aufsätzen die Entwicklung der Bevölkerungszahlen in Uttenhofen, Raibach und Tullau zwischen 1805 und 1970 sowie das Ende der Feudalherrschaft mit der Aufhebung der Leibeigenschaft nach 1817. Ulrike Marski stellt den im 19. Jahrhundert größten landwirtschaftlichen Betrieb in Uttenhofen vor, ebenso die Biografie Hermann Vaihingers, der den Betrieb von 1837 bis 1856 sehr erfolgreich führte, sowie die seiner Nachfolger. Die Arbeitsbedingungen und die zum Teil sehr unterschiedlichen Lebensverhältnisse der Bergmänner des Steinsalzbergwerks Wilhelmglück betrachtet Jan Wiechert in seinem Aufsatz „150 Beschäftigte in den besten Jahren“. Derselbe Autor zeigt in einem weiteren Beitrag „Tullauer Sole für Haller Salz ab 1888“ auf, wie die Einrichtungen und Betriebe zur Salzgewinnung in Wilhelmglück und Hall miteinander kooperierten. Um die Nutzung der Wasserkraft in Tullau geht es auch im anschließenden Beitrag „Sägerei, Elektrizitätswerk, Pappenfabrik“ von Werner Kurz, der sich auch der Geschichten der genannten Betriebe widmet. Der fünfte Themenblock handelt vom sozialen Leben. Armenfürsorge und Auswanderung betrachtet Monika Kolb in ihrem Aufsatz „Hoffnung auf zukünftiges Glück in Nordamerika“. Heike Krause widmet sich in ihrem Beitrag „Nicht nur eine Kinderweide“ den Aktivitäten der karitativen Einrichtungen in Wilhelmglück, die mit den Initiativen Gustav Werners in der Mitte des 19. Jahrhunderts begannen und mit der Schließung des Kinderheims in Wilhelmglück im Jahr 1981 endeten. Walter Hampele blickt zurück in eine andere Welt, in das Jahr 1934 und seine Begegnung als Kind mit dem damaligen Uttenhofer Gänsehirt, der ihm eine Flöte schenkte und das Flötenspielen beibrachte. Günter Schnurrer und Elisabeth Rademann beschließen das Kapitel, indem sie sich dem sensiblen Themenbereich Flucht-Vertreibung-Neuansiedlung widmen. Sie zeigen am Beispiel der eigenen Familie auf, wie sich deutsche Heimatvertriebene, in diesem Fall aus dem Sudetenland, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges integrieren konnten und in Uttenhofen eine neue Heimat fanden.

Der sechste Themenblock behandelt in drei Aufsätzen von Christoph Bittel das Gesundheitswesen.

Im siebten Themenblock geht es um Kirche und Schule. Jan Wiechert beleuchtet die Geschichte der kirchlichen Verhältnisse Uttenhofens im 19. und 20. Jahrhundert, das bis heute in Westheim eingepfarrt ist, ebenso die Raibachs und vor allem Tullaus, dem einzigen der drei Orte mit einer eigenen evangelischen Kirche. Aus der Geschichte der Schule und des Unterrichts in Uttenhofen berichtet im Anschluss Ralf Völker. Das Schul- und Rathausgebäude in einem wird ebenso vorgestellt wie so mancher Lehrer und manche Schulklasse. Gemeinsam mit Christoph Bittel berichtet der Autor in einem weiteren Aufsatz über die Schulen in Tullau und Raibach im 19. Jahrhundert. Es werden die Unterrichtsräume bzw. -orte vorgestellt, dabei wird erwähnt, dass der Unterricht zeitweilig in der eigens dazu umgebauten Kelter stattfand und dass die Kinder später in verschiedenen Orten unterrichtet worden sind, was für manche zu langen Schulwegen geführt hat.

Mit „Kultur und Freizeit“ ist der achte Themenblock überschrieben, den der Beitrag von Walter Hampele über die Uttenhofer Mundart eröffnet. Anhand vieler Beispiele werden ursprüngliche mundartliche Besonderheiten und deren Veränderungen im Laufe der Zeit erläutert. In einem weiteren Beitrag widmet sich der Autor dem Thema „Lebenszeit und Jahreslauf“ und stellt die Bräuche, die das dörfliche Leben in der Vergangenheit beinahe als verbindliche Ordnungen strukturiert haben, dar. Den Abschluss des umfangreichen, schwergewichtigen Bandes bilden der ausführliche Beitrag von Jürgen König über 25 Jahre Kommunalpolitik in der Gemeinde Rosengarten und ein Anhang, in dem Friedrich Laidig eine Reihe historischer Gebäude in Raibach vorstellt.

Die Breite des Themenspektrums ist beeindruckend und faszinierend. Der Leserin oder dem Leser wird eine Fülle von Informationen aus Vergangenheit und Gegenwart Uttenhofens, Raibachs, Tullaus und Wilhelmglücks geboten, die dem physischen und auch inhaltlichen Schwergewicht die Rolle eines Nachschlagewerkes und Lesebuchs zugleich verleiht. Die außerordentlich tiefgründigen und detaillierten Darstellungen geben zugleich ein eindrucksvolles Zeugnis von der immensen Recherchearbeit ab, die die Autorinnen und Autoren im Zusammenwirken geleistet haben. Dabei handelt es sich aber keineswegs um „trockene Materie“, zu den Fakten gesellen sich manche Anekdote und Begebenheit, die die Leserin oder den Leser auch schmunzeln lassen werden. Das Buch sei allen lokal- bzw. regionalgeschichtlich Interessierten wärmstens zur Lektüre empfohlen!

Michael Happe

Helmut Böttiger: Gottlob Haag in Wildentierbach. Spuren 110. Eine Veröffentlichung der Arbeitsstelle für literarische Museen, Archive und Gedenkstätten in Baden-Württemberg herausgegeben von Thomas Schmidt. Deutsche Schillergesellschaft Marbach am Neckar 2016. 16 S., Abb.

Dieses Heft der Reihe „Spuren“, die den Spuren von Dichtern und Schriftstellern nachgeht, um sie vor dem Verschwinden und Vergessen zu bewahren, die Spuren ihres Lebens zu sichern, erinnert an den hohenlohischen Dichter Gottlob Haag (1926–2008). Er veröffentlichte Lyrik und Prosa in zahlreichen Büchern zwischen 1964 („Hohenloher Psalm“) und 2004 („Sich selbst genug“) und wurde vor allem als Mundartdichter, als „lyrische Stimme Hohenlohes“, bekannt und geehrt in einer Zeit, als Dialektdichtung hoch geschätzt wurde, weil diese eine durch die rasante Modernisierung und Globalisierung bedrohte oder schon verlorene Natürlichkeit und Ursprünglichkeit zu bewahren schien. Seine Gedichte, in denen die Landschaft und die Menschen Hohenlohes in ihrer charakteristischen Sprache Ausdruck finden, haben nichts mit dem sentimentalischen Klischee von „Landleben“ und „Landlust“ zu tun, wie es heute Zeitschriften eines aktuellen Provinzialismus anpreisen. Seine Poesie verklärt nicht das Bäuerlich-Ländliche. Der genaue, der kritisch-distanzierte Blick des Dichters sieht seine Heimat

liebevoll und kritisch, benennt das Schöne und das Hässliche, das Dauernde und das Vergängliche. Er, Sohn eines Korbmachers und einer Tagelöhnerin, wuchs in dem tauberfränkischen Dorf Wildentierbach bei Niederstetten auf, erlernte das Schneiderhandwerk, arbeitete u. a. als Nachtwächter, Steinbrucharbeiter oder Werbetexter und fand schließlich eine Anstellung bei der Bundeswehrverwaltung des Flugplatzes Niederstetten. Begabung, Neigung, Neugier, Fleiß und Ausdauer machten Gottlob Haag zum Schriftsteller und Dichter seiner Heimat und ihrer Sprache. Helmut Böttiger berichtet mit Anteilnahme über ein außergewöhnliches Leben und Werk und kann im Nachlass des Dichters überraschende Funde machen.

Eberhard Göpfert

Dorothea Keuler: Provokante Weibsbilder. Historische Skandale aus Baden und Württemberg. Tübingen (Silberburg) 2011. 205 S. zahlr. Abb.

Frauen in der Geschichte – das ist ein Thema, das viele interessiert. Hier geht es um berühmte oder berüchtigte Herrscherinnen wie Elisabeth I. von England, Katharina die Große von Russland oder Katharina von Medici von Frankreich. Zugegeben, manche lesen diesbezügliche Biografien, weil es eben nicht nur um Politik und Geschichte, sondern auch um Geschichten geht. Und damit kommen auch diejenigen Frauen in den Blick, die gewissermaßen aus der zweiten Reihe ihren Einfluss geltend machten, etwa eine Madame Maintenon, die Mätresse Ludwigs XIV., oder Franziska von Hohenheim.

Dorothea Keuler, Kulturwissenschaftlerin und Schriftstellerin aus Tübingen, befasst sich in ihrem Buch mit provokanten Weibsbildern, mit Frauen also, die irgendwie aus dem Rahmen fielen und in der im Wesentlichen durch Männer bestimmten Welt Aufsehen erregten. Immerhin, Beispiele gibt es genug und das vor allem auch in Baden und Württemberg. Die Namensliste reicht von Margarete Renner, die im Großen Bauernkrieg der Jahre 1524/25 mit den Männern ins Feld zog, bis hin zu der Lahrer Kommunistin Frieda Unger. Sie war zu der Einsicht gelangt, dass die politischen Verhältnisse in Deutschland nur durch eine Revolution verändert werden könnten. Nach dem Zweiten Weltkrieg engagierte sie sich für den Aufbau der neu entstandenen DDR.

Einige der Frauen, von denen im Buch die Rede ist, sind wohl bekannt. Das gilt z. B. für Liselotte von der Pfalz, für Amalie Zepherine von Salm-Kyrburg bzw. Hohenzollern-Sigmaringen oder für Bertha Benz. Liselotte wurde zum Opfer dynastischer Politik, als sie, neunzehnjährig, mit dem Bruder des französischen Königs verheiratet wurde. Für die junge Frau wurde das Hofleben in Frankreich zu einer Qual. Ihr Ehemann, Herzog Philippe von Orléans, gab sich lieber mit „seinen Buben“ ab. In ihren zahlreichen, von Heimweh durchzogenen Briefen schrieb sie einmal: „Alles hier ist pure Interesse [Egoismus] und Falschheit, das macht das Leben sehr unangenehm.“ Sie musste erleben, dass ihr Schwager, Ludwig XIV., ihre Heimat, die Kurpfalz, verwüsten und das Heidelberger Schloss niederbrennen ließ.

Ein sorgloses Leben war auch Amalie Zepherine nicht vergönnt. Die Ehe mit dem Erbprinzen von Hohenzollern-Sigmaringen verlief unglücklich. Das Residenzstädtchen Sigmaringen fand sie, die das Leben in Paris gewöhnt war, armselig und langweilig. Langweilig war vor allem auch ihr Ehemann, der sich nach Jagderlebnissen im Schwarzwald und nach Spätzle in einem nahen Gasthaus sehnte.

Geschichtliche Bedeutung gewann Amélie, wie sie genannt wurde, dadurch, dass sie ihre guten Beziehungen zu Napoleon Bonaparte diplomatisch nutzte und so erreichte, dass die Herrschaften Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen nicht mediatisiert wurden, sondern selbstständig blieben. Als König Friedrich von Württemberg Hohenzollern besetzen ließ, um es seinem Reich einzuverleiben, rückten französische Dragoner an und zwangen die Württemberger zum Rückzug.

Bertha Benz war eigentlich kein provokantes Weibsbild, sondern eine gebildete, liebevolle und vor allem zapackende Ehefrau. Ihr Ehemann Carl Benz war ein genialer Ingenieur. Aber

für die geschäftlichen Angelegenheiten, eine gewaltige Herausforderung, war Bertha zuständig. Einmal bemerkte er: „Wenn du nicht gewesen wärest, wer weiß, wie das alles gekommen wäre.“

Die erste Überlandfahrt mit dem dreirädrigen Benzschen Motorwagen ist inzwischen Legende. Im August 1888 machte sich Bertha mit ihren beiden Söhnen auf den Weg nach Pforzheim. Die Wieslocher Stadtpotheke wurde zur ersten Tankstelle überhaupt. Hier kaufte Bertha dem Apotheker den gesamten Vorrat des Fleckenwassers Ligroin (Leichtbenzin) ab, um damit ihr Fahrzeug zu betanken. Die Fahrt gelang. Die Entwicklung des Autos schritt rasch weiter voran.

Die Autorin versteht es vorzüglich, die Frauen und ihre jeweiligen Besonderheiten in den historischen, vor allem auch kulturhistorischen Zusammenhang einzubetten. Im Zusammenhang mit Katharina Kepler, der Mutter des berühmten Mathematikers und Astronomen Johannes Kepler, erfahren wir wichtige Details über den Hexenwahn und die Hexenverfolgungen im 17. Jahrhundert. Katharina stand im Verdacht, einem Mann eine schwere Krankheit angehext und auch sonstige Schandtaten begangen zu haben. Der Prozess, verbunden mit brutalen Folterungen, zog sich hin. Aber die Geschundene blieb standhaft: „Ihr könnt mir jede Ader einzeln aus dem Leib ziehen, ich kann doch nicht gestehen, was ich nicht getan habe.“ Sie rief Gott als Zeugen an und bat ihn um Hilfe. Anders als vielen anderen Beschuldigten gelang es ihr, das Gericht von ihrer Unschuld zu überzeugen. Sie wurde – auch durch die Unterstützung ihres Sohnes – endlich freigelassen.

Über die Türkenkriege gäbe es viel zu sagen. Eine bemerkenswerte Besonderheit ist Anna Maria Christmann, die bereits als junges Mädchen Männerkleider anzog, sich ihre langen Haare abschnitt und von nun an mit tiefer Stimme sprach, um nicht aufzufallen. Als Thomas Christmann ließ sie sich im Jahr 1716 für das Infanterieregiment Alt-Württemberg anwerben, vermutlich, um ihren Lebensunterhalt zu sichern, und zog als Soldat unter dem Oberbefehl des „edlen Ritters“ Prinz Eugen von Savoyen in den Krieg auf dem Balkan. Wie es ihr gelang, ihr Geheimnis zu wahren, ist schwer nachzuvollziehen. Selbst als sie während des Feldzugs zwei Mal verwundet wurde, fiel angeblich nicht auf, dass sie eine Frau war. Später wurde die Türken-Annemarei, die nun ihren Lebensunterhalt als Briefträgerin verdiente, in Stuttgart eine lokale Berühmtheit.

In einem Buch über provokante Frauen dürfen amouröse Geschichten nicht fehlen. Sie werden durch den geschichtlichen Kontext besonders delikat. Amalie von Stubenrauch, seit 1828 Hofschauspielerin in Stuttgart, war eine kluge, sehr talentierte und vor allem ehrgeizige Frau. Dass sie am Theater eine unanfechtbare Machtstellung errang, verdankte sie dem damals regierenden König Wilhelm I. Liebesabenteuer waren dem Monarchen nicht fremd, zumal er sich mit seiner dritten Ehefrau Pauline langweilte. Das Verhältnis zu Amalie war freilich von ganz besonderer Art. Jeden Nachmittag verschwand seine Majestät durch eine bescheidene Tür, das „Königspörtchen“ genannt, „um nach zwei Stunden [...] in den Palast seiner Ahnen wieder zurückzukehren. Dieses zarte Verhältnis ist das öffentliche Geheimnis der Residenz“. – Das öffentliche Geheimnis!

Doch irgendwann war die Zeit der machthungrigen Hofschauspielerin doch zu Ende. Königin Pauline, die im Volk sehr beliebt war, hatte die „württembergische Lola Montez“ aus dem Theater verdrängt. Aber auch nach ihrem Abgang gab es Stimmen, die ihrem oft autoritären Wirken am Stuttgarter Hoftheater „Intelligenz und geistige Kraft“ bescheinigten.

Das schlimme Schicksal des jüdischen Hoffaktors und Geheimen Finanzrats Joseph Süß Oppenheimer ist bekannt. Nach dem überraschenden Tod des württembergischen Herzogs Karl Alexander wurde er wegen angeblicher Münzfälschung, Hochverrats und anderer Verbrechen vor Gericht gestellt und im Jahr 1738 hingerichtet. Sein Leichnam wurde sechs Jahre lang in einem eisernen Käfig zur Schau gestellt. Die Joseph Oppenheimer zur Last gelegten Verbrechen konnten nie bewiesen werden. Der Prozess gab den württembergischen Landständen die willkommene Gelegenheit, sich für die Finanzpolitik des verstorbenen Herzogs zu rächen. Das

ganze Verfahren und auch der Umgang mit dem Verurteilten bzw. Hingerichteten zeigten eine gefährliche antijüdische Stimmung im Herzogtum Württemberg.

Mit „voyeuristischem Eifer“ hatten sich die Untersuchungsrichter für das Liebesleben Oppenheimers interessiert. Für seine Geliebte Luciana Fischer begann nach dessen Verhaftung eine schlimme Zeit. Hartnäckig weigerte sie sich, eine intime Beziehung mit dem Minister einzugestehen. Bei einer ärztlichen Untersuchung fanden sich aber Anzeichen „für die Ausübung der Liebe“. Eine Schwangerschaft konnte nicht festgestellt werden. Luciana war als Dirne entlarvt und blieb in Haft. Irgendwann wurde dann doch offenkundig, was sie mit aller Gewalt hatte verheimlichen wollen. Sie war schwanger und brachte nun einen Sohn zur Welt. Durch die Anstrengungen und die Schmerzen der Geburt geschwächt, antwortete sie auf die Fragen der Untersuchungsrichter nach dem Vater: „Ach! Wer anderst als der Jud Stuß.“

Das Buch von Dorothea Keuler wurde mit großer Sorgfalt und Liebe recherchiert. Es bietet gute Unterhaltung und wertvolle Hintergrundinformationen. Es liest sich angenehm, auch wenn gelegentlich die eine oder andere Einzelheit entbehrlich wäre. Interessant sind immer wieder die unterschiedlichen Motive, die Frauen dazu veranlassten, Tabus zu brechen und sich ganz anders zu verhalten, als es im Allgemeinen von ihnen erwartet wurde.

Für das Buch sprechen auch die sehr gelungene Ausstattung und ein geschmackvolles Layout mit vielen aussagekräftigen Illustrationen.

Kurt Schreiner

Rainer M o r i t z : Helden des Südwestens. Was wir lieben: Lurchi, Löw und Laugenbrezel. Stuttgart (Silberburg) 2016. 176 S., 50 meist farbige Abb.

Heimat ist wieder in. Die immer unübersichtlicher werdende, angeblich globalisierte Welt lässt die Menschen verstärkt nach ihren Wurzeln fragen: Was hat mich geprägt, wofür habe ich mich als junger Mensch interessiert, wer waren meine Freunde? Viel Kluges ist von hellen Köpfen dazu schon gesagt und geschrieben worden. Aus seinem Lateinunterricht kann sich der Verfasser dieser Zeilen an Ciceros *ubi bene ibi patria* erinnern, doch, offen gesagt, ist das für einen anerkannten Philosophen ein eher schwacher Satz. Also beginnt der denkende Mensch ab einem gewissen Lebensalter zu fragen: Warum bin ich so geworden, wie ich bin? Und wo liegt meine Heimat, nicht nur geographisch, sondern auch geistig und seelisch. Und wenn ihm dazu etwas einfällt, schreibt er ein Buch darüber. Das hat auch Rainer Moritz getan. In 42 Kapiteln erzählt er, welche Personen und Dinge das Bild von Baden-Württemberg geprägt haben. Gotthilf Fischer, Kommissar Bienzle und Joachim Löw zählen dazu, ebenso wie Laugenbrezel, Caro-Kaffee und Capri-Sonne. Bei den Personen beschränkt der Autor sich auf die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts, sodass man Helden wie Hegel, Schiller, Robert Bosch, Carl Benz oder Erwin Rommel in diesem Buch vergeblich sucht.

Erstaunlich stark ist der Fußball vertreten. Dazu muss man wissen, dass Moritz in seiner Jugend als Fußballschiedsrichter aktiv war, „zwischen Wachbach, Sandhausen, Winnenden und Tailfingen“, wie er selbst schreibt, dies passenderweise in einem Beitrag über schwäbische Verbalinjurien. Im Kapitel über den VfB Stuttgart spürt man den Seelenschmerz, den der Autor angesichts des Abstiegs seines Lieblingsvereins in die zweite Liga empfunden haben muss. Er ereignete sich offenbar just in dem Moment, als er das Kapitel schrieb.

Heute lebt Moritz in Hamburg und leitet das dortige Literaturhaus. Dem Südwesten ist er immer noch verbunden, wohl mehr dem schwäbischen als dem badischen Landesteil, was kein Wunder ist, wenn man weiß, dass er in Heilbronn aufwuchs und anschließend in Tübingen studierte. Dass die Literatur zu seinem Lebensinhalt geworden ist, merkt man den Miniaturen, abgesehen von der flotten und oft witzigen Schreibe, kaum an. Manchmal scheint es aber durch, wenn er sich zu seiner Verehrung für Wortakrobaten wie Harald Schmidt und Mathias Richling bekennt. Letzterem hat er bis heute die Treue gehalten. Er schreibt, sobald Konstantin Wecker im Fernsehen etwas Politisches zum Besten gebe und sich als Querdenker zu positio-

nieren versuche, schalte er sofort den Fernseher aus. Und weiter: „Bei Matthias Richling würde ich das nie tun.“ Also: Schwaben gegen Bayern eins zu null – wenigstens hier, wenn es im Fußball schon nicht klappt.

Fazit: sehr empfehlenswert, besonders für Menschen, die im „Ländle“ aufgewachsen sind und sich auf unterhaltsame Weise zum Nachdenken über ihre Herkunft anregen lassen wollen.

Herbert Kohl

Maria Hennl: Die Elfenbeinsammlung der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach (Mittelfränkische Studien 26). Ansbach (Selbstverlag des Historischen Vereins für Mittelfranken) 2017. 292 S., Abb.

Kunstwerke aus Elfenbein waren seit Urzeiten begehrte, repräsentative Objekte in Schatzhäusern und seit der Renaissance in den Kunst- und Wunderkammern der Mächtigen. So berichtet die Bibel im Buch der Könige, der Thron Salomos sei aus Elfenbein gewesen. Auch Einbände kostbarer mittelalterlicher Kodizes wurden mit Elfenbeinarbeiten geschmückt. Das Material der exotischen Elefantenzähne (auch Zähne von Mammut, Walross, Narwal oder Eber) war für komplizierte, filigrane Schnitzarbeiten sehr gut geeignet und galt als so wertvoll wie Edelmetalle und Edelsteine. Die fürstlichen Kunst- und Wunderkammern vereinten möglichst wertvolle, seltene und seltsame Gegenstände aus Natur und Kunst zum Lob und Ruhm des Sammlers. Außergewöhnliches, Exquisites, Phantastisches und Wunderbares, Bizarres und Kurioses wurde bevorzugt gezeigt, der Betrachter sollte staunen und bewundern können. Neben dem Pokal aus Gold und Silber oder der mythologischen Figur aus Elfenbein liegt z. B. in der Kunst- und Wunderkammer der Fürsten Hohenlohe, dem sog. „Kirchberger Kabinett“ in Schloss Neuenstein in überraschendem Kontrast ein ungewöhnlich großer Blasenstein. Das „bedachte Chaos“ (Horst Bredekamp) dieses enzyklopädischen Abbilds der Natur- und Menschenwelt wollte unterhalten und belustigen und diente zugleich dem gelehrten, den verborgenen Sinn der Objekte bedenkenden Gespräch der Kenner. Im 19. Jahrhundert, als das historisch chronologisch geordnete und öffentlich zugängliche Museum die Kunst- und Wunderkammer abgelöst hatte, belächelten gebildete Bürger wie z. B. Eduard Mörike – obwohl er selbst ein passionierter Sammler kurioser Dinge und Erinnerungsstücke war – das „Raritätenkästchen, Bildschnitzerei / Enthaltend, alte Münzen, Gemmen und so fort, / Geweißtes und Profanes ohne Unterschied: / Ein heiliger Sebastian in Elfenbein, / Deßgleichen Sanct Laurentius in seinem Rost, / Verschmähten nicht als Nachbarin Andromeda, / Nackt an den Fels geschmiedet, trefflich schön in Buchs.“

Auch die Markgrafen von Brandenburg-Ansbach haben in ihrer Kunstkammer eine Elfenbeinsammlung angelegt, deren Bestand in Nachlassverzeichnissen des Markgrafen Joachim Ernst (reg. 1603–1626) und des Markgrafen Albrecht V. (reg. 1639–1667) verzeichnet ist. Gesamelt wurden mythologische und allegorische Figuren, mit Figuren gezierte Becher, kleine und große Gefäße und Teller. Von Inventaren, Rechnungsbüchern und sonstigen Verzeichnissen ausgehend kann Maria Hennl die Geschichte, den schwankenden Bestand an Elfenbeinobjekten und damit die künstlerischen Vorlieben und den Stellenwert der Elfenbeinsammlung für die jeweils regierenden Markgrafen darstellen. Auch die weitere Geschichte und der Bestand der Elfenbeinsammlung nach dem Rücktritt des Markgrafen Alexander 1701, dem Übergang der Markgrafschaft an Preußen und schließlich 1806 an Bayern kann von ihr rekonstruiert werden. Heute teilen sich der Freistaat Bayern und der Wittelsbacher Ausgleichfonds die Elfenbeinkunstwerke. Neun von ihnen sind in der ehemaligen Residenz der Markgrafen in Ansbach ausgestellt. Aufgrund ihrer umfassenden, methodisch gründlichen Recherchen in Archiven und Museen kann Maria Hennl einen wissenschaftlichen Katalog aller Objekte, die sich in der Elfenbeinsammlung der Markgrafen befinden oder befunden haben, erstellen. Für die Jahre 1686 bis 1791 werden 142 Elfenbeinobjekte der Ansbacher Kunstkammer nachgewiesen. Hinzu kommen 52 Elfenbeinarbeiten aus dem Besitz der Markgrafen Brandenburg-Bayreuth.

Der übersichtliche Katalog nennt für jedes Objekt die Belege in den Inventaren und Rechnungsbüchern, den Ort und die Art der Aufbewahrung und die Forschungsliteratur. Die markgräfliche Sammlung ist bisher von der Forschung kaum beachtet worden, so dass die Zuschreibung an bestimmte Künstler in vielen Fällen noch nicht gesichert ist. Maria Hennl diskutiert ausführlich für die einzelnen Werke den aktuellen Forschungsstand und führt ihn durch subtile stilkritische Beobachtungen und Vergleiche nachvollziehbar weiter. So können Kunstwerke bedeutenden Elfenbeinschnitzern wie Leonhard Kern, Johann Georg Kern, Johann Jakob Betzold, Johann Michael Maucher und Johann Michael Schnegg zugeschrieben oder solche Zuschreibungen vorgeschlagen werden. Ein umfangreicher Abbildungsteil, der die Elfenbeinarbeiten meist in Farbe und wo nötig auch in unterschiedlichen Ansichten zeigt, erleichtert es, die oft komplexen Diskussionen und differenzierten Beobachtungen zu verfolgen, die zu Zuschreibungen führen. Personen- und Sachregister erschließen das Buch. So hat nicht nur die Fachwissenschaft, sondern auch der interessierte Liebhaber der perfekt gearbeiteten, virtuos gezierten Kunststücke Gewinn und Freude an dieser ausgezeichneten kunsthistorischen Monographie.

Eberhard Göpfert

Sehnsucht Landschaft. Würzburg und die romantische Landschaftsmalerei des 19. Jahrhunderts. Hrsg. von Nico Kirchner für das Museum im Kulturspeicher Würzburg. Berlin / München (Deutscher Kunstverlag) 2016. 96 S., Abb. in Farbe.

Es ist Nacht, eine unheimlich anmutende „mondbeglänzte Zaubernacht“. Dunkle Wolken jagen über den Himmel. Zwei Männer, wohl Jäger, lagern unter zwei hohen dramatisch bewegten Bäumen und blicken auf einen dunklen See oder eine Meeresbucht. Heftige Wellen blitzen im hellen Mondlicht. Am Gegenufer liegt, kaum zu erkennen, eine Stadt. Zyklische Gesteinsmassen und in der verschatteten Ferne steilaufragende Berge begrenzen den Horizont. Diese Mondscheinlandschaft hat nicht Caspar David Friedrich gemalt, sondern im Jahr 1830 der Würzburger Maler Andreas Geist (1805–1860), Mitglied einer reich begabten fränkischen Künstlerfamilie. Sein Sohn, der Landschaftsmaler August Christian Geist (1835–1868), gilt als das „bedeutendste Malertalent, das Mainfranken im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat“. Ihnen und drei weiteren Würzburger Künstlern – es sind dies Fritz Bamberger (1814–1873), Franz Leinecker (1825–1917) und Ferdinand Knab (1837–1902) – hat das Museum im Kulturspeicher Würzburg eine Ausstellung (17. Dezember 2016–2. April 2017) gewidmet, dessen großformatiges Begleitbuch ihre Skizzen, Zeichnungen, Aquarelle und Landschaftsgemälde sowie die nach ihnen hergestellten Stahlstiche und Lithographien meist auf ganzer Seite abbildet. Die kenntnisreichen Aufsätze der Kuratoren erläutern vorzüglich Biographien und kunstgeschichtliche Zusammenhänge. Die Exponate sind aus den Beständen des Museums im Kulturspeicher, aus dem Mainfränkischen Museum, dem Museum Schäfer in Schweinfurt, Martin von Wagner Museum der Universität Würzburg und von den bayerischen Staatsgemäldesammlungen in München zusammengetragen. Zu sehen sind fränkische Ansichten, aber auch Landschaftsgemälde mit oberbayerischen, italienischen und spanischen Ansichten. Denn die Maler aus Würzburg haben Studien- und Arbeitsjahre im Kunstzentrum München und in der Seen- und Alpenlandschaft Oberbayerns verbracht. Der Starnberger See und ländlich idyllische Genreszenen waren beliebte Motive. Ferdinand Knab brachte es zum Hofmaler Ludwigs II. und arbeitete u. a. an der Ausstattung des Schlosses Linderhof. Die Würzburger Künstler konnten auch, gefördert von Bayerns kunstverständigen, kunstsammelnden und italienbegeisterten Königen, auf den Spuren Winckelmanns und Goethes ins Land ihrer Sehnsucht reisen, zu den berühmten Motiven Roms, der Campagna und Neapels. Nur dort, so hatten Wilhelm Heinrich Wackenroder und Friedrich Tieck verkündet, führen die Genien die Maler der „Kunstheimat zu“. Eine weitere Kunstheimat fand Fritz Bamberger in Spanien. Der Münchner Dichterkreis um Emanuel Geibel, Paul Heyse und Adolf Friedrich

Graf von Schack feierte das von maurischer und christlicher Kultur geprägte Spanien als Land der Romantik, und Graf Schack ermöglichte es Fritz Bamberger in Andalusien zu malen.

Franken als Kunstlandschaft haben zuerst die Berliner Wackenroder und Tieck als Studenten in Erlangen entdeckt. Gemeinsam unternahmen sie 1793 Wanderungen und Reisen in Franken, lernten mittelalterliche Städte und Burgen, barocke Kirchen, Residenzen und in der Gemäldegalerie von Schloss Weissenstein bei Pommersfelden Werke der italienischen Renaissance und Albrecht Dürers kennen. Ihre daraufhin veröffentlichten Bücher „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ und „Franz Sternbalds Wanderungen“, Kunstfiktionen in einem vermeintlich altdeutschen Stil, gaben Anstoß für das, was wir romantische Literatur und Malerei nennen. Auch die Würzburger Künstler durchstreiften das heimatliche Franken, hielten das Charakteristische und historisch Interessante mit Zeichenstift und Pinsel fest und setzten ihre Entwürfe, Skizzen und Aquarelle im Atelier in Ölgemälde um. Als Vorlagen für Stahlstiche oder Lithographien wurden diese Bilder populär. Hauptwerke fränkischer Landschaftsmalerei sind im Katalogbuch zu sehen wie z. B. die großen Ansichten Würzburgs von Andreas und August Christian Geist. Die Verbindung von Landeskunde und Kunst, von Realem und Idealem in preiswerten Grafiken war gefragt, denn neue Straßen, die Eisenbahn und die Dampfschiffahrt auf dem Main erleichterten und förderten das Reisen. So erschien in der zehnbändigen Reihe „Das malerische und romantische Deutschland“ der Band „Wanderungen durch Franken“ mit Stahlstichen nach Zeichnungen Ludwig Richters. August Christian Geist machte mit seinen lithographierten Ansichten der Rhön eine abseits gelegene Vulkanlandschaft bekannt. Er lieferte auch die Radierungen zu den beliebten „Burgruinen Unterfrankens“. Die Würzburger Künstler hielten an der traditionellen, idealistischen Naturauffassung fest. Der Titel der Ausstellung und des Begleitbuches „Sehnsucht Landschaft“ sind also treffend gewählt. Romantische Landschaftsmalerei in der Nachfolge Nicolas Poussins und Claude Lorrains ist mehr als die Dokumentation von Topographie und Geographie. Sie ist Ausdruck subjektiver Wahrnehmung, ist lyrische Malerei. Sie hält fest, was der Maler und der Betrachter sieht, fühlt und empfindet: „Ach, wer da mitreisen könnte“, heißt es bei Eichendorff. Das Licht selbst wird in diesen Bildern zum Gegenstand. Die lichten, strahlenden Landschaften der vier Würzburger Maler können den Betrachter beglücken.

Eberhard Göpfert

Rolf Werner

17. Oktober 1933 25. Februar 2017

Rolf Werner, Dipl.-Chemiker, aus Michelbach am Wald (Stadt Öhringen, Hohenlohekreis) war langjähriges Mitglied des Historischen Vereins für Württembergisch Franken und von 2002 bis 2012 Leiter des Arbeitskreises „Archäologische Denkmalpflege“ des Historischen Vereins.

Werner wurde am 17. Oktober 1933 in Koblenz geboren. Im Zweiten Weltkrieg brachten ihn seine Eltern in das von Bombenangriffen weniger gefährdete Hohenloher Land, nach Michelbach am Wald, wo



die Großmutter mütterlicherseits wohnte. Michelbach am Wald sollte ihm dann letztendlich auch zum Lebensmittelpunkt werden. Er besuchte das Progymnasium in Öhringen, legte in Heilbronn das Abitur ab, studierte danach an der Technischen Hochschule Stuttgart Chemie und arbeitete anschließend als Chemiker am Max-Planck-Institut in Stuttgart.

1971 heiratete er seine Frau Ruth, die aus Oberschlesien stammt und mit ihrer Familie als Heimatvertriebene nach Michelbach gekommen ist. Ihr Vater, Förster von Beruf, war in Oberschlesien für die Verwaltung des dortigen Hohenlohischen Waldbesitzes zuständig.

Werner interessierte sich schon von klein auf für die Geschichte, für die seines Wohnortes, wo es einst eine Wasserburg gegeben hat, die des Hohenloher Landes, aber auch ganz allgemein für die Zeitgeschichte. So hat er zum Beispiel 1975, als er noch in Stuttgart tätig und durch die Folgen eines Bromgasunfalls im Labor gesundheitlich beeinträchtigt war, regelmäßig als Zuhörer an den Gerichtsverhandlungen der Stammheimprozesse teilgenommen.

Im Ruhestand widmete er sich schließlich eigenen Forschungen. Er recherchierte im evangelischen Pfarrarchiv über die Bevölkerung Michelbachs und transkribierte im Lauf der Zeit alle dort verwahrten Quellen wie zum Beispiel die Kir-

chenbücher, sodass - wie der frühere Pfarrer der Kirchengemeinde berichtet – er wie auch praktisch jeder andere paläographisch ungeübte Nutzer den Inhalt der Archivalien nachlesen konnte bzw. kann.

Werner war – wenn es seine Gesundheit erlaubte (er litt seit seiner Kindheit an Asthma) – jeden Freitag als Benützer im Hohenlohe-Zentralarchiv in Neuenstein und studierte dort die Quellen. Er engagierte sich auch in verschiedenen geschichtlichen Arbeitskreisen, so zum Beispiel der AG, die für Öhringen ein Häuserbuch herausgegeben hat, und über Michelbach am Wald verfasste er einen Bildband.

Als 2002 der Historische Verein für seinen Arbeitskreis „Archäologische Denkmalpflege“ einen neuen Leiter suchte – Horst Clauß musste aus gesundheitlichen Gründen die Leitung abgeben –, stellte sich Werner für dieses Amt zur Verfügung. Seiner Interessenlage und der der meisten Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Arbeitskreises entsprechend, fächerte er das Veranstaltungsangebot breiter auf. Der Archäologie blieb der jährlich in Pfedelbach-Untersteinbach stattfindende Vortrag vorbehalten. Fanden in der Gegend archäologische Ausgrabungen statt, wurden diese besichtigt. Darüber hinaus organisierte er für seine Gruppe interessante Führungen in vielen, zum Teil wenig bekannten historischen Baudenkmalern Hohenlohes (Kirchen, Schlösser, Burgen, Mühlen etc.), die in der Regel nicht öffentlich zugänglich sind. Dabei kamen ihm sein umfangreiches historisches Wissen, seine Freundlichkeit und Herzlichkeit, aber auch die Bekanntschaft mit manchem Adligen aus der Schulzeit zugute. Er legte den Schwerpunkt seines Veranstaltungsprogramms auf die Kulturgeschichte und gewann dadurch manch neuen „Hohenlohefan“. Der Arbeitskreis war offen für jederman, und die Veranstaltungen konnten ohne Anmeldung besucht werden. Der „harte Kern“ seiner historisch interessierten Freundinnen und Freunde, die auch weite Anfahrtswege zu den Veranstaltungszielen in Kauf nahmen, traf sich in bestimmten Abständen zu einem „Stammtisch-Essen“ in Mainhardt-Gaisbach, wo dann auch ein reger Gesprächs- und Gedankenaustausch stattfand. Er war seinen Mitmenschen herzlich und vertrauensvoll zugewandt.

Rolf Werner verstarb nach kurzer Krankheit am 25. Februar 2017 im Alter von 83 Jahren.

Der Historische Verein hat in ihm einen hochgeschätzten treuen Freund verloren.

Tobias Bär/Herta Beutter

Fürst Friedrich Karl zu Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst ä. L.

19. Juni 1933 – 6. Juni 2017

Ein großer Forstmann, Künstler und Historiker

Fürst Friedrich Karl zu Hohenlohe-Waldenburg wurde am 19. Juni 1933 auf Schloss Waldenburg als ältestes von fünf Kindern seiner Eltern Fürst Friedrich Karl zu Hohenlohe-Waldenburg und Mechthilde Fürstin zu Hohenlohe-Waldenburg, geb. Fürstin von Urach, Gräfin von Württemberg, geboren. Seine Kindheit verlebte er bis zum Kriegsende in Waldenburg. In den letzten Kriegstagen wurde die Stadt Waldenburg zerstört, das Schloss brannte vollständig aus. Die Fürstenfamilie lebte seitdem mit ihren fünf Kindern auf der Laurach, einem Hofgut oberhalb des Neumühlsees.

Der Wald war seine Passion. Von 1953 bis 1960 studierte Fürst Friedrich Karl in Freiburg und München Forstwirtschaft, absolvierte seine Referendariatszeit und legte das Staatsexamen ab. Anschließend widmete er sich dem eigenen Wald, der seit vielen Generationen in der Hand der Familie Hohenlohe-Waldenburg ist.

Niederschmetternd war für den Fürsten der erste große Windwurf Wiebke im Jahr 1990. Wald aufbauen war für ihn Zeit seines Lebens mehr als monotones Pflanzen – Fällen, Pflanzen – Fällen. Sein waldbauliches Credo: „Nur wem es gelingt, einen Wald zu schaffen, aus dem nur die Einzelbäume ausscheiden, die ‚reif‘ sind, also ein Gewebe aus Alt und Jung und Mittelalt entsteht, der kann auf Dauer einen wirtschaftlichen und auch naturschützerischen Erfolg haben.“



Nicht nur in Deutschland engagierte sich Fürst Friedrich Karl für den Wald. Gemeinsam mit seinem Schwager Graf Josef-Hubert von Neipperg kaufte er 1981 Wald in den Anden von Chile und bewirtschaftete diesen, bis er ihn der nächsten Generation weitergab. Mit großer Freude flog er bis vor wenigen Jahren regelmäßig dorthin. Mit großer Freude begleitete er auch den landwirtschaftlichen Betrieb in Irland, den seine früh verstorbene Schwester Amelie mit seinem Schwager Clemens Graf von Matuschka 1960 übernahm und ausbaute.

Schon früh zeigte sich seine Liebe zur Malerei. Bei seinem Onkel, dem Maler Fürst Albrecht von Urach erhielt er 1948 bis 1953 eine künstlerische Ausbildung. Sein Leben lang war er in seiner Freizeit als Maler tätig. Als Forstwirtschaftler war auch in seiner künstlerischen Arbeit der Wald und generell die Landschaft sein bevorzugtes Thema. Besonders gern malte er im Hohenloher Land und in Burgund, wo er sich gerne in den Sommerferien in ein Häuschen in Narbois bei Vezelay zurückzog und täglich in der freien Natur malte. Entstanden sind hunderte Kunstwerke, vor allem Aquarelle und Pastelle, die er bei Ausstellungen im In- und Ausland präsentierte, zuletzt anlässlich seines 80. Geburtstags 2013 im Hofratshaus in Langenburg. (Weitere Informationen zu seinem künstlerischen Schaffen unter www.baumbild.de)

Nach dem Abschluss seines Forst-Studiums forcierte Fürst Friedrich Karl in den 60er Jahren gemeinsam mit seinem Vater den Wiederaufbau des ausgebrannten Schlosses in Waldenburg und stellte damit das aus der Hohenloher Ebene von weitem sichtbare Wahrzeichen der Stadt Waldenburg wieder her. 1966 heiratete er in München Marie Gabrielle von Rantzaу, mit der er im vergangenen Jahr goldene Hochzeit feierte. Seine Ehefrau teilte mit ihm die Liebe zur Kunst, sie ist als Schriftstellerin tätig und hat mehrere Romane veröffentlicht. Das Fürstenpaar bezog nach der Hochzeit das wiederaufgebaute Schloss, die Eltern von Fürst Friedrich Karl lebten bis zu ihrem Tod auf dem Hofgut Laurach.

Gemeinsam mit seinem Bruder, dem Dipl.-Ingenieur Hubert Prinz zu Hohenlohe-Waldenburg gründete Fürst Friedrich Karl 1967 die HSM, Hohenloher Spezial-Maschinenbau GmbH & Co. KG für die Entwicklung, den Vertrieb und den Kundendienst von Forstmaschinen. Aus einem kleinen Betrieb mit wenigen Mitarbeitern in Nebengebäuden des Schlosses Waldenburg hat sich bis heute ein international tätiges Unternehmen entwickelt, das seinen Sitz in Neu-Kupfer hat und vom Neffen des Fürsten Friedrich Karl, Prinz Felix zu Hohenlohe-Waldenburg, geführt wird. Nicht nur in der Firma HSM ist Prinz Felix in die Fußstapfen seines Onkels getreten. Seit 1996 hat Fürst Friedrich Karl den Familienbesitz nach und nach in seine Hände übergeben und so für einen nahtlosen Übergang in die nächste Generation gesorgt. In der Tradition des Hauses Hohenlohe ist Prinz Felix nach dem Tod seines Onkels der neue Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg.

Fürst Friedrich Karl war ein vielseitig begabter Mann. Neben seinen Leidenschaften Forst und Malerei war er ein großer Kenner der Musik und Literatur. Er war Ehren- und Devotionsritter des Souveränen Malteser Ritterodens, hatte zahlreiche Ehrenämter, die mit Grundbesitz und Forstwirtschaft zu tun hatten,

und war im Pfarrgemeinderat der katholischen Kirchengemeinde in Waldenburg aktiv. Er engagierte sich für den Familienverband des Fürstlichen Hauses Hohenlohe, zu dem neben Waldenburg auch Langenburg, Oehringen, Schillingsfürst, Bartenstein und Niederstetten gehören. Er verfügte über ein außergewöhnliches historisches Wissen. Zahlreiche Veröffentlichungen zu familien- und landesgeschichtlichen Themen gehen auf ihn zurück. 1971 eröffnete er im Torhaus des Schlosses ein Siegel-Museum. Dort präsentierte er die Siegelabdrucksammlung seines Ur-Großvaters Friedrich Karl Fürst zu Hohenlohe-Waldenburg (1814–1884). Neben Darstellungen zur Geschichte des Urkundensiegels und einer Sammlung hohenlohischer Münzen und Medaillen werden dort auch Zinnfiguren-Dioramen mit Szenen aus dem Leben wichtiger Siegelherren des Hauses Hohenlohe gezeigt.

Am 6. Juni 2017 ist Fürst Friedrich Karl gestorben. In den letzten Jahren zog er sich mehr und mehr aus dem öffentlichen Leben zurück. Wann immer möglich, fuhr er jedoch durch seinen Wald und begleitete mit Interesse dessen Fortentwicklung.

Antonia von Alten

Der Historische Verein für Württembergisch Franken dankt Frau Antonia von Alten für die Abdruckgenehmigung ihres Nachrufes auf Fürst Friedrich Karl zu Hohenlohe-Waldenburg im „Nachrichtenblatt des Hauses Hohenlohe“, Ausgabe Nr. 70 (Juli 2017).

Fürst Friedrich Karl war jahrzehntelang Mitglied im Historischen Verein für Württembergisch Franken. Er war Gast und auch Referent bei vielen unserer Offenen Abende und Tagungen und förderte durch Geschenke die Sammlungen des Historischen Vereins und des Hällisch-Fränkischen Museums.

**Mitteilungen
des Historischen Vereins für Württembergisch
Franken und des Hällisch-Fränkischen Museums
für das Jahr 2016**

Bericht des Historischen Vereins für
Württembergisch Franken

Zusammengestellt von Ernst Breit

Mitgliederentwicklung 2016

Mitgliederstand zum 31. Dezember 2015	890
Austritte und Sterbefälle	60
Neueintritte	40
Mitgliederstand zum 31. Dezember 2016	870

Neue Mitglieder

Bulenz Matthias, Ludwigshafen
Schmid Rudolf, Schwäbisch Hall
Dörrscheidt Klaus-Peter, Murrhardt
Dr. Laidig Friedrich, Schwäbisch Hall
Laidig Annette, Schwäbisch Hall
Gräter Ulrike, Schwäbisch Hall
Schaeff Ursula, Schwäbisch Hall
Schmidt Jochen, Schwäbisch Hall
Leitmann Günther, Schwäbisch Hall
Schüle Heinz, Schwäbisch Hall
Kappel Karl-Ernst, Stuttgart
Dr. Weidner Ulrich, Stuttgart
Griesinger Werner, Schwäbisch Hall
Stadtgeschichte Künzelsau e. V.
Bantquin Sacha, Schwäbisch Hall

Geschichtspreis für hervorragende Leistungen im Fach Geschichte**Die Preisträger sind:**

Andrejew Maximilian, Crailsheim
Bamberger Julian, Lauda-Königshofen
Bauer Stefan, Bad Mergentheim
Baumann Aron, Waldenburg
Borvendég Eva Cordula, Oberrot
Brändle Lara, Blaufelden
Brand Fabian, Öhringen
Craciunescu Luca, Tauberbischofsheim
Dogan Benjamin, Neuenstein
Ehrmann Sarah, Crailsheim
Flemmer Matthias, Möckmühl
Frank Pascal, Tauberbischofsheim
Henninger Stephanie, Blaufelden
Herter Tobias, Schrozberg
Jäkel Laura, Gerabronn
Joukov Vitalij, Crailsheim
Krause Constantin, Tauberbischofsheim
Kühn Katharina, Bad Mergentheim
Kühner Felix, Neuenstein
Lieth Johannes, Wallhausen
Lilienfein Ole-Finn, Schwäbisch Hall
Meißner Aron, Schwäbisch Hall
Reuer Elena, Wertheim
Rüttler Michael, Weikersheim
Scheppach Henri, Mulfingen

Durch den Tod verlor der Verein folgende Mitglieder:

Keller Hans, Schwäbisch Hall
Prof. Dr. German Rüdiger, Tübingen
Dr. Kolbe Helmut, Schwäbisch Hall
Eckelmann Bernd, Schwäbisch Hall
Hönes Hans Werner, Schwäbisch Hall
Gräter Friedrich, Schwäbisch Hall
Müller Jürg, Eislingen
Rück Norbert, Stuttgart
Specht Erich, Schwäbisch Hall
Dr. Rechter Gerhard, Nürnberg
Dr. Hübner Walter, Wittnau

Schmieg Paul, Schwäbisch Hall
 Döring Bettina, Öhringen
 Hanselmann Karl, Vellberg
 Gunst Ernst H., Schwäbisch Hall
 Renner Hubert, Schwäbisch Hall
 Popp Walther, Bad Mergentheim
 Bolsinger-Franz Felicitas, Künzelsau
 Hasenmaile Gerhard
 Prof. Dr. Matzat Wilhelm, Bonn

Mitgliederversammlung

Die Jahreshauptversammlung fand am 11. Juni 2016 im Kaisersaal der Comburg statt. Nach den Regularien berichtete Dr. Rolf Schweizer aus Murrhardt über seine Grabungsarbeiten zwischen 1965 und 1973 auf der Comburg und zeigte den zahlreichen Zuhörern bei der anschließenden Führung, woher nach seiner Ansicht das Wasser im Kloster kam.

Öffentliche Veranstaltungen und Führungen

Sechs **Offene Abende** fanden im Hällisch-Fränkischen Museum statt. Sie wurden von Herbert Kohl und Dr. Otto Windmüller organisiert und betreut.

2. Februar 2016

Bernhard Biedermann, Schwäbisch Hall: 300 Jahre Stiftskirche Comburg

2. März 2016

Dr. Hans Hagdorn, Ingelfingen: Panzerlurche, Landkrokodile, Urschildkröten – Fossilienlagerstätten von Weltruhr im Hohenloher Land

Ergänzend dazu fand am 5. März 2016 eine Führung durch das Muschelkalkmuseum in Ingelfingen statt.

6. April 2016

Dr. Walter Döring, Schwäbisch Hall: Schwäbisch Hall/Hohenlohe, die Region der Weltmarktführer – Woher sie kommen, wie sie wurden, was sie sind (in Kooperation mit der vhs Schwäbisch Hall)

22. September 2016

Prof. Philippe Alexandre, Epinal: Deutsche und Franzosen im Iran seit dem 19. Jahrhundert

(in Kooperation mit dem Cercle Français, Schwäbisch Hall)

5. Oktober 2016

Dr. Daniel Kuhn, Stuttgart: 1866 – Krieg macht Politik. Württemberg, Tauberbi-schofsheim und das Ende des souveränen Königreichs

9. November 2016

Prof. Dr. Kurt Andermann, Stutensee: Götz von Berlichingen und Franz von Si-cking. Zeitgenossen – Altersgenossen – Standesgenossen

Am 21. September 2016 stellte Prof. Dr. Gerhard Fritz sein neues Buch „Ge-schichte der Sexualität – von den Anfängen bis zur Gegenwart, Südwestdeutsch-land und seine Nachbargebiete“ im Medienraum des Hällisch-Fränkischen Mu-seums vor.

Unter der Leitung von Tobias Bär führte der **Archäologische Arbeitskreis für Denkmalpflege** folgende Veranstaltungen durch:

26. Februar 2016

Gutsherren und Bauern im Zabergäu – Römische und mittelalterliche Flächen-grabungen bei Cleebronn

2. April 2016

Besichtigung der Anhäuser Mauer und Führung in der Gröninger Hammer-schmiede

28. Mai 2016

Besichtigung der Schildmauer und der Dorfkirche in Amlishagen

11. Juni 2016

Johanniter und Raubritter – Führung durch den „Frankendom“ in Wölchingen und Besichtigung der Boxberger Burgruine

2. Juli 2016

Mörikes einzige Pfarrstelle – Besichtigung des Mörike-Museums in Cleversulz-bach, der Kirche und der Gräber der Dichtermütter (Schiller/Mörike)

3. September 2016

Von der Ganerbenburg zum Renaissanceschloss – Besichtigung der Hornberger Burganlage

22. Oktober 2016

Einst Ort frommer Zisterzienserinnen – Führung durch die Frauentaler Kloster-kirche

5. November 2016

Jahrhundertelanger Mahlbetrieb hinter Renaissancemauern – Besichtigung der Brettacher Mühle

Anlässlich des 100. Todestags des in Schwäbisch Hall geborenen Malers Louis Braun zeigte das Hällisch-Fränkische Museum im „Wintergarten“ die **Ausstellung „Louis Braun (1836–1916) – Skizzen aus dem Alltag“**. Die von der Kunsthistorikerin Hildegard Heinz M.A. konzipierte Ausstellung stellte die Genremalerei Brauns in den Focus. Das zu der Ausstellung vom Historischen Verein und dem Hällisch-Fränkischen Museum herausgegebene Begleitheft erhielten die Mitglieder zusammen mit dem Jahrbuch 2016 (Bd. 100).

Vom 7. bis zum 9. Oktober 2016 besuchte eine Gruppe von etwa 50 Mitgliedern der Société d’Emulation, dem Historischen Verein von Halls Partnerstadt Epinal, Schwäbisch Hall. Bei einem gemeinsamen Abendessen im Hotel „Goldener Adler“ kam es zu einem regen Gedankenaustausch. Beide Vereine stellten sich in einer Power-Point-Präsentation kurz vor. Dem Historischen Verein für Württembergisch Franken wurde dabei die große Ehre zuteil, zum Ehrenmitglied der Société d’Emulation ernannt zu werden.

Beim Treffen mit den Neumitgliedern am 13. Oktober 2016 erhielten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer Einblicke in die Arbeit des Hällisch-Fränkischen Museums und des Historischen Vereins für Württembergisch Franken.

Förderer des Vereins

Der Historische Verein für Württembergisch Franken wurde im Jahr 2016 durch nachstehende Personen und Institutionen gefördert:

Bausparkasse Schwäbisch Hall

Landratsamt Hohenlohekreis

Legat Dorothea

Lions Hilfswerk Schwäbisch Hall e. V.

Mühleisen Peter

Stadt Schwäbisch Hall

Stahl Günter

Stiftung Würth

Verein zur Förderung gemeinnütziger Aktivitäten in den Bereichen Kultur, Bildung, Soziales und Sport der Stadt Schwäbisch Hall e. V.

Woll Bernhard

Der Historische Verein dankt allen Förderinnen und Förderern für diese Unterstützung.

Dank

Die umfangreichen und vielfältigen Aufgaben des Historischen Vereins zu bewältigen wäre ohne das außerordentlich große ehrenamtliche Engagement vieler Helferinnen und Helfer nicht möglich. Mein Dank dafür geht an:

die Mitglieder des geschäftsführenden Vorstandes, den ständigen Beratern des Vorstandes,
 die Mitglieder der Schriftleitung des Jahrbuches „Württembergisch Franken“ und der Redaktion der anderen Vereinsschriften,
 die Kustoden der Sammlungen des Vereins,
 den Kassenprüfer,
 das Sekretariat,
 die Organisatoren der „Offenen Abende“ und des Arbeitskreises „Archäologische Denkmalpflege“ sowie
 die Leiter der Ortsverbände, Arbeitskreise und befreundeten Einrichtungen.

Bericht des Hällisch-Fränkischen Museums

Zusammengestellt von Armin Panter

Nach längeren Diskussionen über eine hundertprozentige Erhöhung des Museumseintritts entschied der Gemeinderat im Frühjahr 2016, diesen gänzlich abzuschaffen. Die Besucherzahlen stiegen darauf erheblich an: von 32.000 Besucherinnen und Besuchern im Jahr 2015 auf 46.000 im folgenden Jahr.

Nachdem wir über Weihnachten **Lichtinstallationen** mit Bildern aus dem Heiligen Land von **Philipp Schönborn** gezeigt hatten, stellten wir **Werke von 20 zum Teil international bekannten Künstlerinnen und Künstlern** aus (26. Februar bis 12. März). Am 13. März wurden die eingereichten Arbeiten von Frau Nina Buhne, Senior Director von Sotheby's Frankfurt, versteigert. Die Hälfte des Erlöses von insgesamt 27.040,00 € und weitere Spenden flossen an den „Förderverein für die Klinik für Kinder und Jugendliche am Diakonieklinikum“, die andere Hälfte blieb bei den Künstlerinnen und Künstlern. Die Aktion wurde von den Haller Service-Clubs auf vielfältige Weise unterstützt.

Faszinierende Natur- und Landschaftsaufnahmen aus Arktis und Antarktis zeigte Achim Köpf in der Sonderausstellung *Reisewelten* (25. März bis 22. Mai). Der Haller Fotograf wurde mit zahlreichen internationalen Preisen ausgezeichnet und hatte schon mehrere Ausstellungen im In- und Ausland.

Blicke hinter Gitter, Justizvollzug in Schwäbisch Hall (1846–1998) lautete der Titel einer Ausstellung zur ehemaligen Justizvollzugsanstalt in Schwäbisch Hall

(11. Juni bis 11. September). Die Präsentation beleuchtete anhand von Plänen und Selbstzeugnissen der Gefangenen die Geschichte des Gebäudekomplexes sowie seiner Insassen, meist jugendliche Strafgefangene. Neben erstmals gezeigten farbigen Fotografien von Marion Reuter (†) und Eva Maria Kraiss sowie Schwarz-Weiß-Aufnahmen aus den 1980er Jahren von Roland Bauer waren auch Gegenstände wie zum Beispiel eine Ausbruchsleiter, selbstgefertigte Tätowiergeräte und Waffen oder Haschischpfeifen zu sehen. In der Sonderausstellung wurden Einblicke in die sonst der Öffentlichkeit weitgehend verborgene Welt hinter Gittern gewährt. Außerdem konnte das Museum auf Grund der Ausstellung unterschiedlichste Dokumente und Sachzeugen in seine Bestände aufnehmen.

Im Anschluss wurde die *Landesausstellung Kunsthandwerk STAATSPREIS – GESTALTUNG – KUNSTHANDWERK 2016* (2. Oktober bis 20. November) eröffnet. Neben dem Hällisch-Fränkischen Museum waren die Veranstalter: BdK Bund der Kunsthandwerker Baden-Württemberg e.V., Stadt Schwäbisch Hall und Ministerium für Wirtschaft, Arbeit und Wohnungsbau Baden-Württemberg. Gezeigt wurden die von einer Fachjury ausgewählten Arbeiten von baden-württembergischen Kunsthandwerkerinnen und Kunsthandwerkern und Ateliers. Das Spektrum reichte von Schmuck, Keramik, Textil, Holz, Glas, Metall, Korbgeflecht, Papier, Leder bis hin zu Marionetten. Bei der Eröffnungsfeier wurden die Staatspreise und weitere Auszeichnungen vergeben.

Unmittelbar auf die Landesausstellung folgte die Verkaufsausstellung *KUNST HANDWERK DESIGN Angewandte Kunst im Hällisch-Fränkischen Museum* (1. bis 4. Dezember), eine weitere Kooperation mit dem BdK Bund der Kunsthandwerker Baden-Württemberg e.V. 21 Künstlerinnen und Künstler stellten ihre Arbeiten aus den Gewerken Keramik, Schmuck, Textil/Leder, Marionetten, Glas und Holz aus und boten sie zum Verkauf an. Wie im Vorjahr kamen über 4.000 Besucher an den vier Tagen ins Museum.

Am Jahresende stand eine typische Weihnachtsausstellung: *Krippen aus aller Welt – Internationale Krippen aus der Sammlung Würth zu Gast im Hällisch-Fränkischen Museum* (17. Dezember 2016 bis 26. Februar 2017). Präsentiert wurden Weihnachtskrippen aus unterschiedlichen Kulturkreisen. Die Sammlung wurde von Edwin Buchholz zusammengestellt und ging 2002 in den Besitz der Sammlung Würth über, die uns freundlicherweise für die Ausstellung eine Auswahl von erlesenen Stücken aus fünf Kontinenten leihweise zur Verfügung stellte.

Im „Wintergarten“ fanden folgende Ausstellungen statt:

GÜNTERMICHAELGLASS Seele Poem – Zeichnung und Malerei (13. Februar bis 3. April)

Jale Vural-Schmidt – Zwischen beiden Welten (23. April bis 3. Juli)

50 Jahre Clubkultur in Schwäbisch Hall – Club Alpha 60 e. V. (15. Juli bis 11. September)

Louis Braun (1836–1916) – Skizzen aus dem Alltag (24. September 2016 bis 8. Januar 2017). Anlässlich des 100. Todestages von Louis Braun zeigte das Hällisch-Fränkische Museum eine Auswahl von überwiegend Zeichnungen und Aquarellen aus den Beständen des Hällisch-Fränkischen Museums und des Historischen Vereins für Württembergisch-Franken. Nicht auf den Bildern vom Krieg, sondern den Szenen des Alltags lag der Schwerpunkt. Die Kunsthistorikerin Hildegard Heinz M.A. kuratierte die Ausstellung und verfasste dazu einen 72-seitigen Katalog.

Wie schon in den vorangegangenen Jahren, so gilt auch für 2016 mein besonderer Dank allen ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, ohne deren unermüdlichen Einsatz nur ein geringer Teil der Aktivitäten hätte durchgeführt werden können. Allen voran möchte ich Frau Herta Beutter, Dipl.-Archivarin (FH), und Frau Hildegard Heinz M.A. für ihr großes Engagement danken.

Register

VON GERHARD FRITZ

Das Register erschließt den Aufsatzteil bis S. 336.

- Aachen 309
- Christ, Hans, Professor, s. Württembergisch Franken
- Aalen 284 f., 287, 289, 312
- Achbach 77
- Adelmann zu Adelmansfelden 77
- Wilhelm 82, 84, 87
- Adelsheim, Johann Christoph von, Amtmann in Boxberg 75
- Adolzhausen 295 f., 299
- Blind, Gottlob, Pfarrer, s. Württembergisch Franken
- Afrika
- Südafrika 256
- Ailringen 328
- Sommer, Nathan Eduard 328
- Albrecht, Joseph, Domänenrat, Archivdirektor, s. Württembergisch Franken
- Algier 262
- Allmerspahn 149
- Altdorf bei Nürnberg 105
- Heffelmeyer, Licentiat 105
- Altenstein 84, 87
- Altheim 75
- Barth, Georg, Landhauptmann 75
- Amerika 38
- Amlishagen 77, 87
- Amor und Psyche 167
- Amsterdam 267
- Androuet du Cerceau, Jacques I., Architekt 45 f., 50
- Angeltürn 84
- Anhalt 38 f., 41
- Fürsten von
- – Joachim Ernst 38 f., 41
- Anhausen 294
- Ansbach 48, 149, 176, 178, 280
- Antwerpen 111
- Archshofen
- Lochinger, Hans Ludwig zu 83, 87
- Arnstadt 39, 40, 44, 49
- Aschhausen 77, 334, s. auch Würzburg
- Herren von
- – Hans Bernhard 82
- – Philipp Heinrich 87
- – Wilhelm Heinrich 84
- Asien
- Ostasien 256
- Asperg
- Hohenasperg 38
- Augsburg 93, 300
- Daucher, Hans, Medailleur 300
- Auhausen 76

- Bachenau 88
- Backnang 320, 330
- Blumenstock, Friedrich, Studienrat 320
- Kozlik, Andreas, s. Württembergisch Franken
- Bad Boll 38
- Bad Frankenhausen 107
- Esperstedt 107
- Bad Mergentheim s. Mergentheim
- Baden 203 ff., 209 f., 219, 241, 276
- Markgrafen, Großherzöge von
- – Dorothea Ursula, vh. Württemberg 40
- – Karl, Prinz 216, 220
- – Wilhelm, Prinz 214
- Baden-Württemberg 91, 161, 312, 322, 326, 331
- Landesarchiv 311
- Bächlingen 291 f., 294, 334
- Balingen 291
- Bamberg 92, 97, 220, 294
- Basel 174
- Löbecke 174
- Battenberg s. Bulgarien 268
- Bauer, Hermann, s. Württembergisch Franken
- Bauhin, Jean, Leibarzt 38
- Bausinger, Hermann, Volkskundler 316
- Bayern 38, 77, 87, 92, 204 f., 209 f.
- Herzöge von
- – Ernst 77
- – Wilhelm V. 38
- Bayreuth 182
- Beer, Georg, Baumeister 37
- Belfort 60, s. auch Platz, Paul, von Belfort Berg 78
- Beringer, Wolfgang, Baumeister 53 f., 60

- Berlichingen
 – Herren von
 – – Albrecht 83, 87
 – – Hans Sigmund 84
 – – Karl Sigmund 83
 Berlin 210, 246, 255, 275, 309
 – Egidy, Moritz von, Oberstleutnant 246 f., 252 f.
 – Murr, Erich, Dozent, s. Württembergisch Franken
 Bern 262, 267
 Berwart, Blasius, Baumeister 37
 Beyschlag s. Schwäbisch Hall
 Biel, Jörg, Archäologe 288
 Bierbaum 87
 Bismarck, Otto von 202, 212, 260
 Bobenhausen 83
 Böckle, Karlheinz, s. Württembergisch Franken
 Bödighheim 75
 Böhmen 111, 204, 208, 222
 Böhringen bei Urach 198
 – Höslin, Jeremias, Pfarrer 198
 Böttingen bei Münsingen 299
 Bonn 51, 315
 – Körber, Servatius, Steinmetzmeister 51, 60
 Booth, Begründer der Heilsarmee 260
 Bosl, Karl, Historiker 315
 Bossuet 271
 Boulanger, Georges, General 251
 Boxberg 74, 78
 Bräunisheim 246
 Brandenburg 70, 74, 94
 – Markgrafen von
 – – Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach 70
 – – Christian von Bandenburg-Bayreuth 94, 98
 – – Friedrich III., 101
 – – Joachim Ernst 74, 94
 Brandenburg-Ansbach 92, 97
 Brandenburg-Bayreuth 92, 94, 97 f.
 Braunsbach 87, 328
 Braunschweig-Calenberg 70
 – Herzöge
 – – Erich II. 70
 Bremen 204
 Brenz, Johannes, Reformator 315, 321
 Brettachtal 316
 Bristol 260
 – Müller, Georg, Waisenvater 260
 Bronnbach, Kloster 330
 Brückle, Irene, Professorin 159
 Brünchenheim, Schwalm-Eder-Kreis 170, 175
 Brunn 87
 Buchenbach 89–98
 – Salomon, Johann, Tagelöhner 90
 Buck, Michel, Arzt, Historiker 297 f.
 Bühler(tal) 99, 106
 Büttelbronn 231
 Büttner, Heinrich, Historiker 315
 Bulgarien 246
 – Alexander von Battenberg, Fürst 246, 268
 Burleswagen 77, 87
 Calw 281
 Carlé, Walter, Geologe 316
 Chatten 281
 Chile 311
 Christ, Hans, Autor 299
 Christus 249, 256, 259, 264, 267, 272
 Claudius, Matthias 199
 Comburg s. Kumburg
 Corvey 172, 175, 190
 Crailsheim 137, 177, 291, 294, 313, 316, 335
 – Alaun-Vitriol-Werk 316
 – Herren von 132
 – – Alexander Niklaus 83
 – – Friedrich 77, 82, 84, 88
 – – Georg Friedrich 83 f., 88
 – – Hans Philipp 82–86
 – – Wolf 84, 87
 – – Wolf Bernhard 83, 88
 – – Wolf Gerhard 84
 – – Wolf Ludwig 84
 – – Wolfgang 82
 – Hochbauamt 177
 – Schüz, Amtmann von Crailsheim-Hornberg 147
 Crato 123, s. Krafftheim
 Creglingen 294, 335
 Creutzfelder, Joachim Georg, Maler 161
 Criesbach 316
 Cröffelbach 134, 136, 140
 Dachau 311
 Dachröden, Heinrich von 84, 87
 Dänemark 202
 Daniel, Prophet 271
 Darmstadt 221
 David, biblische Gestalt 109
 Decker-Hauff, Hansmartin, Historiker 315
 Den Haag 272
 Dermbach 204
 Dessau 39
 Detingen = Döttingen am Kocher, s. dort

- Dettingen bei Urach 299
 Deutsche Christen 275
 Deutsche Friedensgesellschaft 255, 261, 265 f.
 Deutscher Bund 202 f., 205 ff.
 Deutsches Reich 211, 243
 Deutschland 40, 149, 159, 203, 205 f., 228,
 242, 257, 260, 269, 270, 272 ff., 277
 – Mitteldeutschland 213
 – Norddeutschland 334
 – Südwestdeutschland 153
 Deutsch-Ostafrika 311
 Diederichs, Verleger 269
 Dienheim 77
 – Herren von
 – – Albrecht d. Ä. 79
 – – Albrecht 83
 – – Albrecht Nikolaus 84, 87
 – – Eberhard 83
 – – Hans Philipp zu Angeltürn 84, 87
 – – Hans Reinhard 84, 87
 – – Heinrich Albrecht 87
 – – Philipp Adam 83
 Dörmenz 151 f.
 Dörzbach 87, 326
 Döttingen am Kocher 32, 62, 66
 Don (Fluss) 112
 Donauwörth 71, 77
 Dornheim
 – Valentin Fuchs von 77, 83, 87
 Drackenstein 37
 Dublin 117
 Du Cerceau, s. Androuet du Cerceau
 Düsseldorf 310
 Dufour, Tapetenmanufaktur s. Paris

 Eberbach 235
 – Endener, Johann Georg 235
 Eberstadt 75
 Edelfingen 285 f., 289
 Eder 281
 Egen/Eger/Ega, Wolf Heinrich von 84, 87
 Egidy, Moritz von, s. Berlin
 Ehenheim 77
 – Wolf Christoph von 83 f., 86
 Ehingen 297
 Elbingerode 111
 – Baumans-Höhle 111
 Ellrichshausen 77
 – Herren von
 – – Hans Adam 83
 – – Hans Christoph 83
 – – Heinrich Konrad 83 f., 87
 – – Johann 84

 Ellwangen 291
 Ellwanger Berge 330
 Elsass 176, 198
 England 164 ff., 257, 267, 328
 Epinal 329
 – Alexandre, Philippe, s. Württembergisch
 Franken
 Eppstein-Königstein, Eberhard IV. 93
 Eppstein-Minzenberg 93
 Erkenbrechtshausen 86
 Ernsbach 329
 Erthal, Dekan 12, 15
 Eschenau 235, 317
 – Bai, Christian 235
 – Narr, Dieter s. Württembergisch Franken
 Eschental bei Kupferzell 311
 Esekiel, Prophet 271
 Esslingen 246, 307
 Europa 111, 153, 255, 261, 268, 334
 – Mitteleuropa 251
 – Westeuropa 76
 Eyb
 – Herren von
 – – Georg Ernst 84
 – – Georg Friedrich 83 f., 87
 – – Johann Wilhelm 83
 – – Martin Konrad 83 f., 87
 – – Philipp Jakob 83
 – – Veit Dietrich 83 f., 87
 – – Wolf Ernst 84, 87

 Fehring, Günther, Archäologe 7
 Feldkirch 264
 Fellbach 159, 247, 276
 Ferdinand II., Kaiser 92, 95
 Fichtenberg 328
 – Simon, Theo, s. Württembergisch Franken
 Finsterlohr 309
 Fischer, Adolf, Pfarrer, Historiker 285
 Fontaine, Pierre 168
 Fontainebleau 176
 Forchtenberg 285, 329
 Francke, Hans Karl August, Pfarrer 245
 Franken 77, 79, 96, 111, 294, 331
 Frankfurt 94, 97, 166, 184, 220, 232
 – Frankfurter Zeitung 227
 – Nothnagel, Johann Andreas Benjamin,
 Manufaktur 166
 Frankreich 44, 78, 160, 165, 176, 179, 205,
 209 f., 250, 257, 266 f., 274, 311 f.
 – Damrémont, Botschafter 209
 Frauental, Kloster 294
 Freiburg 322

- Freising 270
 – Huber, Sebastian, Domdekan 269
 Freudental 246
 Fribourg/Freiburg i. Ü. 164
 Fried, Alfred Hermann 262
 Friedensgesellschaft s. Deutsche Friedensge-
 sellschaft
 Fritz, Gerhard 7, s. auch Württembergisch
 Franken
 Fröhstockheim 82, 87
 Fuchs
 – Hans Wolf 84
 – Valentin 87
 Fürbringer 77
 – Hans Georg 83 f.
 Fürth 91, 97
 Fulda 39, 281
- Gaggstatt 129, 131 f., 139 f., 143 f., 146–149
 – Röhn, Wirt 141
 Gaildorf 316, 333, 335
 – Rau, Gottlieb, Revolutionär 316
 Ganzhorn, Wilhelm s. Württembergisch
 Franken
 Gastein 203
 Gauger, Joseph, Theologe 275
 Gebstättel 77, 83
 – Herren von
 – – Cordula 79
 – – Hans Christoph 84, 87
 – – Ott Wilhelm 79, 83
 – – Wolf Christoph 79, 83 f., 87
 Geislingen am Kocher 80
 Gelsenkirchen 322
 Gemmingen 77
 – Herren von
 – – Eberhard 84
 – – Hans Konrad 88
 – – Hans Philipp 84
 – – Hans Sigmund 85
 – – Hans Wilhelm 88
 – – Melchior Reinhard 85
 – – Philipp 84
 – – Reinhard 84, 88
 – – Schweikhard 84, 88
 – – Weyrich 83
 Gerabronn 281, 312, 316, 335
 Geyer 77
 – Hans Christoph 84, 87
 – Hans Georg 84
 – Hans Heinrich 83 f., 87
 – Hans Konrad, von Giebelstadt 83
 – Sigmund 84
- Giebelstadt 79, 82 f., 86, s. auch Geyer, Zobel
 Gießen 294
 Gilg, Baumeister 49
 Gmünd s. Schwäbisch Gmünd
 Gnadental 284 f., 311
 Godaeus, Geheimfrau von 175
 Göppingen 37, 38
 Goethe, Johann Wolfgang von 269
 Göttingen 315, 322
 Gotha 187
 – Landkreis 118
 – Spangenberg, Heinrich Daniel Theodor,
 Hofmaler 187
 Grabenstetten 198
 – Steeb, Johann Gottlieb, Pfarrer 198
 Greiffenclau
 – Herren von
 – – Heinrich, Amtmann zu Bischofsheim 84,
 87
 – – Johann Godefried Lothar Franz zu
 Vollrads, Dekan zu Comburg 127 f., 149,
 154
 Gröningen bei Crailsheim 310, 313
 – Lenckner, Georg, Pfarrer s. Württember-
 gisch Franken
 Grönländisches Meer 110
 Großallmerspann 137, 150
 Großaltdorf 276
 Großrinderfeld 217
 Grumbach 77
 – Herren von
 – – Hans Christoph 83
 – – Wilhelm 71
 Gunzenhäuser, Elias, Baumeister 37, 48, 51,
 60
 Gustav Adolf II., König von Schweden 90
 Guttenberg, Ulrich zu 12, 15
- Haag, s. den Haag
 Haag, Georg, Historiker 294 f.
 Habsburg 317
 Hageloch 275
 Hahn, Gustav, Dekan 269 f.
 Haifa 327
 – Jonai, Efraim s. Württembergisch Franken
 Hall s. Schwäbisch Hall
 Halle an der Saale 101, 103, 107, 112, 116,
 118, 125
 – Carl, Johann Samuel 116
 – Hilliger, Johann Christian, Drucker 101
 – Hoffmann, Johann Friedrich, Professor der
 Medizin 100 ff., 104, 116
 – Rüdiger, Anton, Maler 101

- Schulze, Johann Heinrich, Professor 107
- Haltenbergstetten 87
- Hamburg 277, 329
- Hanau-Lichtenberg, Graf Reinhard I. 96
- Hannover 204
- Harnack, Adolf, Theologe 265
- Hartheim, Hardheim 214 f.
- Hartmann, Gustav, s. Württembergisch Franken
- Hartmann, Julius, s. Württembergisch Franken
- Harz 111
- Haßfelden 245 f., 254, 264, 266, 273, 278
 - Altenberg 246
 - Rohleder, Theodor, Pfarrer 245–278
- Hatzendorff 83
- Heber
 - Albrecht 86
 - Wolf 86
- Heidelberg 225, 315
- Heidenheim 304
- Heilbronn 60, 233–236, 246, 258
 - Theus, Heinrich, Schneidermeister 235
 - Vogel, Carl 235
- Herder, Johann Gottfried 269, 317
- Hermersberg 322
- Herrenstrunden 87
- Herrlingen 311
- Herwarth, Michel, Werkmeister 65
- Herwegh, Georg 212
- Herzberg in Thüringen 51
 - Kauffmann, Jacob, Maurermeister 51, 55
- Hessberg 77
 - Herren von
 - Friedrich Albrecht 83
 - Georg Ludwig 83, 85, 87
 - Georg Philipp 83, 85, 87
 - Hans Endris 83
 - Heinrich Wilhelm 83
 - Hektor 83, 85, 87
 - Wolf Sigmund 83, 85, 87
- Hessen 111, 203, 205, 214, 219, 281, 294, 326
 - Landgrafen
 - Alexander, Prinz 213, 218–222
 - Wilhelm 39
 - Hessen-Darmstadt 94, 97
- Hettinger, Anette, s. Württembergisch Franken
- Heuss, Hans 176
- Heyen, Franz-Josef, Historiker 319 f.
- Hirsau 13
- Historischer Verein für Württembergisch Franken 7, s. auch Württembergisch Franken
- Hitler, Adolf 277 f., 324
- Hochhausen 216
- Höchst 46
- Höchstadt 87
- Hohebach 326
- Hohenlohe 17, 26, 40, 46 f., 78, 96, 127, 130, 142, 191, 197, 200, 280, 283, 285, 295, 301, 315 f., 316 f., 322, 327, 330, 334
 - Grafen, Fürsten von 61
 - Adelheid 189
 - Agathe, Witwe Eberhards 66
 - Albrecht 40
 - Anna, geb. Solms-Laubach 40, 43, 62
 - Auguste Sophie, geb. Württemberg-Neuenstadt 176, 178
 - Carl Ludwig 60
 - Christian Friedrich Carl 127, 128, 131, 141, 144, 149, 154, 183, 185, 189
 - Eberhard 66
 - Elisabeth, Gemahlin Friedrichs 65, 66
 - Ferdinande 189
 - Friedrich 40, 46, 65, 66
 - Friedrich Eberhard 177 f.
 - Georg Friedrich 58, 79
 - Gottfried 312
 - Karl August 176, 177, 180–183
 - Kraft 58, 79
 - Ludwig 189
 - Ludwig Casimir 17, 21, 26, 40, 62
 - Luise Dorothea 180
 - Magdalena, geb. Nassau-Katzenelnbogen 40
 - Maria, geb. Oranien 78
 - Philipp 41, 46, 78, 181
 - Philipp-Ernst 92
 - Siegfried 57 ff.
 - Wolfgang II. 18, 40 ff., 44–54, 58, 60, 62, 65 ff., 76 ff., 80 ff., 181, 329
 - Grafschaft 69, 76, 82
 - Hohenlohe-Bartenstein 130
 - Hohenlohe-Kirchberg 127, 128, 132, 138, 142, 144, 152 f., 166, 176, 189, 281, s. auch Kirchberg
 - Hohenlohe-Langenburg 21, 92, 311
 - Hohenlohe-Waldenburg 66, 177
 - Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst 196
- Personen
 - Breitner, Philipp 141
 - Cunradi, Johann Christoph, Geheimer Hofrat 128 f., 131, 133 f., 136–141, 144 ff., 148 ff., 156
 - Diezel, Friedrich Ernst, Amtmann 149 ff.
 - Fromm, Ludwig, Amtmann s. Württembergisch Franken

- – Häfner, Kutscher 141
- – Hochheimer, Rat und Amtmann 131
- – Junker, Mundkoch 141
- – Knapp, Gottfried Ludwig, Geheimer Hofrat 149, 151 f.
- – Rösch, Kopist 141, 148
- – Schramm, Kammerschreiber 141
- – Schuster, hohenlohe-kirchbergischer Rat 141
- – Stierle (Taurinus), Assessor 140, 145, 148
- – Wiedmann, Johann Friedrich, Sekretär 128, 130, 147, 154
- – Zeller, hohenlohe-langenburgischer Geheimrat 140 f., 144, 146, 148
- – Zwanziger, Geheimrat 130
- Hohenlohekreis 90, 324, 326, 334
- Hohenstadt 106
- Hohenzollern 253, 316
- Holach 86
- Hollenbach 295
- Holstein 203
- Hornau 80
- Hornberg 86, 156
- Hornburg, Landkreis Gotha 118
- Hubatsch, Walther, Historiker 315
- Hürben 246
- Hugenberg, Alfred 275
- Hund von Wenkheim 77
 - Albrecht Christoph 85, 87
 - Burkhard Georg 84 f., 87
 - Christoph 84 f., 87
 - Christoph Wolf 87
 - Hans Friedrich 85
 - Hans Heinrich 84, 87
 - Hans Philipp 83, 85
 - Heinrich Alexander 87
 - Konrad Reinhard 87
 - Werner 84 f., 87
 - Wolf 84 f.
- Hundheim 214, 239
- Hundsnurscher, Franz, Historiker 322
- Hyso 80
 - Friedrich 86
 - Hans Peter 86
 - Peter 86
 - Zacharias, Kanzler 86
- Illesheim 84, 87
- Ilshofen 137
- Impfingen 216
- Indien 105
- Ingelfingen 33, 130, 335
- Ingermanland 311
- Innsbruck 294
- Irland 117
- Israel 328
- Italien 44, 111, 208
- Jachsheim 87
- Jänichen, Hans, Historiker 316
- Jagst 157, 280
- Jagstberg 87
- Jagsthausen 329
- Jena 103, 269
- Jerusalem 253
- Jesus 195 f., 249, 252, 269, s. auch Christus
- Johannes, Evangelist 247, 260, 271, 277
- Joseph II., Kaiser 197
- Jülich 74, 78
 - Johann Wilhelm von, Herzog 78
- Kanzenbach, Friedrich Wilhelm, Historiker 315
- Karl V., Kaiser 92 f.
- Karlsruhe 221
- Kassel 39, 40, 166, 172, 175
 - Arnold, Johann Christian, Tapetendruckerei 166, 175
 - Deutsches Tapetenmuseum 172
 - Wegener, Astrid 172
- Katzenberger, Balthasar, Maler 61
- Kaufmann, Gertrud, Autorin 300
- Kellenbenz, Hermann, Historiker 315
- Kimmig, Wolfgang, Prähistoriker 315
- Kirchberg 33, 66, 128–133, 135–144, 147–152, 156 f., 160 f., 163, 168, 171–179, 184, 188 f., 281, 311, 329, 332, 335, s. auch Hohenlohe-Kirchberg
 - Amtsknecht 131
 - Ernst, Georg Conrad, Hofzimmermann 181
 - Pfirsch, Johann Jacob, Hofschreiber 179
 - Sandelsches Museum 159
 - Schillinger, Johann Jakob, Hofmaler 184
 - Sieber, Otto, Maler 179
 - Spindler, Johann Conrad, Hofmaurer 181
- Kirchheim unter Teck 295
- Kissingen 213
- Kist 230
- Klaiber, Hans, Autor 299, 304
- Kleve 78
- Kling, Hermann, MdL, CSVD 276
- Koblenz 319
- Kocher 62, 80, 280, 287, 290, 318, 324, 327, 329, 335
- Kocherstetten 87 f.

- Kochertal 316 f.
 Köln 77
 – Erzbischöfe
 – – Ernst von Bayern 77
 – – Gebhard Truchseß von Waldburg 77
 Kölner Krieg 71
 Königgrätz 204, 209, 212, 219, 222
 Königstein-Dietz 93
 Körber 55
 Komburg, Comburg 7–15, 127–131, 135–155,
 294, 317, 323, 329, 335
 – Grafen von 8
 – – Burkhard 8, 13
 – – Heinrich 13
 – Frick, Kanzleirat 149–152
 – Potschka, Kanzleirat 141, 144, 149
 – Weiss, Licentiat 130, 133 f, 136 ff., 141,
 144–150, 156
 – Wignand von Kastell, Mönch 13
 – Wolf, Kanzlei-Sekretär 141
 Kornwestheim 311
 Krafftheim, Johann Crato von 123
 Krautheim 280, 327, 335
 Kröll 77
 Kühendorf 77
 Kilsheim 214
 Künzelsau 231, 233, 237, 279, 284 f., 289 ff.,
 310, 311, 324, 328, 335
 – Gross, Rainer, Archivar, s. Württembergisch
 Franken
 – Kraut, Stefan, Archivar, s. Württembergisch
 Franken
 – Sommer, Künstlerfamilie 310
 Kupferzell 191, 199, 311
 – Mayer, Johann Friedrich, Pfarrer 191–200
 Kupprichhausen 75
 Kyffhäuserkreis 107

 Lahn 281
 Landsberg am Lech 311
 Landschad von Steinach, Johann Philipp,
 Amtmann in Boxberg 74
 Langenburg 17–20, 23, 26, 33 f., 40 f., 43–50,
 55–61, 65, 92, 96, 128, 130, 140, 304, 322,
 332, 335
 – Herren von 18
 – Personen
 – – Bäcker 27
 – – Barbe, alte 27
 – – Bauern 30, 33
 – – Bender 21, 27
 – – Burgknecht 25
 – – Burgvogt 22 ff., 27–31
 – – Diener 29, 33
 – – Fendrich, Thomas, Schreiner Geselle,
 Baumeister 41, 43, 49, 62
 – – Hausfrau 27
 – – Hausknecht 30
 – – Hirt 26 f.
 – – Käsmagd 32
 – – Koch 26
 – – Koch, Kilian 21, 23, 31
 – – Magd, Mägde 26 f.
 – – Müller 30
 – – Schmied 21 ff., 34
 – – Schultheiß 27
 – – Torwart 26 f.
 – – Wächter 22 f., 27 ff.
 – – Wärter 26
 – – Wagner 23 f., 34
 – Regenbacher Turm 28
 – Stadt 23
 Langensalza 204, 212 f.
 Lassus, André de, Pädagoge 261 f.
 Lauenburg 203
 Lauffen 331
 – Hofmann, Norbert, s. Württembergisch
 Franken
 Lautern bei Gmünd 247
 Leibniz 271
 Leipzig 269
 Lendsiedel 152
 Lentersheim 77
 – Herren von
 – – Hans Georg 83
 – – Wolf Christoph von 83
 Leonrodt 77
 – Herren von
 – – Georg Friedrich 85
 – – Georg Wilhelm 83
 – – Hans Egolf 85 f.
 – – Hans Georg 85 f.
 – – Hans Wilhelm 85 f.
 – – Joachim Christoph 85
 Leuzenbrunn 77
 – Konrad von 83
 Lichtenberg 85
 Lichtenstern 60
 Liebenstein, Konrad von 85
 Liechtenstein 82
 Limpurg 280, 318
 – Schenken von 318
 Lippe 204
 Lipsius, Justus 72
 Livingstone, David 247
 Lobenbach 87

- Lobenhausen 183
 – Meyer, Johann Michael 183
 Lochinger 77
 – Hans Ludwig 85
 – Löwenstein 60
 Lockwood, Belva A. 268
 London 258, 261
 Lorsch, Kloster 294
 Ludovice, Joao Frederico, Baumeister 315
 Ludwig XV., König von Frankreich 166
 Ludwigsburg 235, 311, 328, 332, 335
 Ludwigsruhe 176
 Lukas, Evangelist 193, 196
 Luschwig, Albecht Gerhard von 85
 Luther, Martin 109
- Maaßen 77
 Machiavelli, Nicolo 71
 Mähren 111
 Mafra, Kloster in Portugal 315
 Magdeburg 71
 Main 212
 Mainhardter Wald 330
 Main-Tauber-Kreis 309, 326, 330
 Mainz 13, 41, 44, 49, 73, 75, 94, 97, 210, 224
 – Johann Schweikhard von Cronenberg,
 Erzbischof 73
 Mannheim 289
 Marburg 315
 Mark, Grafschaft 78
 Marly 176
 Maschke, Erich, Historiker 315
 Maulbronn 304
 – Mettler, Adolf, s. Württembergisch Franken
 Mayer, Johann Friedrich, Pfarrer, „Gips-
 apostel“, s. Kupferzell
 Mead, Edwin D. 268
 Mecklenburg 334
 Mehin-sur-Yèvre 45
 Meiningen 220
 Merchingen 82
 Mergentheim 226, 228 ff., 232 f., 236, 241,
 311, 318, 329, 333, 335 f.
 Mespelbrunn s. auch Würzburg
 Herren von
 – – Johann Dietrich 84
 – – Philipp Christoph 84, 86
 – – Valentin Echter 84, 86
 Messelshausen 86
 Michelbach/Lücke 327
 Milen, Wolfgang Georg zu Weißagk 82
 Miltenberg 43, 215
 Mistlau 127–133, 157
- Moch, Gaston 268
 Möckmühl 290
 Moegle-Hofacker, Franz, s. Württembergisch
 Franken
 Mömpelgard 38
 Mohammend 113
 Monata, E. T. 268
 Morstein 77, 87
 – Herren von
 – – Eberhard Albrecht 83, 85 f.
 – – Heinrich Albrecht 85
 – – Ludwig Kasimir 82
 – – Moritz 85
 – – Sebastian 82
 Mortaigne, Levin de, Obrist 75
 Moscheles, Felix 268
 Mühlen
 – Herren von
 – – Seifried, Hofmeister zu Weikersheim 81
 – – Wolf Georg 85
 München 256 f., 270, 294, 315
 – Technische Universität 161
 Münnenstadt 79
 Münsingen 299
 Mulfingen 295, 326–328, 332
 Murrhardt 294, 330 ff.
- Nabern 295
 Namedy 74
 – Husman, Friedrich, Amtmann in Box-
 berg 74, 78
 Napoleon 167, 196, 211, 222, 308
 Nassau 203 f.
 Nassau-Katzenelnbogen 40
 – Magdalena, vh. Hohenlohe 40
 Nassau-Saarbrücken 94, 97
 Nassau-Siegen
 – Johann VII. 72
 Nassau bei Weikersheim 299 f.
 Naumann, Friedrich, liberaler Politiker 258,
 265
 Neckarsulm 234, 246, 288, 290, 291
 Neresheim 289
 Neubrunn 217
 Neuendettelsau 315
 Neuenstein 30, 33, 40 f., 43, 46, 58, 62, 66, 80,
 159, 161, 182, 282, 299 f., 310, 312, 323,
 330, 331 ff., 335
 – Hohenlohe-Zentralarchiv 311, 322
 – Personen
 – – Albrecht, Joseph, s. Württembergisch
 Franken
 – – Dell, Peter d. Ä. 333

- – Gradmann, Eugen, Pfarrer, s. Württembergisch Franken
- – Grünenwald, Elisabeth, s. Württembergisch Franken
- – Heber, Wilhelm, fürstlicher Rat 80
- – Schludi, Ulrich, Archivar 159
- – Schumm, Karl, s. Württembergisch Franken
- – Taddey, Gerhard, s. Württembergisch Franken
- Neufville, de 268
- Neukirchen 215
- Neunbronn 106
- Neunkirchen bei Gnadental 311
- Neustadt/Orla 165
- Niebel, Baumeister 49
- Niederlande 71 f., 78
- Niedernhall 316, 332
- Niederstetten 326
 - Umfrid, Hermann, Pfarrer 326
 - Umfrid, Irmgard 326
- Nikolsburg 204, 222
- Nilsson 268
- Nippold, Otfried, Völkerrechtler 265
- Nithack-Stahn, Pfarrer 245
- Nördlingen 89, 92 f., 96, 220, 224, 316
- Novikov, Johann 268
- Nürnberg 77, 86, 94, 105, 185, 187, 220, 225, 294, 321
 - Bestelmeyer, Georg Hieronymus, Maler 185, 188
 - Frolandt, Jakob 86
 - Groland 77
 - Hans Grolandt 86
- Oberlin, Johann Friedrich s. Waldersbach
- Obermünkheim 80
- Oberseisheim 246
- Obernburg 214
- Oberzenn 82 f., 86, s. auch Seckendorff
- Odenwald, Ritterkanton 79 f.
- Odessa 312
- Oehnbach 231
- Öhringen 77, 116, 186, 197, 283, 285, 293, 301, 309, 316, 333, 335
 - Boger, Ernst, Schulrektor, s. Württembergisch Franken
 - Öhringer Malter 29 f.
 - Sigginger 77
- Öschingen 246
- Österreich 202–211, 222, 242
- Oldenburg 204
- Oranien 72, 78
 - Wilhelm von 78
- Osnabrück 172, 174
- Ostfranken 280
- Ostland 311
- Ozendorf 332
- Paret, Oscar, Prähistoriker 315
- Paris 40, 46, 167, 171, 176, 222, 249, 274
 - Dufour, Joseph, Manufaktur 157, 170, 190
 - Jourdan, Professor 274
 - Mader, Xavier 172
- Passy, Frédéric 268
- Pataki-Hund, Andrea, Restauratorin 159
- Percier, Charles 168
- Petersburg 311
- Pfalz 92, 210
 - Herzöge
 - – Johann Casimir von Pfalz-Simmern, Kuradministrator 71, 73
 - – Reichard 92
 - Pfalz-Simmern 92
 - Unterpfalz 79
- Pfau, Ludwig 212
- Pfedelbach 66 f.
- Pfützthal, Saalekreis 118
- Physiologus 15
- Platz, Paul, Baumeister 57 f., 60
- Plochingen 246
- Poincaré, französischer Ministerpräsident 268
- Poitiers 44
- Pompadour, Marquise de 166
- Portugal 315
- Pottenstein 79
- Prangins 160
- Preußen 149, 202 f., 205 ff., 209 f., 214, 220, 222 f., 234, 237
 - Canitz, Graf, preußischer Gesandter in Stuttgart 206
 - Manteuffel, General von 221
- Rabbi Jacobi 109
- Rabbi Juda 109
- Rade, Martin, Pfarrer 245
- Rambouillet 45 f.
- Ravensberg, Grafschaft 78
- Ravershofen 86
- Reclams 269
- Regenbach 28, 304
- Regensburg 71
- Reich, Deutsches, Römisch-deutsches 69, 71, 77, 202
- Reinstein 87
- Retti, Leopoldo, Architekt 176

- Reveillon, Jean-Baptiste, Tapetenfabrikant 166
 Rhein 77, 94
 – Niederrhein 71
 Rheingau 73
 Rheinstein
 – Herren von
 – – Hansjörg von, Deutschordenskomtur 79
 – – Johann Georg 83, 85
 Rhön-Grabfeld, Landkreis 80
 Rhön-Werra, Ritterkanton 80
 Rinckenberg
 – Herren von
 – – Conrad 85, 87
 – – Cyriakus von 79 f., 83
 Rinderbach 77
 – Georg von 83
 Rixheim im Elsass 160, 166, 170
 – Zuber & Cie., Manufaktur 167, 170
 Robin (Robyn), Georg, Baumeister 41, 43 f.,
 49 f.
 Rohleder, Theodor, Pfarrer, s. Haßfelden
 Rom 71
 Rosenberg 75, 77
 – Herren von
 – – Georg Sigmund 83, 85, 87
 Rosenberg, Alfred, NS-Ideologe 311 f.
 Rothenburg 79 f., 87, 134, 280
 Rottenburg am Neckar 293, 295, 297 ff., 303
 Rottweil 306
 – Hoffmann, Max 306
 – Nationalpolitische Erziehungsanstalt 306
 Rudolf von Habsburg, König 318
 Rübeland 111
 Rüden 87
 Rüdüt 75

 Saalburg 315
 Saalekreis 118
 Sachsen 107, 112, 203
 Sachsen-Coburg-Gotha 204
 Saltzmann, Jacob, Zimmermann 47
 Salzmünde 118
 Sankt Petersburg 112 f.
 – Bayer, Gottlieb Siegfried, Historiker,
 Orientalist 113
 – Tatitschew, Wassilij Nikitsch 112
 Schelenburg 175, 190
 Schenk, Hans Friedrich 84, 87
 Schickhardt, Heinrich, Baumeister 37 f.
 Schillinger, Johann Jakob, Hofmaler 184
 Schlesien 111
 Schlesinger, Walter, Historiker 315
 Schleswig 203
 Schleswig-Holstein 208
 Schletz 77
 – Erasmus Schletz von Hatzendorf 83, 85 f.
 – Friedrich 83
 – Gottfried 83
 – Heinrich 85
 – Ott Friedrich 85
 – Wilhelm 83
 Schmiedelfeld 295
 Schönberger, Hans, Archäologe 315
 Schönbuch 47, 330
 Schönhuth, Ottmar s. Württembergisch
 Franken
 Schöntal 290, 312, 328, 330, 332 ff.
 – Knittel, Benedikt, Abt 290
 Schramm, Percy Ernst, Historiker 315
 Schrozberg 33, 283
 Schurwald 330
 Schwabach 87
 Schwaben 106, 294
 Schwäbische Alb 37, 47
 Schwäbisch-Fränkischer Wald 330
 Schwäbisch Gmünd 77, 80, 86, 247, 289, 332
 – Kraus, Johann, Bürgermeister 86
 – Pädagogische Hochschule 331
 Schwäbisch Hall 14, 77, 80, 86, 99, 101–107,
 120 f., 129, 151, 223 f., 226 f., 229, 231, 233,
 237, 242, 259, 275, 289 f., 293 ff., 297 ff.,
 301, 303 f., 306–309, 311–318, 320 f., 324,
 326–329, 331 ff., 335
 – Behörden, Einrichtungen, Gebäude, Plätze
 – – Dekanatsamt 273, 274
 – – Erasmus-Widmann-Gymnasium 329, 332
 – – Gymnasium illustre 102
 – – Hällisch-Fränkisches Museum 310, 327,
 331 ff.
 – – Hafenmarkt 308
 – – Heilig-Grab-Kapelle Steinbach 324
 – – Kirche St. Jakob 317
 – – Kirche St. Michael 99, 102, 106, 318,
 333
 – – Landhege 307
 – – Langenfelder Ziegelhütte und Tor 106
 – – Löwenapotheke 103
 – – Mädchengymnasium am Haal 310
 – – Oberamt 223
 – – Rathaus 318
 – – Spital zum Hl. Geist 80
 – – Stadwerke 14
 – Ortsteile
 – – Comburg s. unter K
 – – Gelbingen 237, 327
 – – Hessental 8

- – Lindach 106
- – Steinbach 324
- – Unterlimpurg 327
- Personen
- – Achter, Hans Ludwig 86
- – Adler, Hans Ludwig zu Unterlimpurg 87
- – Akermann, Manfred, Archivar, s. Württembergisch Franken
- – Berlinger, Simon, jüdischer Kantor 328
- – Beutter, Herta, Archivarin, s. Württembergisch Franken
- – Beyschlag, Johann Balthasar 102
- – Beyschlag Johann Friedrich 99–104, 106, 109, 122, 125
- – Brenz, Johannes, Reformator 315, 321
- – Dürr, Richard, Sanitätsrat s. Württembergisch Franken
- – Ehemann, Hermann, Gymnasialprofessor s. Württembergisch Franken
- – German, Wilhelm, Buchhändler, s. Württembergisch Franken
- – Gräter, Friedrich David, Gymnasiallehrer, Volkskundler, Nordist 317 f.
- – Hampele, Walter, s. Württembergisch Franken
- – Herolt, Johann, Chronist 294
- – Hörner, Kaufmann 234
- – Hommel, Wilhelm, s. Württembergisch Franken
- – Kirchdörfer, Carl, Fabrikant 316
- – Kohl, Herbert, s. Württembergisch Franken
- – Kost, Emil, s. Württembergisch Franken
- – Koziol, Michael Sylvester, s. Württembergisch Franken
- – Krüger, Eduard, Architekt 7, 9, 309, 317, s. auch unter Württembergisch Franken
- – Kümmerle, Conditor 223
- – Laux, Notar 275
- – Maier 232
- – Maisch, Andreas, Archivar, s. Württembergisch Franken
- – Morhard, Stadtarzt 106
- – Müller, Armin, s. Württembergisch Franken
- – Müller, Hans Peter, Archivar, s. Württembergisch Franken
- – Panter, Armin, s. Württembergisch Franken
- – Pfisterer, Elisabeth, s. Württembergisch Franken
- – Sanwald, Wolfgang, Stättmeister 103
- – Schwab 232
- – Schwenger, Bruno 7
- – Sekel, Speißwirth 223
- – Stellwag, Johann David 103
- – Stellwag, Maria Elisabeth 103
- – Stihler, Daniel, Archivar, s. Württembergisch Franken
- – Susmann, Eliezer, Synagogenmaler 327
- – Ulshöfer, Kuno, Stadtarchivar, s. Württembergisch Franken
- – Wandel, Florian, s. Württembergisch Franken
- – Wunder, Gerd, s. Württembergisch Franken
- Schwalm-Eder-Kreis 170, 175
- Schweden 90
- Schweinfurt 220
- Schweiz 111, 160, 164, 167, 212
- Schwendi, Lazarus von 71
- Seckendorff 147, 152, 156
- Herren von 132
- – Balthasar 82
- – Cordula, geb. von Liechtenstein 79, 82
- – Georg Friedrich 87
- – Georg Philipp 86
- – Hans Christoph 85
- – Hans Georg 83
- – Hans Ludwig 77
- – Hans Wilhelm zu Oberzenn 82
- – Hans Wolf zu Oberzenn 85 f.
- – Joachim Friedrich 87
- – Veit Asmus 79, 82, 86
- – Wolf Balthasar 86
- Seckendorff-Erkenbrechtshausen 147
- Wiedmann, Johann Michael, Amtmann 147
- Senfft 77
- Albrecht 82
- Christoph 85, 88
- Heinrich Jakob 85 f.
- Karl Fortunat 85 f.
- Sève, André, Pädagoge 261
- Sibirien 112, 275
- Sievershausen 71
- Sirach 194
- Sixt, Gustav, Historiker s. Stuttgart
- Solms-Laubach 40
- Anna von, vh. Hohenlohe 40
- Sofia (Bulgarien) 246
- Sowjetunion 311
- Spanien 71
- Speßhardt, Spessart 80
- Herren von
- – Balthasar 83
- – Balthasar Raban 85, 87

- – Bastian 83
- – Raban 83
- – Wilhelm 83
- – Wilhelm Bastian 85, 87
- Speyer 71, 111
 - Eisenmenger, Samuel, Leibarzt 111
- Spinola, Marquis 79
- Spree 212
- Spurgeon, Charles-Haddon, Baptistenprediger 247, 260
- Stahlhelm (Organisation) 276
- Stegle, Georg, Baumeister 37 ff., 42, 47–57, 61–67
- Steinbach 231, 237
 - Segl, Schultheiß 237
- Stetten
 - Herren von
 - – Georg 83, 85, 88
 - – Hans Reinhard 83, 85, 88
 - – Kaspar 83
 - – Ludwig Kasimir 83, 85, 88
 - – Wolf 83, 85
- Stockholm 267
- Straßburg 184
- Stresemann, Gustav 275
- Stuttgart 37–40, 47 f., 51, 61, 76, 90 f., 159, 184, 221, 224, 228, 231 f., 236, 245 f., 255, 264, 268, 274 f., 290 f., 293, 295, 297 f., 301, 316, 318, 323 f., 326, 329
 - Gebäude, Institutionen
 - – Akademie der Bildenden Künste 159
 - – Altertümersammlung, Staatliche 308
 - – Hauptstaatsarchiv 279, 322
 - – Karls gymnasium 289
 - – Landesarchivdirektion 322
 - – Münzkabinett 90 f.
 - – Neues Lusthaus 48, 61
 - – Oberkirchenrat 276
 - – Rathaus 275
 - – Statistisches Landesamt 291, 293, 296 f.
 - Personen
 - – Ernst, Viktor, Archivar 303
 - – Fleischhauer, Werner, Kunsthistoriker 316
 - – Franz, Günther, Historiker 316
 - – Heilmer, Generaldirektor 274
 - – Haering, Hermann, Archivar 306 f.
 - – Hoffmann, Professor, MdR 259
 - – Hofmann, Nobert, s. Württembergisch Franken
 - – Jänichen, Hans, Historiker 316
 - – Knapp, Otto von, Direktor des Statistischen Landesamtes 296, 302
 - – Krause, Rüdiger, s. Württembergisch Franken
 - – Kretzschmar, Robert, s. Württembergisch Franken
 - – Maurer, Hans-Martin 279, 287, 336
 - – Mehring, Gebhard, Archivar 303
 - – Miller, Max, Archivar 302, 305
 - – Molitor, Stephan, Archivar, s. Württembergisch Franken
 - – Öhler, Oberkirchenrat 276
 - – Paret, Oscar, Prähistoriker 316
 - – Paulus, Eduard, Konservator 293
 - – Sauer, Paul, Archivar, Historiker 316, 328
 - – Schnabel, Thomas, Leiter des Hauses der Geschichte 326
 - – Schneck, Karl Ernst, MdL 275
 - – Schneider, Eugen, Archivar 299, 303
 - – Sixt, Gustav, Professor am Karls gymnasium, Historiker 289
 - – Stegle, Georg s. unter Stegle
 - – Uhland, Robert, Archivar 316
 - – Umfrid, Otto, Stadtpfarrer 245
 - – Veeck, Walter, s. Württembergisch Franken
 - – Zimmermann, Wolfgang, Archivar, s. Württembergisch Franken
 - Süddeutscher Bund 242
 - Sülchgauer Altertumsverein 293
 - Sützel 77, 81
 - Sugenheim 77
 - Sulburg 80, 82, 86

 - Tacitus 281
 - Talheim 276
 - Tansania 311
 - Tauber 80, 214 ff., 280, 326
 - Tauberbischofsheim 201 f., 212 f., 215 f., 221 ff., 227 f., 239–242
 - Tempelhof 246 f.
 - Thibault, Narcisse, Maler 261 f.
 - Thüringen 51, 111, 165, 204, 212
 - Tiefensall 80
 - Tierberg 41
 - Tilly, Johann T'Serclaes von, Marschall 75
 - Tirol 96
 - Leopold, Erzherzog 96
 - Trier 192
 - Truchseß 77
 - Trugenhoven 86
 - Tübingen 40, 44, 192, 246, 248, 274, 276, 306, 312, 316 f., 319
 - Decker-Hauff, Hansmartin 316

- Gieseler, Wilhelm, Professor 306
- Kimmig, Wolfgang, Prähistoriker 316
- Rassenkundliches Institut 306
- Ulm 95, 226, 295, 297 ff., 303, 311
- Ungarn 40
- Unleben 80
- Unsinnig, Ulrich, Baumeister 41
- Unteralbach 81
- Unterregenbach, s. Regenbach
- Unterzenn 77
- Upsla 266
- Urach 198, 299, 312
- Utrecht 111
- Veldenstein 87
- Vellberg 77, 247, 276, 317
 - Narr, Dieter s. Württembergisch Franken
 - Stöckenburg 247, 273
- Venius Medici 186
- Verein für Ulm und Oberschwaben 291
- Versailles 165, 176
- Versbach 80
- Vestenberg 77
 - Hans von 83
- Virnsberg 87
- Völkerversöhnungsbund 277
- Vogesen 198
- Vohenstein 87
- Vollradts 87, 127 f.
- Vorarlberg 264
- Wachbach 285 f., 289
- Wachenrodt 87
- Wackershofen 191
 - Hohenloher Freilandmuseum 191
- Wahrer, Wahren
 - Herren von
 - – Adam Eberhard 86
 - – Georg Wilhelm 86
- Waldenburg 40, 66 f., 304, 316, 324, 326, 332
 - Schmitt, Heinrich, s. Württembergisch Franken
- Waldersbach im Elsass 198
 - Oberlin, Johann Friedrich, Pfarrer 198
- Walldüren 215
- Wasser, Hans von 83
- Weckrieden 239
 - Egner, N. 239
- Weikersheim 33, 37, 40 f., 43–48, 50 f., 54, 56, 58, 60 f., 65 ff., 81, 269, 292, 295, 299 f., 309, 327, 329, 335
 - Barock-Orangerie 309
 - Pistorius, Georg Tobias, Kanzleidirektor 61
- Weimar 39, 160
- Weinheim 83
- Weinsberg 259, 288
 - Haug, Ferdinand, Diakon s. Württembergisch Franken
- Weißbach 316
- Weissenburg/Wissembourg 93, 95
- Weißer Berg bei Prag 75
- Weizsäcker, Richard von 326
- Weller, Karl, Historiker, s. Württembergisch Franken
- Welzheimer Wald 330
- Wenkheim 83 f., 217, s. auch Hund
- Werbach 216, 239
- Werbachhausen 216
- Werdau 80
- Werratal 220
- Wertheim 221, 330
 - Ehmer, Hermann, s. Württembergisch Franken
- Weser 172
- Westfalen 172 f.
- Wetterau 72, 74
- Wetzlar 155
- Widdern 290 f.
- Wieland, Christoph Martin 317
- Wien 40, 202, 208, 318
- Wilhelm I., Kaiser 260
- Wilhelm II., Kaiser 251
- Wittenberg 290
- Wollmersbach 77
- Wollmershausen
 - Herren von
 - – Hans Konrad 79, 82, 86 f.
 - – Hans Werner 77
- Worms 70
- Württemberg 37 f., 47, 50, 152, 176, 201, 203–211, 219, 222 f., 233, 235, 237, 241 ff., 265, 273, 276, 280 f., 295, 303, 306, 315, 320, 324, 334 f.
 - Herzöge, Könige 176
 - – Alexander 208
 - – Anna Maria 39
 - – Auguste-Sophie von Württemberg-Neuenstadt, vh. Hohenlohe 178
 - – Christoph 37, 39
 - – Dorothea Ursula, geb. von Baden 40
 - – Eleonora, vh. Fürstin von Anhalt 38
 - – Friedrich 37 f., 334
 - – Karl 204, 238
 - – Ludwig 37 ff., 43, 47
 - – Pauline 208

- – Wilhelm I. 204, 238, 323
- – Wilhelm II., 303
- Nordwürttemberg 228
- Personen, s. auch unter Stuttgart
- – Bartholomä, Oberkriegskommissar 225
- – Boller, Ministerialsekretär 237
- – Dietelbach, Gottlieb August, Münzschneider 238
- – Hardegg, Generalleutnant von 217
- – Hirzel, Reichsrat 275
- – Kehrer, Oberstleutnant 221
- – Linden, Freiherr von, Ministerpräsident 204
- – Nessler, Kriegskommissar 221
- – Rampacher, Hermann von, Offizier 215
- – Röcker, Präsident der Landeskirchenversammlung 274
- – Suckow, Albert von, Major 207, 208, 219 ff.
- – Varnbühler, Freiherr von, Ministerpräsident 205 ff., 209, 222
- – Wüst, Hauptmann a. D. 275
- – Wurm, Kirchenpräsident 274
- Württemberg-Baden 308
 - Schnitzer, Ewald W., US-Militär 308
- Württemberg-Neuenstadt 317
- Württembergisch Franken 7, 279–335
 - Historischer Verein 279–335
 - – Akermann, Manfred, Archivar, Schriftleiter 324
 - – Albrecht, Josef, Domänenrat, Schriftleiter 282 f., 285
 - – Alexandre, Philippe, Autor 329
 - – Andermann, Kurt, Autor 334
 - – Arens, Fritz, Historiker, Autor 329
 - – Bauer, Hermann, Pfarrer, Dekan, Schriftleiter 280, 283 ff., 287 ff., 304, 315, 335
 - – Beutter, Herta, Archivarin, Schriftleiterin 324, 332
 - – Bittel, Kurt, Vor- und Frühgeschichtler, Autor 309
 - – Blind, Gottlob, Pfarrer, Schriftleiter 295, 296
 - – Böckle, Karlheinz, Oberstleutnant, Autor 327
 - – Boger, Ernst, Schullektor, Autor 293, 302
 - – Bossert, Gustav d. Ä., Pfarrer, Historiker, Schriftleiter 290, 292–295, 297 f., 315, 334
 - – Brehmer, Jörg, Redaktionsmitglied 333
 - – Brockhusen, Hans-Joachim von, Autor 329
 - – Buder, Walter, Autor 304
 - – Christ, Hans, Professor, Autor 309
 - – Dürr, Wilhelm, Sanitätsrat, Autor 304, 307
 - – Ehemann, Hermann, Gymnasialprofessor, Vereinsvorstand 290
 - – Ehmer, Hermann, Archivar, Autor 330, 334
 - – Freeden, Max H. von, Direktor des Mainfränkischen Museums, Autor 309
 - – Frey, Stefan, Autor 328
 - – Fritz, Gerhard, Historiker, Redaktionsmitglied 332 ff.
 - – Fromm, Ludwig, Amtmann, Vereinsgründer 281
 - – Ganzhorn, Wilhelm, Richter, Dichter, Autor 288, 290
 - – German, Wilhelm, Buchhändler, Autor 304
 - – Goessler, Peter 309
 - – Gradmann, Eugen, Pfarrer, Schriftleiter 299 ff., 304
 - – Gross, Rainer, Archivar, Redaktionsmitglied 326
 - – Grünwald, Elisabeth, Kunsthistorikerin, Autorin 309
 - – Hampele, Walter, Oberstudiendirektor 318
 - – Hartmann, Gustav, Pfarrer, Schriftleiter 299 f.
 - – Hartmann, Julius, Pfarrer, Redakteur 290 f., 297 f.
 - – Haßler, Konrad, Vereinsvorstand 292, 296, 302
 - – Haug, Ferdinand, Diakon, Autor 288
 - – Herrmann, Helmut, Autor 327
 - – Hettinger, Anette, Autorin 326
 - – Hofmann, Norbert, Archivar, Autor 331
 - – Hommel, Wilhelm, Stadtarchivar, Autor 308
 - – Jonai, Efraim, Autor 327
 - – Jooß, Rainer, Historiker, Autor 329
 - – Kaufmann, Uri, Autor 327
 - – Kirn (Kuhn), Daniel, Autor 334
 - – Kohl, Herbert, Studiendirektor, Redaktionsmitglied 332 f.
 - – Kosch, Clemens, Autor 329
 - – Kost, Emil, Studienrat, Vereinsvorstand, Schriftleiter 306–311, 313 f.
 - – Koziol, Michael Sylvester, Autor 321
 - – Kozlik, Andreas, Autor 330
 - – Krause, Rüdiger, Prähistoriker, Autor 329
 - – Kraut, Stefan, Archivar, Autor 328

- – Kretzschmar, Robert, Präsident des Landesarchivs, Autor 330 f.
- – Krüger, Eduard, Architekt, Autor 309, 318
- – Lenckner, Georg, Pfarrer, Autor 310, 313, 318 ff.
- – Maisch, Andreas, Archivar, Schriftleiter 321, 324, 328, 331
- – Meister, Johannes, Autor 327
- – Mettler, Adolf, Autor 304, 306
- – Moegle-Hofacker, Franz, Archivar, Schriftleiter 323
- – Molitor, Stephan, Archivar, Autor 331
- – Müller, Armin, Autor 329
- – Müller, Hans Peter, Archivar, Redaktionsmitglied 324
- – Müller, Karl-Otto 306
- – Murr, Erich, Dozent, Autor 309
- – Narr, Dieter, Volkskundler, Schriftleiter 317
- – Panter, Armin, Museumsleiter, Redaktionsmitglied 332 f.
- – Pfisterer, Elisabeth, Pfarrfrau, Autorin 327
- – Philippi, Christoph, Vereinsvorsitzender 328
- – Plate, Ulrike, Archäologin, Autorin 330
- – Riedel, Friedrich W., Autor 328
- – Rothmund, Albert, Vereinsvorsitzender 328
- – Ruoff, Max, Oberst a. D., Autor 308
- – Sanden, Ulrich von, Autor 327
- – Schmitt, Heinrich, Autor 304
- – Schönhuth, Ottmar, Pfarrer, Historiker, Schriftleiter 283, 285–289, 304, 335
- – Schumm, Karl, Archivar, Autor 308, 310 ff., 313, 317–320
- – Schumm, Marianne 319
- – Schweinitz, Anna-Franziska von, Autorin 329
- – Simon, Theo, Geologe, Autor 329
- – Stihler, Daniel, Archivar, Redaktionsmitglied 324, 331
- – Taddey, Gerhard, Archivar, Schriftleiter 322 f., 331 ff.
- – Tescher, Susanne Sonja, Autorin 334
- – Ulshöfer, Kuno, Archivar, Schriftleiter 310, 317, 321 ff.
- – Veeck, Walter, Direktor der Staatlichen Altertümersammlung in Stuttgart, Autor 308
- – Wandel, Florian, Autor 329
- – Weigel, Helmut, Professor, Autor 309
- – Weiss, Elmar 328
- – Weller, Karl, Archivar, Schriftleiter 288, 300, 302–306, 307
- – Wengerter, Horst, Autor 330
- – Weyer, Jost, Autor 329
- – Windisch, Erik, Autor 327
- – Windmüller, Otto 325
- – Wohlschlegel, Karin, Autorin 329
- – Wunder, Gerd, Gymnasialprofessor, Schriftleiter 310–314, 317–321, 324
- – Zeller, Johannes, Oberlehrer, Autor 309
- – Zimmermann, Wolfgang, Archivar, Autor 333
- Württembergischer Geschichts- und Altertumsverein 283, 291, 299
- Würzburg 50, 53 f., 58, 60, 70, 73–76, 80 f., 90, 96 f., 137, 144, 146, 155, 203, 206, 210, 217 f., 222, 225, 230, 294, 309, 315
- Bischöfe 54
- Fechenbach 145
- Johann Gottfried von Aschhausen 75
- Julius Echter von Mespelbrunn 54, 74
- Mainfränkisches Museum 309
- Personen
- Freeden, Max H. von, Direktor des Mainfränkischen Museums 309
- Hammelman, Marx 85, 87
- Stift Haug 80, 85
- Ypern 41
- Zeppelin 334
- Zobel 77
- Hans Christoph 86
- Hans Ernst 79, 82, 86
- Hans Friedrich 86
- Hans Georg 79, 82, 86
- Hans Hermann 86
- Heinrich 86
- Julius Rudolf 86
- Konrad Ludwig 86
- Zollern 91, 94
- Zuber & Cie., Manufaktur, s. Rixheim

Autoren und Mitarbeiter des Bandes

Prof. Dr. Philippe Alexandre, 55, rue du Vallon, F-88000 Epinal, philippe.alexandre10@libertysurf.fr

Antonia von Alten, Mainstraße 33, 63263 Neu-Isenburg, info@antoniavonalten.de

Thobias Bär, Goldäckerstraße 16, 74585 Rot am See, tobiascroesus@web.de

Albrecht Bedal, Kirchgasse 1, 74523 Schwäbisch Hall, albrecht.bedal@gmx.de

Herta Beutter, Obere Herrngasse 15/1, 74523 Schwäbisch Hall, Herta.Beutter@schwaebischhall.de

Dr. Christoph Bittel, Edelfinger Str. 24, 97980 Bad Mergentheim, christoph.bittel@gmx.de

Dietrich Bleher, Haller Str. 45, 74638 Waldenburg, e-d.bleher@t-online.de

Jörg Brehmer, Schenkengasse 25, 74523 Schwäbisch Hall, brehmer.j@gmx.de

Dr. Ernst Breit, Am Markt 3, 74523 Schwäbisch Hall, ernstbreit@gmx.de

Prof. Dr. Gerhard Fritz, PH Schwäbisch Gmünd, Institut für Gesellschaftswissenschaften, Oberbettringer Str. 200, 73525 Schwäbisch Gmünd, Gerhard.Fritz@ph-gmuend.de

Ulrich Fröhner, Steinbachstr. 11, 74592 Kirchberg/Jagst, energiebueroeroehner@t-online.de

Eberhard Göpfert, Konradwg 4, 74523 Schwäbisch Hall, goepfertsha@gmx.de

Lena S. Grüner, Nymphenburger Str. 23b, 80335 München, mail@lenagruener.de

Michael Happe, Dorfstraße 5, 74523 Schwäbisch Hall–Wackershofen, Michael.Happe@wackershofen.de

Stefan Holz, Historisches Seminar / SFB 933, Grabengasse 3-5, 69117 Heidelberg, stefan.holz@zegk.uni-heidelberg.de

Herbert Kohl, Brahmsweg 1, 74523 Schwäbisch Hall, kohl-herbert@gmx.de

Dr. Daniel Kuhn, Veilchenweg 2, 74417 Gschwend, danielkuhn@gmx.net

Dr. Helmut Neumaier, Wilhelm-Pfoh-Straße 32, 74706 Osterburken, helmut-neumaier@t-online.de

Prof. Dr. Dr. h. c. Walther Ludwig, Reventlowstr. 19, 22605 Hamburg, Walther.Ludwig@uni-hamburg.de

Dr. Matthias Ohm, Münzkabinett, Waffen, Militaria, Landeskunde, Landesmuseum Württemberg, Schillerplatz 6, 70173 Stuttgart, Matthias.Ohm@Landesmuseum-Stuttgart.de

Dr. Armin Panter, Hällisch-Fränkisches Museum, Keckenhof 6, 74523 Schwäbisch Hall, Armin.Panter@schwaebischhall.de

Kurt Schreiner, Lenastr. 12, 74613 Öhringen, kurt_schreiner@t-online.de

Dr. Rolf Schweizer, Seegasse 23, 71540 Murrhardt, info@carl-schweizer-museum.de

Dipl.-Ing. Thomas Voit, Herschelstr. 40b, 70565 Stuttgart, tho.voit@t-online.de

Dr. Hellmar Weber, Teurerweg 59/1, 74523 Schwäbisch Hall, hellmar.k.weber@t-online.de

Prof. Dr. Jost Weyer, Behrkampsweg 1, 22529 Hamburg

Richtlinien für die Gestaltung von Typoskripten

(gültig ab Bd. 100 [2016] des Jahrbuchs „Württembergisch Franken“)

Beiträge für das Jahrbuch sind per Mail an die Schriftleitung „Württembergisch Franken“, Keckenhof (Hällisch-Fränkisches Museum), 74523 Schwäbisch Hall zu senden: info@wuerttembergischfranken.de und Gerhard.Fritz@ph-gmuend.de.

Es werden nur Beiträge angenommen, die bisher nicht veröffentlicht sind und die nicht gleichzeitig anderen Herausgebern angeboten werden. Skripte sollen vollständig, korrigiert und druckfertig sein und keiner Änderungen mehr bedürfen.

Abbildungen können nach Rücksprache mit der Redaktion aufgenommen werden. Bildvorlagen sollten (grundsätzlich digital) vom Autor bzw. der Autorin mit dem Skript geliefert werden. Die Beschaffung geeigneter Bildvorlagen und die Einholung erforderlicher Reproduktionsgenehmigungen sind Aufgaben des Autors bzw. der Autorin.

Mit der Annahme eines Manuskripts geht das Verlags- und Nachdruckrecht zeitlich und räumlich an den Herausgeber, den Historischen Verein für Württembergisch Franken, über. Die Autoren bzw. Autorinnen erklären sich mit einer späteren Präsentation ihrer Texte im Internet durch den Herausgeber einverstanden. Für den Fall, dass für den Autor bzw. die Autorin Umsatzsteuerpflicht besteht, wird um Mitteilung gebeten.

Von jedem veröffentlichten Beitrag erhält der Autor bzw. die Autorin unentgeltlich 20 Sonderdrucke. Weitere Exemplare sind spätestens bei Abgabe der ersten Korrektur zu bestellen und werden dem Auftraggeber bzw. der Auftraggeberin in Rechnung gestellt.

Im Einzelnen wird gebeten, die folgenden Richtlinien unbedingt einzuhalten:

Typoskripte auf Datenträgern

Skripte sollten als WORD-Datei erstellt werden.

Textteil

Format und Zeilenabstand: DIN A 4, einseitig, 1½-zeilig, mit ausreichendem Rand ohne Silbentrennung (Flattersatz)

Schriftgröße: 12 Punkte, Anmerkungen 10 Punkte

Absätze:	neue Zeile
Anmerkungszi­ffern:	im Allgemeinen am Satzende, hochgestellt, ohne Punkt und Klammer, nach Satzzeichen
Literaturzitate:	zwischen „Anführungszeichen“
Quellenzitate:	ältere Texte kursiv, neuere Texte wahlweise zwischen Anführungszeichen oder kursiv. Quellen sind in der Regel nach den geltenden Richtlinien zu transkribieren
Hervorhebung einzelner Worte:	S p e r r u n g (sparsam verwenden!)
Querverweise innerhalb von Aufsätzen:	keine Seitenzahlen, nur Hinweise auf Kapitel oder Fußnoten-Zahlen
Ordnungszahlen von Herrschern:	mit Punkt versehen (z. B. Friedrich IV.)
Abkürzungen:	außer den allgemein üblichen (usw., z. B.) nach Möglichkeit vermeiden
Literatur- und Quellenverzeichnisse	keine eigenen Literatur- und Quellenverzeichnisse anlegen, sondern grundsätzlich nur in den Anmerkungen nachweisen (s. u.)
Abbildungen:	bei Einfügungen in den laufenden Text ist die ungefähre Position zu markieren. Verschiebungen durch den Umbruch sind möglich

Anmerkungen

Format und Zeilenabstand:	DIN A 4, einseitig, 1-zeilig mit drei Punkt Abstand zwischen den einzelnen Anmerkungen; als Fußnoten ausführen
Anmerkungszi­ffern:	am Zeilenanfang vorgestellt ohne Punkt und Klammer

Literaturangaben

Vornamen werden normal geschrieben, Nachnamen kursiv, Titel nach Doppelpunkt. Mehrere Literaturangaben in einer Anmerkung werden durch Strichpunkt (Semikolon) getrennt. Jede Anmerkung beginnt mit einem Großbuchstaben und wird mit einem Punkt abgeschlossen.

Zitat aus selbstständigen Werken (Muster):	Eugen <i>Gradmann</i> : Die Kunst- und Altertumsdenkmale der Stadt und des Oberamtes Schwäbisch Hall. Esslingen 1907, [es folgt die Seitenzahl, auf die sich der Nachweis bezieht].
Zitat aus Zeitschriften (Muster):	Heinz <i>Bühler</i> : Schwäbische Pfalzgrafen, frühe Staufer und ihre Sippengenossen. In: Jahrbuch des historischen Vereins Dillingen

- 77 (1975), S. 188–255. [Also erste bis letzte Seite des Aufsatzes angeben, dann ggf. zusätzlich diejenige Seite, auf die sich das Zitat bezieht.]
- Zitat aus Sammelwerken (Muster): Kuno *Ulshöfer*: Die Salzstadt Hall. In: Kuno *Ulshöfer*, Herta *Beutter* (Hg.): Hall und das Salz. Beiträge zur hällischen Stadt- und Salinengeschichte (FWFr 22). Sigmaringen 1982, S. 9–13 [wie bei Zitaten aus Zeitschriften].
- Zitat aus Reihenwerken (Muster): Raimund J. *Weber*: Die Schwäbisch Haller Siedenserbleihen. Bd. 1: Studien zur Rechtsnatur und zur Besitzgeschichte (FWFr 14). Sigmaringen 1981, S. 76–84 [wie bei Zitaten aus Zeitschriften].
- Zitatwiederholungen (Muster): *Gradmann* (wie Anm. 5), S. 57. Nicht „a.a.O.“ verwenden. Bei mehrfacher Nennung nacheinander können Autor und Klammerhinweis durch ebd. ersetzt werden: Ebd., S. 77. Werden mehrere Werke desselben Verfassers zitiert, sind Kurztitel zu bilden: *Besson*, *Württemberg* (wie Anm. 5), S. 57.
- Auflagenhinweis: zweite und weitere Auflagen werden durch die hochgestellte Zahl vor dem Erscheinungsjahr vermerkt: *Günther Franz*: Der deutsche Bauernkrieg. Stuttgart ¹⁰1975, S. 216–221.
- Ungedruckte Quellen: Angabe der (abgekürzten) Verwahrstelle (Archiv, Bibliothek), genaue Signatur, Seitenzahl, Jahreszahl in Klammern: HStA Stuttgart A 602 WR 6157 (von 1413), fol. 15.
- Edierte Quellen: WUB 8, Nr. 3456, S. 101 (= Württembergisches Urkundenbuch, Bd. VIII, Nr. 3456, S. 101); ZGO 110 (1962), S. 413 (= Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, Bd. 110, 1962, S. 413). Weniger bekannte Quellenwerke werden wie Literatur vollständig zitiert.
- Abkürzungen: siehe Abkürzungsverzeichnis. Die hier aufgeführten Abkürzungen können ohne Erläuterung benutzt werden. Andere, nicht allgemein übliche und bekannte Abkürzungen sind möglichst zu vermeiden, auch für Urkundenwerke und Zeitschriften. Sind weitere Abkürzungen notwendig, ist entweder in der

ersten Anmerkung oder am Schluss des Beitrags ein Abkürzungsverzeichnis einzufügen.

Rezensionen

Muster für das Zitat einer besprochenen Publikation:

Manfred *Hörner*: Die Wahlen zur badischen zweiten Kammer im Vormärz (1819–1847) (Schriftenreihe der Historischen Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 29). Göttingen (Vandenhoeck und Ruprecht) 1987. 539 S., mehrere Tab. und Schaubilder.

Abkürzungsverzeichnis

A	=	Archiv
Abb.	=	Abbildung
Bd., Bde.	=	Band, Bände
BWKG	=	Blätter für württembergische Kirchengeschichte
DWG	=	Darstellungen aus der Württembergischen Geschichte, hg. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte
ebd.	=	ebenda
fol.	=	folio
FWFr	=	Forschungen aus Württembergisch Franken
GLA	=	Generallandesarchiv
HABW	=	Historischer Atlas von Baden-Württemberg
Hg., hg.	=	Herausgeber, herausgegeben
HUB	=	Hohenlohisches Urkundenbuch
HStA	=	Hauptstaatsarchiv
HZA	=	Hohenlohe-Zentralarchiv
Jg.	=	Jahrgang
Jh.	=	Jahrhundert
KB	=	Kreisbeschreibung
LB	=	Das Land Baden-Württemberg. Amtliche Beschreibung nach Kreisen und Gemeinden
OAB	=	Oberamtsbeschreibung
p	=	Pagina
r	=	rekto
s.	=	siehe
S.	=	Seite
StA	=	Staatsarchiv
StadtA	=	Stadtarchiv
Tab.	=	Tabelle
UB	=	Urkundenbuch
v	=	verso
VKfgL	=	Veröffentlichungen der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg
WFr	=	Württembergisch Franken
WGQu	=	Württembergische Geschichtsquellen, hg. von der Württembergischen Kommission für Landesgeschichte
WJb	=	Württembergische Jahrbücher
WUB	=	Württembergisches Urkundenbuch
WVjH	=	Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte
ZGO	=	Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins
ZWLg	=	Zeitschrift für Württembergische Landesgeschichte

